



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

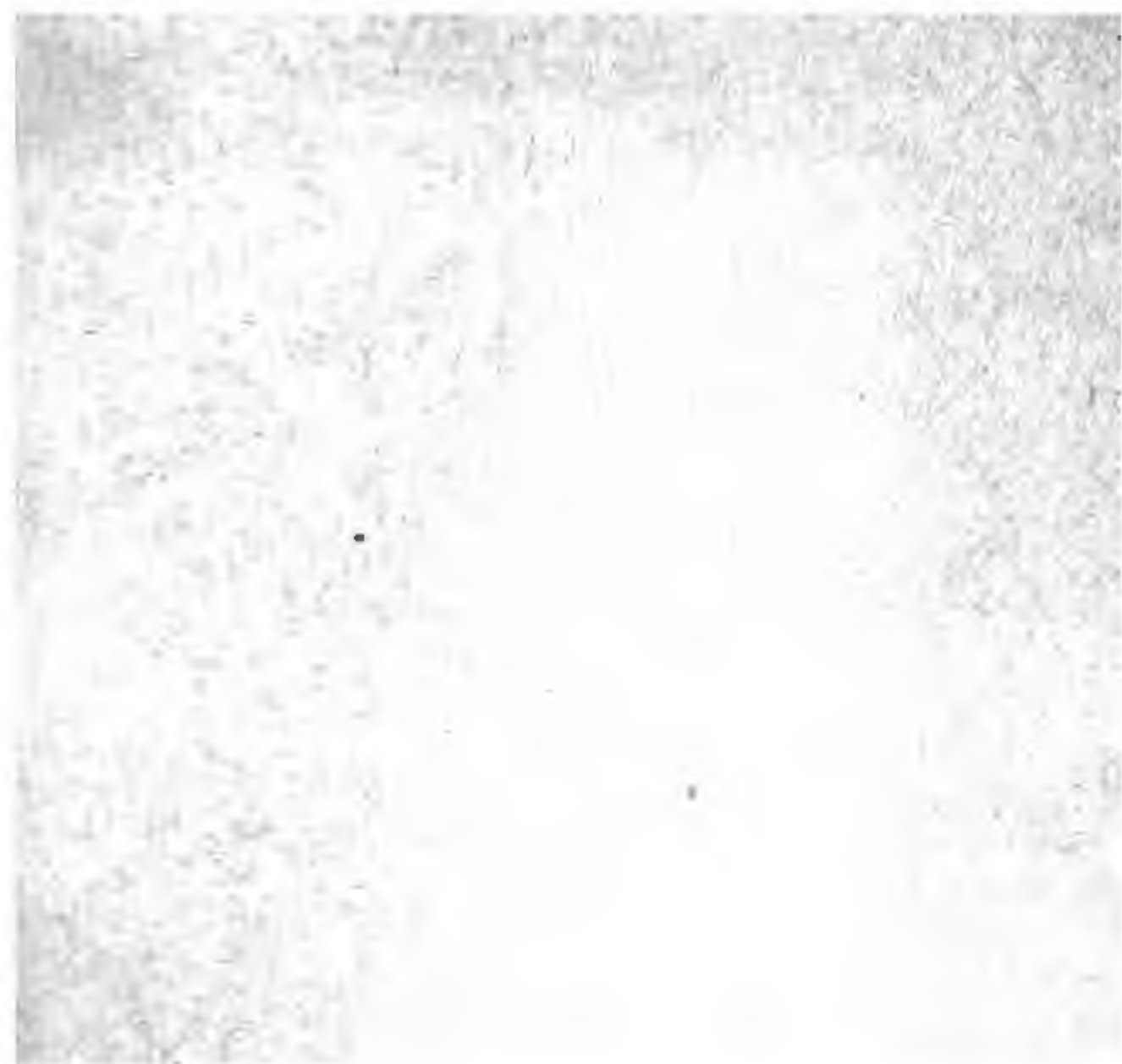
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

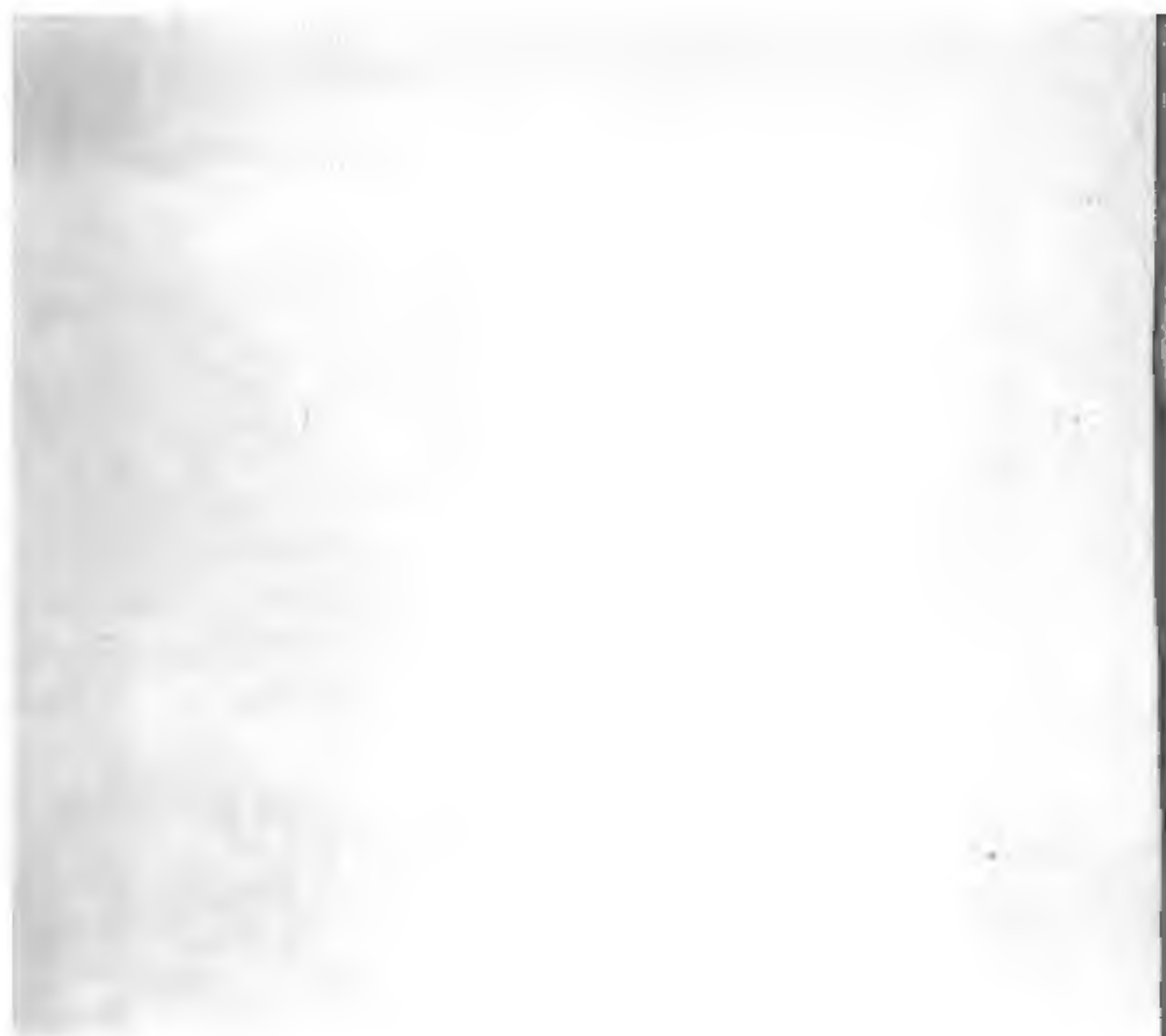
Über Google Buchsuche

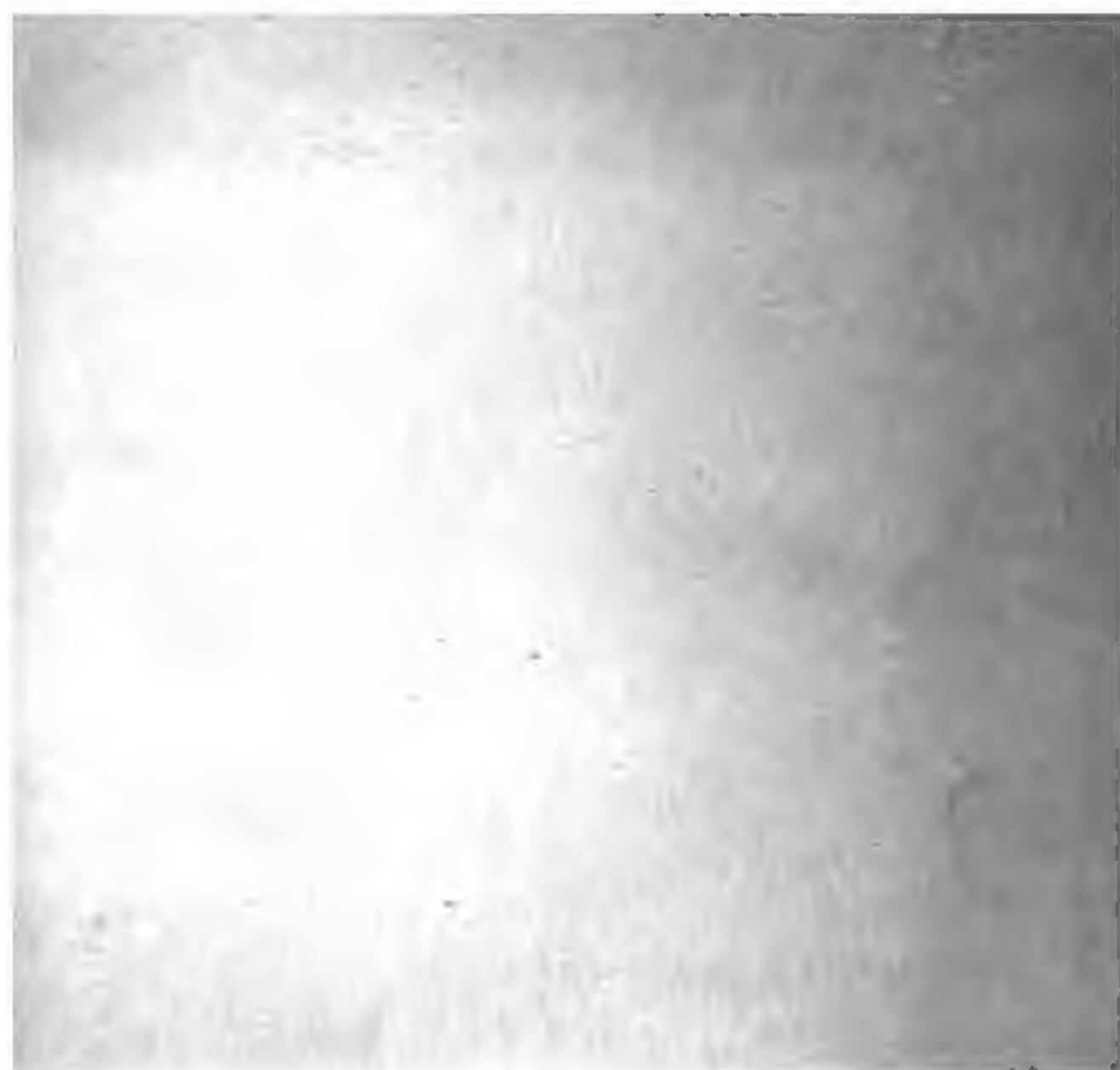
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.













G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1852

Zweiter Band.

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Dreißigster Band.

München, 1852.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Printed in Germany

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

187491A

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

R 1925 L

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Anselm von Feuerbach und sein Wirken in Bayern. Ein Zeit- und Charakter-Bild. Erster Artikel. Feuerbach's Persönlichkeit und sein neues Vaterland . . .	1

S u m m a r i u m.

Gelehrtes Romadenthum; — das bayerische Eldorado der „Aufklärung“ und die Landes-Universität zu Landshut; — Feuerbach's katholisches Hülfscorps, Sieg der alten Illuminaten an der Universität; — Kampf der „fremden Gelehrten“ in Bayern mit den „Patrioten“; — die neue sicilianische Pesper in München; — Herr Ehlersch mit dem „Dolch im Rücken“; — Feuerbach's Armuth und bayerischer Unbank; — der Criminalist als „verfolgter deutscher Mann“; — preussische Inklinationen und Intriguen; — der „Ruf“ nach Berlin in Sicht; — Preußen hoch und abermals hoch, nieder mit Bayern! — der „Ruf“ nach Berlin gescheltet; — Bayern hoch und abermals hoch, nieder mit Preußen!

II. Aphoristische Zeitläufte:

I. Ein Krieger über den Umgang mit Soldaten und das Kriegshandwerk . . .	26
--	----

	Seite
II. Mergentröthe	35
III. Handwerkervereine	36
III. Cardinal Gerbill	47
II. Gerbill Lehrer der Theologie und Erzieher des Prinzen von Piemont. Seine pädagogischen Grund- sätze. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit.	
IV. Anselm von Feuerbach und sein Wirken in Bayern. Ein Zeit- und Charakter-Bild. Zweiter Artikel. Feuer- bach und die religiösen Angelegenheiten in Bayern; die modern-protestantische Propaganda und der Presbyter- ial-Verfassungs-Streit; der Vater und seine Söhne; die Excellenz in Ansbach und König Ludwig . . .	65
S u m m a r i u m.	
<p>Feuerbach und das Concordat. — Fieberschaner der bayerischen „Aufklärung“, Reconvalescenz des Katholicismus in Bayern. — Kronprinz Ludwig auf Seite der „Obscuranten“; — die protestantische Pro- paganda in Bayern im Bunde mit Weiller und dem schulmeisterlichen Aufklärung; — Feuerbach's Hoff- nung auf den Untergang der Kirche, bittere Enttäus- chung; — seine Opposition gegen das Oberconsisto- rium und die projectirte Einführung der Presbyter- ial- und Synodal-Verfassung in Bayern; — die Feuerbach'sche Agitation und die Bedeutung des Strei- tes; — Hofintriguen in Religionsfachen; — Feuer- bach's innere und äußere Lage; — frühere und spä- tere Urtheile über den Kronprinzen Ludwig; — Feuer- bach's Stimmung gegen König Ludwig's Regierung; — das Ende des „bayerischen Patrioten“.</p>	
V. Der christliche Staat und die Confessionen in Deutsch- land	68
VI. Classisches Alterthum und Philologie, und ihr Verhält- niß zu Christenthum und christlicher Erziehung. Erster Artikel	91
VII. Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen . . .	103

VIII. Literatur :

I. Grundriß zum System der christlichen Philosophie. Von Dr. J. R. F. Dischinger. Zweite, durchaus neubearbeitete und vermehrte Auflage. Straubing, Verlag der Schorner'schen Buchhandlung 1852. Seiten XVI, 286.	110
II. Katholische Dogmatik von Dr. K. Schmid. Erster Band. Schaffhausen, Verlag der Furter'schen Buch- handlung 1852. S. XX. 204.	112
III. Die Welt, angeschaut in ihren Gegensätzen Geist und Natur. Zugleich eine kritische Entgegnung auf die modernen Theorien vom „Geiste in der Natur.“ Ein Beitrag zur katholischen Wissenschaft von Wilh. Gärtner, Operar und Feiertagsprediger an der k. k. Wiener Universität. Wien 1852. Verlag von Carl Gerold. S. XXXVI. 424	116
IV. Des Origenes Lehre von der Auferstehung des Flei- sches. Eine historisch-dogmatische Abhandlung von Dr. Kamers Trier, Druck und Verlag der Fr. Ling'schen Buchdruckerei 1851. S. 78.	118
IX. Preußen in „zwei neuen Krisen“	119
X. Guido Görres	129
XI. Kirchliche Zustände der Gegenwart	148
XII. Die deutschen Universitäten und der päpstliche Staat	157
XIII. Historischer Commentar zu den neuerlichen „Berufun- gen“ in Bayern. Erster Brief. Das bayerische Schul- und Gelehrten- Wesen zur katholischen Zeit; die Universität Ingolstadt	161
Zweiter Brief. Das bayerische Schul-Wesen in der Aufklärungsperiode; die Universitäten Ingolstadt und Würzburg	181
XIV. Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen. I. Wetterwolken über England	191

	Seite
II. Zur Physiologie der Gesellschaft	192
III. Die Vertreibung der Redemptoristen aus Wien im Jahre 1848	193
XV. Glossen zur Tagesgeschichte.	
I. Preß-Opposition neuester Facon	200
II. Hätten das die Andern gethan! (Eine protestantische Excommunication in der Pfalz.)	202
XVI. Die Mission in Ingolstadt vom 29sten Mai bis 13ten Juni 1852	207
XVII. Erklärung des Professor Phillips, die Redaktion der historisch-politischen Blätter betreffend	211
XVIII. Classisches Alterthum und Philologie, und ihr Ver- hältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung. Zweiter Artikel	213
XIX. Der Achilli'sche Proceß	224
XX. Historischer Commentar zu den neulichen „Verufun- gen“ in Bayern. Dritter Brief. Der Streit über den Unterschied zwis- schen Nord- und Süd-Deutschland; die fremde „Auf- klärung“ und das bayerische Volk	251
XXI. Glossen zur Tagesgeschichte.	
I. Bekenntnisse einer schönen Seele	266
II. Zustimmungsadresse.	268
III. Weltgeschichtliche Standpunkte	268
IV. „Katholische Propaganda.“	269
V. Parität und Communismus	273
VI. Eine Lanze für den „Rundschauer“!	275
XXII. Historischer Commentar zu den neulichen „Verufun- gen“ in Bayern. Vierter Brief: Die fremden Gelehrten in Bayern;	

alte und neue Münchener Münzen; die Verfassungen und das bayerische Volk	277
XXIII. Die Verfolgung der Katholiken in Meissenburg. Er- ster Artikel	302
XXIV. Glossen zur Tagesgeschichte.	
I. Alte Mosen wider neu	316
II. Der Kaiserzug in Ungarn und die Präbentenfahrt an den Rhein	328
XXV. Das Antonius-Glöcklein. (Eine Reliquie von Gathe- Görres	337
XXVI. Die Eggersteine in Westfalen	341
XXVII. Historischer Commentar zu den neuen „Verfassun- gen“ in Bayern.	
Fünfter Brief: Der Streit mit den „fremden Ge- lehrten“ in Bayern; Stellung der damaligen Welt- lage; die „norddeutschen und protestantischen Gelehr- ten“ im Lande; die „christkatholischen Romantiker“ in Landshut; die napoleonisch blau-weißen „Patrioten“	349
XXVIII. Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen	368
XXIX. Glossen zur Tagesgeschichte.	
I. Katholische Missionen und protestantischer Haus- handel mit dem „Wort.“	392
II. „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts“ — und die confiscirte „Staatskrankheit.“	394
XXX. Classisches Alterthum und Philologie, und ihr Ver- hältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung. Drit- ter Artikel. Entstehung und Regierung der Welt	413
XXXI. Historischer Commentar zu den neuen „Verfassun- gen“ in Bayern.	
Sechster Brief. Anklagen der napoleonischen „Pa- trioten“ gegen die „protestantischen und norddeutschen	

	Seite
Gelächerten" in München; das bayerische Schulwesen in deren Händen; der Injurien-Proceß in dem Partei-Blättern und vor Gericht; wiederholtes Einschreiten der hohen Polizei; der Morbanschuß auf Thiersch; die „berufenen“ Fremden als freimaurerische Genblinge; Schluß	432
XXXII. E. P. Löffemüller und seine neueste Schrift: „Unser Zustand von dem Tode bis zur Auferstehung. (Ein Beitrag zur Geschichte der „Fortsschritte des Protestantismus“.)	457
XXXIII. Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619	486
XXXIV. Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619. (Schluß.)	509
XXXV. Schicksale der katholischen Schule in Magdeburg	532
XXXVI. Literatur:	
1. Das dreieine Leben in Gott und jedem Geschöpfe, durch katholische Speculation als Interpretation nachgewiesen, von Dr. Karl Maria Mayrhofer. Aus dessen wissenschaftlichem Nachlasse zusammen- gestellt von zwei Professoren der Theologie in Oesterreich. Regensburg (Menz) 1851. XIV. 309. 354.	544
II. Lesebuch für katholische Volksschulen, nebst kurzer Gebrauchs-Anleitung, bearbeitet von J. Bumiller und Dr. J. Schuster (Freiburg im Breisgau bei Herder) 1852	554
XXXVII. Zeitkäfte, Erinnerungen und Aphorismen.	
Wiederum der Kölner Gesellen-Berein	559
XXXVIII. Der neueste Kriegszug gegen den Indifferentismus	571
XXXIX. Classisches Alterthum und Philologie, und ihr Ver- hältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.	

Viertes Artikel. Verhältniß des Menschen zur Gott- heit. Sündenfall und Erlösung	577
---	------------

XL. Literatur:

Die römische Revolution vor dem Urtheile der Unpar- teitlichen. Aus dem Italienischen, nach den Aus- gaben von Florenz und Neapel, übertragen von M. B. H. Augsburg 1852. Schmid'sche Buch- handlung. S. VI. 339.	599
--	------------

XLI. Tagebuch-Blätter von Guido Görres	608
---	------------

XLII. Glossen zur Tagesgeschichte.

I. Die Zollvereins-Krise	613
II. Die katholische Bewegung in Preußen; die Versamm- lungen zu Wiesbaden, zu Bremen und zu Münster. (Zur Charakteristik der religiösen Gegensätze in Deutschland.)	627

XLIII. Die Reclamation des Herrn Professor Dr. G. Walz in Göttingen	647
--	------------

XLIV. Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Die mutmaßlichen Folgen der Thronveränderung in Preußen. Geschrieben fünf Tage nach der Thron- besteigung König Friedrich Wilhelm's IV. im Juni 1840	649
---	------------

XLV. Die Lage der Katholiken in Holland und die geheimen Gesellschaften der protestantischen Gegner	658
--	------------

XLVI. Literatur:

Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. Von Ernst v. Lasaulx. Aus den Abhandlungen der königl. bayer. Akade- mie d. B. I. Cl. VII. Bd. 1. Abth. München 1852.	686
---	------------

XLVII. Glossen zur Tagesgeschichte.

I. Kaiser Napoleon III.	698
--	------------

	Seite
II. Die neueste Schrift des Grafen Montalembert .	709
III. Die Klagen über „katholische Intoleranz.“ .	718
XLVIII. Die lutherische Landeskirche in Mecklenburg-Schwerin. (Erster Artikel.)	721
XLIX. Italien und die Revolution. (Vom Verfasser der Zeit läufte.)	727
L. Literatur:	
Das heilige Land. Von Rabbi Jos. Schwarz aus Jerusalem. Frankfurt 1852.	755
LI. Social : Politisches. Die confiscirten „Briefe über Staatskunst“ und Dr. L. F. Fischer's Buch über den „deutschen Adel“ betreffend.	
I. Der Anonymus: die „Reaktion“ und die große „sociale Frage“	762
LII. Abermals die protestantischen Eroberungen in Frank- reich	787
LIII. Social : Politisches. Die confiscirten „Briefe über Staatskunst“ und Dr. L. F. Fischer's Buch über den „deutschen Adel“ betreffend.	
II. Der Anonymus und die Reform des Bürgerthums; die Adels-Restauration und Dr. L. F. Fischer.	789
LIV. Die englisch-französische Propaganda in Italien und der Carlo Alberto des sebzehnten Jahrhunderts	809
LV. Zweierlei Protestantismus und der Grundunterschied.	
I. Jenseitige Polemik und Dr. Gelzer's „Protestan- tische Monatsblätter“: die italienische Propaganda und die Missionen auf den Sandwischinseln	843
II. Dr. Leo's neueste Meinungs-Äußerung	861
LVI. Literatur:	
Münchener Jugendfreund, redigirt von J. B. Färg, Druck und Verlag von J. G. Weß	868

I.

Anselm von Feuerbach und sein Wirken in Bayern.

Ein Zeit- und Charakter-Bild.

Erster Artikel.

Feuerbach's Persönlichkeit und sein neues Vaterland.

Die gedrängten Andeutungen im letzten Hefte dieser Blätter über den Mann, der sich jetzt der Nachwelt als den Urheber des bayerischen Religions-Ediktes kundgibt und anrühmt, ließen wohl eine ausführlichere Würdigung seiner Persönlichkeit überhaupt und seiner ganzen Wirksamkeit in Bayern insbesondere erwarten. Wir gehen um so lieber darauf ein, als wir in doppelter Hinsicht Ergänzungen an Dem für nöthig erachten, was in neuester Zeit über die in Rede stehende liberale Größe der letzten Generation publik gemacht wurde. Für's Erste an der nun vorliegenden Sammlung der hinterlassenen Papiere des bekannten Criminalisten *) selbst. Nicht als ob harte Rücksichten den Herausgeber bewo-

*) Anselm Ritter von Feuerbach's, weiland königl. bayerischen wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichts-Präsidenten, Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften, veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Leipzig 1852. 2 Bde.

gen hätten, dem Rufe des Vaters und seiner Partei zu lieb dieses oder jenes interessante Aktenstück der Welt vorzuenthalten, und deshalb Verdacht entstanden wäre. Feuerbach junior hat vielmehr gerade durch diese Ausgabe des väterlichen literarischen Nachlasses neuerdings und schlagend bewiesen, daß er weder Vorsicht noch Rücksicht irgendwie kennt, und im Interesse der neuesten bayerischen Geschichte ist der Wunsch gerecht, es möchten noch gewisse andern Väter an ihren Söhnen solche Biographen finden. Wohl aber bedarf der Briefwechsel des Criminalisten an sich mancher Ergänzung, nicht nur im Allgemeinen wegen des Standpunktes, den der Autor einnahm, sondern auch für besondere Fälle, die nicht einmal im engsten Vertrauen bis zu Ende beschrieben wurden. Für's Zweite aber wären die Leser der „Allgemeinen Zeitung“ sehr wesentlicher Ergänzungen schon aus dem vorliegenden Buche selbst dringend bedürftig. Diese „künftige Geschichtsquelle“ hat nämlich elf ihrer Spalten mit einer Anzeige des Feuerbachischen Nachlasses füllen lassen, in der sich die edle Kunst des Ignorirens und Sekretirens in höchst respektabler Ausbildung präsentirt. Es ist, als wenn sie abschrecken wollte, den Inhalt des Buches genauer zu besehen, so behutsam geht sie zu Werke. Trotzdem sind doch noch einige Verdrehungen zum Zwecke unvermeidlich geworden, und aus dem Ganzen leuchtet hervor, daß der junge Feuerbach mit seiner unvorsichtigen Illustration des väterlichen „Lebens und Wirkens“ einer gewissen Parteistellung in Bayern schlechten Dienst gethan hat. Diese Parteistellung hat bereits ihre fünfzigjährige Geschichte im Lande, welche sich freilich bis jetzt in angemessenes Dunkel zu hüllen suchte; um so dankbarer sind die Aussagen hinzunehmen, welche wie Leuchttugeln aus den Feuerbachischen Briefen auffahren und auf Augenblicke die finstere Nacht erhellen.

Der Criminalist Anselm von Feuerbach gehörte zu den „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“, welche

am Anfange dieses Jahrhunderts zahlreich in das Bayerland „berufen“ wurden, um die „unter mehrhundertjähriger Finsterniß“ gelegenen Landeskinder zu erleuchten. Anfangs bloß einer jener „akademischen Docenten von unruhigem Geist“, die „kein Vaterland haben und nomadisch bald da bald dort ihre bretteerne Bude aufschlagen“, fiel ihm in Bayern als einer liberalen Celebrität in der neuesten Gesezmachungskunst bald die wichtigste Aufgabe zu. Er sollte in der Stellung eines Vorarbeiters die Verwandlung des Landes in einen Musterstaat nach modernstem Zuschnitt auf legislativem Wege betreiben. Es regt sich in keiner Zeit ein Bedürfnis, zu dessen Befriedigung nicht hinreichende Anlage vorhanden wäre. Musterstaatliche Genies gab es damals in Masse; ihr vorzüglichstes Kennzeichen war natürlich die unverholene Ueberzeugung, daß immer und überall nicht sie nach den Verhältnissen, sondern die Verhältnisse nach ihnen sich zu richten hätten. Feuerbach war eines der ersten jener Genies, daher seine permanente Unzufriedenheit, Unverträglichkeit, Unersättlichkeit, Undankbarkeit.

Bei Jena im Jahre 1775 geboren, lebte er als Student und Docent bis zum Jahre 1801 in dem vielgeliebten Jena. Plötzlich aber stand er in Gefahr, an diesem „Orte seiner Qualen“, gegen den er „unüberwindlichen Haß“ trägt, gewiß bald an „tiefster Schwermuth“ wegen Isolirung zu sterben, unter boshaften Bedrückungen und neidischen Kränkungen „sicher sein Grab zu finden.“ Er hatte nämlich einen Ruf nach Kiel, und verließ das „feine polirte Sachsen, wo Honig auf der Zunge der Menschen und Galle im Herzen“ sei, „eine Akademie, wo der kleinlichste Neid neben empörender Brählerei“, in jeder Rücksicht ein „engherziger und verrätherischer Mönchsgeist“, herrsche — dasselbe Jena und dasselbe sächsische Fürstenthum, in das er fünfzehn Jahre später, an Bayern übersättigt, als in „sein liebes durch Freiheit und Recht geheiliges Ländchen“ zurückkehren wollte. Er saß nun in

seinem „so plump verleumdeten“, „lieben Rilonia“, dem herrlichen Ort „voll liebenswürdiger Menschen“, wo der „ganze akademische Senat nur Eine Familie ist“. Sobald aber wieder ein „Ruf“ vorlag, hatte er „seinen Aufenthalt in Kiel als ein Exil“ und als nichts Anderes angesehen, denn: die Zustände an der Universität waren völlig zerrüttet, der Stumpfsinn allgemein, die Studenten ein brutum pronum in ventrem und „Ursache dieser Elendigkeit des Publikums“: schon „der National-Charakter, der zu sehr in den Körper treibt, die viele Krüpe und das häufige fette Rindfleisch, das sich endlich auch den Köpfen mittheilen muß, Vernachlässigung auf den Schulen“, Miethlingsgeist der meisten Lehrer, „von denen einige selbst durch übles Beispiel im Leben Verderben verbreiteten.“ Kurz, erehrte Kiel den Rücken. Die Gefahr, einem magern preussischen Ruf nach Erlangen folgen zu müssen, oder nach Greifswald „in das rauchigte Pommern zu den berühmten Schinken und Gänsen“, oder nach Halle in die „durch ihre Niederträchtigkeit, Bosheit und Kabalensucht in ganz Deutschland berüchtigte“, „ihm zudem speciell verfeindete“ Juristen-Fakultät, war glücklich überwunden durch einen glänzenden Ruf an die frequente, trefflich gelegene und mit aller Macht liberalisirte Universität zu Landshut. Feuerbach ging also zu den „finstern“ Bayern, freilich mit „Haß“ im Herzen.

Das änderte sich aber bald, wenigstens in soweit, daß er Bayern nie mehr zu verlassen beschloß, da sich ihm nirgends ähnliche Aussichten, wie hier, eröffnen könnten; „auf jeder andern Universität“, schrieb er im April 1805 an seinen Vater, „wäre ich auf Dociren vom Katheder herab beschränkt, in Bayern kann ich zugleich meine Ideen in das Reich der Wirklichkeit einführen.“ Dieses Land mit seinem Volke, das wie kein anderes in Deutschland Jahrhunderte hindurch seine Nationalität im edelsten Sinne rein bewahrt hatte, war ja jetzt anerkannt das Eldorado für alle unter der

Forma: „Aufklärung“ reisenden Musterreiter vom religiösen wie vom politischen Fache. Unserm Criminalisten insbesondere war der Neubau der bayerischen Criminalgesetzgebung schon aufgetragen, als er bayerischen Boden kaum zum erstenmale betreten hatte. Warum hätte er nicht ausharren sollen, auch unter manchen Unannehmlichkeiten! Die Universität zu Landshut, welche erst seit ein paar Jahren von Ingolstadt dahin verlegt und viele Generationen hindurch eine katholische Anstalt von europäischer Bedeutung gewesen war, hatte seither schon fast ganz protestantischen Charakter in dem noch fast ganz katholischen Bayern aufgedrückt bekommen. Ein aufrichtig katholischer Professor, an diese Hochschule „berufen“, hätte einen schweren Stand gehabt; ein fremder Protestant dagegen durfte zuvorkommende Aufnahme unverfälscht hoffen, obgleich freilich die alten Illuminaten, welche das unumschränkte Regiment unter den Professoren antraten und von der bayerischen Regierung ganz besonders subventionirt wurden, nicht die verträglichsten waren, zumal wo der Handwerksneid im Spiele stand. Ueber alles Dies war aber Feuerbach, der noch im Jahre 1801 erklärt hatte, nie „auf eine katholische Universität“ gehen zu wollen, wohl unterrichtet, und insbesondere vor dem Profanzler, Hofrath Gönner, gewarnt worden. Wenn er auch in seinem ersten Briefe aus Landshut die Stellung der Professoren zu einander geradezu als „teuflisch“ bezeichnet und schildert, wie „die Rohheit, Eittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgeseimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit der Meisten, die als Jugendlehrer daständen, über alle Gränzen gehe“, so spricht er sich doch voller Bewunderung über den Eifer der Studierenden aus, und ist bald auch mit dem Volke an sich ziemlich versöhnt. „Einzelne sehr treffliche Menschen“ unter den Professoren gewann er zu Freunden, und zwar gehörten zu den „innigsten“, die er hatte, „gerade die wärmsten Katholiken“ aus den in Landshut angestellten

Geistlichen. Auch noch auf andere Weise suchte er seine Position zu verstärken, und sich „in Landshut einen wahren Himmel zu schaffen.“ Er zog nämlich von norddeutschen Universitäten möglichst viele protestantischen Freunde an sich nach Landshut. In Jahresfrist bewirkte er vier solche „Berufungen“ von Kiel und Jena her, und erwartete außerdem noch „mehrere protestantische Familien“, die sich natürlich an ihn, als ihren Protektor, anschließen mußten.

So wurde die Universität eines katholischen Landes mehr und mehr durch „Fremde“ protestantisiert. Darüber entbrannte vor Allem die Wuth der alten bayerischen Illuminaten; sie glaubten selbst zur Genüge „aufklären“ zu können, und der aufdringlichen Gehülfen-Schaar aus Norddeutschland, die sich, gleich dem Igel in der Hamsterhöhle, immer breiter machte und immer offener nach dem Principat strebte, nicht zu bedürfen. Feuerbach's „wärmste Katholiken“, Sailer an ihrer Spitze, kannten die Tyrannei der illuminatischen Bruderschaft aus Erfahrung; die Sippe jener „Fremden“ aber hatte jetzt noch guten Grund, ihre despotische Intoleranz flüglich zu verstecken, bis die Zeit ihrer Macht gekommen seyn würde; die „wärmsten Katholiken“ unterstützten daher jetzt diese gegen jene aufs eifrigste, und verwendeten sich selbst bei der Regierung für den bedrohten Feuerbach. Wir werden später sehen, wie dieser an der Spitze seiner Partei ihnen, die keine Veranlassung zum Groll gegeben, zuletzt solche Liebesdienste vergalt; hier sei nur bemerkt, daß der gedachte Referent in der „Allgemeinen Zeitung“ die Sache umzukehren beliebt, und den furiosen Criminalisten nicht vor der Illuminaten-Partei, sondern vor „den strengen und eifrigen Katholiken“ aus Landshut flüchten läßt. Es hatten nämlich einige von der Regierung „aus freier Gunst“ dem Hofrath Gönner zugewendeten pecuniären Vortheile, welche Feuerbach seinerseits „durch die Gefahr seines Weggehens erpressen“ mußte, und der beharrliche Widerstand des Landshuter

ienplanes gegen dessen musterstaatliches Ungeſtüm einen
nigen Kampf zwischen den feindlichen Juristen entzün-
n dem die Illuminaten alle Kräfte aufboten und Alles
nd wider Partei nahm. Bei einer feierlichen Promotion
b endlich zu den ärgſten Skandalen, und gedieh faſt
r Prügelei zwischen den juridischen Lehrkräften, worü-
: geſchlagene Fremdling im September 1805 verzwei-
urging. Dennoch wurde er, auf ſein Anerbieten an-
iger Dienſte, gleich darauf zum geheimen Referendär
ſtiz-Ministerium ernannt, in welcher Stellung er ſeine
heriſche Thätigkeit fortſetzen ſollte. Er kam alſo, jezt
Jahre alt, nach München.

Als Feuerbach noch, dem Anſcheine nach ſchmollend, in
heit aber mit Entſetzen an einen nothgedrungenen Ab-
nach Jena oder Halle denkend, in Würzburg ſaß, hatte
J. Jakobi, nachheriger Präſident der neuen Münchener
emie, ihn unter Zuſicherungen glänzender Satiſfaktion
Rückkehr aufgefordert. „Es lohnt der Mühe“ — ſchrieb
- „daß edelgeſinnte und herzhaſte Männer ſich auf jede
ihr verbinden, daß die ſchönen Hoffnungen, welche Bayern
mein erregt hat, nicht zu Schanden werden und ein Ende
nen mit Schrecken; die Sache Bayerns in dieſer Abſicht
bei dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, die Sache
Menſchheit. Dieſes ſteht mir mit der größten Klarheit
Augen, daran halte ich mich und will nicht eher ver-
„biß ich muß“ — eine Nothwendigkeit, welche für ihn
trat, ehe zehn Jahre um waren. Man ſieht daraus wohl,
: hohen Werth die Propaganda auf die religiöſe Unter-
ng Bayerns legte, denn auf Vertilgung des „finſtern
tholicismus“ im Lande war es ausgeſprochener Maßen
: Allem abgeſehen. Daß die Aufgabe ſchwierig und ge-
rlich ſei, wußten die „Fremden“ ſehr gut, wie denn Ja-
i noch in dieſem Schreiben beifügt: es könne freilich
wohl geſchehen, daß ſich Etwas dem Aehnlichen in Bayern

zutrage, was sich vor Zeiten in Unteritalien ergeben.“ Als eine sicilianische Vesper in neuer und bayerischer Auflage fürchteten sie jetzt schon! Allerdings pflegten die „frenden Gelehrten“ im Vollgeföhle ihres Werthes, ihrer Erfolge und ihrer Pläne Alles, was sie anging, im übertriebensten Lichte anzusehen, und als die eingebildeten tragischen Helden und Blutzeugen für die „reine Lehr Lutheri“ oder für das „Recht“, wie man das Ding jetzt nannte, stets auf hohe Gothurn zu schreiten. Jene Furcht zeigt aber doch, wie schlimm es mit der Stimmung im Lande für die von fernherberufenen „Aufklärer“ stand, schon zur Zeit, als die gelehrten Häupter des systematisch unterdrückten katholischen Volk noch zu Feuerbach's „innigsten Freunden“ zählten. Diese waren auch nicht im Entferntesten theilhaftig, als die sicilianische Vesper in Bayern wirklich ausbrach. Die gefürchtete Erhebung verlief sich aber überhaupt bloß in einem gräßlichen Gemisch aus Druck- und Schreibpapier und ganz erfolglos; denn entgegen solchem Schlachten nahm die hohe Polizei ihre „frenden Gelehrten“ in Schutz, welche, anstatt durch gelehrte Leistungen im Lande Aufsehen zu machen, die Gerichtshöfe mit den ärgerlichsten Injurienprocessen bereicherten, und wo das nicht half, ihr Noli me tangere unter den unmittelbaren Schutz des Königs stellten.

Der ganze Streit bewegte sich, seitdem er von den politischen Ereignissen des Jahres 1809 her neue Nahrung bekommen, bloß innerhalb der herrschenden Partei der „Aufklärten“ oder „Liberalen“ selbst; das Volk nahm nicht den geringsten thätigen Antheil gegen „die norddeutschen und protestantischen Gelehrten“, obwohl deren offen zur Schau getragene Verachtung der ganzen katholischen Vergangenheit des Landes, Verhöhnung des Volkscharakters, religiöse und selbst politische Antagonie, ihre feste Anmaßung und leer Windbeuteleien, ihre Intoleranz und intrigante Herrschsucht die Zurücksetzung und verächtliche Behandlung einheimischer

Verdienste und Capacitäten auch den gemeinen Mann empfanden. Es ist wahr, daß man im Verlaufe des Streites Stimmen hörte, welche sich auf das Urtheil des Volkes beriefen, aber darunter keine katholischen. Die beiden streitenden Faktionen des aufgeklärten Liberalismus hatten als solche auch nicht einen Zoll Bodens im Volke. An Zahl waren sie selbst einander sehr ungleich; die eine umfaßte fast alle eingebornen Liberalen; die andere nur fremde protestantischen Gelehrten und im Kerne bloß sechs Männer, die hochgestellten Mitglieder der neuen Akademie oder officiellen Central-Erleuchtungs-Anstalt für Bayern. Die Sechse waren aber stark, weil sie am Throne ihre Stütze hatten; zu ihren maßgebenden Persönlichkeiten gehörte besonders der nunmehrige geheime Rath und Staatsraths-Beisitzer Feuerbach. Jene erstere, liberal-constitutionell-blaumäße, kirchenfeindliche Faktion war den revolutionären Ideen des Napoleonismus unbedingt ergeben, betete zu dem Gößen des künftigen französischen Weltreichs, und hoffte auf noch reichlichere Vergabung wohlgelegener Länder-Complexe an das nach napoleonischen Mustern vom Grunde aus nezugestaltende Königreich Bayern als einen bevorzugten Theil des europäischen Staatskörpers; sie gab sich daher den Titel: „Bayerische Patrioten“, und als ihr Führer galt der Oberhofbibliothekar Freiherr von Armin, den Feuerbach einen „zweiten Catilina“ zu nennen beliebt. Die andere „aufgeklärte“ Faktion, auf dem Boden eines gegen alle religiösen Meinungen toleranten und schmiegsamen, nur gegen die alte Kirche zelotischen, intoleranten und bekehrungswüthigen Protestantismus erwachsen, war zwar nicht weniger überzeugt, daß alles und jedes deutsche Staatswesen im Innern nach den napoleonischen Ideen von Grund aus neu aufgebaut werden müsse, weshalb z. B. Feuerbach im bayerischen Staatsrathe in den Geruch eines fanatischen Napoleonisten gerieth, wollte aber mit der neuen staatlichen Ordnung in Frankreich nicht auch die französische Oberherrschaft

für Deutschland herübernehmen. Diese Faktion wurde nun von den „bayerischen Patrioten“ öffentlich beschuldigt: aus religiöser Antipathie gegen den katholischen Kaiser der Franzosen und unter dem Deckmantel der „Deutschheit“ hochverräterische Umtriebe gegen Napoleon, den Protektor des rheinischen Bundes, und für eine preußische Hegemonie in Deutschland zu pflegen. Die Faktion der „Fremden“ schrie um so lauter auf, als sie befürchtete, die betreffenden „Basquille und geheimen Libelle“ seien „dem französischen Hofe übergeben worden.“ „Der Kaiser (Napoleon) hat gerechte Ursache, auf die Deutschen überhaupt mißtrauisch und streng zu seyn“ — schrieb Feuerbach den 25. December 1809 an seinen Vater, und beschwor ihn, doch ja jenen Brief vom 25. April sorgsam zu conserviren, in dem er den Jubel seines Herzens über die Niederlage der österreichischen Armee bei Geisensfeld mit den Worten ausgeschüttet hatte: „Das Haus Oesterreich hat aufgehört zu herrschen; ich bin nicht böß darüber; es ist seine alte verdiente Schuld; ein so abgestorbener Staat konnte nicht länger bestehen“ — dieser Brief, meint er, könnte nöthigenfalls zum Zeugnisse seiner napoleonischen Loyalität dienen. Der Kampf mit den „Patrioten“ aber machte ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland, um so mehr, als die „Fremden“ in Bayern selbst eifrig Sorge trugen, daß zu ihrer Rechtfertigung nach Kräften Lärm geschlagen wurde; alle Journale, Flugblätter und gelehrten Zeitungen waren damit angefüllt, zumal, da ein napoleonisch blau-weißes Organ hatte „drucken lassen“: „die ganze protestantische Sekte sei gegen den Kaiser verschworen.“ Das heiße ja — erdröhte es von allen Seiten — „alle Protestanten“ in Deutschland, ja in Europa, als — „Bösewichter“ darstellen. „Alles fällt über Aretin her“, erzählt alsbald Feuerbach, „und man betrachtet die Sache in Deutschland als allgemeine Angelegenheit der protestantischen Kirche; eine besondere Schrift: „Sollen die Religionsverfolgungen wie-

der ihren Anfang nehmen?“ ist von Leipzig aus an den Fürsten Primas geschickt, und dieser aufgefordert worden, sich beim Kaiser des bedrohten Protestantismus anzunehmen und den rheinischen Bund gegen innere Gährungen, welche man katholischerseits bereitete, zu wahren.“ So war also auch hier wieder der Kirche die ganze Geschäftigkeit dieses Handels von rein politischem Ursprunge aufgebürdet? Der Verfasser jener Schrift war aber ohne Zweifel Feuerbach selbst, derselbe Mann, welcher den ausführlichen Bericht über den vom Könige ihm endlich bereiteten, glänzenden Triumph über seine Feinde auch jetzt noch an die „wärmensten Katholiken“ in Landshut adressiren konnte, die aus dem Briefe (zur Einschüchterung der Gegner) „sein Geheimniß“ machen sollten.

Nachdem nämlich durch königliches Nachtgebot in Bayern dem Fieberkrieg ein Ende gemacht war, ließ sich die Erbitterung der „Patrioten“ in anderer Weise an Feuerbach aus, der schon lange „immer zwei geladene Pistolen auf seinem Bureau liegen“ hatte. Sein Charakter überhaupt und insbesondere seine Stellung in dem jüngsten Streite erklärt die doppelte Wucht des Hasses und des Verdachtes, die gerade auf ihm lag; ohnehin hatten schon gleich Anfangs die Bayern „ziemlich scheel darüber gesehen, daß ein Ausländer ihnen Geseze geben solle.“ Eine Reise nach Landshut veranlaßte das allgemeine Gerücht: Feuerbach sei wegen des angeschuldigten „Landesverraths“ davongelaufen; der von ihm provocirten Inquisition folgte den 15. April 1810 noch größerer Muthwille. Es ist eine auch außerhalb Bayern bekannte Pladerei, verhaßten Persönlichkeiten plötzlich und auf einmal allerlei Leute mit zweideutigen Aufträgen zuzuschicken: Kutscher, die den Herrn fortfahren wollen, Menschen, die gestohlenen Sachen nachfragen, Todtenweiber, die den Verstorbenen einzufargen kommen u. s. w.; diesen Hohn erfuhr jetzt Feuerbach, wie früher schon Jakobi, im größten Maß-

stabe. Trotz der rasch zugreifenden Polizei verließ er im ersten Schrecken sein Haus und beschloß, sich in die Provinz versetzen zu lassen — welche Stimmung jedoch der Zuspruch des Königs, von dessen „Neigung für immer“ er sich jetzt überzeugt hielt, und die Anweisung auf ein sehr bedeutendes Schmerzgeld sogleich wieder verscheuchte. Bei der Einhändigung des Letztern „beugten unwillkürlich sich seine Knie, und er sank nieder vor diesem göttlich guten Menschen“; zu Hause aber notirte er sich: „Ich bin noch jung und doch schon geheimer Rath; wer weiß, wie die Umstände sich wenden, und bei welchem schönen Ziele ich noch enden kann.“ Das hatten die „Patrioten“ gewonnen!

Indeß verfinsterte sich plötzlich der Horizont wieder, und die sicilianische Vesper schien endlich doch in München noch spielen zu wollen, obwohl das „Komplott, hinter welchem deutlich die Absicht versteckt war, eine Rebellion zu erregen“, einen Volksaufstand gegen die Fremden-Herrschaft in Bayern, von dessen Entdeckung Feuerbach vorigen Jahres viel zu berichten gewußt, nicht hatte aufgefunden werden können. Den 19. März 1811 schreibt er wieder an seinen Vater über die „sehr bedenkliche politische Lage“, in der er sich befinde, und „wobei er nicht einmal seines Lebens vor Mörderhänden sicher“ sei: „Gegen ausländische und protestantische Männer besteht hier eine Art geheimer Gesellschaft, deren Daseyn man wohl weiß, deren Theilnehmer aber gegen juridische Verfolgungen gedeckt sind. Erst versuchte man es, uns bei der französischen Regierung verdächtig zu machen, uns durch Libelle des Hochverraths anzuklagen. Da dieser Plan nicht gelungen ist, so wird nunmehr durch Banditenstreiche gewirkt. Einer meiner besten Freunde, der Lehrer meiner beiden ältesten Kinder, Professor Thiersch aus Sachsen, wäre vor drei Wochen beinahe als Opfer gefallen.“ Feuerbach erzählt hierauf die merkwürdige Geschichte: wie ein Meuchelmörder dem genannten Thiersch „mit fürchterlicher Gewalt einen langen

Dolch bis an den Griff in den Rücken stieß“, und „das Eisen in der Wunde stecken ließ“, welche Wunde aber doch „nicht gefährlich war.“ Dann fährt er fort: „Der Mörder kann fast mit den Fingern ge deutet werden; aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden. Auf mich sind ebenfalls die geschäftigen Hände dieser Herren gerichtet. Außer der sogenannten Patrioten-Partei habe ich noch eine Menge anderer Feinde, diejenigen, die meinen Stand, meinen Einfluß und meine Verdienste beneiden. Ich bin sehr auf meiner Hut. Ich gehe Abends nicht auf die Straße, noch bei Tage in entfernte Gegenden des Parks, ohne die Begleitung meines Bedienten, und ohne zwei gut geladene Terzerolen und einen tüchtigen Degen in meinem Rocke. Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafstube wohl verriegelt, und auf meinem Nachttische liegen beständig meine zwei Pistolen.“ „Furcht“ — bemerkt der wohlverschanzte Held — „habe ich nicht, aber angenehm ist solches Leben ebensowenig“; daher werde er sich um jeden Preis auf einen minder gefährvollen Wirkungskreis in der Provinz zurückziehen.

Auch die übrigen „fremden Gelehrten“ in München waren im ersten Augenblicke der festen Meinung, daß nun das Signal zu ihrer Massakrirung gegeben sei, oder stellten sich wenigstens so. Ueber den Ausgang der Sache findet sich aber auch in Feuerbach's Briefen keine Sylbe, und doch hatte man ungeheuern Lärm über diesen „politischen Neuchelmord“ in aller Welt gemacht, so lange es möglich war, das Land damit zu verläumben, welches die Herren so hoch ehrte und so reichlich nährte. Die ganze Geschichte ist heute noch interessant und bezeichnend, besonders auch weil sie zeigt, wie jene Faktion die Macht der zum größten Theile ihr ergebenden Presse zu handhaben verstand. Während in München die Meinungen über den Vorfall getheilt waren: die Meisten das Motiv der That in der Eifersucht eines verliebten Ne-

benbuhlers suchten, Andere sogar glaubten, Hr. Thiersch habe sich, um nützliches Aufsehen zu erregen, selbst verwunden lassen, wälzte dieser vor Gericht die That mit aller Bestimmtheit und sogar unter namentlicher Denunciation auf den Anhang des „zweiten Catilina“, welchem Beispiele seine Parteigenossen folgten *). Insbesondere

*) Bei der ersten Vernehmung gab er zu Protokoll: „Ich glaube nicht, daß es Jemand gethan hat, weil er persönlich von mir gereizt wurde, da — ein solcher Entschluß mehr als persönliche Erbitterung voraussetzt, und nur durch Fanatismus irgend einer Art zu erklären ist. Dieses vorausgesetzt, bin ich genöthigt, einen solchen menschenmörderischen Anfall auf mein Leben in Verbindung zu bringen mit den Mitteln, die man früher angewendet hat, um die fremden Gelehrten in Bayern zu verderben. Es waren dieß bekanntlich Verläumdungen, Pasquille (ihm insbesondere habe man „häßliche Laster“ angedichtet), selbst Versuche, das Volk gegen uns zu erbittern und den politischen Terrorismus gegen uns aufzuwecken. Von Andichtung politischen Verrathes ist bis zum Dolche nur ein kleiner Schritt, und ich muß leider glauben, daß selber in der Werkstätte geschliffen ist, wo man früherhin die schändlichsten Pasquille gegen uns verbreitete. Der Fall kann kein einzelner seyn, sondern muß mit dem frühern Gewebe der Bosheit unserer Feinde in Verbindung gebracht werden. Aus dem frühern Benehmen jener Menschen geht hervor, daß sie uns vernichten, oder doch aus Bayern austreiben wollten. Bisher mißlang es ihnen, durch Rabale es auszuführen, daher wahrscheinlich der blutige Versuch, durch meine Ermordung die übrigen zu erschrecken und zu verschrecken, unternommen wurde.“ Sofort nahm Thiersch seinen Anstand, die beiden der Autorschaft jener Pasquille beschuldigten Herren: Professor P. und Unterredacteur des Regierungsblattes A., namentlich als der That dringend verdächtig zu bezeichnen. Noch am 2. März gab er zu Protokoll: „wenn es auch gerichtlich nicht erhoben werden könne, daß dieser A. der Verbrecher sei, so sei er doch moralisch davon überzeugt“, und die Untersuchung gegen den so fest Verläumdeten wurde eingeleitet. — Auch Feuerbach gab zu Protokoll: gegen die umlaufenden Gerüchte lasse sich aus allen Umständen „schon von selbst, wo nicht auf ein bestimm-

er der Justiz bemerklich: es bestehe eine eigene Bewegung „junger Fanatiker“ unter jener Partei, zu dem Zwecke, Nationalität gegen den Einbruch des Fremden zu bewahren, welche sich „durch Aufstellung des Bildnisses des von Wittelsbach“ (des Mörders an Kaiser Philipp von Oesterreich), „durch Beförderung desselben, durch Antebien in und Versen fanatisirten;“ von diesen könnte einer der seyn. Wie die sämtlichen faden Denunciationen vor Augen der Justiz überhaupt in Dunst zerrannen, so verwandelte sich auch die Thatfachen von jener gräßlichen Bewegung auf eine harmlose Musikprobe zum Gäßschläger'schen: „Otto der Große.“ Dabei hatte der bayerische Jurist aus Sachsen den herzoglichen Gründer der regierenden Dynastie mit dem gleichnamigen pfalzgräflichen Mörder verwechselt. Trotz Alldem griff man aber sofort zu den öffentlichen Blättern des Auslandes, um aller Welt das Martyrium „deutscher und protestantischen Gelehrten“ unter den Händen Kanibalen kund zu thun. Die Wunde war, Dank inderlichen Hilfe des Professors! äußerst unbedeutend, so daß man sagte, er habe, in Erinnerung an Epasch und die Schlacht bei Mantinea, „mit dem Messer schneiden“ die Stiefel ausgezogen, Briefe geschrieben u. s. w. Die Wunde des Blutzugesen mußte aber möglichst groß seyn; meldeten die „Zeitung für die elegante Welt“ vom 12., „Allgemeine Literaturzeitung“ vom 15., das „Morgenblatt“ vom 18. März und viele andern Journale: den Mordanschlag an „auswärtigen protestantischen Gelehrten“, den kaum ihre alten „Herrn Thiersch aus Sachsen“, „protestantischer Professor“ am Gymnasium zu München, unter Jammern

des Individuum, doch auf die Klasse von Personen schließen, unter welchen der Thäter vermuthet werden könnte.“ Dergleichen erklärten Jacobi und Niebhammer: sie glaubten die That „aus einem politischen Fanatismus“ erklären zu müssen.

über die „tiefe“, „gefährliche“ Wunde, in die „das Eisen bis an den Griff eingedrungen“ — Alles aus derselben Quelle, wie ein bemerkenswerther Umstand erweist. Den Kampf zwischen den „Patrioten“ und den „Fremden“ hatte nämlich eine Schrift: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland“ (1809), mit dem groben Motto: „procumbit humi bos“, eröffnet, deren Verfasser sich um so sorgfältiger hinter der Anonymität verbarg, als das Motto des sonst nichtsbedeutenden Nachwerks viel Erbitterung erregte. Niemand außer der Sippe kannte ihn, und am allerwenigsten dachte man an den jungen und obskuren Sachsen. Da es aber jetzt galt, den Mordanschlag mit jenem Streite in Verbindung zu bringen und so den „Patrioten“ die Schmach des Meuchelmordes aufzuhalsen, insinuirten jene akademischen Münchener Correspondenten aller Welt: Thiersch sei „dem Publikum bekannt“ durch jenes Libell, welches er „beim Ausbruche des Streites gegen die sogenannten norddeutschen Gelehrten in Bayern unter andern (?) geschrieben.“ Ganz Deutschland entsetzte sich; es war neuer Stoff zur Infamirung der bayerischen Nationalität.

Freilich klärte sich in München die Sache bald auf. Gerade ein Jahr nach dem Anfall auf Thiersch ermordete ein Ministerial-Kanzelist seinen Freund, und wieder über ein Jahr verfiel der in's Irrenhaus gebrachte Mörder plötzlich aus stiller Manie in momentane Mordwuth, worauf er bald starb. Es hatte sich fast mit juridischer Gewißheit herausgestellt, daß derselbe wilde und besonders bis zum Wahnsinn eifersüchtige Mensch auch die That an Thiersch, dem nächsten Nachbar seiner Geliebten, „der mit ihr am Abend zuvor an der Hinterthüre gesehen worden sei“, verübt habe, ohne daß jedoch dieser der Rivalität wirklich überführt worden wäre. Man sollte meinen, diese Geschichte wäre schon für den Kleinigkeitskram der flatschseligen akademischen Correspondenten ein willkommener Stoff gewesen, wenn es sich auch

nicht um den Elderruf ehrenrühriger Verbächtigungen ange-
sehener Männer, ja eines ganzen Volkes gehandelt hätte.
Aber nein! Dieses Schweigen in der ausländischen Journa-
listik, keine Sylbe davon in den Blättern, welche jene Ver-
bachtigungen in alle Welt ausgesprengt hatten. Daher konnte
Staatsrath Niebuhr noch im Jahre 1814 in der Schrift:
„Preussens Recht gegen den Sächsischen Hof“, den Süddeut-
schen, welche über die glorigen Absichten Preussens auf Sach-
sen Lärm schlugen, im guten Glauben vorwerfen: sie hätten
es im Widerstande gegen die Norddeutschen ja schon „bis
zum Mordelmorde getrieben.“ Darüber gerieth selbst die
bayerische Regierung in Harnisch und bewilligte die Heraus-
gabe: „Mittenmäßiger Aufschlüsse“ über jenes Attentat („Mit
Beilagen 1816“), welche eine ängstlich beklommene Beschreibung
im „Morgenblatte“ (26. Okt. 1816) veranlaßten: daß man
die alten Mergernisse, so eine „Folge von Unkunde provin-
zialer Ansichten und Begriffe“ gewesen, wieder aufwärme.
Blickt wiederholt sich aber auf Grund des Feuerbach'schen
Briefes vom 19. März 1811 noch heutzutage der Vorwurf
Niebuhr's, natürlich mit einer zeitgemäßen Wendung gegen
die „Ultramontanen.“

Indeß wurde Feuerbach's „politische Lage“ wirklich bald
„sehr bedenklich“, nicht durch die Mordpläne der „Patrioten“,
sondern von Regierungswegen. Angesichts der „völligen,
wiewohl unblutigen Revolution“, die man in dem armen
Bayerlande von Oben herab einleitete, und durch die „alles
Alte eingerissen“ werden sollte, hatte er gutes Recht auf die
Ueberzeugung: daß „gewisse Arbeiten Niemand als er zu lei-
sten im Stande sei.“ Dasselbe Recht hatten natürlich auch
alle übrigen fremden Gelehrten, die in das Land „berufen“
waren, um „Licht zu bringen“; jeder in seiner Sphäre mußte
sich für unentbehrlich und für den größten Wohlthäter des
Landes halten. Feuerbach war nicht nur mit Herstellung ei-
ner neuen Criminal-Gesetzgebung für Bayern, sondern auch

mit Bearbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches nach dem Code Napoleon, das innerhalb dreier Monate fertig stehen sollte, beauftragt, endlich Mitglied der „geheimen Reichs-Organisations-Commission“ von 1808, welche die „in einigen Monaten erscheinende neue Constitution“ zu verfertigen hatte. Aus der „Constitution“ wurde nichts; auf criminalistischem Boden feierte sogar der verhasste Gönner mit seinem Commentar Triumphe, und stürzten Feuerbach's „schönsten und glänzendsten Ideen“ im geheimen Rathe, wo zugleich die zweite Arbeit gänzlich durchfiel. Solche Gesetzgebung, hieß es, taue etwa für einen demokratischen Staat, jedenfalls nicht für Bayern u. s. w., gerade als wenn Feuerbach „berufen“ und gekommen wäre, seine Ideen nach den bayerischen Verhältnissen, und nicht diese Verhältnisse nach seinen Ideen einzurichten. Ohne hier über den wahren Werth seiner Arbeiten urtheilen zu wollen, immerhin war er in musterstaatlichem Rechte, und man denke sich seine gerechte Entrüstung! Dazu kamen noch finanzielle Erweise der Undankbarkeit des bayerischen Staates. In Kiel war Feuerbach i. J. 1801 mit 1000 Reichsthalern noch „sehr vortheilhaft“ gestellt, sein „kühnster Wunsch“ bloß auf 1500 gerichtet; in Landshut bezog er schon mehr als das Doppelte, „erpreßte“ bald neben andern „enormen Auszeichnungen“ eine starke Gehaltszulage, und nahm auch den übereilten Entschluß zurück, ein Haus zu kaufen, denn „ist mein Entwurf fertig, so laß ich mir eines vom Churfürsten schenken“; es gebe ja hierorts schöne Kanonikats-Häuser genug. Die Begeisterung für die Stellung in München störte Anfangs (1805) nur die momentane Schmälerung des vollen Gehaltes von 4500 Gulden; 1808 standen aber schon 8000, „gewiß 6000 fl.“, und „ein silberner Stern auf die Brust“ in nächster Aussicht, und bald genoß er bis an seinen Tod im Jahre 1833 eine jährliche Besoldung von 7000 bis 8000 Gulden. Dennoch seufzt er noch in den letzten Tagen: „arm bin ich nach Bayern gekommen, arm bin ich geblieben.“ Da

lich ein Druckprivilegium auf eine Gesetzbücher für seine Kinder oder die Bezahlung des muthmaßlichen Advokat-Honorars, im ungefähren Betrage von 30,000 fl., die Staatskasse verlangt hatte, und keines von beiden, war eine unverstegbare Quelle zornigen Ingrimmes. Weder die zweimalige bedeutende Beschenkung aus binets-Kasse (1810 und 1817) konnte sie jemals veranlassen noch die Verleihung eines königlichen Studienbeitrags von 10 fl. jährlich an je zwei seiner Söhne im Jahre 1817. Im Jahre 1825 bei König Ludwig unter Aufzählung seiner Verdienste vergebens um Fortsetzung des Stipendiums einkam, sah er es bloß als Rente aus jenem ihm vorerhaltenen Honorare an. Zugleich bemerkte er: die, beim Abreise nach Bamberg, erhaltene Gratifikation für sein „Gedienste“ von 500 Dukaten habe er „annehmen müssen, ohne Ablehnung Beleidigung gewesen wäre.“ Den vollen Bericht über diese Angelegenheit er noch im Jahre 1823 „wegen außerordentlichen Leistungen“ seit 1804, obgleich er ihn schon im Jahre 1813 aus Rücksicht auf die Noth des Staates, „daß sein theures Vaterland geworden“, gewissenhalber nicht veröffentlicht hatte. „Ich habe“ — schrieb er damals dem Minister — „meine Pflicht gethan und fühle mich bei dem Bewußtseyn dessen, was ich gethan habe.“ In dem Augenblicke aber (April 1813) notirte er in seinem Tagebuch: „einige Thatsachen, wie man in Bayern Andere belohnt und wie man mich belohnt hat“, wodurch er seine bittere Erbitterung begründet, und „daß sein Eifer für das Vaterland in Gleichgültigkeit, seine Liebe zum bayerischen Vaterlande beinahe in Haß übergegangen.“

Es scheint in mehr als Einem Sinne wahr zu seyn, daß Feuerbach jetzt gesteht, daß er „die Augen wieder nach Frankreich richtete.“ Das Gottesgericht hatte den französischen Eroberer auf den Eisfeldern Rußlands ereilt; auch stand nun gegen den ehemaligen Bundesgenossen im

Gelbe. Die Sorge um die eigene Existenz diktierte der Regierung auch diesmal wieder ihre Politik, und forderte kalte, vorsichtige Ruhe in Erwartung der nächsten politischen Eventualitäten. Das war aber der fanatischen „Deutschheit“ unseres Criminalisten unerträglich; die „fremden“ Herren betrachteten Bayern überhaupt nur als Mittel zum großen Zwecke ihrer religiösen und politischen „Aufklärung“, die ganz Deutschland in Einen Brei quetschen und dann in den preussischen Model gießen sollte. Man habe eben nur von Napoleon nicht genug zugeschoben erhalten, warf Feuerbach jetzt den Bayern vor; „um das Bayerthum drehe sich Alles, nichts von deutscher Ehre! Bayern sei die Welt!“ Sofort überschwemmte er, trotz Censur und Verbot, das Land mit Flugschriften gegen die „Weltherrschaft“, für die „deutsche Freiheit“ und für Constitutionen; er rühmt seiner Agitation nach, die bayerische Jugend in die Höhe gebracht zu haben, mit der er endlich selbst zum Gewehre griff. Sein häufiger Umgang mit dem preussischen Gesandten von Rüstler machte sein Treiben noch verdächtiger. Es hieß jetzt: Feuerbach sei „von Preußen erkaufte und habe schon seit Jahren als geheimes Mitglied des Jugendbundes in Bayern gewirkt“; einen solchen wolle er im Lande selbst einleiten; er schreibe „nicht als Bayer, sondern als Borusso-Bavarus, nicht als bayerischer Patriot für Bayerns Wohl, sondern als preussischer Anhänger für geheime preussische Zwecke“; dem Könige selbst wird die zornige Rede in den Mund gelegt: auch Feuerbach sei einer von den deutschen Jakobinern und preussischen Emissären, wofür er Beweise in Händen habe; er wolle aber lieber den Franzosen untergeben seyn, als sich im eigenen Lande von diesen Menschen Geseze vorschreiben lassen. Feuerbach fiel in Ungnade, und wurde vom Hofe weg versetzt.

Als die offenkundigen Absichten Preußens auf Sachsen noch im Jahre 1815 neuerdings einen heftigen Sturm auf die Brockhaus'sche Firma und ihre Jugendbündler weckten, die

in unvergleichlich bequemer Stellung und im Interesse des künftigen Deutschlands bald als Sachsen auf Preußen schimpften, bald als Preußen den ehrwürdigen König von Sachsen mit Schmähungen bedeckten; als in Bayern besonders „die so gut wie officielle, unter der Aufsicht einer der höchsten Ministerial-Personen redigirte“ Monatschrift „Allemannia“ sich in's Vordertreffen gegen Preußens Mediatisirungs-Pläne stellte; als diese „Allemannia“, welche Feuerbach undeutscher, particularistischer, ja, da sie die Haltung der württembergischen Stände des Hochverraths bezüchtigte, die er über Alles vortrefflich fand, sogar despotischer Strebungen beschuldigt, die „ausländischen Gelehrten“ beschwor, doch nicht länger für die vom Norden ausgegangenen Centralisirungs-, Verstümmelungs- und Einverleibungs-Entwürfe gegen die Rechte der Dynastien und die Individualität der deutschen Volksstämme anzukämpfen, sondern lieber schleunigst mit allen liberalen Parteien zur Erhaltung der aufgeklärten Grundsätze und des Constitutionalismus sich zu verbinden, bevor es zu spät sei — da war es vor Allen wieder der Präsident Feuerbach, dem man „unmittelbare Theilnahme an den Absichten Preußens auf Bayern“ nachsagte. Er beschwerte sich; aber die Regierung hatte selbst scharfes Augenmerk auf ihn gerichtet. Es war bekannt, daß er in Bädern, die als Stelldichein der Propaganda überhaupt verrufen waren, mit gewissen preussischen Celebritäten engen Umgang pflegte, besonders mit der Gräfin Elise von der Recke, die als „hitzige preussische Patriotin“ bekannt, und mit Tiedge, der „in Bayern als Religionschwärmer, preussischer Fanatiker und Volksaufheßer“ berüchtigt war; auch von eifrigen Berliner Correspondenzen wußte man, obgleich er mit falschem Petschaft siegelte und sie durch Buchhandlungen bestellen ließ, weil „die geheime Polizei ihr Auge auf seine Briefe geworfen habe.“

Feuerbach hatte im Jahre 1814 einen viel schlimmern Ausgang gefürchtet, als bloße Versetzung auf den Stuhl

eines zweiten Appellations- Gerichts-Präsidenten in Bamberg, daher, um „wenigstens seinen Rücken zu decken“, sofort, durch den preussischen Gesandten in München bringend empfohlen, Preußen seine Dienste angeboten; Vertrauten erklärte er: seine Rolle sei noch lange nicht ausgespielt, und die ganze Ungnade von ihm „nicht bloß vorausgesehen, sondern vorausberechnet, beabsichtigt, absichtlich herbeigeführt.“ In Bamberg fand er anfänglich wieder, nach alter Gewohnheit, „seine höchsten Wünsche erfüllt“, in dem Kollegen Freiherrn von Sedendorf einen „liebenswürdigen Mann und alten Freund“; das ganze „Collegium fühlte durch ihn sich geehrt“ und „begegnete ihm in Allem mit der tiefsten Hochachtung.“ So war es noch am 15. September 1814; den 15. Mai 1815 aber schickte er schon eine Klagschrift voll Wuth über das ganze Gericht und voll Todtfeindschaft gegen den „liebenswürdigen“ Kollegen nach München, und bald war in Bamberg „seines Bleibens nicht mehr“, er mußte fürchten, „im Bahnfinne oder durch Selbstmord“ zu enden. Damals war es, daß er in Karlsbad und Franzensbrunnen mit jenen „preussischen Celebritäten“, der Gräfin Elise von der Rede, Tiedge u. s. w., anknüpfte. Unter Anderm hatte er mit Graf Lurzburg „eine merkwürdige Unterredung voll Grimm und Bitterkeit gegen Montgelaß.“ „Er erzähle es weiter! er berichte es!“ ruft Feuerbach in seinem Tagebuche sehnfüchtig aus, denn der „Ruf“ nach Preußen war neuerdings auf dem Tapet. Als er später in Bayern wieder zu Gnaden kam und jener Minister, der tödtlich gehaßt, fiel, war es derselbe Feuerbach, welcher auf die Redactionen norddeutscher Blätter einwirkte, daß sie von der alten Regierung nicht „weiter erzählten“ und „berichteten.“ Jetzt aber sind seit dem August 1815 alle Briefe an die Berliner voll Jorn und Verachtung des von den „Allemannisten“ und von der Regierung selbst „verfolgten deutschen Mannes“ gegen Bayern, voll Bewunderung für Preußen, voll Flehens um Intercession

wegen des preussischen „Rufes.“ Er kann es nicht mehr aushalten in „dem Lande der Barbarei und geistigen Knechtschaft“; der Berliner Regierung aber „kann nicht entgehen, daß Generalbach's Uebergang nach Preußen selbst in politischer Hinsicht nicht unbedeutend sei, und Preußen wenigstens in der öffentlichen Meinung Vortheil bringen müsse.“ Er „merkt, in Preußen versteht man sich auf Geister und weiß, wozu sie gut sind; in Bayern weiß man es nicht mehr, wenn man es je gewußt hat“; er hofft daher, „aus der Bärenhöhle bald wieder zu Menschen zu kommen“; er entschließt sich endlich, um Bayern, dem „Sumpfe“ voll „Kröten, Ratten und Schlangen“, dem „Leichnam“, dem „Zuchthaus“, zu entkommen, sich sogar — auf Discretion Preußen in die Arme zu werfen, „um dessenwillen er schuldlos so lange verfolgt worden“; denn „die Erbitterung gegen Preußen gehe vom höchsten bis zum geringsten Pöbel bis zur Wuth“, und man müsse wissen, was es heiße, in — Bayern verfolgt werden: „deutsche Pöbel-Dummheit und italienische Lücke seien bei diesen Menschen aufs Engste mit einander verbunden.“

Auf den Fasching 1816 geht er selbst nach München, damit eine Entscheidung erfolge. Um zudringlichen Frägern auszuweichen, stellt er sich den Tag über todtkrank, während er Nachts verhummt die Bälle besucht und da mit seinem alten Freunde, dem preussischen Gesandten, wegen Erlangung eines „Rufes“ unterhandelt. Andererseits aber gelang es ihm, auch den „Minister Montgelas durch eine geschickt angelegte Maske sich so geneigt zu machen, wie dieser Mensch überhaupt Menschen geneigt seyn konnte.“ Als General-Kommissär des Salzachkreises mit 12,000 fl. Gehalt abzugehen, verweigert er wiederholt aus Furcht, an Oesterreich abgetreten zu werden; er erhält Urlaub und das Versprechen baldiger passender Verwendung. Dennoch will er noch im Sommer 1816 „unter allen Umständen das Land der Finsterniß und des verfolgenden Hasses“, das „Land der Barbaren, des geistigen

Todes" verlassen, und fleht die Berliner wieder wehmüthig an: ob sich denn nicht endlich ein Plätzchen „ohne wesentlichen Nachtheil für seine Familie" „in dem edlen Preußen", „unter der edlen Regierung eines edlen Volkes", für ihn finde? er wäre ja sonst „in der That der Verzweiflung preisgegeben." Bisher war er bei der constitutionellen Agitation in Bayern durch Wort und Schrift unausgesetzt und unermülich thätig gewesen; in Berlin aber hatte er den Ministern schon seit dem 14. October 1815 wiederholt insinuiert lassen: daß er „sich in politische Angelegenheiten durchaus nicht mehr einmischen" werde; denn er wisse, daß man in Berlin sehr vorsichtig gehen müsse, um nicht auf dem Glatteise zu fallen.

Als sich aber dennoch zeigte, daß man in Preußen wirklich, ganz anders als in Bayern, „auf die Geister sich verstehe", und nicht nur „den Criminalisten Feuerbach", sondern den „ganzen Mann" in Betracht ziehe, es demnach mit der „Vocation nach Berlin" nichts sei, da verkehrte sich urplötzlich der ganze Enthusiasmus für Preußen in bitteren Haß. Unter allerlei Verdächtigungen des Berliner Regiments schreibt er jetzt, gleichfalls noch im Sommer 1816: „Gegen Preußen habe ich (verzeiht mir, edle Seelen!) aus Gründen sehr argen Widerwillen gefaßt." „Ich kann nicht bergen, daß die hohe Achtung gegen die preussische Regierung und meine begründete Erwartung dessen, was von ihr ausgehen werde, sich bei mir in Nichts aufgelöst oder in das Entgegengesetzte verkehrt hat. Alle Achtung gegen den hohen Edelstinn des preussischen Volkes! aber seine Regierung legt eine so kleine, armselige Politik im Innern wie im Aeußern an den Tag, daß sie in der öffentlichen Meinung alles Zutrauen verloren hat, und im ganzen Deutschland keine einzige jetzt so sehr verabscheut und so entsetzlich tief verächtet wird, als die preussische." Gewiß muß man sich nur wundern, woher Feuerbach in der Eile die kohlschwarze Farbe genommen habe,

mit welcher er sofort das despotische Zufahren Preußens in den neuerworbenen Provinzen und seine Rabalen am Bundestage wahrheitsgetreu den Berlinern vorzeichnet. Er gab aber noch bündigere Beweise seiner radikalen Heilung von der Borussia-Manie. Den 11. März 1817 überreichte er dem neuen Minister des Auswärtigen in Bayern eine Denkschrift für Bildung eines „sowohl gegen Preußen als gegen Oesterreich gerichteten“ deutschen Fürstenbundes auf constitutionellem Boden und unter — bayerischem Primat. Zehn Tage darauf war er Appellationsgerichts-Präsident in Ansbach, der Hauptstadt einer Provinz, die „fast ganz protestantisch ist“, und in der „überall seine norddeutsche Bildung herrscht“, wie sie denn noch vor Kurzem zu Preußen gehörte. Er jubelte laut auf, und als auch die neue Verfassung in's Leben trat, schrieb er nach Berlin: „Sonst war hier (in Ansbach) noch eine große Anhänglichkeit an Preußen; diese ist so ganz und gar erloschen, daß man nur noch mit Spott, Verachtung oder Indignation von Preußen spricht, wogegen man sich des Namens: Bayer schon gerne als einer Ehrenbezeichnung bedient.“ Es sei „in sehr vieler Beziehung jetzt eine große Freude, Bayern anzugehören“, versicherte nun derselbe Mann, der einige Jahre zuvor (den 11. Dez 1815) erklärt hatte: „in bayerischem Boden werde er als ganz fremde exotische Pflanze nimmer fest wurzeln noch gedeihen.“ Letzteres bewährte sich jedoch, wie in der Natur der Sache liegt, bald wieder als wahr, nachdem der erste Freudenrausch darüber vergangen war, daß Alles sich so schön nach des Herrn Präsidenten Kopf gemacht.

Die berüchtigte Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. April 1852 über die Stellung des Herrn Dönitzes am bayerischen Hofe sagt wörtlich: „Wenn man die Zollschranken überall fallen lassen will, muß man vor allen die geistigen Schranken, die den Deutschen vom Deutschen trennen, aufheben; liest man die eben erschienenen Feuerbach'schen Denkwürdigkeiten, so erhält man einen neuen Beweis,

wie alt derlei Klagen und fromme Wünsche sind." Man hält allgemein den genannten Herrn selbst für den Autor jener selbstmörderischen Enthüllungen, und seiner Verweisung auf die „Feuerbach'schen Denkwürdigkeiten" sind wir nachgegangen. Wir haben gesehen, welcher Natur jene „geistigen Schranken", die Motive jener „Klagen" und „frommen Wünsche" sind; wir werden aber in dem Folgenden noch mehr erfahren, welche Stirne dazu gehört, als „neuen Beweis" für Herrn Dönniges die „Denkwürdigkeiten" Feuerbach's aufzustellen.

II.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 5. Juni 1852.

I.

Ein Krieger über den Umgang mit Soldaten und das Kriegshandwerk.

Der den Lesern dieser Blätter hinreichend bekannte und hoffentlich nicht minder befreundete „Landsknecht" hat seine Freunde mit einem dritten Fascikel „antediluvianischer Flibuschnigel" erfreut. Den Hauptinhalt des Büchleins bilden militärische Aphorismen und Paradoxen, die auch für den nichtmilitärischen Leser, welcher offenen Sinn für Wahrheit und gesunden Menschenverstand mitbringt, wahre Goldkörner sind. Es sind Saamenkörner für eigene Gedanken, nieder-schlagende Pulver für viele dumpfen, trüben Rebel zeitgeistiger

Bemerkung. Wir wollen einige dieser Lichtblicke des „Landes-
knechtes“ unsern Lesern mittheilen, da wir nicht wissen, ob
und wann ihnen die als Manuscript gedruckten Flibusschnitzel
zukommen werden.

„Es ist sonderbar“, sagt der Verfasser, „daß man ge-
rade in einer Epoche, wo Alles nach technischer und mate-
rieller Vervollkommenung strebt, und man in Maschinen und
Dampfkraft, und überhaupt in materiellen Potenzen, den Hebel
aller menschlichen Beziehungen sucht, man gerade im Kriege
allein die Kunst als so ganz überflüssig anzusehen sich be-
müht. Enthusiasmus soll Alles ersetzen, und man gibt vor:
die technische Aus- und Vorbildung beinahe ganz entbehren,
und mit Nationalgarden, Milizen, Volksbewaffnungen ic. ic.
kurz minder disciplinirten und ungeübten Massen geregelten
stehenden Heeren Widerstand leisten zu können.“

„Abgesehen davon, daß sich der Enthusiasmus nicht nach
Belieben machen, daß er am nüchternen Morgen, und bei
kalten Tagen und nassen Nächten, — bei hungrigem Magen
und wunden Sohlen, — oft die Besten im Stiche läßt, —
abgesehen davon, daß, wenn er auch vorhanden ist, er dem
consequenten Princip kriegerischer Kunst-Ehre und pflichtge-
mäßiger Disciplin oft und meistens nicht die Wage zu halten
vermag, ist gerade unsere Zeit, bei der Vervollkommenung
der Feuerwaffen, am wenigsten geeignet mit bloßen mora-
lischen Potenzen der materiellen Kunstfertigkeit zu troßen.
Was nützt mir der Enthusiasmus, wenn man mich auf
2000 Schritt mit congrevischen Raketen, Wurfkörpern aller
Art, pairhanfischen Voll- und Hohlkugeln begrüßt, und end-
lich sogar auf 800 Schritt, wo ich kaum den Gegner aus-
nehme, mit Spitzkugeln niederschießt, wenn meinen Artilleri-
sten die Kunstfertigkeit abgeht, zu antworten, und meinen
Truppen die Manövrir-Fähigkeit, mich in diesem Feuer so
schnell und zweckmäßig als möglich zu bewegen?“

„Der Convent triumphirte durch seine energischen Maß-

regeln gegen die lauen und unzusammenhängenden Unternehmungen der nie aufrichtig gegen ihn verbündeten, sondern stets unter sich uneinigen Könige, nicht aber durch die Trefflichkeit seiner Heere, welche im Anfange des Krieges und auch später trotz ihrer Uebersahl oft genug geschlagen wurden; — die spanische Nation während des Independenzkrieges nicht durch Waffen, sondern — (und zwar von einem trefflichen englischen Heere unterstützt) — durch den festen Willen, die Kraft im Entbehren, im Dulden, durch den eigenthümlichen, ganz vom modernen Staatsleben und Administration verschiedenen Volkscharakter und Geist; — die Allirten über Napoleon durch die Uebermacht der Massen, nicht durch die Güte der Truppen; — auch Saragossa fiel endlich, und so wird keine europäische Stadt mehr vertheidigt; — Cairo und Madrid am 2. September unterlagen augenblicklich bei ihrer Insurrektion dem geregelten Angriffe geregelter Truppen; — Tyrol hatte zur Unterstützung reguläre Truppen, wurde durch natürliche Riesen-Bollwerke begünstigt, und war seit Jahrhunderten kampfsgeübt und waffenkundig vorbereitet, — die einzige Vendée hat Siege im offenen Felde gegen geregelte Truppen aufzuweisen, welche aber durch Aufruhr und geringe Abrihtung den Schaaren der Vertheidiger eher an Disciplin untergeordnet, als überlegen waren; — in Polen kämpften treffliche Truppen meistens in Uebersahl gegen langsam heranrückende, durch die Cholera bezimirte Massen, und unterlagen dennoch.“

..... „Nicht allein meine eigene Erfahrung, sondern das Beispiel ausgezeichneten, von Soldaten nicht allein geachteter, sondern geliebter Führer hat mich gelehrt, daß nicht nachsichtige Schwäche, oder weichherzige Gutmüthigkeit, sondern ganz andere Eigenschaften die kräftigen, oft edlen, aber auch mitunter rohen Gemüther, welche die Massen der Heere bilden, fesseln. Ich will es versuchen mit einigen Strichen das Bild eines solchen Führers und jener Menschlichkeit (Huma-

nität), durch welche man sich meiner Meinung nach bei den Truppen beliebt macht und zugleich im Ansehen setzt, zu gewinnen. Vor Allem hüte er sich vor Launen, — der Soldat merkt es genau, ob man als Vorgesetzter sich über den subjektiven Menschen setzt — verzeiht aber ersterem Alles, letzterem nichts, am allerwenigsten, wenn dieser jenen überwältigt, sich hinter ihm verbirgt. Strenge Gerechtigkeit, besonders wo sie zum Wohle des Ganzen nöthig ist und Vergehen richten muß, welche dieses gefährden, z. B. Fahrlässigkeit oder Feigheit auf Bach und Posten, Subordinationsverbrechen, Meuterei, Kanakaschafts-Diebstahl. Hier darf weder Vorliebe noch Günst vor der Strafe schützen. Kann und darf bei gewissen Gelegenheiten Nachsicht eintreten, so merke die Mannschaft es dem Vorgesetzten an, daß die Handhabung des Rechtes der Gnade, seinem Herzen weit mehr zusagt, als die Nothwendigkeit der nichts desto weniger unerbittlich verhängten Pflicht der Strafe. Der Vorgesetzte opfere vor dem Feinde nie seinem Ehrgeiz, eines glänzenden aber bloß persönlichen Erfolges wegen, oder aus Leichtsinne das Blut der ihm anvertrauten Abtheilung, dagegen geize er nie mit dem eigenen, und leuchte er ihr bei wirklich eintretenden ernstlichen Gelegenheiten, als Beispiel der Selbstaufopferung und Standhaftigkeit vor. Er zeige, daß er immer und überall sich vor Allem das Wohl und die Ehre der von ihm befehligten Mannschaft, im Ganzen sowohl als auch dem Einzelnen, zu vertreten beflissen sei. Er ruhe im Lager nicht, bis für die Verpflegung gesorgt ist, — er sei der erste zu Pferde, wenn es gilt, der letzte auf der Streu, wenn sich zur Ruhe gelegt wird, er sei im Spital, wenn Cholera und Typhus wüthet, er habe für den Verwundeten immer ein tröstendes, bei Gefahren und Strapazen ein ermutigendes, wenn auch kurzes, Wort, und theile beide mit der Mannschaft getreulich, so daß ihm dabei nicht der mindere Theil zufalle. Er Sorge unablässig, habe und zeige ein Herz für den gemeinen Mann, in dessen Sitten, Begriffe, Wün-

sche und Besorgnisse, Freuden und Leiden er durch und durch eingeweicht sein muß, ohne sich mit ihm auf zu vertrauten Fuß zu setzen.“*)

Höchst interessant ist der in diesen Blättern wieder abgedruckte Schriftwechsel mit einem Zeitgeistgenossen über die körperlichen Züchtigungen im Kriegerstande. Der Gegner des „Landknechts“ geht als wohlabgerichteter Affe des Franzosenthums von dem Axiom aus, daß das, was (mehr der Sage als der Sache nach) in der französischen Armee gilt, für alle Länder und Zeiten heiliges, unverbrüchliches Gesetz sei. Der „Landknecht“ urtheilt auch in dieser Frage wie ein praktischer Mann, der das Leben kennt; sein Gegner wie — ein Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“, wie sie nämlich war, ehe und bevor die Furcht vor Belagerungszuständen und deren schmerzlichen Folgen sie zwar nicht gebessert, ihr aber doch gewisse Rücksichten einer eben nicht freiwilligen Bescheidenheit aufgezwungen und ihren hochimpertinenten Ton etwas gedämpft hatte.

„Es ist überhaupt“, sagt der „Landknecht“ „mit den Ansichten von Ehre eine eigene Sache; — der Engländer, welcher die Pistole in die Hand nimmt, um ein etwas schroffes dementi zu sühnen, und sich deswegen über ein Schnupstuch schießt, macht sich gar nichts daraus, mit einem von einem Faustschlage geschwellenen Gesichte einherzugehen. — Der Franzose ließe sich nicht mit Stockschlägen abstrafen, ohne sich für entehrt zu halten, wird aber, wenn er sich schuldig fühlt, einige Fuchtelhiebe und sogar Backenstreichs hinnehmen, ohne sich besonders darüber zu beklagen, während der Ungar stolz

*) „Nichts verzeiht der gemeine Mann weniger, als zu große Familiarität; — so paradox dieser Satz klingt, berufe ich mich dabei auf die allgemeine Erfahrung; denn er hat den richtigen Instinkt der Nothwendigkeit der Erhaltung der militärischen Hierarchie.“

(Anm. d. Verf. der Flibuschnitzel.)

brd, seine verschuldete ausgesprochene Leibesstrafe mit
 n Gleichmuth und Verachtung der Schmerzen als
 und Soldat zu ertragen, dagegen sich von Niemanden,
 e er unter den Waffen ist, berühren lassen, oder auch
 i unpassendes Schimpfwort lange dem Vorgesetzten im
 nachtragen. Der Russe läßt sich einige Nagalkahiebe
 i, wird aber wüthend, wenn man gegen ihn den Ed-
 jt, oder ihn damit bedroht. Jedes Volk, jede Kaste
 e eigenen Ansichten — mag man sie Vorurtheile hei-
 von Ehre. Aber eben diese muß man berücksichtigen.
 igs sobald sich der Mann für unwiederbringlich ent-
 illt, wenn ihn der Stod berührt hat, ist die Todesstrafe
 r, als die verhängte Leibesstrafe. Allein diesen Begriff
 an erst bei vielen Truppen künstlich lebendig machen;
 rade damit sind wir nicht einverstanden. In der kais-
 i Armee lag bis jetzt das Entehrende in der Sentenz,
 cht in der Strafe selbst. Der mit Stodstreichen im
 inarwege zum warnenden Exempel bestrafte Soldat,
 seine Ehrenzeichen (Medaille re.), der durch kriegsrecht-
 lrttheil zur Schanzarbeit Verurtheilte verlor sie. Der
 er Leibesstrafe belegte Soldat konnte vielleicht mit der
 lbst Offizier werden, und Gefertigter kannte einen Feld-
 lieutenant, der, als ein junger Offizier einen gemei-
 eiter bedrohte, ihn beim Rapport vorzuführen und ihm
 Kadronsstrafe zu verschaffen, — fragte: „haben Sie
 erhalten?“ und auf dessen verneinende Antwort erwies
 „ich aber habe sie als Gemeiner empfunden, und ich
 re Sie, daß es weh thut, und ich Sie daher
 , sparsam mit dieser Strafe vorzugehen.“ — Ge-
 r war mehrere Jahre Rittmeister bei einem Husa-
 ment und versuchte, — auch Etwas von der modernen
 enfreundlichkeit angesteckt, — andere Strafen, wie
 a bei der französischen Armee eingeführt sind, — (Ba-
 i im Kittel oder mit Stallpantoffeln, — Aufsetzen ei-

ner gewissen Mühe ic.) anzuwenden. Nicht wenig aber war er befremdet, als bei der Musterung reglementmäßig zwei Mann sich meldeten, um sich zu beschweren und beim Brigadier vorgeführt zu werden. Sich seiner Philantropie bewußt, und höchlich erstaunt, durch seine Abschaffung der Leibesstrafen sich nicht, wie er erwartete, die Zuneigung, sondern vielmehr die Abneigung der Mannschaft erworben zu haben, befragte sie der Kommandant: über was sie sich zu beschweren hätten? — daß Sie uns wie Schulknaben und nicht wie Männer und Soldaten strafen; haben wir gefehlt, so lassen Sie uns strafen, wo Sie dazu berechtigt sind, aber nicht zum Popanz dienen. An unserem Leibe dürfen und sollen Sie uns strafen, wir werden unsere Strafe als Männer und Krieger mit Ergebenheit und Standhaftigkeit ertragen, wenn wir es verdienen, aber an unserer Ehre dürfen Sie es nicht!"

„Und nach reiflichem Nachdenken fand der Kommandant, daß die Leute Recht hatten.“

„Der Ungar und zumal der Husar ist ausnehmend stolz, und muß sogar mit Worten sehr schonend und vorsichtig behandelt werden, ist aber über eine verdiente Leibesstrafe, wenn sie auch hart ist, nie empfindlich oder rachgierig, während er oft ein unvorsichtiges Schimpfswort nie vergißt oder vergeißt.“

„Der Gemeine P. . . . in der Uhlanen-Eskadron, wo Schreiber dieser Zeilen diente, war ein verwegener Soldat, und kehrte selten aus einem Geplänkel ohne ein erbeutetes Pferd zurück. Bei einer Gelegenheit, wo das Gefecht schnell abgebrochen werden sollte, jagte er trotz Trompetenzeichen und Rufen, während die Eskadron sich rallirte, einem feindlichen Offizier nach, den er auch später herunterstach und dessen Pferd nebst Rüstung als Beute beim Einrücken mitbrachte, nachdem die Eskadron das Lager bereits bezogen hatte. Der Rittmeister hatte ihm bereits 25 diktiert; als er aber des andern Tags beim Rapport erschien, händigte ihm der Rittmei-

er die für das Deutepferd zuständigen 12 Dukaten ein, und bewilligte ihm in Betracht der erwiesenen Tapferkeit die Strafe. P. . . . aber nahte sich dem Rittmeister und sagte leise: Herr Rittmeister! ich meine, es wäre doch besser, Sie ließen mir die diktierten 25 aufzählen. — Warum denn? fragte erstaunt der Rittmeister. — Sehen Sie, meinte P. . . ., wenn Sie sich so leer ausgehen lassen, könnten viele von den Uhlanen nicht bekommen, sich so eine Handvoll Dukaten zu verdienen, und dann kriegen Sie beim Rappelblasen gar keinen mehr davon. Bei mir ist es Alles Eins, ich mache mir nicht viel aus der Strafe, und da hole ich mir wie vor und eh' die Deutepferde und bekomme sowohl die Dukaten als die paar Bire, welche dabei abfallen können. Probiren es aber Viele, so geht die ganze Eskadron auseinander. Ich rathe es Ihnen, bleiben Sie bei den einmal ausgesprochenen 25."

Zuletzt berührt der „Landesknecht“ den Punkt, welchen wir stets für die eigentliche Seele der ganzen Frage gehalten haben:

„Mein Gegner hätte vielleicht recht, wenn das Heer als eine Erziehungsanstalt anzusehen wäre, in welcher das Volk zum Selbstbewußtsein seiner Würde, zur Entwicklung einer Männlichkeit und Beförderung seiner Sittlichkeit heranzureifen berufen wäre: nämlich eine Art physischer und moralischer Exerzier- und Turnerschule für die Gesamt-Bevölkerung. So einladend diese Ansicht in der Theorie ist, so wenig können wir sie von dem praktischen Standpunkte aus theilen. Der Soldat ist da zum Fechten, um zu siegen muß er vor Allem gehorchen. Wird dieß aus edlen Beweggründen erzielt, desto besser, und desto erfreulicher für den Menschen, wenn auch ziemlich auf dasselbe hinauslaufend für den Kommandanten. Wenn meine Batterie schnell und gut bedient wird, ist es mir als Artillerist gleichgültig, ob Helden oder Maschinen am Broßtod fungiren, wenn ich auch als Mensch die ersteren bewundern, die letzteren nur gebrauchen würde."

„Daß das Ziel erreicht wird, ist die Haupt-, das Wiß die Nebensache. Nicht aber die Moralität ist die Grundbedingung des brauchbaren Soldaten, wenn sie auch dessen Zierde ist. Die englische Armee besteht aus dem Abhub der Bevölkerung, und ist vielleicht die tapferste und disciplinirteste in der Welt, gut bezahlt, und streng geschult. Die französischen Compagnies de discipline, aus Sträflingen bestehend, haben den schönsten Antheil an dem Heldenkampfe bei Mazagran.“

„Die Fremdenlegion hat sich in Afrika und in Spanien als eine vortreffliche Truppe bewährt. Die ungarischen Infanterieregimenter wurden ehemals größtentheils aus den Komitatsstrafhäusern komplettirt, und haben sich einen Heldenruf erworben. Balmaseda's Reiter bei der karlistischen Armee, der Schrecken der Christinos, waren aus den Praesidiis (Zuchthäusern) aus Räubern, Mördern, Schwärzern und Verbrechern jeder Art rekrutirt, aber durch die eiserne Hand ihres Führers disciplinirt.“

„Man braucht nicht eben Schul- und Sittenzeugnisse, um ein tüchtiger Soldat zu seyn.“

„Ist man dabei ein braver, redlicher, gebildeter Mensch, desto besser. Aber eben weil ich bei zwei tüchtigen Soldaten, wo der eine bloß dieses, der andere aber auch nebstbei noch das Andere ist, nicht die nämliche Strafnorm anwenden kann, so muß ich für ersteren noch einen Persuasionsgrund mehr haben, den ich allerdings bei letzterem gern entbehren werde und kann.“

Von den angehängten drei Geschichten, welche sich drei Offiziere im traulichen Dämmerlicht der Wachtstube erzählen, enthält die zweite einen gewiß nicht absichtlich gelieferten Beitrag zur Charakteristik Ungarns und seiner Bewohner. In Beziehung auf die dritte aber können wir folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Der „Landsknecht“ hat ein Talent frivole Historien, wenn er will, in einer Weise zu erzählen, die uns

wenigstens mitunter tief gerührt, sogar erbaut hat. Einer solchen Geschichte glaubten wir auch dieses Mal in jener Revellete zu begegnen, welche die Ueberschrift *Iusta* trägt. Deshalb that es uns schmerzlich leid, als die letzten zwei Seiten uns den unwillkürlichen Ausruf: O Psui! auspreßten.

Den 6. Juni 1852.

II.

Morgenröthe.

Wenn wir kein anderes Zeichen hätten, daß in der Gesinnung der gebildeten Deutschen eine große Wetterveränderung vor sich gegangen, so wären es die Dichtungen von Oscar v. Redwitz und die Aufnahme, welche sie im deutschen Publikum finden. Das Factum ist so unzweideutig gewiß, es ist dergestalt unmöglich, es zu läugnen, oder zu vertuschen, daß die in Poesie thuenenden Judenburschen in ihren Organen (Kölner Zeitung u. dgl.) bereits auf die herzbrechend naivste Weise wimmern und greinen, daß Gedichte von Einem, der nicht ist „von unsern Leuten“, schon zwölf Auflagen erlebt, während sie von ihrem Fabrikate die erste noch nicht abgesetzt, ja daß alle Anzeichen vorhanden seien, wie die rothe Poesie der saubern Bruderschaft ganz aus der Mode gekommen und in den Victualienladen zu wandern im Begriffe stehe. Redwitz ist an lyrischem Talent den Feinden des Kreuzes vollkommen ebenbürtig; das, was er vor ihnen voraus hat, ist ein ächter, wahrer, von Grundaus katholischer Glaube, dem es Ernst ist um die Wahrheit, ohne Ziererei und Eitelkeit, und ein kindlicher Sinn, dem es gegeben ist zu schauen, was dem Verstandeshochmuthe dünkeltoller und zweifelsüchtiger Philosophen ewig verschlossen bleiben

wird. Ist bei jener wissentlichen und absichtlichen Entfernung von Gott, als dem Urquell aller Wahrheit, alles geistigen Lebens und aller Ideen, die deutsche Poesie völlig inhaltslos geworden, lebt sie nur noch in der Form fort, an deren zierliche, feine Ausbildung sie ihre letzten Kräfte wendet, so thut es im Innersten wohl, bei Redwitz in einer eben so fein und zierlich ausgebildeten Form, wie bei den Gegnern, wirklichen Gedanken zu begegnen, wie sie heute und in Deutschland nicht auf offenem Markte feil geboten zu werden pflegen. Wir verweisen in dieser Beziehung unsere Leser, die diese Gedichte ohne Zweifel bereits in Händen haben, vorzüglich an „des Bettlers Testament.“ Besonders merkwürdig und neu ist uns die Wendung in dem „Heimweh“ überschriebenen Minneliede erschienen. Die irdische und die himmlische Liebe sind von Dichtern und ascetischen Schriftstellern oft neben einander gestellt worden; aber entweder wurde die Liebe Gottes hierbei profanirt, oder, was noch häufiger geschehen mochte: die irdische Liebe diente eben nur als Staffage und matte Allegorie. Hier in dem Gedichte von Redwitz sind beide Elemente gleich lebendig gedacht und gefühlt, und um so gewaltiger ist die Wirkung.

Den 7. Juni 1852.

III.

Handwerkervereine.

Vor Kurzem haben die Zeitläufe der Abwege gedacht, von welchen das katholische Vereinswesen in Deutschland rings umgeben ist; wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß die etwas zum Unpraktischen hinneigende Natur des Volkes und die lange Entwöhnung von allem und

jedem corporativen Leben und mancherlei Besorgnisse einlösen, die in der That durch gewisse Erscheinungen in der Nähe und Ferne nur all zu sehr gerechtfertigt sind. Aber — Gott sei gelobt! — es ist neben dem unpraktischen, theoretischen Flitterwerk doch auch ein gesunder, tüchtiger Kern, neben der leider in so weiten Kreisen herrschend gewordenen Neigung: mit sich selbst und Andern Komödie zu spielen, noch die Fähigkeit, den Ernst des Lebens in seiner Tiefe zu erfassen, in dem heutigen Deutschland, wenn auch nur in einer kleinen Minderheit, übrig geblieben.

Der Gesellenverein, der dem Domvicar Kolping zu Köln sein Entstehen verdankt und sich bereits mächtig über den Westen und Süden von Deutschland auszubreiten beginnt, ist ein Beweis, daß wir Deutschland noch nicht verloren geben dürfen, und wer sich früher über manche Mißgriffe und Verirrungen schämte oder ärgerte, der darf sich jetzt über die praktisch verständige Durchführung eines durch und durch wohlthätigen und heilsamen Gedankens, welcher aus dem Abgrunde der Narrheit des Zeitgeistes gerettet, und auf festen katholischen Boden verpflanzt wurde, desto herzlicher freuen. Wir gestehen, daß wir von solcher Achtung und Ehrfurcht vor der Idee dieses Gesellenvereines sowohl, als vor der ernstlichen, tüchtigen Art und Weise durchdrungen sind, wie dieselbe von dessen Gründer verwirklicht wird, daß uns sogar (eingedenk des großen Wortes, welches der verwiegte Freiherr von Hügel so oft anzuwenden pflegte: „was wächst, macht keinen Lärm!“) die öffentliche Besprechung dieses herrlichen Unternehmens einige Ueberwindung kostet *), und

*) Wir verweisen die Leser bei dieser Gelegenheit auf den im 28. Bande (S. 581 ff.) der histor.-polit. Blätter enthaltenen Artikel über die von dem Gründer desselben bei der General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz im Herbst 1851 gehaltenen Vorträge.
 Num. d. Ab.

daß wir uns dazu nur Angesichts der unauflösliehen Ehe verstehen, welche heutiges Tages zwischen der Journalpublicität und der pekuniären Hülfe des Publikums besteht.

Einer der gefährlichsten Bestandtheile der Gesellschaft ist, namentlich in Deutschland, der Handwerksbursche (der pseudo-vornehme Gallicismus pflegt ihn schlechthin: „den Arbeiter“ zu nennen!), wie ihn das Zeitalter der Revolution gemacht hat. Der vorrevolutionäre Handwerksbursch hing mit der Gesellschaft zusammen: 1) durch die Familie seines Meisters, zu der er gehörte, weil er Haus und Tisch mit ihr theilte, so lange er bei diesem Meister in Arbeit stand; 2) durch die Innung oder corporative Verbindung mit seinen Berufs- und Altersgenossen, welche ihn bis auf einen gewissen Grad polizeilich regelte, ihm in Krankheit und mancherlei anderer Noth Schutz und Unterstützung, in gesunden Tagen Unterhaltung, Erheiterung und das Gefühl gewährte: einem großen Ganzen, einem Stande anzugehören, ein verbürgter, geachteter Theil der Gesellschaft zu seyn; 3) in katholischen Ländern war entweder die Innung schon als solche auch kirchliche Bruderschaft, oder der Gesell gehörte einer der vielen Sodalitäten an, die sich nicht bloß seines geistlichen Heiles, sondern vielfach auch, namentlich in Krankheitsfällen und arbeitslosen Zeiten, seiner leiblichen Noth annahmen, und durch die gegenseitige Aufsicht der Mitglieder, oder die Auctorität und Wachsamkeit der geistlichen Präfecten die gute Führung der Sodalen verbürgten. — Dieß Alles ist durch die Revolution, und zwar meistens durch die unselige Geschäftigkeit wahn sinniger und illuminatistischer Schein- und Namenregierungen, die ohne zu ahnen, was sie thaten, die Art an ihre eigene Wurzel legten, mit Vorbedacht und Absicht zerstört. — Der Handwerkerstand, die Gliederung der Gesellschaft durch das Innungswesen ist pulverisirt, der Handwerksbursch individualisirt, vereinzelt worden; der Meister oder Gewerbsherr hat sich des rohen Trostes der „Arbeiter“

entledigt, und bedauert herzlich, sie noch nicht gänzlich durch Dampfkraft und Maschinen von Holz und Eisen ersetzen zu können; er hält sie möglichst fern von sich, und nur in so fern sind sie noch ein Gegenstand seiner angelegentlichen Sorge, als er darauf sinnt, den Arbeitslohn noch weiter herabzudrücken. Die Innung ist mit der Gewerbefreiheit in die bedenklichste Collision gerathen, und zu spät sieht man jetzt in den meisten Ländern ein, daß das Zerstören dessen, was die Weisheit der Altvordern gegründet, leicht, die beliebige Wiederherstellung meistens unmöglich ist. Was endlich die geistlichen Bruderschaften betrifft, so hat freilich heute der frühere illuminatistische Haß gegen dieselben die Verachtung von ganz Europa auf sich geladen; — aber wie lange ist es her, daß es noch für Staatsklugheit galt, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen? Nun ist es aber ein Naturgesetz der Gesellschaft, daß der Mensch nicht allein seyn kann, und diesem unterlag auch der deutsche Handwerksbursch. Nachdem die natürlichen, heilsamen, wohlthätigen Verbindungen gelöst waren, in denen er Jahrhunderte lang gelebt hatte, nachdem sein Stand pulverisirt, er selbst genugsam illuminirt, modernisirt, individualisirt und isolirt war, trat der Versucher zu ihm als Emissär der communistischen Gesellschaften, und warb ihn in Masse an für die geheimen Bruderschaften des Zeitgeistes. Die weiteren Folgen kennen Alle, vielleicht mit alleiniger Ausnahme einiger antediluvianischen Polizeiherrn in gewissen kleinern deutschen Staaten, die heute noch in fast rührender Unschuld auf jesuitische Gesinnungen fahnden oder auf ultramontane Neigungen Jagd machen, und sich alles Ernstes fürchten: das gute deutsche Volk könnte über dem vielen Beten doch gar zu finster und ernsthaft werden. Mit dieser Weisheit weiter zu disputiren, wäre ein Geschäft, welches an das alte Wiener Wirthshauschild: „zur Unmöglichkeit“ erinnern würde, wo ein Schiff den Versuch macht, mit vollen Segeln den Berg hinan zu

fahren. Unter solchen Nachzüglern im Lande der Intelligenz kann nur die allmächtige Zeit aufräumen. Aber sie wird auch Jene, die solcher Weisheit heute noch vertrauen, hinwegnehmen, also, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wird. Denn aus den Erfahrungen der deutschen Revolution gar nichts gelernt zu haben, ist, wie es an sich schon eine schwere Strafe Gottes ist, ein sicheres und unfehlbares Vorzeichen eines Falles, von dem jede Gewalt, welche ihn thut, nicht wieder aufstehen wird. Allen denkenden und verständigen Menschen dagegen liegt die Frage desto näher: welche Mittel der Vorkehr und Vertheidigung jener eben bezeichneten Zerrüttung des deutschen Handwerkerstandes gegenüber zu ergreifen seien?

Wir glauben, daß der Gedanke des Domvikar Kolping: das katholische Vereinswesen als Damm und Waffe gegen die der Gesellschaft vom „Arbeiterstande“ her drohende Gefahr zu benutzen, einer der genialsten und glücklichsten sei, die seit einigen Menschenaltern ausgesprochen und verwirklicht wurden.

„Was dem jungen Handwerker zunächst fehlt, ist ein kräftiger moralischer Halt im Leben, eine freundlich zurechtweisende Hand, eine, wenn auch von Weitem um ihn wandelnde, liebende Sorge, die sein Vertrauen verdient. Jeder fühlt sich aber recht eigentlich behaglich unter Seinesgleichen. Den genannten moralischen Halt müßte man ihm eben bei und mit seinen Genossen geben können. Wer ihn weise und leiten soll, zu dem muß er von Natur aus eine gewisse Neigung haben und seiner thätigen, uneigennütigen Sorge bei vorkommenden Fällen versichert seyn. Weiter fehlt ihm zumeist die Gelegenheit, sich außer der Werkstätte und dem Wirthshause irgendwo behaglich niederzusetzen, und wenigstens eine Weile sich mit ernstern, ihn bildenden Dingen zu befassen. Das Bedürfniß dazu liegt in der Natur des Menschen, und wird nur dann verdrängt, wenn unbefriedigt er sich ohne Aufhören dem schalen Genuße der Sinne hin-

geben muß. Ganz besonders wird dieß Bedürfniß fühlbar an den langen Winterabenden, die an gewissen Tagen wirklich zur Tortur werden können, und gewöhnlich deswegen zu allerlei Fahrten und Excessen verleiten, an die man am Morgen noch nicht gedacht hatte. Es fehlt dem jungen Arbeiter ein Zufluchtsort außer der Herberge und dem Wirthshause, wo er recht eigentlich eine Weile rasten und Nahrung für seinen Geist erhalten könnte, die auf ihn berechnet, ihm zusagen müßte. Es fehlt ihm ferner die Gelegenheit, sich für seinen Beruf, für seine Zukunft gewissermaßen auszubilden, abgesehen von der technischen Fertigkeit, welche ihm die Werkstätte des Meisters mitgeben soll. Noch mehr fehlt ihm: eine passende, Geist und Gemüth wahrhaft aufrichtende und stärkende Unterhaltung und Erheiterung, wie er sie weder zu Hause, noch im Wirthshause, noch an öffentlichen Vergnügungsorten erhält. Auch muß die Religion wieder wachgerufen und aufgefrischt werden in seinem Herzen, indem ihm wieder ein lebhafteres Interesse dafür eingefloßt wird. Deshalb müssen seine Kenntnisse in dieser Beziehung erweitert und ihm Gelegenheit geboten werden, seines Glaubens wieder froh zu werden. Dann mangelt ihm zuletzt noch die Gelegenheit, von Herzen thätig zu seyn mit und für Andere. Auch sein Herz will Gegenstände haben, an denen seine Liebe sich übt. Ob man diesen Bedürfnissen füglich abhelfen könne? Ich sage ja, man soll es sogar, wenn man es mit diesem so wichtigen Theile des Volkes noch gut meint. Wie wäre das denn anzufangen?"

„Man richte nur in allen Städten, wenn nicht in allen größern Gemeinden, einen freundlichen, geräumigen Saal ein, Sorge am Sonn- und Feiertage, wie am Montag-Abend für Beleuchtung und im Winter für behagliche Wärme dazu, und öffne dann dieß Lokal allen jungen Arbeitern, denen es mit ihrem Leben und ihrem Stande nur immer Ernst ist.

Da die jungen Leute, die der Einladung folgen, Gemeinsames mit ziemlich gleichen Kräften wollen, bilden sie dadurch einen Verein, für dessen Bestehen und Gedeihen ein Vorstand von achtbaren Bürgern, die dem guten Zweck zu dienen entschlossen sind, zu sorgen hätte, und an dessen Spitze ein Geistlicher stehen soll, der dieser Stelle mit all der persönlichen Hingebung und Aufopferung vorzustehen hat, welche sein heiliges, gerade dem Volke gewidmetes Amt und die gute Sache erheischen. Je nützlicher und angenehmer, je freier und würdiger der Aufenthalt in dem Vereinslokale für die jungen Leute gemacht wird, um so größer wird die Theilnahme seyn, um so fester werden sie bei der guten Sache halten. Da dürfte es nicht an guten Büchern, Schriften und Zeitungen fehlen, nicht bloß, die das religiöse Interesse vertreten, sondern die auch, was ja nicht zu übersehen wäre, dem bürgerlichen Leben gelten, die gewerbliche Gegenstände behandeln und, so viel möglich, jedem Handwerker von Nutzen seyn können. Dazu muß das lebendige Wort treten. Da wäre die Gelegenheit günstig, die Religion, als die Grundlage des Volks- und Menschenglücks, wieder anzubauen und den Herzen nahe zu bringen, wie überhaupt auf alle Lebensverhältnisse einzugehen, die den Gesellen berühren, und deren Besprechung ihm von überaus großem Interesse seyn müßte. Wenn man einestheils dahin zu wirken hätte, die jungen Leute mit nützlichen und angenehmen Kenntnissen aus allen ihnen zugänglichen und passenden Gebieten des Wissens zu bereichern: würde man von der andern Seite sie warnen, führen und leiten können auf den Wegen, die sie gegenwärtig wandeln. Erfahrung und Beispiel würde eindringlicher durch das lebendige Wort wirken. Klar und unablässig könnte man ihnen ihren wahren Beruf, ihr rechtes Lebensziel vor Augen halten, wie die Mittel besprechen, dieß Ziel auf die sicherste Weise zu erreichen. Tüchtige Bürger sollen sie werden, zu tüchtigen Bürgern muß

man sie erziehen. Ein tüchtiger Bürger muß ein tüchtiger Christ und ein tüchtiger Geschäftsmann sein; um, dann muß man der betreffenden Jugend wenigstens in soweit zur Hand gehen, daß sie beides werden können. Tüchtige Bürger gedeihen aber nur in einem tüchtigen Familienleben. Wenn das für unsere Jugend anderwärts fehlt, und daß es fehlt, wissen wir Alle sehr gut, dann suchen wir uns in jungen Leuten durch einen solchen Verein wenigstens annähernd die Vortheile zu gewähren, und darauf mit allen Kräften hinarbeiten, daß diejenigen, welche sich um uns schaaren, einst eine bessere, an Leib und Seele gesündere Generation in besserem Familienleben erziehen.“

Also der Gründer des Vereins in seiner Broschüre: „Der Gesellenverein.“ Man sieht: hier handelt es sich nicht um eitles Wortgefecht, nicht um Befriedigung der heutigen, leider spezifisch deutschen Rothdurst des Schwagens und Redenhaltens, sondern um Ausführung durch und durch praktischen Zweckes. Die oben genannte Broschüre trägt ein Motto, welches mit colossalen Lettern allenthalben angeschrieben stehen sollte, wo sogenannte katholische Vereine ihre Sitzungen halten: „Thätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte mehren nur den Schmerz.“ Dann unterscheidet sich dieser Gesellenverein auch noch durch ein anderes, höchst wichtiges Moment von andern Gebilden des nach corporativen Gestaltungen strebenden Zeitgeistes. Ein meistens gar nicht bemerkter oder doch nicht gehörig gewürdigter Unterschied liegt in dem Verhältnisse jedes Vereins zum Vorstande. — In dem spezifisch demokratischen Vereine steht der Obere, Vorstand, Präsident, oder wie er sonst heißen möge (denn der Name thut hier, wie meist überall, nichts zur Sache), von vorn herein auf dem Niveau der übrigen Mitglieder; er ist nur um der Ordnung willen und zur Besorgung gewisser Geschäfte von der Gesellschaft, für die Gesellschaft und in dem Zwecke erwählt, die Gesellschaft und ihre Interessen

zu repräsentiren. In der Idee eines katholischen Vereins liegt es dagegen, den Obern als eine höhere, von Gott gesetzte oder gesendete Macht anzusehen, welche nicht die unter ihm stehende Gesellschaft, oder deren Weisheit und Wissen, sondern den Willen Gottes repräsentirt; sei es, daß diese höhere Bedeutung sich an die Idee des Amtes des Obern, oder an die Eigenschaften und die höhere Befähigung knüpft, welche der Träger dieses Amtes zu demselben mitbringt. Der Abt eines Klosters z. B. ist an sich dasselbe, was seine Brüder sind, aber kraft seines Amtes ist er Gottes Stellvertreter; dagegen ist der Pfarrer schon als Priester, Lehrer, Verkündiger des göttlichen Wortes und Ausspender der Sacramente mehr als jedes einzelne Glied seiner Gemeinde. — Ein Verein, dessen Mitglieder sich gegenseitig an den Reden ergößen, die einzelne, aus der Mitte der Gesellschaft heraus auftretende Mitglieder halten, welche dazu befähigt sind oder befähigt zu seyn glauben, oder auch durch den Applaus der Uebrigen als befähigt anerkannt werden, ist, wie er sich auch nennen, und wie löblich er sonst in seinen Zwecken und Mitteln seyn möge, in seiner Wurzel und in dem Kerne seines Wesens demokratisch. Da nun aber, nach dem allbekannten biblischen Ausspruche: ein Blinder nicht des andern Leiter seyn kann, so leuchtet es ein, daß mit dieser Schule des wechselseitigen Unterrichts dem deutschen Gesellenwesen wenig geholfen wäre. Es müssen sich andere, höher als dieses selbst stehende Persönlichkeiten des Handwerkers annehmen, ihn von den Leiden seiner Stellung zu erlösen.

„Und wer soll denn der Sache sich besonders annehmen? Kein Anderer als, wie schon gesagt, der Klerus, der aus dem Volke stammt, und nun einmal von Gottes- und Rechtswegen den Beruf hat, wie das Christenthum auszubreiten in der Welt, mit demselben auch das Volk erziehend ganz zu durchdringen. Auch kennt der Klerus das Volk

am besten, soll es wenigstens kennen; er ist persönlich unabhängiger, als irgend ein anderer Stand, und kann sich deshalb seinem Amte auch mit einer persönlichen Hingebung und Aufopferung widmen, wie kein anderer. Ja, der Geistliche ist der geborne Volkserzieher, er kann und soll auf diese wichtigste aller möglichen Aemter nicht verzichten. Ihm kommt deshalb auch das Volk da, wo er sich ihm nur nähert, mit seltenem Vertrauen entgegen, und übt er mit sorgender Liebe sein Amt, stehen ihm Aller Herzen offen. Wenn das Volk sich aber vernachlässigt, ungeliebt sieht, nun; dann wendet es auch sein Herz ab, nicht ohne einen gewissen Stolz dem nachzutragen, von dem es so gern geliebt wäre. Wenn in neuester Zeit da und dort das Volk dem Geistlichen abgeneigt sich erwiesen, ich meine das eigene Volk (das andere wird geheßt), und gar Befürchtungen laut wurden, die Uergeres in Aussicht stellten, mag das allerdings zum großen Theile einem Geiste zugeschrieben werden, der in ihm seinen gebornen Feind erkennt und der gar zu gern herrschen möchte: doch ist andererseits nicht zu läugnen, daß auch manche Geistliche sich dem Volke zu sehr entzogen, wenn nicht entfremdet haben. Wir sind bei einem Zeitpunkte indeß angekommen, wo wir alle allensällige Schuld beim Volke ausstilgen müssen, alte Scharten ausweihen, altes uns zugehöriges Terrain wieder erobern, soll nicht bald Gericht über uns gehalten werden. Lautere, hingebende, alle Verhältnisse umfassende und durchbringende Liebe muß wieder zu Felde ziehen, sie wird die Welt erobern. In unserm Falle kann und muß ich deshalb an den Klerus weisen. Er wird dem Unternehmen Halt und Würde geben, er wird für seine Dauer und für sein Gedeihen bürgen, wie andererseits er am leichtesten die Idee rein bewahren und vor schädlichen Auswüchsen verhindern kann. Ich wage nicht von der größern Arbeit zu reden, aus Furcht zu beleidigen, noch die Schwierigkeiten schon jetzt in den Weg zu werfen, die sich wahrscheinlich darbieten werden, besorgt, einen Muth in Zweifel

zu ziehen, der den Stand auszeichnen soll und von jeher ausgezeichnet hat. Nein, ich glaube nur nach Oben weisen und an die Aufgabe des herrlichsten Berufs unter Gottes Sonne appelliren zu dürfen, um das Nöthige gesagt zu haben. Was nun noch die Leitung des Vereins betrifft, die Art und Weise, mit den Leuten umzugehen, die angegebenen Gegenstände zu behandeln, den Aufenthalt im Vereinslokal angenehm, anziehend und dadurch wirksam zu machen, wird Jeder leicht begreifen, daß eben davon sehr viel abhängt. Um deswillen müßte das aber nicht bloß Gegenstand gelegentlicher Beobachtung, sondern geradezu des ernstesten, aufmerksamsten Studiums seyn. Nun ja! Mancher hat seine Freude an großen und kleinen Thieren, Mancher wendet bedeutende Sorgfalt auf die Kenntniß von Kräutern und Blumen, Andere pflegen Umgang mit den Sternen, noch Andere spekuliren auf andere Dinge, die vielleicht noch weniger werth sind. Darin mag nun an sich nichts Böses liegen, aber sich mit dem Nebenmenschen da, mit seinem Wohl und Weh befassen, und in seiner Behandlung eine gewisse Virtuosität erwerben, gilt doch unendlich mehr; und Etwas unter den edelsten Geschöpfen Gottes, die endlich gerade so viel werth sind, wie wir, weiß Gott, oft noch mehr, bessern, ist doch ohne Vergleich größer, als alles Wissen der Erde bloß besitzen. Ein Mehreres über die Art und Weise, mit den Leuten zu verfahren, behalte ich mir im Falle vor, daß diese Anregung und mehr soll es nicht seyn, wirklich Anflang findet und man meine Meinung wünscht. Wer es besser weiß, dem höre ich mit Freude zu.“

Auch wir wollten hier zuvörderst nur anregend auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die der weiteren Entwicklung eben so fähig als bedürftig ist, jedenfalls aber das höchste Interesse jedes redlichen und wohlgesinnten Katholiken in Anspruch nimmt. Wir werden mehr als einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

III.

Cardinal Serbelloni.

II.

Serbelloni Lehrer der Theologie und Erzieher des Prinzen von Piemont. Seine pädagogischen Grundsätze. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit.

Karl Emanuel III. von Sardinien (1736 bis 1773) war einer der thätigsten Fürsten seiner Zeit. Hatte die Macht des Hauses Savoyen schon seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, und namentlich seit 1735, sich beträchtlich erweitert, so erlangte Karl Emanuel noch bedeutendere Vortheile seit 1748. Als Bundesgenosse der Maria Theresia war er selbst zu Felde gezogen und hatte mehrere Siege über die spanischen Heere erröthet. Vermählt mit der Schwester des Herzogs Franz Stephan von Lothringen ward er enger mit Oesterreich verbunden, und verfolgte so eine von der Maria Theresia ganz verschiedene Politik. Soviel es nur immer die Unruhe seiner Zeit ihm gestattete, suchte er Wissenschaft und Kunst eifrig zu fördern, und darum strebte er auch in Turin viele trefflichen Talente um seinen Thron zu versammeln. Serbelloni, dessen segensreiches Wirken dem Könige nicht entgangen

war, genoß am Hofe eine hohe Achtung und ein ehrendes Vertrauen.

Nachdem er bereits mehrere Jahre in Turin Moralphilosophie gelehrt, wurde er im Jahre 1754 zum Professor der Moralthologie ernannt. In seiner Antrittsrede *) sprach er von seinen Leistungen mit einer eben so natürlichen, als gewinnenden Bescheidenheit, desto mehr aber von den Verdiensten seines Vorgängers, Mich. Casati, der Bischof von Monregali geworden war. Sein hoher Gönner, Benedikt XIV., dem er diese Rede, wie die meisten seiner früheren Schriften, übersandte, dankte ihm in einem wahrhaft väterlichen Schreiben vom 11. Jan. 1755. Strenge und erfüllt vom ernstesten Geiste des Evangeliums trat Gerbil dem damals auf vielen Akademien herrschenden Larismus entgegen; obschon aber seinem ganzen Charakter nach weniger zur Milde geneigt, als sein Zeitgenosse Liguori, hielt er sich dennoch von einer zu großen Härte mit besonnener Mäßigung ferne. Die heitere Ruhe seines klaren Geistes gab jene Entschiedenheit und Festigkeit, die in seinen Worten, wie in seinen Schriften treu sich ausprägte; aber nie hat man eitlen Wissensstolz und vornehmes Absprechen über streitige Fragen an ihm bemerkt. Seine philosophischen Studien, für die er besondere Neigung hegte, setzte er auch hier noch fort und immer mit großem Erfolge. Auch im Auslande blieben seine literarischen Verdienste nicht ohne Anerkennung; Raiton und selbst d'Alembert (letzterer in zwei Schreiben vom 26. Juli 1754 und vom 4. Oct. 1755) rühmten namentlich seine

*) Oratio de causis academicarum disputationum in theol. moralium inductarum 1754. Opp. Tom. XVI. — Seine erst nach seinem Tode gedruckten Vorlesungen über philosophische Ethik finden sich im VI. Bd. der röm. Ausg., die über theologische Moral fallen den XVI. bis XVIII. Band.

statischen und mathematischen Schriften; Lami, Bianchi, netti und Bottari, sowie später Abbé Mauezy, nachher Cardinal, zeigten sich als besondere Verehrer seiner Werke. Protestant Brander benutzte in seiner „Geschichte der Philosophie“ Gerbil's Untersuchungen über die jonische und pythagäische Schule, die in seinem größeren, schon früher besprochenen Werke: *Introduzione allo studio della religione*, finden, mit rühmender Erwähnung des gelehrten Varnam. Später aber mußte dieser gegen die Behauptungen jener genannten Gelehrten sich erheben, es sei in seinem Sinne die Emanationstheorie fast gar nicht von der christlichen Glaubenstheorie verschieden, und erstere finde sich bei vielen Kirchenvätern vertreten, was er in einem sehr wohlwollenden Schreiben aus Turin vom 7. August 1769 that, dessen einfacher und wohlbegründeter Darlegung auch der deutsche Protestant seine Anerkennung nicht zu versagen im Stande war.

Der Einfluß Gerbil's in Turin ward nun immer bemerkbarer; nie aber hat er ihn mißbraucht. Er galt für das Muster des Hofes, wie des Episkopats; aber er blieb stets derselbe demüthige Ordensmann. Er wurde in kurzer Zeit Director der Hofakademie, die der Herzog Viktor Amadeus sich versammelte, dann erzbischöflicher Theolog und Confessor des Cardinals delle Lanze, sowie Provinzial der Varnamen in Savoyen und Piemont. Schon wollte man ihn zum General seines Ordens erwählen; aber der Plan ward durch vereitelt, daß ihm auf Anrathen Benedikts XIV., der ihn seiner immer noch mit großer Liebe erinnerte, die Erziehung des Prinzen von Piemont, Enkel des Königs, anvertraut wurde. Hier wirkte er mit dem gesegnetsten Erfolg, indem sein zurückgezogenes Leben aufzugeben, das er selbst am liebsten beizubehalten verstand. Die Einkünfte einer reichen Pfründe, die der König ihm übertrug, floßen zum größten Theile an Armen zu. Mit Umsicht und Liebe leitete er die Erzieh-

hung des Prinzen, der nachher als Karl Emmanuel den Thron bestieg; nicht mit Unrecht konnte man wohl sagen, er habe das Wissen und die Gewandtheit eines Philosophen mit der Liebe und Sanftmuth seines Landsmannes vereinigt. Franz von Sales, vereint.

Das wichtige Geschäft eines Erziehers am Hofe gab dem unermüdblichen Gerbil nur Anlaß, seine Studien weiter auszudehnen, und so verdanken wir dieser Epoche seines Lebens eine Reihe trefflicher Schriften, meist pädagogischen Inhalts. Da er nicht für alle Gegenstände die passenden Lehrbücher vorfand, wie sie der Prinz zu bedürfen sollte, so verfaßte er selbst zunächst zu dessen Gebrauche eine Logik in lateinischer Sprache, die sich durch Präcision und leichtfaßliche Entwicklung sehr empfiehlt; eine Geometrie nach Euklid's Elementen, eine Geschichte der Philosophie bis zu Wolff (+ 1754), ferner eine Abhandlung über die allgemeinen Principien der Metaphysik, seine „Gedanken über die Pflichten der verschiedenen Stände“, sowie „über die Begründung der Souverainetät und die Pflichten der Souveränen“, eine Einleitung in die Institutionen Justinian's, ein historisches Gemälde des römischen Kaiserthums, und endlich ein kurzer Abriss der Geschichte des Hauses Savoyen, nebst einer Schilderung der Zeit Ludwig's XV. Alle diese Schriften waren durchaus ihrem Zwecke entsprechend. Sorgfältig überwachte und regelte er die Lektüre seines fürstlichen Zögling; er verstand es vollkommen, für das wahrhaft Edle und Gute ihm Sinn und Geschmack beizubringen. Er ließ ihn die Heilige Geschichte, besonders das Evangelium lesen, und erklärte sie mit Wärme und Eifer; aber auch die Profanstudien, namentlich die Geschichte, wußte er mit einem christlichen Geiste durchzuführen. Die *Politique sacrée* und die *Universelle* Geschichte von Bossuet wurden dem Prinzen besonders theuer. Auch in den alten und modernen Classikern fand Gerbil

Das, was auf Geist und Herz gleichmäßig einwirkt; das bezog er auf das höchste Ziel des Menschen überhaupt, das zeigte es in seiner näheren oder entfernteren Beziehung ihrer wichtigen Aufgabe eines Regenten, von dem das Glück oder Wehe von so viel Tausenden abhängt.

Wir besitzen noch den von Gerbillon befolgten Studienplan, den er zum Theil nach einem älteren Entwurfe des berühmten Marquis Trivis de Fleuri gefertigt hatte, und der nicht das kleinste Detail die Lehrgegenstände und Lehrbücher enthält; überall zeigt sich der richtige Takt des erfahrenen geistvollen Erziehers. Noch ein anderer plan des études für un jeune Seigneur findet sich unter seinen Werken, worin er die Wichtigkeit der ersten Jahre der Erziehung, den Zusammenhang der letzteren mit dem Unterricht und den Unterricht, nicht sowohl den Geist auszuschnüden (former), als zu bilden (former), scharf hervorhebt. Die Frucht des Lernens, sagt er, hängt mehr von der Art des Erlernens als von dem Gegenstande, den der Schüler erlernen soll. Was hilft es, der Jugend Grammatik und Stylistik, Geschichte und Mythologie, Chronologie und Geographie, Mathematik und Physik, Metaphysik und Moral, Natur- und Völkerrecht vorzutragen, wenn sie nicht in Allem eine lebendige Anschauung und eine angemessene Uebung erhält? Von dem höchsten Werthe in der Gesellschaft ist die Gabe der Wissenschaft; und doch wird auf ihre Pflege viel zu wenig Sorge verwendet. Schon die Sprachen lernt man durch Regeln, durch Beispiele und Uebung; das longum iter per praecepta, wie Quintilian sich ausdrückt, muß vielmöglich abgekürzt und mit anziehenden Uebungen verbunden werden; Eines ohne das Andere ist ungenügend. Die Richtigkeit des Ausdrucks steht mit der des Gedankens in engster Verbindung; die Grammatik muß vorbereiten auf die Logik; diese selbst darf nicht bloß in dürren, abstrakten Regeln behandelt werden,

auch sie will geübt seyn. Man lasse den Schüler der Grammatik schriftlich und mündlich übersetzen, ihn nach einer Zeit das früher Geschriebene aus dem Gedächtnisse aufzeichnen; man übe sein Gedächtniß, ohne es zu ermuntern, wecke dabei die erkennende Thätigkeit, beginne die leichtesten Stylübungen nicht zu spät, gewöhne den Knaben früh das Einfache und Natürliche, flöße ihm Liebe zu einer reinen und erhebenden, Abscheu vor jeder geisttödtenden, gefährlichen Lektüre ein, und wirke, besonders beim Vorles der Geschichte, auf das Gemüth nicht minder als auf den Verstand. Ein Hauptvorteil der von den Neueren mit Recht misachteten Dialektik ist, daß das Urtheil gebildet, geschärft und normirt wird, von Gründen seine Bestimmung erhält, nicht von Launen und Affekten, daß die Ideen gefaßt und richtig verbunden werden, und der analytische und prüfende Geist jedes falsche Raisonnement leicht durchschaut, so daß man nicht nur mit richtigem Sinn das Richtige fühlt, sondern principiell erkennt. Die Metaphysik, der passend eine Geschichte der Philosophie voraus abgehandelt geht, ist der Feuerherd, von dem die Strahlen ausgehen, welche alle Sphären des Wissens erhellen; wichtigster, erhabenster und schwierigster Theil der Philosophie, ist sie meistens dem Mißbrauch ausgesetzt, wenn Unberufene sich betheiligen. Sie ist für den Geist, was Poesie und Malerei den Geschmack; man ist hier gar nichts, wenn man nicht Ausgezeichnetes seyn kann. Daher ist sie der Jugend sehr selten und schrittweise vorzutragen, in einer vom Leichtern immer mehr zum Schwierigeren übergehenden Entwicklung, in welcher auch von andern Disciplinen als Regel gelten muß. ... So wenig aber ein Edikt des Prätors — so äußert sich Gerbil in einer akademischen Rede über den gelehrten Ungehorsam — schon eine volle Gesetzgebung und ein System selbst gibt, so wenig schließt ein auch noch so gut entworfenes

Studienplan schon die ganze Methode der Erziehung und
 g ein, und so wenig ist er für sich genügend, die wich-
 interessen der menschlichen Gesellschaft zu wahren. Wie
 , die nicht in's Leben übergehen, ohne Wirkung und
 bleiben: so sind alle Projekte und Entwürfe über
 idung sowohl, als über höhere Studien ohne Werth,
 sie die Kraft nicht haben, dem Leben sich einzuverleiben
 es ihm sich wieder herauszuprägen, wenn sie nicht be-
 sind von der Mitwirkung aller höheren, die Mensch-
 ighig anregenden Potenzen, die praktisch eingreifen in
 nstaltung des jugendlichen Geistes und unvermerkt, als
 h von selbst verstehend, dort Gestalt und Geltung ge-
 n. Eine pur menschliche Politik reicht nie hinan, den
 Zweck der Erziehung zu verwirklichen, und nur die
 der Religion können ihn erreichen. Aber auch im
 mueren für sich hat man durch zahllose Reformpläne
 überben. Bald wollte man die studierende Jugend er-
 n und von der Last allzu trodener Gegenstände sie be-
 nur das Anmuthige des Wissens ihr zeigen; bald faste
 nur das praktisch Nützliche und für den Broderwerb Er-
 iche in's Auge, forderte Förderung der Industrie von
 durch gleich ausgedehnte physikalische, mathematische und
 istorische Studien für Alle; bald wollte man nur das
 an Glänzende, das Großartige und Effektvolle, und
 ir Alle ohne Unterschied; bald wollte man wieder der
 b alles Mögliche aufbürden und einen Wust von Ein-
 nissen ohne Rücksicht auf die Fassungskräfte der Ler-
 r in den Kopf hineinbringen. Allein was die Leichtig-
 igeht, so ist die leichtere Methode nicht stets die bessere.
 wurden nach schwierigeren Methoden weit gründlichere
 te gebildet, als jetzt bei deren Erleichterung. Man
 icht nur den Schülern die gehörigen Elementarkennt-
 über verschiedene Dinge verschaffen, die für sie nothwen-

dig und nützlich sind, besonders in Anbetracht ihrer Bestimmung und ihres Berufes, sondern auch die geistigen Fähigkeiten wecken, üben und entwickeln, so daß sie nicht allein das Aufgegebene erlernen, sondern auch die Kunst, von sich selbst zu lernen und aus sich selbst thätig zu seyn. Wissen ist nicht immer vereint, daher die pulchra species cerebri non habens. Die leichte Tinktur des Wissens, die nicht das Innere gedrungen, nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, mehrt die Zahl der Halbwisser, nährt einen thörichten Dünkel und wird so eine Pest für die Gesellschaft zur Corruption des wahren Wissens. Darum ist auch die Beschleunigung und Häufung der Studien, sowie der allzu rasche Uebergang von einer Disciplin zur anderen durchaus verderblich. Der Jugend muß vielmehr Liebe zu anhaltenden und anstrengenden Studien eingefloßt werden; ohne daß man den Weg zur Wissenschaft erschwert, kann man ihr nur Anstrengung Vergnügen bereiten. Denn die größte Befriedigung findet der Menscheng Geist im Uebersteigen der Hindernisse, die dem unersättlichen Wissensdrang sich entgegenstellen. Was das Weitere betrifft, so hat der Lehrer jede pedantische Einseitigkeit sorgfältig zu vermeiden. Baco vergleicht die bloßen Empiriker mit den Ameisen, die reinen Theoretiker mit den Fröschen, die wahren Gelehrten mit den Bienen. Je mehr der Geist seine Schwungkraft übt, desto höher kann er sich erheben. Alles nur auf das Interesse des Lebens und den materiellen Nutzen zu beziehen, ist eine Verlehrtheit; die Theorie ist darum noch nicht schlecht, weil ich keine Suppe oder kein Brod dafür erhalte; aber eine Theorie, die das wirkliche Leben normiren will, darf nicht mit dessen nothwendiger Entwicklung in Widerspruch stehen, nicht an Unausführbarkeit leiden; sie muß ein erreichbares und wirkliches Gut den Menschen bringen, oder ein entfernbares und wahres Uebel verschreiben. Hätte ein Newton nur das rein

tiſche geſucht, er hätte jene Entdeckungen nicht gemacht, wenn ſeine Theorie den Anstoß gab. Eben ſowenig aber, man durch den Schein des Wiſſens trügeriſche Effekte zaubern ſoll, darf auch der Geiſt ermüdet und über- werden; Eines nach dem Anderen; Eines aus dem andern und durch das Andere; das iſt der Weg, der zur wiſſenſchaftlichen Bildung führt. Sollen nun auch alle ſtudierenden Jünglinge wirkliche Gelehrte werden, daß doch jedem durch den Unterricht der Weg und die Mittel gezeigt werden, wie er es werden kann, und Jeder wenigſtens die Stufe erreichen, auf der er allen Vor- miſſen ſeines ſpeziellen Berufes völlig gewachſen ſeyn

So dachte Gerbil über den gelehrten Unterricht und die Erziehung. Die wenigen hier gegebenen Sätze können zeigen, wie klar und richtig hierin ſein Blick war. Seinen ſelbſten Lebensſtaff zeigt auch noch eine erſt nach ſeinem Tode erſchienene Schrift, die er aus Auftrag des Königs für eine Prinzessin von Sardinien verfaßte, welche die Gattin des Königs von Provence, Prinzen von Frankreich, ward. Dieſe *Leçons de conduite pour une princesse épouse* vereinen leicht chriſtliche Weiſheit und eine durchaus freimüthige Methode mit der umſichtigſten und zarteften Delikateſſe. Der König aber, den Gerbil als Erzieher des Prinzen Karl Emanuel fand, war von der Art, daß ſelten noch in einem andern Falle ihn ein Anderer erreichte. Die Zuneigung des Jünglings zu dem erfahrenen Lehrer war ſo groß, daß auch als König noch ihn wie ſeinen Vater behandelte. Der junge König mit dem greiſen Gerbil auf und nieder ſo mußte dieſer ſtets zu ſeiner Rechten gehen; als die Prinzessin einſt darüber ſich zu wundern ſchienen, ſprach Karl Emanuel: „Seht einen Sohn, der mit ſeinem Vater geht!“ In den Wiſſenſchaften machte der Prinz treffliche Fortſchritte;

aber mit der Bildung des Geistes hielt die des Herzens Schritt. Harte Prüfungen harrten seiner, als dem Tode Viktor Amadeus III. im Jahre 1796 den befiel. Sein Herz blutete über die Leiden seines und als er sich außer Stand sah, zu helfen und gegen übermüthige Frankreich sich zu schirmen, überließ er Bruder Viktor Emmanuel, Herzog von Aosta, den (1802). Er selbst ging nach Rom, um den Rest seines Lebens dort Gott allein zu weihen. Später trat er vor Pius VII. wieder hergestellte Gesellschaft Jesu, an Mitglied er im Jahre 1819 zu Rom sein Leben frohlicher beschloß. Sein Volk hatte ihn lange noch in ihrem Andenken. Pacca erzählt *), daß, als Pius VI. Sardinien nach Frankreich deportirt ward, das dort in der Vermuthung, auch Karl Emmanuel werde gebracht, beständig fragte: „Wo ist unser König?“ — richtig, ihn wieder zu sehen, ihm seine unwandelbare Liebe und Anhänglichkeit zu bezeugen.

Bei diesem Lebensabschnitte Gerbil's müssen wir einiger seiner Schriften gedenken, die einen ausgedehnten Beifall gefunden haben. Dahin gehört besonders seine *Emil* oder *Reflexionen über die Theorie und Praxis der Erziehung gegen die Principien des J. J. Rousseau*, zu Turin 1763 gedruckt und bald darnach in das Deutsche übertragen. Rousseau selbst äußerte, von allen gegenwärtigen Schriften verdiene diese allein gelesen zu werden. Diese Schrift empfiehlt sich besonders durch eine ebenso anmuthige Darstellung. Wie die Theorie vom Contractus bemerkt Gerbil, auf den gänzlichen Umsturz der bürgerlichen Ordnung hinziele, so beabsichtigt die Erziehungslehre die Vorbereitung auf diesen Umsturz mittelst einer

*) Pacca Memorie storiche. T. I. Parte II. Cap. 1 et

Umwälzung in dem Denken und in den Anschauungen der Menschen. Wohl können Jean Jacque's legislative Ideen nie zur Wirklichkeit werden, aber seine pädagogischen Grundsätze können einem großen Theile der Menschheit eine Richtung geben, die sie zwar nicht dahin, wohin Rousseau will, aber doch weit genug von ihrem wahren Ziele abführen muß. Der Genfer Philosoph wird damit noch keine Wilden für jetzt hervorbringen, aber schlechte Christen und schlechte Bürger, und die Herrschaft des rohen Egoismus. Ihn zu widerlegen wäre keine bedeutende Arbeit; wichtiger ist, von seinen Irrthümern Anlaß zu nehmen, richtige Begriffe und gründliche Ansichten zu verbreiten *). Die falschen Principien Rousseau's, zum Theil aus Locke's Abhandlung über die Er-

*) Besonders beachtenswerth ist folgende Stelle in der Einleitung zu den Reflexionen (T. I.): M. Rousseau connaît le goût de son siècle; il sait ce que vaut la force, l'énergie de l'expression. Menace-t-il l'Europe d'une prochaine destruction? L'Oracle est prêt à s'accomplir. L'Europe est sur le point d'être habitée par des bêtes féroces; elle n'aura guère changé d'habitans. M. R. n'ignore pas, que tant d'honnêtes gens, avec qui il a vécu, ne sont ni des ours ni des loups; mais une pensée neuve, hardie, saillante fait tout autre effet, que la froide monotonie de la raison. Ce n'est guère aujourd'hui ni la régularité du plan, ni la correction ou pour mieux dire la vérité du dessein, ni la justesse des proportions, qui décide, à l'égard de bien de gens, de la honte d'un ouvrage; c'est surtout le brillant du colorit. Un lecteur frappé d'un de ces traits fiers et pathétiques, qui étonnent l'imagination, qui pénètrent l'ame et qui l'enlèvent, souffrira-t-il patiemment, qu'on vienne lui prouver, que ce qui l'enchanté, n'est qu'une illusion, et qu'il a tort d'applaudir à ce qui le flatte si agréablement? — Nach Confess. VIII, 225 will der Genfer Philosoph zwanzig Jahre über seinem damals fast abgöttisch verehrten Oeuvre meditiert haben.

ziehung entnommen, widersprechen nicht nur der Religion, sondern allen Gesetzen und Zuständen des wirklichen Lebens, betrachten den Menschen nur in abstracto und als bloßes Individuum, ohne Stellung in und zu der Gesellschaft, und verkennen die Natur des Menschen, die dermaßen social ist, daß ein ganz isolirter Mensch gar nicht mehr für den ächten Menschen der Natur gelten kann. Ebenso verläugnen sie die fehlerhaften und ungeordneten Neigungen, die Abnormität und Ungleichheit in der Natur des Menschen, die alle alten Philosophen erkannten und die von der allgemeinen Erfahrung bezeugt werden. Gerbil benützt hier sein ganzes, reiches Wissen, naturgeschichtliche Thatsachen, Berichte der Reisebeschreiber, und entwickelt dann sehr treffend, wie die Erziehung zugleich den Menschen und den Bürger herausbilden kann. Alles ist im Universum verbunden; daher die Lage und Bestimmung der Dinge nicht allein von ihrer inneren Constitution abhängt, sondern auch von den Beziehungen der Aktion und Reaktion, die sie mit den sie umgebenden Objecten verknüpfen. Wird die Communication der einzelnen Theile der Welt untereinander unterbrochen, so werden sie entstellt und ihrer Natur entkleidet; Alles ist Theil des Ganzen; und strebt zum Ganzen; das ist das Werk der Providenz. Wie aber in der physischen Welt die Körper ihre Aktivität verlieren, sobald sie herausgerissen werden aus den sie wechselseitig verbindenden Beziehungen und Verhältnissen, so können auch in der moralischen Welt die intelligenten und freien Wesen nicht die sie unter einander verknüpfenden Bande zerreißen, ohne ihre Natur zu entstellen und sich der Ausübung ihrer edelsten Thätigkeiten zu berauben, die aus ihren Verhältnissen zu anderen Wesen ihrer Art, deren sie bedürfen, aus ihren Pflichten und Rechten hervorgehen. Die moralische Welt ist aber nichts anderes, als die sociale Ordnung. Wird also der Mensch zum Menschen gebildet, so

menschen liegende Ehrgefühl seine Bestimmung für die
schaft voraus; der Sinn für Ordnung, der allenthal-
noch nicht ganz entarteten Individuen sich regt, er-
das Vorhandenseyn eines innern Dranges nach Ver-
ng. Wohlwollen, Rugen und Furcht treten nur hinzu-
tergeordnete Beweggründe. Da dem Menschen der seine
Instinkt abgeht, und er ohne die Vernunft keine hinrei-
Schutzwaffe und keine ausreichende Kraft für alle Bedürf-
nd Begegnisse seines animalen Lebens hat: so läßt sich
seiner Naturzustand denken ohne die Entwicklung der
lichen Vernunft, welche die Societät fordert; und selbst
Vernunftentwicklung, wenn sie auch ohne Gesellschaft
ußer derselben möglich wäre, würde immer ungenügend
für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, träte nicht
wirkliche sociale Leben hinzu mit seinen Consequenzen:
und Autorität. Weil die Socialität Ordnung, diese
Dependenz erheischt: so ist die Ungleichheit und relative
gigkeit der Menschen die naturnothwendige Folge der-
a und so unvermeidlich, daß sie selbst in der Theorie
Socialcontract nicht beseitigt oder ausgeschlossen werden
Eine weitere haltlose Annahme Rousseau's ist die,

Unterschied zwischen Gut und Böse erfaßt. Im Ganzen enthält diese Schrift eben soviel schöne und erhabene Stellen, als klare und schlagende Beweise, wie denn Gerbil überhaupt stets die bündigsten und kräftigsten Argumente zu finden und mit Geschick aneinanderzureihen verstand. So energisch er auch die gefährlichen Grundsätze der neuen Schule bestreitet, so gemäßigt ist hier sein Urtheil; darum konnte er sich auch im Jahre 1763 gegen einen Artikel des *Journal encyclopédique* dahin aussprechen, daß andere Urtheile, wie namentlich das der Sorbonne und das des Erzbischofs von Paris, noch weit härter und schärfer gegen Rousseau's Erziehungslehre aufgetreten waren.

Nicht minder anziehend ist seine Schrift über den Luxus *), sowie die über den Ursprung der Souverainetät **). Der Luxus ist ihm ein Uebermaß von Weichlichkeit, das dem gesunden Gebrauch und der Bestimmung der natürlichen Kräfte des Menschen entgegen ist, sowie ein Aufwand, der über das den einzelnen Ständen und Rangklassen der Gesellschaft zukommende, oder aber über deren Vermögen und Einkommen hinausgeht. Der Luxus, besonders als übermäßige Genußsucht, zerstört die Gesundheit, führt zu frühem Alter, schwächt den Muth, entkräftet den Geist und verschlechtert die Sitten, und wird darum eine Hauptursache des Verfalls und des Untergangs der Staaten. Lachende Aussichten gehen ihm voran, traurige Folgen aber kommen hinter ihm. Es ist unwahr,

*) *Discours sur la nature et les effets du luxe*, gegen Mélon's *Essai politique sur le commerce* gerichtet. Analog sind die *Observations sur le VI. Tome de l'hist. philos. et polit. du commerce* attribuée à M. Raynal. Letztere Schrift steht im zehnten Bande der römischen Ausgabe, die erstere im achten.

**) *Sur l'origine de l'autorité souveraine*. Turin 1799 besonders abgedruckt. (Opp. T. VII.)

daß die Vervollkommenung der Künste und die Vereblung des Lebens aus ihm folge; der größte Luxus kann oft mit der größten Barbarei zusammenfallen *). Die Vervollkommenung der Künste fordert die Richtung des Geistes auf das Große und Erhabene, und gerade diese ersticht der Luxus in seiner doppelten Bedeutung. Der moderne (Roccoco)-Styl, wie ihn die Bauten unserer, dem Luxus so ergebenen Zeit an sich tragen, kann nicht Anspruch machen auf hohe künstlerische Vollendung. Ferner setzt der Luxus eine übergroße Ungleichheit des Besitzes und Vermögens unter den Bürgern voraus, oder hilft sie herbeiführen, so daß, während ein Theil Alles im Ueberfluß hat, der andere darbt, die Zahl der Proprietäre abnimmt und die Aristokratie des Reichthums herrscht, die Journaliers und Proletarier sich mehren, so daß es mehr Arbeiter als Arbeit gibt, daher der Verdienst sich verringert, der Arbeitslohn herabgedrückt wird, endlich die Unzufriedenheit der größeren Mehrzahl immer mehr zu Tage tritt. Sonst strebte die Philosophie, die Vernunft gegen die Tyrannei der Leidenschaften zu schützen und stark zu machen; jetzt scheint sie nur dazu dienen zu sollen, dieselbe ganz an die Leidenschaft zu verrathen und auszuliefern. Es ist wahr, der Mensch läßt sich lebendiger und überraschender darstellen, wenn seine Seele von heftigen und stürmischen Leidenschaften erregt ist; aber nie zeigt er, wie auch Winkelmann bemerkt hat, so viel Größe und Würde, als wenn sie ruhig, fest und klar sich erweist. Mit den traurigen Illusionen der Aufklärer werden die Wunden der Gesellschaft nicht geheilt; die Zügellosigkeit und unumschränkte Freiheit Aller macht Alle zu Sklaven **). Gegen die Demokratie streiten die ge-

*) Une nation peut être souverainement barbare et souverainement voluptueuse. (Opp. VIII. 240.)

**) Schön hat das Bossuet ausgebracht (Politique tirée de l'Ecriture

wichtigsten Thatsachen. Das gemeine Volk wird in. der Regel nur von dem berührt, was der Augenblick mit sich bringt; wenn es das Gute und das Richtige will, so kennt es dasselbe doch nur selten, und wenn es dasselbe auch kennt, läßt es sich doch durch den nächsten Besten leicht daran machen. Das Volk ist schnell entschlossen, und übereilt in Beschlüssen; es geht augenblicklich von einem Extrem zum andern, ist schon darum untüchtig zum Regieren. In der neuen Demokratie ist das Volk Unterthan und Souverain zugleich; kollektiv Souverain, disjunktiv Unterthan. Ein gemeiner Volkswille hat nie existirt; er ist eine leere Abstraction; darum hat auch nie eine absolute Demokratie je Bestand gefunden.

Unter dem Namen des Volkes wollen Gottlose es herrschen; da geht in Erfüllung, was in den Sprichwörtern geschrieben steht: Cum impii sumserint principatum, genuit populus. Nur eine von Gott gesetzte und als solche anerkannte Gewalt sichert das Gedeihen und den Bestand der Staaten; alle Macht ist von Oben gegeben; die Souverane haben ihre Souverainetät, sei es mittelbar oder unmittelbar von Gott.

Diese Gedanken führt Gerbil in den zwei genannten Büchern in vielen andern seiner zahlreichen Schriften aus. Auch theologische Materien wurden von ihm behandelt. Philosophie führte ihn ja durchaus hin zur Religion. Die sogenannte Naturreligion — ein so sehr von den Deisten und Indifferentisten mißbrauchter Name — ist ihm eigentlich eine entfernte Disposition, ein erster Schritt zur wirklichen

Livre I. n. 5): Où tout le monde peut faire ce qu'il veut, ne fait ce qu'il veut; où il n'y a point de maître, tout le monde est maître; où tout le monde est maître, tout le monde est esclave.

positiven Religion hin, ein Fingerzeig Gottes durch die Natur mit der Aufforderung, seine Offenbarung zu suchen, die Brücke und ein Uebergang zu ihr *). Die meisten Resultate der Philosophie sind negativ; die christliche Offenbarung erst gibt das wahrhaft Positive. Jene zeigt, was das Bild des Menschen nicht ist; diese stellt es dar nach seinem Wesen, nach seinem innern Gehalt und nach der Art, wie es zu erreichen ist. Mit einer Reihe kleinerer religiöser Schriften knüpfte Gerbil seine bisherigen, meist philosophischen Leistungen an das Gebiet der Theologie an. Seine „kurze Darlegung der Kennzeichen der wahren Religion“ (Turin 1767) ward vom Cardinal delle Lancie, Erzbischof von Astoria und Großalmosenier des Königs, allen Pfarrern seines Sprengels angelegentlich empfohlen. Dieses Werkchen beginnt mit einem kurzen Dialoge zwischen Lehrer und Schüler über die Nothwendigkeit der Religion zum Glück des Menschen, welcher die Einleitung bildet; die Abhandlung selbst schildert historisch den Fortschritt der göttlichen Offenbarung, und erweist dann die Gültigkeit des Christenthums aus geschichtlichen Thatfachen, sowie die wahre Kirche aus deren nothwendigen Charakteren, und schildert dann im Gegenfaze dazu die falschen Richtungen außerhalb der Kirche. Verwandt ist dieser Abhandlung die andere *sulla divinità della religione cristiana*. Der genannte Cardinal war es auch, der Gerbil veranlaßte, Grundlinien über die Errichtung eines geistlichen Convictes zu schreiben, und der diese nachher selbst zu verwirklichen sich bemühte. Wie aber in den meisten seiner Schriften, ebenso wie der durchdringende Geist des Forschers, auch das tiefchristliche Gemüth des Ver-

*) Del modo di provare la necessità della rivelazione. Opp. XI. p. 12. 55.

fassers hervortritt: so konnte er ebenso erbauen als belehren, ebenso zur wahren Frömmigkeit anleiten, als zu gediegener Wissenschaft. Dieses zeigt sich namentlich in dem „Leben des seligen Alexander Sauli“, Bischofs von Aleria, dann von Pavia, des Apostels von Corsica (gest. 1592), der eine der ersten Zierden des gerade in seinem Geburtsjahre 1535 von Paul III. feierlich approbirten Barnabitenordens geworden war. In dieser französisch geschriebenen Lebensbeschreibung läßt sich die hohe Geistesweihe und Salbung Gerbill's erkennen, sowie seine innige Liebe zu der religiösen Congregation, der er mit unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit ergeben war.

Nachdem wir in diesen kurzen Umrissen die zwei ersten Lebensperioden dieses sonst so wenig gekannten Mannes dargestellt, wenden wir uns in den folgenden Blättern zu dem wichtigsten Theile seines Lebens und Wirkens, zu seinem Kampfe gegen die unseligen kirchlichen Neuerungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zu den letzten schweren Prüfungen, die er wenige Jahre vor seinem Tode erfuhr. Hier wird sich erst die volle Größe des ausgezeichneten Priesters enthüllen und der vielfeltige Einfluß, den er auf die Angelegenheiten der Kirche gewonnen hat.

IV.

Anselm von Feuerbach und sein Wirken in Bayern.

Ein Zeit- und Charakter-Bild.

Zweiter Artikel.

Feuerbach und die religiösen Angelegenheiten in Bayern; die modern=protestantische Propaganda und der Presbyterial=Verfassungs-Streit; der Vater und seine Söhne; die Exzellenz in Ansbach und König Ludwig.

Wir haben den Charakter des Mannes dargestellt — und er war und ist ein treues Spiegelbild für manchen Andern von derselben abnormen Stellung zum bayerischen Volke! — welcher, „an der Spitze der Opposition gegen die römischen Finsterlinge“ und als Führer der protestantischen Propaganda in Bayern, bereits den unheilvollsten Einfluß gegen die heiligsten Interessen des katholischen Volkes hatte üben können und dürfen. Seitdem „die wärmsten Katholiken“ zu Landshut dem verlassenen Fremdling eine getreue Stütze gegen seine Feinde abgegeben, hatte er lange, völlig in politische Agitationen versangen, die Zustände der Kirche in Bayern keines Blickes gewürdigt. Auf einmal fuhr er „mit einem Schrei des Entsetzens“ auf, den er augenblicklich „durch das ganze

Land gehen“ hörte; das „Concordat“ stand plötzlich wie ein ungeheurer Verbrecher vor seinen criminalistischen Argus-Augen, und die Geständnisse sind wunderbar zu hören, die er ihm schon im ersten summarischen Verhör auspreßte *).

*) Den 21. Jänner 1818 schrieb er an Tiebge:

„Bei uns hat ein ganz neues, noch nie erhörtes Naturwunder sich ereignet. Am hellen Mittag der Geisterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf einmal sieben volle Jahrhunderte verschlungen, so daß das heutige Jahr nicht mehr 1818, sondern 1073 ist, wo Gregor VII. wieder als Statthalter Christi ausregiert. Leibhaft ist er aus seiner Verwesung wieder auferstanden, das blutige Kirchenschwert in der einen, den Bannstrahl in der andern Hand, sein Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von schwarzem Höllenbrudel, der in dichten Wolken über das Land sich lagert und die Sonne verfinstert, und worin viele tausend Teufelslarven in Mönchskutten und Bischofsmützen auf und nieder weben, und durch ein gellendes Hohngelächter über Menschheit und alle menschliche Weisheit, Wissenschaft und Tugend — die Sinne betäuben. Dieses gräßliche Zauberspiel, dessen geheime wirkende Kräfte allein noch unbekannt sind“, („beschuldigt“ wurde als Urheber der „Höllenthät“ von Feuerbach und Seinesgleichen — „der Kronprinz“) — „steht vor Aller Augen, und wird Tod über die Welt und Pestilenz über alle Geister bringen, wenn nicht ein mächtigerer Zauberer, ausgerüstet mit den himmlischen Kräften des Lichtgottes, das Werk der Hölle wieder zerstört.“

Daß die nothdürftigste Wieder-Notirung der schändlich geplünderten, einst so reichen Kirche in Bayern, die den „Staat mit seinem ganzen Volke in Bettelarmuth“ versenke, und die Aufgebung des „allein noch schützenden placetum regium“ — einen Mann von dem zeitgemäßen Rechts- und Freiheitsgefühl eines Feuerbach auf's äußerste bestürzen mußte, ist begreiflich; interessant aber, was er sonst noch aus dem Concordate „deutlich herauszulesen“ wußte. Dieses soll z. B. besagen: „daß, um auch alle Geister dem neuen Hölle Reich zu unterwerfen, neue Mönchsorden zum Unterricht der Jugend errichtet, alle Schulen und Universitäten der Aufsicht, alle in Bayern erscheinenden, oder nach Bayern eingeführten Bücher der

Er sah der „Herensuppe, welche Thorheit und Schlechtigkeit zusammengerührt“, und als deren vorzüglichsten Urheber er anverholten „den Kronprinzen“ nennt, noch weiter als bis auf den Grund; es ward ihm klar, daß „große und unerhörte Dinge aus so Etwas entstehen müßten“, es frage sich nur noch was? Vielleicht zunächst ähnliche „Höllenthaten“ auch in andern Ländern, am Ende selbst in Preußen! Vor Allem und jedenfalls bewies die gräuliche Erscheinung des Concordats nur zu deutlich, daß die katholischen Elemente in ganz Deutschland daran seien, über den Schutt und Moder sich zu erheben, mit dem die rescriptmäßig angeordnete und polizeilich betriebene „Aufklärung“ sie haushoch überschüttet hatte.

Mit dieser „Aufklärung“ hatte der Protestantismus, im intimsten Bunde auf Discretion sich ergebend, seit Langem gemeine Sache in aller und jeder Hinsicht, besonders aber im Vernichtungskampfe gegen die Kirche. Erst noch im jüngsten Jahre 1817 war das „Reformations-Jubiläum“ zum verfrühten Siegesfest gemacht, und ein Orkan der kränklichsten und beleidigendsten Angriffe auf sie losgelassen worden, die man todt oder todtkrank und in den letzten Zügen liegend wähnte. So wollte man ihr noch vollends das Herz abdrücken, oder sie gleich gar bestatten in dem längst für sie aufgeschaukelten Grabe der Lüge und Verläumdung. Das Triumphgeschrei war betäubend, mit dem man auf die Minute zählte, wo die Kirche in deutschen Landen zur Grube sinken würde. Und nun wagte sie auf einmal, nicht etwa bloß ihr sieches Daseyn noch weiter fortschleppen, sondern geradezu — das bayerische Concordat war der unverkenn-

Censur der Bischöfe untergeben werden sollen“; „daß alle Protestanten und protestantischen Kirchen, kraft des Artikel 1, aller ihrer Rechte, aller Religions- und Gewissens-Freiheit verlustig erklärt, und die Religionsedikte, zwar nicht ausdrücklich, aber implicite, doch unzweifelhaft, für aufgehoben erklärt sind;“ u. s. w.

barste Beweis! — zu einem neuen und ferngesunden Leben erwachen zu wollen! Was Wunder, wenn die hohe Politik gegen allerlei unbefugte Gespenster aufgeschreckt, und Himmel und Erde, In- und Ausland bewegt wurden, zuvörderst gegen jenen „ratificirten, unwiderruflich abgeschlossenen Vertrag mit dem Papste.“

Aber auch nachdem Feuerbach „das Concordat zerrissen und „das Religions-Edikt geschaffen“, war eben nur eine Aeußerung des gefährlichen Geistes, nicht dieser selbst, unterdrückt. Der Schöpfer des Edikts warf sich daher mit ungetheilten Kräften in den Kampf gegen die katholische Kirche. Es handelte sich für den „aufgeklärten“ Protestantismus überhaupt um einen neuen „Befreiungskrieg.“ Auf religiösem Wege sah man jetzt die eigentliche Gefahr für den politischen Liberalismus nahen; auf demselben Wege mußte die „deutsche Freiheit“ wieder vertheidigt und gerettet werden. Den gleichzeitigen Maßregeln des Bundestages gegenüber blieb ohne nichts Anderes übrig, als an der Gegenwart verzweifeln und Alles von einer welterschütternden Bewegung in der Zukunft hoffen. Auf politischem Felde war offenbar vorerst nichts mehr zu machen. Wie Herrliches hatte Feuerbach von dem neuen Constitutions-Wesen gehofft, und wie schlecht bewährten sich z. B. die bayerischen Kammern! Die „Besten in der Ständeversammlung hatten sich „an ihn angeschlossen von ihm „Rath geholt“; „Manches, was in München gesprochen wurde, war erst in Ansbach geschrieben worden“ und doch nahm die Sache schon nach drei Monaten „ein erbärmliches Ende“, waren von der Opposition selbst viele jener „Besten“ „zu Verräthern der Nation“ geworden. War das zudem nicht ein deutlicher Fingerzeig, daß das Volk noch nicht reif sei, daß es erst auf religiösem Wege reif gemacht werden müsse, daß die politische Agitation auf kirchliches Gebiet zu flüchten habe? Erfuhren nicht selbst die Berliner: „es gelte offenbar ein Plan durch die Welt, durch Verwirrung die

Köpfe Finsterniß in die Seelen zu bringen, und in der Finsterniß den Völkern das Reth über die verwirrten, schwindelnden, im Dunkeln taumelnden Köpfe zu werfen"? Konnte dem Criminalisten die Flugschriften-Literatur unbekannt oder nicht blutsverwandt seyn, welche unter dem Titel: „Zeichen der Zeit 2c.“, von 1819 bis 1821 der Regierung und den „Gebildeten“ in Bayern unermüdet vorlamentirte: daß seit der Zeit des Concordats „Aristokratismus und Pfaffengeist“ einmal sich wieder regten; daß die hohe Polizei mit allen Mitteln „Partei und Opposition gegen den Zeitgeist zu verhindern, und das Volk in der Stimmung für Regierung und Vaterland zu erhalten, bemüht seyn sollte“; daß dieß um so nöthiger sei, als „die angestrengtesten Bemühungen“ der deutschen Regierungen, besonders der bayerischen, noch immer nicht durchgesetzt hätten, „daß bei der Restauration der katholischen Kirche die Besoldungen und Präbenden nicht an abergläubische Sätze und Institutionen gebunden würden“; daß seit dem Jahre 1818 in Bayern „dem Mönchsgeiste die Thüre wieder geöffnet, der Aufklärung beinahe gesperrt sei“, dieser „Aufklärung in Bayern“, vor der erst noch „der finstere Mönchsgeist sich gezwungen gesehen, wo nicht das Land zu räumen, wenigstens sich verborgen zu halten“; daß in Bayern, trotz der höchsten Gefahr, noch immer Ein Journal den Händen „römisch-mönchischer Grillensänger“ nicht entrissen sei, die Felder'sche „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer“ nämlich; daß in diesem noch im Jahre 1815 so viel verachteten Blatte der Mönchsgeist „seit einiger Zeit wieder ganz frei seine Stirne zu erheben wage, und mit seinen schwärmerischen Produkten das gelehrte Publikum wieder reichlich beschenke, während wahrhaft aufgeklärte Schriften immer seltener würden“; daß „so zum höchsten Nachtheile der Religion wie des Staates das ohnehin kleine Häufchen aufgeklärter Christen immer mehr schmelze, und beinahe ganz aus dem Gesichte verschwinde.“

Wenn Feuerbach auch jetzt noch nicht so schwarz sah, wie diese Flugschriften, so graute ihm doch mehr und mehr vor der nahenden Gefahr des ärgsten „Priesterdrucks“. Er blickte mit Schauder auf das Missionswerk des frommen Fürsten Hohenlohe. Obgleich man, wie Feuerbach selbst thut, eifrig bemüht war, von dem „Buben Hohenlohe“ alle nur denkbaren „Schandthaten“ auszusprengen — dennoch lief ihm nicht nur der „fanatisirte katholische Pöbel“ nach, sondern es kamen sogar Conversionen vor, z. B. die des „jungen, hoffnungsvollen Sohnes“ des verstorbenen geheimen Raths von Schenk, weiland Hauptprotectors der „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ in Bayern. Das Mergste aber war, daß der „Bube“ sich des besondern Schutzes des Kronprinzen erfreute, somit der „plumpe Jesuitenstreich“ zum Theile zu gelingen schien, durch den „gewisse hohe Personen“ katholisch gemacht, und eine andere „hohe Person“, der Kronprinz selbst, „von allen protestantischen Umgebungen entfernt“ werden sollte. Man denke sich das Entsetzen der Propaganda, ihre Angst vor der nächsten Zukunft! Vergebens war der Kronprinz „dafür nun überall verrufen“; es half nichts! Den 26. August 1821 ging ein verzweiflungsvoller Bericht von Ansbach nach Berlin: „Unser guter König ist tief betrübt über die Verirrung seines Sohnes. „„Mehr als zwanzig Jahre““ — sagte er unter Anderm — „„habe ich gearbeitet, mein Volk von den Pfaffen loszumachen, und nun am Rande des Grabes muß ich sehen, wie mein eigener Sohn Alles zu zerstören sucht, was ich gebaut habe.““

Schon damals, als am Anfange des Jahrhunderts zum erstenmale protestantischer Gottesdienst in Bayern gehalten werden sollte, blickte man in ganz Deutschland mit äußerster Spannung auf München: ob wohl „die Errichtung eines protestantischen Bethauses ohne Ausschweifungen von Seite des Pöbels ablaufen“ werde. Bald erfuhr die Welt, es habe dabei doch keinen Aufstand gegeben, da „zum Glücke

seiner Dämonen bei einem hohen Magistrate und dem
 in der guten Gasse der Stadt, zu München war
 und seine Anwesenheit anhängig hielt.“ Der
 selbe Dämon wurde im Jahre 1801 zu München
 durch, und besonders kräftig die vielen letzten Ge-
 hren's Band gezogen waren, kräftig die anstehenden
 auf das genaueste über die protestantischen Zustände
 zu. Wenn einige Katholiken die Taten des Kaiser-
 er Königin mit anstehen, oder im Jahre mit einer
 Thronen getriebener Geist bestraft wurde u. i. u.,
 so sagtest wenigstens im Gemüthe „Bergknecht
 geliebten Eater“ zu lesen. Im Grunde aber sollte
 protestantische Propaganda ihre Aussagen überaus
 möglich — nicht ohne auf die eigene Kraft, sondern
 die der Kirche abtrünnigen Lehrer des jungen Geschlechtes,
 seine Unfähigkeit des niederen Professors, an
 Seite der Ehrenreiter Weiler, dem Namen nach
 der Priester, auch, ein Mensch, den es eine Zeit
 in öffentlichen Schulen mit der schändlichsten und
 ersten Frechheit gegen das positive Christenthum über-
 und die Kirche inderentere zu führen, mit der im
 Kreise schon im Jahre 1803 rührte: „die schändliche
 in nun bald aus Bayern verdrängt zu haben.“ Nach
 Bändnisse seiner eigenen Freunde aller wahren Kräfte
 als ausgemachter Ignorant aber nur um so dünklicher,
 er sich wirklich ein, seine sogenannte „Philosophie“,
 platteter Kantianismus, müsse das Fundament einer
 Kirchengeschichte, wenigstens in Bayern, werden; denn
 er alten lehrte er: „ne sei größtentheils ein ungeheu-
 gister ungeheurer Thorheiten und Verbrechen.“ Die
 des Reformators und seine Lehre findet sich in dem
 Kirchentum unserer Tage so getreulich wiedergegeben,
 so besondere Auseinandersetzung überflüssig wäre; die
 selbe Reform wurde auch ganz in derselben Weise

ausgebeutet, wie die Krong'sche, und der endliche Ausgang war dort so erbärmlich, wie hier. Man bedurfte eines Keils inmitten der Kirche selbst, mit dem man den katholischen Koloss sprengen zu können vermeinte; darum flammerten sich an das Werk Weiller's der Reihe nach: das Illuminaten-Regiment in Bayern, die protestantischen Regenten der neuen Münchener Akademie, endlich Feuerbach an der Spitze der modern-protestantischen Propaganda. Erst in den letzten Tagen des Königs Max Joseph hatte dieser seine regelmäßigen Berichte nach Berlin von dem Wirken „unseres Weiller“, über den „die katholischen Pfaffen die Zähne knirschten“, mit der Trauerbotschaft zu beschließen: er befinde sich, durch Beförderung „vom Lehramte entfernt“, nicht mehr in der „Möglichkeit — Gutes zu wirken.“

Bereits im Jahre 1802 erfreuten sich Weiller und seine Schulmeisterlein des Monopols: „den Bayern in despotischem Tone zu befehlen, der Göttin Vernunft zu huldigen“; daß diese sich soeben noch vor ganz Europa als blutige Verderberin erwiesen, erinnerten die Gegner vergebens; ja jene „Philosophen“ bedienten sich als eines guten Rechtes der Maßregel, gegen jede Widerrede Censur und Polizei aufzufordern. Der Unglaube fraß durch die Schulen solcher Menschen entsetzlich um sich; bald konnte man fragen: „was hat Bayern von der neuen Sekte, die nun allgemeine Gebieterin ist, als: verdorbene Sitten, ungerechte Richter, böse Räte, schlechte Bürger, ungehorsame Unterthanen, ein zügelloses Volk *)?“ So aber sagten natürlich nur — Katholiken!

*) Eine impertinente Rede, welche Weiller zum Schlusse des ersten Semesters 1802 am Lyceum in München hielt, und die ihm sofort von der Universität Landshut ein unter den exquisitesten Lobsprüchen abgefaßtes Doktor-Diplom eintrug, veranlaßte eine ganze Reihe von Flugschriften, größtentheils zu seinen Gunsten: „Die

Die neue Central-Erscheinung des „*Bayrischen Volksboten*“ dagegen nahm die bisherige „allgemeine Gelehrte“ an Kindesstatt an, und ließ „den akademischen Schriften unseres von Meißner für Moral und Religion“ öffentlich die herrlichsten Beweise für „Mit- und Nachwelt“ anrühmen, den „Genossen der Wissenschaft“ zum Trost, und an denselben altbayerischen Väter vom Geiste wendete sich nach ausgestandenem dem Concordats-Schreden der Präsident Feuerbach noch mehr im Interesse der Propaganda, um ihn anzuspornen und durch unausgesetztes Aigeln seiner Eitelkeit in beständiger Feuer gegen den alten Glauben des Landes zu erhalten. Am 14. Juli 1820. erließ er an ihn eine äußerst schmeichelechte Einladung nach Schloß Löbichau, den Sommeraufenthalt der Herzogin von Kurland, die daselbst von der ganzen Sippe ihrer Schwester, Gräfin von der Rede, umgeben zu sein pflegte. Er habe — schrieb er. — in dem dortigen Auftrage „edelster Geister“ Meißner's „weltgeschichtliche Rede: über die ungelöste Aufgabe unserer Zeit“ vorgelesen, und sei ihm nicht möglich zu beschreiben „diese jubelnde Freude“, die bei unwilligen Stellen ihn unterbrochen, dieses Auffauchzen des Besfalls, dieses Händedrücken, diese Umarmungen, diese Thränen, nicht Thränen der sogenannten Empfindsamkeit, sondern Thränen des Entzückens über dieses glänzende Erscheinen der heiligsten Wahrheit in einer so trüben Zeit“ — und in diesem Tone geht es noch lange fort!

Voll Hoffnung, daß die „Sache der Menschheit“ siegreich aus dem neuangeschürten Kampfe gegen die alte Kirche, zumal gegen deren Abzweigung in Bayern, hervorgehen

Hypokriten in Bayern“, „Bemerkungen über das Pasquill: die Hypokriten in Bayern“, „Ehre und Pasquill, Anhang zu den Hypokriten“, „Penbant zu denen Hypokriten u.“, Zum neuen Jahr für die Hypokriten in Bayern“ u. s. w. Bgl. diese.

werde, berichtet er den 10ten September 1820 hinwiederum über „unseren Weiller“ nach Berlin, und fügt zugleich triumphirend Einiges über die „Fortschritte der Wahrheit und des Lichts in Bayern“ bei, was er von dem Oberconsistorial-Rath Stiller erfahren habe: „In München gehen beinahe monatlich Familien zur protestantischen Kirche über. Sechs Familien sind Stillern bekannt, die zwar noch selbst zur katholischen Kirche sich halten, aber ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. In einer Gegend auf dem Lande in Bayern“ (es scheinen die Kolonien am Donaumoos gemeint zu seyn) „haben katholische, protestantische und wiedertäuferische Familien, die nahe beisammen wohnen, sich vereinigt, und die Regierung gebeten, ihnen einen protestantischen Geistlichen zu geben. Bei Dillingen, wo Lindel vorzüglich gewirkt hat, sollen einige hundert Familien seyn, welche die Absicht haben, nach Petersburg auszuwandern, um ihrem verehrten Lehrer zu folgen *).“ „Von Weiller's Rede“ — fügt er bei — „die er nächsten Monat am Jahrestag der Akademie der Wissenschaften halten wird, erwarte ich sehr viel; daß unsere Briefe nicht wenig dazu beigetragen haben, das heilige Feuer der Begeisterung in seiner Brust zu schüren, davon bin ich fest überzeugt.“ Neue Siegesanzeichen bis zum 25. Dec. 1820! „Welche Erscheinung die Aufhebung der Klöster in Spanien und Neapel! Welches Bekenntniß eigener Schwäche — das Stillschweigen des Papstes zu Weil-

*) Dieser Lindel war als katholischer Pfarrer zu Gundremingen in graffen Atermysticismus verfallen, gegen den die Regierung endlich mit Gewalt einschreiten mußte. Er zog wirklich viele seiner verführten Pfarrkinder mit sich nach Rußland, von denen aber die meisten bald im größten Glende wieder zurückkamen. Feuerbach schreibt noch den 30. Juli 1821 an die Gräfin von der Rede: „Ich habe mir für Sie mit vieler Mühe anliegende Predigten des berühmten Lindel verschafft. Sie sind nicht ganz in Weiller's Sinn, aber doch für diesen Kreis höchst interessant.“

ler's kühner Unternehmung! Dann die faden, nur die eigene Herzensbangigkeit verrathenden Schritte gegen die in tausend und tausend Exemplaren unter den Katholiken verbreiteten „Stunden der Andacht!“ — Zu besorgen sei daher für das große Ganze gewiß nichts, trotz aller Bemühungen „der Adam Müller, Schlegel und Consorten“, ein „Bündniß der Dummheit mit dem Geiste zu versuchen, um wo möglich durch Verstand den Menschen um den Verstand zu betrügen.“

Man sieht, das Haupt der bayerischen „Opposition gegen die römischen Finsterlinge“ war nicht wähllich in der Annahme von Bundesgenossen gegen die Kirche; aus glühendem Haß gegen alles Katholische erblickte er, durch eine Art er künstelter Selbsttäuschung, zu der er sich sogar im Jahre 1827 noch einmal hinaufschraubte, in jedem widerkirchlichen Strohballen den stärksten Mauerbrecher. Daher fiel dann auch plötzlich wieder die düsterste Verzweiflung über ihn herein, in der alles Das seiner fieberhaft erregten Phantasie in hundertfach vergrößertem Maßstabe sich aufdrängte, was für das Emporkommen der Kirche zeugte. So schreibt er den 12. Sept. 1821 über die Nachricht von dem Tode der Herzogin von Kurland an deren Schwester: „Sie sollte nicht mehr erleben, was wir noch erleben werden: die entschiedene Herrschaft des Aberglaubens, des Pfaffentrugs und der Unvernunft. Denn (wir wollen uns nicht täuschen mit Hoffnungen, für welche uns die Zeichen der Zeit keine Bürgschaft bieten!) der Geist der Finsterniß triumphirt und darf für Jahrzehnte wenigstens keines Sieges sich freuen. Alles spricht dafür. In und außer Bayern, in und außer Deutschland ist Alles, was Macht hat, treu und fest im großen Bunde mit der Hölle, deren Geister nicht einmal einer Maske mehr zu bedürfen glauben. v. Haller's Brief haben Sie wohl gelesen, und was er von den vielen Tausenden sagt, die bald in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Das preussische Concordat kennen Sie wohl ebenfalls. Unser bayerisches

Concordat ist bereits in Ausführung gekommen (!), und bei wurden die Katholiken (!) von dem Constitutionse
soweit er ihrem Gewissen entgegen seyn könne (d. i. son
die Constitution Gewissensfreiheit und Religionsgleichheit
Protestanten zusichert), dispensirt.“

Zwar ist er den 19. März 1822 im Stande, das
Preußen alarmirende Gerücht zu widerlegen: die Kronpr
zessin und die Königin seien daran, katholisch zu werd
Es sei nichts weiter, als daß diese durch den Zuspruch ei
würdigen katholischen Geistlichen über den Tod ihres lieb
Kindes die Beruhigung erhalten, „welche ihr die frostig
Reden ihres protestantischen Hofpredigers nicht gewährt h
ten.“ „Nichts destoweniger“ — fährt er zorn erfüllt fort
„bin ich überzeugt, daß die protestantische Kirche in na
Gefahr des Untergangs steht, größtentheils durch Schuld
rer eigenen Glaubensgenossen.“ Feuerbach hatte näm
Namens mehrerer Städte Bayerns, „um auf gesetzlich
Wege die protestantische Kirche gegen die überhandnehm
den Attentate der katholischen Kirche, vielmehr der papisti
jesuitischen Plane, in Sicherheit zu stellen“, die „Religion
Beschwerden der Protestanten in Bayern vom Jahre 182
verfaßt und den protestantischen Abgeordneten am Landt
zur Unterzeichnung übermacht. Diese wurde aber verweig
weil die Sache durch die Thronrede bereits erledigt sei, u
„jeder Schritt von Außen nur als unbefugte Anmaßung u
ruhiger Köpfe erscheine.“ Der Abgewiesene spie Feuer u
Flammen: an dem Widerstand des Oberconsistoriums, „an
Nichtswürdigkeit der protestantischen Deputirten“ am La
tage, an der „ärmlichen Erbärmlichkeit, Lauheit und Fe
heit“ der Protestanten überhaupt, „vor Allem der Geistlich
mit ihrem in's Unbegreifliche gehenden Unverstand“, sei
projektirte Feldzug gegen die „Herrschaft des Papstthums“
scheitert. Erklärlich fand er aber Alles! Gingen ja die „ba
rischen Protestanten-Pfaffen“ gerade damit um, durch „C

führung der zuerst von dem herrschsüchtigen Calvin für die Reformirten gegebenen „Presbyterial-Verfassung“ ein „aristokratisch-vervielfältigtes Papstthum“, eine „geistliche Seelenherrschaft“ zu gründen, „die Kirche in ein großes Zucht- und Correctionshaus zu verwandeln.“

Der hitzige Kampf, welcher jetzt mit dem Oberconsistorium und gegen die auf Vorschlag eines „calvinischen Mitglieds“ (Heinz) beantragte Einführung der Presbyterial-Verfassung entbrannte, ist um so interessanter, als es sich bekanntlich gerade in diesem Augenblicke um Errichtung, oder Befestigung und Restaurirung der Presbyterial- und der nothwendig mit ihr verbundenen Synodal-Verfassung für den ganzen Bereich des deutschen Protestantismus handelt. Damals begann alsbald der „ächte Geist des Protestantismus sich zu regen“; Feuerbach stand natürlich wieder, wie einst gegen das katholische Concordat, an der Spitze. „Viele der ausgezeichnetsten Männer, fast lauter Staatsdiener“, widersetzten sich um jeden Preis (festhaltend an der „evangelischen Freiheit“ und an der mit ihr „ganz allein verträglichen evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung“) jenem „weltlichen Kirchen-Regiment, welches sich durch geistliche Polizeispione in das Innere der Familien drängen, durch Zwang und Bann Lehrmeinungen aufzwingen, und in die Kirche nöthigen will.“ Feuerbach wendete sich anfänglich an competente Stellen und erklärte: „daß ein solches Attentat gegen die christliche und evangelische Freiheit den verschiedensten Widerstand von Seite aller Aufgeklärten, selbst des gemeinen Volkes, zur Folge haben müsse.“ Das Oberconsistorium fuhr dennoch zu. Nun aber „erhob sich sogleich in ächt protestantischem Geiste die allgemeine Stimme höchster Indignation gegen diesen dreisten Eingriff in die alte Kirchenverfassung und in die persönliche Freiheit der protestantischen Glaubensgenossen.“ Feuerbach hatte nämlich wieder, wie schon mehr als einmal, die auswärtigen Blätter,

zumal auch durch die Berliner-Freunde in Beschlag genommen, und im Inlande selbst ein bedeutendes Contingent zu einem neuen Flugschriften-Heere gestellt. „Die große Masse läßt sich nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch Autorität bestimmen“ — das wußte er, und darum schrieb er unter Anderm in einem einzigen Tage das Pamphlet: „Worte Dr. M. Luthers“ zusammen, von dem er rühmt: es habe „das Nest voll kleiner Päpstein“, das der eindringende Geist des Papismus ausgeheckt — was würde er erst in unsern Tagen sagen! — auf einmal zerstört. Hinterher fand er sich aber, den Berlinern gegenüber, zu der ausdrücklichen Erklärung genöthigt, daß er mit der in diesen „Worten Luthers“ vorgetragenen Rechtfertigungslehre keineswegs einverstanden sei.

Eine vertrauliche Aeußerung Feuerbach's bei dieser Gelegenheit charakterisirt nicht weniger die zur Herrschaft gelangte rationalistisch-protestantische Partei als den ganzen Streit mit dem Oberconsistorium. „Die Päpster“ — schreibt er den 29. Juni 1822 nach Berlin — „nehmen an der ganzen Begebenheit ein großes Aergerniß. Sie sagen: dieser Aufstand gegen die Anordnungen unserer Geistlichkeit sei für sie selbst ein böses gefährliches Beispiel. Und sie haben Recht! Sie haben besonders Ursache, die Macht des protestantischen Geistes, welcher sich so laut und allgemein im ganzen Volke der Protestanten ausgesprochen hat, zu scheuen und zu fürchten. Mit einer in den Banden des Presbyterianismus festgehaltenen protestantischen Kirche, die zu protestiren aufgehört hätte, würden die Jesuitenkünfte leicht fertig geworden seyn, nicht aber mit diesem lebendigen kräftigen Geist, der bei uns in allem Volke wieder wach geworden ist.“ Das heißt: die „protestantische Kirche“ muß auch — gegen sich selbst „protestiren“, sie muß eine Religion der pursten subjektiven Willkür dulden und bieten, wenn sie zum Angriff- und Vertheidigungskrieg gegen den Katholicismus, ihrer

Bestimmung gemäß, tauglich seyn soll; sie kann daher keinerlei innerlich bindende Normen, keine innere „Verfassung“, bloß ein äußerlich bureaukratisches Regiment ertragen; darum mußte Feuerbach gegen die Organisations-Versuche des Oberconsistoriums im Namen der nämlichen „evangelischen Freiheit“ sich erheben, für die er „das Concordat mit dem Papst zerriß.“ Bekanntlich scheiterten jene Versuche für Einführung der Presbyterianal-Verfassung in Bayern. Die Mittel und Wege aber, welche Feuerbach dagegen in Anwendung brachte, vermögen vielleicht auch die Geschichte des Religions-Edicts noch weiter-aufzuhellen.

Im Winter 1823 war die Gefahr in der protestantischen Verfassungsfrage noch keineswegs vorüber. „Ihren Plan zur Errichtung einer Priesterherrschaft haben die bösen Buben zwar einstweilen aufschieben müssen“; nun aber verlangte die „Zudringlichkeit der lutherischen Pfaffen“ um so eifriger die verfassungsmäßig in Aussicht gestellten „Synoden“, zu Feuerbach's nicht geringerm Schrecken. Denn „Synoden und Presbyterianien“, schrieb er, „sind wesentlich verbundene Theile des Einen großen Ganzen priesterlicher Herrschaft, wie sie von unsern hochwürdigen Herren aufersonnen worden ist. Jene sollen die gesetzgebende und in oberster Instanz richtende, diese die aufsehende und vollziehende Kirchengewalt haben. Was die Synode beschließt, soll, ohne daß es weiter der Einwilligung der Kirchen-Mitglieder bedürfte, unter bloßem Vorbehalt der oberstbischöflichen Bestätigung, die Kirche und ihre Mitglieder binden.“ Gerade mit dieser „oberstbischöflichen“ Gewalt lagen aber neue Verwicklungen vor: der König hatte sie angenommen und sich als obersten Bischof seiner Protestanten proklamirt, Feuerbach in Wort und Schrift dagegen agitirt, für „unsere Pfaffen“ sich daher der Weg gebahnt, „heimlich wieder bei Hof ein recht dickes Rabalen-Gewebe wider ihn zu Stande zu bringen.“ Seine Arbeiten für Erhaltung des erforderlichen demokratisch-anarchischen Charakters der „evan-

geßlich-lutherischen Kirchenverfassung“ drohten demnach endlich doch zu Schanden zu werden. Das war um so fataler, als sich im andern Falle jeden Augenblick für „seine Wenigkeit“ Gelegenheit ergeben konnte, als Präsident des Oberconsistorii „an die Spitze des protestantischen Kirchenthums in Bayern“ zu treten, wie „Groß und Klein, mit Ausnahme unserer Pfaffen“, wünschte, und wozu er auch „aus Liebe zur Sache“ schon bereit war. Offenbar mußte man jetzt alle Hebel in Bewegung setzen. Feuerbach hatte jüngst der Hochzeitsfeier der Prinzessin Amalie beigewohnt, aber weder mit dem Könige, noch mit der Königin über die „protestantischen Angelegenheiten“ sprechen können; nur die Königin für die schöngeistigen Leistungen der Berliner-Sippe zu entusiastmiren war ihm gelungen. Es stand eine Reise des Hofes nach Dresden bevor. Er forderte daher die Gräfin von der Recke auf, der „guten Königin aufzuwarten“, und, da sie durch ihn über das Kirchenthum in Bayern bestens unterrichtet sei, ihr „so klar als möglich zu machen: was in unsern Tagen der Krypto-Katholicismus ist, wie weit er seine Herrschaft verbreitet hat, welcher Mittel er sich bedient, und wie der Presbyterialismus, mit Allem was daran hängt, durchaus nichts Anderes ist, als der Geistes- und Gewissensfreiheit vernichtende, den ächten Protestantismus mit der Wurzel ausrottende Affe des römischen Catholicismus selbst.“ „Dieß Alles mit Ihrem Geist durch Ihren Mund gesprochen, wirkt vielleicht mehr, als eine ganze Bibliothek voll der treffendsten Beweise nicht zu wirken vermag.“ „Wenn Sie auch gelegentlich Ihres Freundes Feuerbach und seiner Familie mit freundschaftlichem Wohlwollen gedenken wollten, so würden Sie mir vielleicht dadurch einen guten Dienst erweisen.“ — Um aber die Gräfin vor unangenehmen Mißgriffen zu sichern, vergißt Feuerbach nicht, die nächste Umgebung der Königin zu signalisiren: „der Hofprediger Schmidt ist bei der Königin nicht sehr hoch angeschrieben; der Oberconsistorial-Rath Stiller, der sich uns

elogenheit der Weiller'schen Neben so liberal: erwie-
nd Weiller's Portraits nach Lößbichau geschützt
- ist auch nichts weiter als ein Grzpfaffe", der „als
her Presbyterianer" selbster „durch Lügen und Stänke
schlechtesten Art" thätig gewesen. — Nun fielen zwar
ngs die Presbyterianen; Präsident des Oberconsistoriums
wurde nicht Feuerbach, vielleicht auch wegen des offen-
en Unsitlichkeit seines Wandels, sondern — von
„ein „katholisirender Grz-Mystiker.“ Der Plan war
ch in einem Hauptpunkte gescheitert, und überhaupt
uerbach schon den 19. März 1823 zur Einsicht gekom-
„In diesem Lutheraner-Geschlecht ist Hopfen und Malz
m.“

Witten in seiner religiösen Thätigkeit mehrten sich, und
bis an sein Ende, Feuerbach's Klagen über „gemüth-
lichkeitslosigkeit, ängstigende Schwermuth, Geisteskranken-
Wunden und Hergensbitterkeit.“ Und doch war er
„heiligen Sache" so sicher, daß er den Reform-Juden
noch mehrmals bezeugte: „ihr Glaube sei ächter und
reiner, als dasjenige, welches Katholiken und Lutheraner
haben!“ Zudem drückten auch unglückliche äußeren Umstände
an Mann, der sich von der allgemeinen Stimme „an-
sprüche des protestantischen Aukenthums in Bayern" be-
fahlte. Sein Sohn Anselm hatte sich schon früher
die Erfahrung des Widerspruchs zwischen der Erban-
den und der väterlichen Theologie eine langwierige Ge-
kranktheit zugezogen; jetzt wurde Karl, Professor in
igen, wegen „demagogischer Umtriebe" nach München
spyt und eingethürmt, wo er zweimal durch Selbstmord
us dem Wege zu räumen versuchte; Eduard, der Jurist
öttingen, aus gleichen Gründen verfolgt, und selbst ja-
Anselm, jetzt Professor in Speier, entging mit; Mäße
über Schicksal. Natürlich hieß es nun: des Vaters
ige Söhne! und das machte diesem Nummer; sonst nicht.

stete er sich leicht: die Söhne seien eben „nebst vielen andern ausgezeichneten jungen Männern nur ein Opfer gewisser politisch-diplomatischen Intriguen, die, wenn nicht von Jesuiten geleitet, doch in jesuitischem Geiste ersonnen, auf ganz andere Zwecke als die vorgegebenen berechnet seien“; man gehe nämlich damit um, die geschickt verdächtigten Universitäten aufzuheben, „sie in Specialschulen aufzulösen, und diese wo möglich in Klosterschulen umzuschaffen.“

Gegen die katholische Kirche freie Gerechtigkeit üben, mußte der Partei, an deren Spitze Feuerbach stand, gleichbedeutend seyn mit: „Verfolgung“ der „Wahrheit und des Lichts.“ Unter König Max Joseph konnte von solcher „Verfolgung“ niemals die Rede seyn; der Präsident in Ansbach ließ ihn daher auch „seine Liebe über das Grab hinaus folgen“, obgleich ihm persönlich in letzter Zeit „von Menschen, die des Königs Namen mißbrauchten“, „wehe genug“ geschehen. Dagegen besorgte man vom Kronprinzen in und außerhalb Bayern frühzeitig: „daß er an der Spitze einer verfolgenden Obscuranten-Partei stehe.“ Feuerbach ward schon im Jahre 1804 von seinem Vater auf das Bedenkliche eines möglichen Regierungswechsels aufmerksam gemacht; er erklärte aber damals noch, daß nichts zu fürchten sei und der Kronprinz bloß verläumdete werde, wenn man ihm solches nachsage: „Er wird, wenn er zur Regierung kommt, zwar anders, aber nach gleichen Zwecken regieren; er ist liebenswürdig als Mensch und hat einen hellen Kopf mit vielen gründlichen Kenntnissen.“ Zur Zeit waren freilich noch die „wärmsten Katholiken“ in Landshut Feuerbach's „innigste Freunde“, und er konnte sich, als Anfänger in Bayern, damit beruhigen: „Die jetzige Regierung braucht mich, eine künftige wird mich nicht hassen können, weil ich mit den fanatischen Aufklärern keine gemeine Sache gemacht habe und nie machen werde.“ Er hielt aber hierin nicht Wort! In den Jahren 1813 und 1814 ehrte er in dem Kronprinzen zwar noch den

Sönner der Deutschgesinnten in Bayern, und versäumte nicht, ihm direkt und durch die übrigen bayerischen Heerführer seine an der Regierung verpönten Flugschriften zu übermachen; trotzdem er aber „an der Spitze der Opposition gegen die ömischen Finsterlinge“ wider die angebliche „Höllenthat“ des Kronprinzen im Concordat gestritten hatte, und sich den überschießenden Aufschwung der katholischen Sache nicht mehr verschlen konnte, sah er mit finstern Ingrimm dem nahenden Regierungswechsel entgegen. Schon im Jahre 1822 flehte er um preussische Botationen für seine Söhne, weil man „in Bayern der wissenschaftlichen Männer so viel als möglich abzuwerden suche“, und „zumal für Protestanten“ und seine Söhne keine Aussicht sei. An die Gräfin von der Rede schrieb er den 14. Mai: „Von dem vornehmen Poeten, dessen Sie erwähnen, ist nichts Gutes zu erwarten. Faselrei und Pfaßerei, das ist sein Ganzes. Wehe uns, wenn die Zeit kommt, wo er seine poetische Schreibfeder aus der Hand legen wird, um sie mit einem andern Instrument zu verschärfen.“

König Ludwig hatte kaum den Thron bestiegen, so schrieb Feuerbach schon über die Bedrückungen und Zurücksetzungen, welche der „lutherische Vater mit fünf lutherischen Söhnen“ am auszustehen haben werde. Als vollends die Stipendien-Sache abschlägig ausfiel, rächte er sich an der neuen Gesetzgebungs-Commission, die wegen seiner frühern legislatorischen Arbeiten bei ihm anfragte, mit einer hämischen und röbelhaft-schmutzigen Brutalität, welche anekelt. „Man solltirt bei mir um eine Gabe“, schrieb er, „allein ich habe nichts zu verschenken.“ Man sieht aus seinen Briefen, mit welch verbissenem Ingrimm die Partei überhaupt täglich mehr in dem gegenwärtigen Regiment verzweifelte und, nur auf einen abermaligen Regierungswechsel sich vertröstend, ihr „tempora mutantur“ murmelte. Nicht als wenn sie sich dabei auf ruhiges Zusehen beschränkt hätte! Vielmehr wurden

alle Umgarnungskünste, die an dem Kronprinzen Ludwig zu Schanden geworden, wieder, und mit mehr Glück, versucht. Manchmal zwar, wenn es gerade galt, um jeden Preis Trostgründe gegen die Triumphe der katholischen Sache oder des „Ultramontanismus“ zu suchen, der seit 1827 in Scene erscheint, behauptete Feuerbach: der König sei, „wie stark auch der Schein gegen ihn seyn möge“, „(wenigstens nicht wirklich) durchaus kein Schutzherr einer über ihre Gränzen hinausschreitenden Hierarchie oder Begünstiger irgend eines auf allgemeine Verfinsterung oder auf Unterdrückung des Protestantismus angelegten Planes;“ so z. B. den 1. Juli 1827, als er die Conversion der Herzogin von Sagan, einer Tochter der verstorbenen Herzogin von Kurland, besprach und nachweisen wollte, daß trotz Alledem und Alledem der „Ultramontanismus“ doch in seiner letzten Verzweiflung liege. Das waren aber nur seltene und kurze Unterbrechungen einer permanent ingrimmigen Stimmung, die vom Geringsten zur Wuth aufgestachelt wurde, was von Regierungswegen zu Gunsten oder nur nicht gerade gegen die katholische Kirche zu geschehen schien. Man brauchte z. B. nur einen einzigen katholischen Professor (wie Görres) nach München zu berufen, so berichtete er, der einst mit einer ganzen Schaar fremder Protestanten in's Land gekommen war, den 1. Jan. 1828 sogleich, unter andern auf Verpflichtung der Universität München und der Schulen überhaupt abzielenden „Thatsachen“, nach Berlin: „Auch ist ausgesprochen, daß die Universität München künftig von allen protestantischen Lehrern gereinigt werden müsse“, und „wenn man mit Schelling und Schubert eine Ausnahme mache, so sei dieses damit hinreichend gerechtfertigt, daß beide Männer, obgleich dem formellen äußern Bekenntnisse nach Protestanten, doch nach ihrer Gesinnung und dem Geiste ihrer Lehre mit den Rechtgläubigen auf gleichen Zweck hinarbeiteten.“ Unter denselben Eindrücken schrieb er noch vier Jahre später — in gespan-

Erwartung der, wie er meinte, nun vor der Thüre der großen revolutionären Bewegung! — an seinen Anselm: er möge Muth und Geduld haben, denn „die Verhältnisse in Bayern haben sich so gestaltet, daß für das Volk — es müßte denn zur niederträchtigsten Hundeweise herabzuquemen wollen, und jeder Schlechtigkeit sich dienstbar zuweisen geneigt seyn! — wenig oder gar keine Aussicht ist.“

Der Haß wuchs je länger je mehr; denn die „Sache des Volks“, die nur zu lange „Sache der Menschheit“ gewesen schien, mehr und mehr wieder Sache des katholischen Königs zu werden zu wollen. Den 30. Mai 1831 hatte Feuerbach verschiedene Ursachen zum Jubel für die Partei nach München zu berichten: den Sturz des Ministers Schenk, die Verwerfung des Oberconsistoriums beim Landtage wegen „Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der Protestanten“ u. s. w. — fährt er fort — „noch anderer Begebenheiten wegen, die vielleicht sehr schlimme Folgen haben könnten. Allen z. B. viele Deputirte entschlossen seyn, bei Prüfung des Budgets an der Civilliste des Königs zu streichen, und mindestens Eine Million von den mehreren Millionen, die bisher in Badsteine verwandelt wurden oder für alte Etruskische Scherben u. s. w. nach Italien flogen, dem König zurückzubehalten. Da greift man nun aber an die empfindlichste Stelle des königlichen Herzens. — Ohne die Constitution und Ständerversammlung wäre bei uns kein Reich mehr in der Tasche eines Bettlers sicher, und Dem, der auch keinen Pfennig mehr in der Tasche hätte, würde man laut über die Ohren gezogen, um sie als Leder auf den Markt zu bringen und dafür Paläste, Walhalla's, Fossas Casars etc. aufzuführen. Ohne Constitution wäre auch schon das Bayerland der Schauplatz blutiger Revolutionen worden.“

Im Frühjahr 1833 verließ Feuerbach, „schon ein halb-

tochter Mann“, Bayern, um zu sterben; es trieb ihn — wie sein Sohn, der Atheist und Herausgeber gegenwärtiger Briefe, bemerkt — „unter Anderm auch das Scipionische Gefühl: Ne ossa quidem etc. gegen sein Adoptiv-Vaterland.“ — Der Referent der „Allgemeinen Zeitung“ aber schließt: „Feuerbach's Liebe zum bayerischen Vaterlande verdient immer die höchste Anerkennung und eifrige Nachahmung. Denn in der That war er ein bayerischer Patriot!“

V.

Der christliche Staat und die Confessionen in Deutschland.

Unsere Zeit ist die Zeit der „vollendeten Thatfachen“, und doch frunkte nie eine Zeit mehr an Verlehnung „vollendeter Thatfachen“, als die unsrige. Sie ist ein Kind künstlicher Revolutions-Bewegungen, und es wäre wunderbar, wenn in ihr nicht historische Erinnerungen aus bessern Tagen mit den revolutionären Ideen der Neuzeit bunt und kraus durcheinander liefen. Daher der Mangel an richtigem Verständniß „vollendeter Thatfachen.“ Nirgends findet sich aber dieser Mangel hartnäckiger, als auf dem religiösen Gebiete. So hört man in diesem Augenblicke wieder mit besonderm Nachdrucke von Preußen als „protestantischem Staat“ reden und des Königs Majestät erinnern, daß er ein „protestantischer König“ sei. Dagegen hat die bayerische Regierung in der bekannten Entschliebung auf die bischöflichen Forderungen Ihrer Majestät den Charakter eines „ta-

holländischen Königs“ namentlich vinkirt, deshalb aber nicht auf den bayerischen Staat für einen „katholischen“ erklärt, vielmehr ausdrücklich bemerkt: Bayern sei ein „paritätischer Staat.“

Und so ist es auch. In der gegenseitigen Ansicht läge die arge Verleumdung „vollendeter Thatfachen“, deren sich die preussischen Dränger mit Wissen und Willen schuldig machen. Es steht Jedem frei zu wünschen, daß die deutschen Staaten entweder rein und specifisch katholische, oder rein und specifisch protestantische Staaten seyn möchten. In der That gibt es aber solche, seitdem in der letzten Hälfte des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts die großen Territorial-Veränderungen, und zwar zum entschiedensten Nachtheile der Katholiken, vor sich gegangen, in ganz Deutschland nicht mehr. Alle deutschen Staaten sind faktisch und rechtlich paritätische; ob sie vorherrschend katholisch oder vorherrschend protestantisch sind, das kann und darf in dem Grundverhältnisse des Staates zu den Confessionen als solchen keinen Unterschied begründen. Paritätische Staaten als specifisch katholische oder specifisch protestantische behandeln wollen, hieße von Regierungswegen gegen alles göttliche und menschliche Recht und Gesetz rebelliren.

Es fragt sich nur: welches Grundverhältniß des Staates zu den Confessionen der wahren und aufrichtigen Parität allein angemessen ist? Und hier zeigt sich nun die merkwürdige Erscheinung: daß Preußen, in billiger Erwägung „vollendeter Thatfachen“ und des Dranges der Ereignisse; jenes einzig richtige Grundverhältniß zuerst statuiert und bis jetzt wenigstens festgehalten hat, obgleich es dort an zahlreichen und sehr gewichtigen Stimmen nicht fehlt, welche die wahre Parität verläugnen und geradezu für Preußen den Charakter des „protestantischen Staates“, sogar des „protestantischen Militärstaates“, ansprechen: daß dagegen Bayern, wo die Regierung offen und wegen der rein und streng ka-

tholischen Vergangenheit des Hauptlandes mit gewisser Ostentation zu dem von Niemand bestrittenen Grundsatz der Parität sich bekennt, am beharrlichsten, in aller und jeder Beziehung, theoretisch und praktisch, sogar unter Bestimmungsversuchen schwankender protestantischen Fürsten, an einem Systeme hängt, das mit der wahren Parität unvereinbar ist.

Von der dermaligen bayerischen Parität in praxi wäre ein langes Lied zu singen; es soll aber hier überhaupt nur von der Theorie des dem paritätischen Staate einzig und allein angemessenen Grundverhältnisses zu den Confessionen die Rede seyn. Wahre Parität herrscht nämlich nur da, wo jede der rechtlich bestehenden christlichen Confessionen — neben der vollkommenen Gleichheit in bürgerlichen und politischen Dingen und dem rechtlichen Anspruch auf den Schutz der Staatsgewalt gegen Rechtsverletzungen — die Freiheit besitzt, nach der Eigenthümlichkeit ihres Dogma's und ihrer kirchlichen Verfassung in allen religiösen Angelegenheiten, mit Ausschluß jeder fremdartigen Einmischung, sich zu bewegen und zu wirken. Dieser naturgemäßen Stellung im Staate und zu einander erfreuen sich aber die Confessionen nur bei — vollkommener Selbstständigkeit je nach ihrer Art und eigenthümlichen Weise.

Der Staat verliert dadurch nichts von seinem ächtchristlichen Charakter an sich; nur das sogenannte „Höheits- und Obergewaltrecht“ erweist sich als unverträglich mit der wahren Parität, und das ist nicht ein Attribut, sondern immer und überall bloß ein aufgeschropftes Schmarozer-Gewächs am christlichen Staate. Ihm wird stets nach irgend einer Seite hin der Makel der Religionstyrannie und des Gewissenszwanges anhängen, ob es nun — denn ein Drittes hat sich noch nie und nirgends faktisch als möglich erwiesen! — im Geiste der Einen Confession gehandhabt wird, oder im Sinne jenes confessionslosen vagen Christianismus, der in erhabenster Indifferenz über den religiösen Parteien und

in dem sogenannten „allgemeinen Grund der christlichen Wahrheit“ zu stehen sich einbildet, in Wirklichkeit aber er selbst die lebhafteste und nur dann, wann und wo er, verhaltene Neigung hegt, für denselben Christenthum mit allen Mitteln der Gewalt Partei zu machen. Es ist dann eben jenes Kirchen-Beaufsichtigungsrecht der hute und legale Weg, und darum findet es auch an dem reinen rationalistischen Protestantismus und dem glau- losen katholischen Aufklärer seine wärmsten Vertheidi-

In diesem Sinne gehandelt führt es aber nothwendig auf den Ursprung des unseligen „Hochheitsrechtes“ selbst ist, auf jenen absoluten Staat, der, wie alle freie Bewegung im Individuum und in der Corporation, so auch Confessionen verschlingen mußte, weil er selbst die wahre christliche Kirche, seine Staatsvernunft oder deren „Philosophie“ die einzig wahre Religion, wie der Wille der Allgewalt die einzige Quelle alles Rechtes seyn sollte.

Die französische Revolution hat den in dieser Weise gemäß ausgebildeten Grundsatz: *cujus regio illius religio* über gerächt, und zwar bloß dadurch, daß sie sich seiner sequenzen bemächtigte. Gegen die dennoch nicht ausgerote, vielmehr da und dort noch immer mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegte Wurzel des Uebels haben alle Confessionen gleiche Interesse, um ihrer selbst und des Staates wil-

So lange es Regierungen und Völker gab, die in Cuius-positiven Religion einig und von derselben ganz durchdrungen waren, konnte freilich der heilige Stuhl selbst katholischen Fürsten die wichtigsten Rechte in den Kirchen ihrer Territorien verleihen, wie denn z. B. die sehr ausgedehnten päpstlichen Privilegien der alten bayerischen Herzoge, in bester Anerkennung „vollendeter Thatsachen“, von der Einigkeit noch heute den bischöflichen Forderungen entgegenge-ten werden. Das Alles wäre aber schon dadurch anders worden, daß in ganz Deutschland nur mehr paritätische

Staaten bestehen, völlig abgesehen davon, daß in Bayern z. B. die Regierung aus den ersten achtzehn Jahren des Kaiserthums nicht Schuld trug, wenn in dem einst ganz katholischen Hauptlande nicht schon lange das letzte Ave Maria gebetet worden ist.

Die Kirche hat, seitdem diese Veränderungen vor sich gegangen sind, nie geschwiegen; sie hat gethan, was sie unter den drückenden Zeitumständen thun konnte: ihre Reden durch Protest gewahrt. Mehr als die Grundbedingung wahrer Parität hat sie nie, und auch da nicht angesprochen als die Stürme der Zeit ihrer klagenden Stimme wenigstens willige Ohren, wenn auch nicht immer hohe Herzen, wie Oesterreich, öffneten. Nicht einmal willige Ohren hat bis jetzt in Bayern gehörigen Orts gefunden; ob die harriguirten protestantischen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz dem bayerischen Beispiele nachgefolgt, wird in nächster Zukunft lehren. Kräftig genug warnt eine in jüngst in Mainz (bei Kirchheim und Schott) erschienene Schrift: „Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz“, mit jener bündigen Klarheit ab, die nur Wahrheit und dem guten Rechte zu Gebote steht. Die Verhältnisse hier und dort sind im Grunde so wenig verschieden, daß man nur statt der Bulle *Ad dominici gregis custodiam* das bayerische Concordat, statt der oberrheinischen Kirchenpragmatik das bayerische Religions-Edikt zu setzen braucht um an ihr die bereichendste Apologie für die bayerischen Bischöfe gegenüber der Entschliessung vom 8. April 1852 zu haben. Nicht weniger könnte eine so schlagende Behandlung über die Parität der deutschen Staaten und Kirchenorden allerlei verwirrten Begriffen zu Hülfe kommen.

... 1852

... 1852

VI.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Erster Artikel.

Wie in Zeiten einer pestartigen Krankheit Angst und Verzweiflung zu Mitteln der Abwehr und Heilung greifen, die das Verderben nur beschleunigen, so tauchen in unseren Tagen des religiösen und sittlichen Verfalles Ansichten über Ursachen und radikale Beseitigung der grassirenden moralischen Pest auf, welche das Gepräge der Verzweiflung an der Stirne tragen, und die schon durch die leidenschaftliche Art ihrer Geltendmachung jedem Besonnenen Bedenken erregen müssen.

So hat sich die Meinung gebildet, das Heidenthum der Griechen und Römer sei vor einigen Jahrhunderten aus Grab und Moder zu neuem Leben erstanden, um Rache an dem Christenthum zu nehmen, und den christlichen Glauben und mit ihm alle christliche Ordnung in Kirche, Staat und Gesellschaft zu Grunde zu richten; zu lange habe man sich darüber getäuscht, und so müsse man sich endlich noch in der zwölften Stunde ermannen, um die im eigenen Busen ge-

nährte Schlange zu erdrücken. Man müsse der classischen Philologie jeden Einfluß auf die Jugendbildung nehmen, und statt der heidnischen Classiker die Schriften der heiligen Väter der Kirche auf den Gymnasien einführen; ja man müsse die Philologie selbst mit dem Anathem belegen, denn sie sei ihrem Object und ihrer Tendenz nach heidnisch, sie gehe darauf hinaus, eine Religion der Humanität an die Stelle der christlichen zu setzen, griechische Kunst und Wissenschaft als den absoluten Maßstab für die Beurtheilung alles Wahren und Schönen aufzustellen, ausschweifende Ideen von republikanischer Freiheit und sittlicher Ungebundenheit den Gemüthern der Jugend einzupflanzen, und sie mit Haß und Verachtung gegen alles Bestehende zu erfüllen. Und was sie besonders gefährlich mache, sei der ungeheure Dünkel, womit sie ihre Jünger ansteckt, und selbst den geistlosesten Pedanten, den niedrigsten Handlanger, welcher bloß den Schutt der Vorzeit von einer Ecke in die andere fährt, glauben macht, er beschäftige sich mit einer Wissenschaft, die allein des Menschen wahrhaft würdig sei.

Es ist nicht schwer, für diese Behauptungen die gewichtigsten Belege beizubringen. Man kann dafür die ungewöhnlichsten Aeußerungen der berühmtesten Philologen der letzten drei bis vier Jahrhunderte anführen; man kann auf alle Sphären des theoretischen und praktischen Lebens hinweisen und geltend machen, wie sie sämmtlich vom Geist des widererwachten Heidenthums inficirt sind, so daß die gesamte neuere Wissenschaft nicht bloß auf antike Fundamente basiert ist, sondern auch die Zeit, wo dieß geschah, als die Periode der Herstellung der Wissenschaften gepriesen wird, — daß jegliche Kunst, besonders Poesie und Architektur, ausschließlich nach antiken Mustern und Regeln betrieben, und die herrlichsten Schöpfungen des christlichen Mittelalters auf die Tiefste verachtet, und endlich gar nicht mehr verstanden wurden. Man kann ferner Beweise dafür liefern, daß die Dyn-

n gegen die kirchlichen, staatlichen und socialen Dese-
m. des Mittelalters aus dem classischen Alterthume ihre
glaubliche Nahrung zog, und daß alle nebelhaften Theori-
alle destructiven Tendenzen der neuern Zeit mittelbar
unmittelbar aus ihm erwachsen sind; man kann nament-
er auf hinweisen, daß der Humanismus nicht bloß der
großen Abfall von der Kirche herbeigeführt, sondern auch
in Tugendgebliebenen den christlichen Geist alterirt habe.

Wahrlich, mit wie vielen Belegen eine solche Beweisfüh-
rung ausgestattet wäre, dennoch würde sie eine höchst
einfache und verfehlte seyn. Denn sie beruht auf einer
Fälschung des classischen Alterthums, und nimmt den
Factor der neuern Geschichte für das allein bewe-
isende Princip; sie beachtet die mitwirkenden Factoren und
Umstände nicht, mit und unter welchen die Welt bet-
teten und Römer für Leben und Wissenschaft neue Be-
dingung erhielt, und demgemäß läßt sie es dahingestellt seyn,
ob Alterthum an sich, oder die vom Geiste der Zeit
bedingte Auffassungs- und Behandlungsweise desselben die
Hauptschuld trägt; ja sie fragt nicht einmal nach
Unterschied, welcher in der Tendenz, wie in den Resulta-
ten der verschiedenen Perioden der Philologie, und welcher
in der Beziehung zwischen den Männern der Wissenschaft
der einen, und zwischen ihnen und der großen Masse der
sehr mittelbar über das Alterthum Unterrichteten auf der
andern Seite Statt fand.

Nun ist aber ein solches Verfahren nicht nur gegen alle
falsch in den Gang der Geschichte, sondern auch gegen den
allgemeinen Glauben, daß alle geschichtliche Entwicklung zwar
von der göttlichen Vorsehung steht, und durch den Ge-
brauch, den der Mensch von seiner Freiheit macht, bedingt
ist, daß aber (mit Gottes Zulassung und ohne die göttlichen
Hilfsmittel zu verneinen) — auch eine dämonische Potenz mit-
wirkt und darauf ausgeht, das Gute zum Bösen, das Wahre

zum Falschen zu verkehren, und allem, was in den historischen Prozeß eingetreten, eine unheilvolle Wirkung zu verschaffen. Die Geschichte unserer heiligen Religion selbst zeugt dafür: Wie ist der Geist der Lüge und des Verderbens nicht stets bemüht gewesen, in das Bollwerk derselben, in die Kirche einzudringen, oder doch zum Abfall von derselben zu verführen, die heiligen Urkunden zum Beleg wahnwitziger und gottloser Lehren zu mißbrauchen, sie zu fälschen, ja zu zerstören und zu vernichten! Und wenn das dem Heiligsten geschehen wird, es beim Profanen nicht noch mehr der Fall sein? Wenn wir die calvinische, lutherische, rationalistische Auffassung des Christenthums als unwahr verwerfen, werden wir da ohne weiteres die hauptsächlich unter diesen Richtungen zu Stande gekommene Darstellung des classischen Alterthums als wahr anerkennen? Wenn wir an der Lehre des göttlichen Welterlösers und der von seinem heiligen Geiste geleiteten Kirche den Inbegriff aller dem Menschen faßbaren Wahrheit besitzen, haben wir denn nicht zugleich die Kriterien aller menschlichen Wissenschaft, und namentlich den Schlüssel, der uns das classische Alterthum in seinen geheimnißvollsten Beziehungen eröffnet, den Brüststein, der uns die Wahrheit von dem Irrthum der bisherigen Philologie sowohl nach ihren Principien, als Resultaten mit Gewißheit erkennen läßt?

Also legen uns die gewichtigsten Rücksichten die Nothwendigkeit auf, das Alterthum und die Wissenschaft derselben nicht blindlings zu verdammen, sondern vielmehr zu untersuchen, wie sich beide zu einander verhalten, und, wenn sich ergibt, daß letztere in wesentlichen Punkten einseitig, oberflächlich, unwahr und eben deswegen den bösen Mächten verfallen ist, so haben wir weiter zu erörtern, ob es nicht lohnt, die Fehler zu verbessern, im Verein der besten Kräfte eine gediegene, wahre Alterthumswissenschaft zu schaffen, aus der die große Hinterlassenschaft der Griechen und Römer nicht

gewaltiges Werkzeug werden kann, in mancherlei besonders aber bei der Jugendbildung die Ehre Verbreitern, und das Reich des Guten zu verbreiten.

Wenn wir die Geschichte zu Rathe, so erfahren wir, dem im fünfzehnten Jahrhundert neu belebten Studium classischen Alterthums zugleich ein Enthusiasmus ob erwachte, der es nicht bei einer theoretischen Betrachtung ließ, sondern in der That eine Restauration glorreichen Vergangenhait forderte; wir wissen, daß zu jener Zeit das einseitliche, naturwüchsigeliche der europäischen Völker schon vorüber und eine Epoche mit neuen Zielen und Richtungen, mit der

auf eine unendlich erweiterte Sphäre des menschlichen und Willens, und allen damit verbundenen des Ueberschreitens natürlicher Schranken, des in Subjectivismus und Rationalismus im Entstehen. Das classische Alterthum hat diesen historischen und den damit verbundenen Bruch mit der Vorzeit nicht, sondern war eins von den vielen Momenten

ihm beschleunigten und die vom Zeitgeiste benützt dem Leben eine andere Wendung, einen anderen zu geben. Je reichere Ausbeute es versprach, desto wurde es ergriffen. Dieser praktischen Tendenz nun ganz gemäß, daß man das Alterthum sehr sumbehandelte, sehr subjectiv auffasste, und sehr voreilig enzen daraus zog. Ist es da zu verwundern, daß i alten Griechenland und Rom entworfene Bild zum i sich nicht anders verhielt, als wie eine Villa im er Renaissance zu einem griechischen Tempel, oder : Tragödie Racine's zu einem Drama des Sophokles?

Sind wir genöthigt, die Philologie gleich bei ihrem in der Einseitigkeit und subjectiven Willkür anzuklagen zu verlangen, daß man dem Alterthume selbst nicht lege, was sie tendenzlos oder oberflächlich betrie-

bene Wissenschaft desselben verschuldet. Zugleich erfordert es jedoch die Gerechtigkeit, immer noch zu unterscheiden zwischen den wirklichen Repräsentanten der Philologie jener Zeit, und dem Troß der Schüler und der Masse derer, welche von den antiken Ideen und Lebensformen nur ganz mittelbar und mit Entstellungen aller Art behaftete Kenntniß erhielten. So ist es z. B. dem Vater der neueren Philologie, Erasmus, eingefallen, die antike Welt über die christliche zu setzen, und an jener die Feindschaft gegen diese zu entzünden; auch ist es eben so übertrieben, ihm den Anstoß zu dem Abfall von der Kirche zuzuschreiben, als es perfid ist, zu behaupten, sein schwacher und feiger Charakter habe ihn verhindert, einen größeren Antheil an dem Werke Luthers zu nehmen. Er hat Luther nur so lange vertheidigt, als derselbe auf dem Boden der Kirche stand, und seine zahlreichen Schriften geben gleiches Zeugniß, wie er seine großen philologischen Kenntnisse in der Erklärung der heiligen Schriften dem Dienste der Religion widmete, und viele seiner Commentare enthalten nicht nur einen Schatz christlicher Weisheit, sondern auch die geistvollste Apologie der Kirche und die entschiedenste Verwerfung aller Häresie. Dahin gehört vor Allem der noch viel zu wenig beachtete Commentar des 83sten Psalms, in welchem die schönsten Gedanken über wahre Gottesverehrung ausgesprochen, die ewige Bedeutung der Kirche mit eben so viel Freiheit als Wärme verherrlicht, die neuen Versuche, sie zu zertrümmern, zurückgewiesen, und die neuen Dogmen von der Unfreiheit des Willens u. s. w. als verderbliche Irrthümer bezeichnet werden. Und wie überhaupt die gelehrtesten und charakterfestesten Philologen jener Tage mit aufopfernder Hingebung der Kirche treu blieben, darüber gibt Döllinger's „Reformation“ interessanten und für die meisten der heutigen Philologen gewiß überraschenden Aufschluß.

Dasselbe läßt sich sagen in Bezug auf das zweite Stadium der Philologie, welches die fleißigen Niederländer durch

abliches Detailstudium herbeiführten. Justus Lipsius der erste jener großen niederländischen Alterthumsforscher nicht nur nach Alter, sondern auch nach Verdienst, ein auf den die den Niederländern gewöhnlich gemachten Idee des geistlosen Sammelns und des mitrologischen Sinns gar nicht passen, sondern der durch geistreiche Kritik und lebendige Totalanschauung des Alterthums nicht noch einem Philologen als Muster gelten kann, sich zugleich aus durch seine Frömmigkeit und die Reinheit seines katholischen Glaubens. Er war ein begeisterter Verehrer der heiligen Jungfrau; ihr Lob zu preisen, ihre Wunder zu zeugen, war ihm das seligste Geschäft und als man ihn, der doch einst als jenseitiger Proselyt in der Hölle des neuentzündeten Lichtes gelebt, zu verhöhnte und verdächtigte, da betrat er sich auf den Männer Roms und Griechenlands zum Beweis, daß auch Bildung mit frommer Gottesverehrung wohl vereinbar könne; und wie wenig er gesonnen, an Frommen ruhmvollen Helden nachzustehen, sprach er in den bewundernswürdigen Worten aus: „Ego illi (St. Mariae), et in hoc pectore eruditionis, macto victimam, felix, erit, Ego illius pedibus, quidquid hic ingenii, subiacem, beatus, si calcaverit. Und welches waren die jener Gelehrten-Schulen des sechzehnten und十七ten Jahrhunderts, denen die classischen Schriftsteller überwiegend als Mittel der Geistesbildung dienten? und aus ihnen jene unvergeßliche Reihe der glaubensmuthigen Streiter für Religion und Kirche hervorgegangen?

Es ist als die gelehrte Beschäftigung mit dem classischen Alterthum mehr und mehr den Händen solcher Männer überlassen, die außerhalb der Kirche standen, oder doch ihr innerfremd waren, als der Geist des philosophischen Jahrhunderts, wie in den übrigen Wissenschaften, so auch in der Poesie den Ton angab, da wurde eine Behandlung und

Auffassung des Alterthums herrschend, welche der irrreligiösen und revolutionären Richtung der Zeit ungeheuern Vorschub leistete, von der es eben schwer zu sagen ist, ob die dem Antichrist erwachsene Unterstützung größer war, als das an dem Alterthume selbst begangene Unrecht. Die Richtung mußte um so verhängnisvoller werden, je mehr gerade die Hauptvertreter der Wissenschaft dem Geiste der Schulbigten, und so mehr die Philologie eben jetzt erst zu einer systematischen Darstellung gelangte und in die Sphäre einer selbstständigen Wissenschaft erhoben wurde.

Es ist bekannt, welche Verdienste in letzterer Beziehung Fr. A. Wolf sich erworben, es ist aber auch kein Geheimniß mehr, daß dieser geniale und gelehrte Mann nur die Welt der Griechen und Römer von der Sonne der Cultur erleuchtet hielt, und Alles, was vor, neben und nach derselben bestand, für Barbarei erklärte *), und daß er bei der maßlosen Ueberschätzung des classischen Alterthums, deren die tiefsten Seiten desselben in seiner rationalistischen Betrach- tungsweise gar nicht erkannt hat.

Wolf's Leistungen waren maßgebend, und sind es eigentlich noch bis auf den heutigen Tag. Denn wenn auch Böckh die Aufgabe der Philologie tiefer erfaßt, und ver- sankt die dunkelsten und geheimnißvollsten Regionen der alten Welt mit der Fackel unvergänglichen Lichtes er- leuchtet.

*) Encyclopädie der Philologie, herausgegeben von Stedmanni. 1. Ausg. S. 8, 9: „Alterthum ist die ganze Reihe von Jahrhunderten, seit denen wir die Völker sich verebeln sehen, bis in die künftigen Zeiten, wo sie in Barbarei, Unwissenheit und Stumpfheit verfallen. Dieß fängt schon (?) im vierten Jahrhundert an, geht weiter im fünften und sechsten, und wird immer schlimmer seit der Stiftung des Benedictinerordens“ (sic!). Und S. 10: „studia antiquitatis sind soviel als studia graecae latinae litteraturae.“

hat, so geht doch die Mehrzahl der Philologen in ihrer Totalanschauung der antiken Welt nicht über Wolf hinaus, oder halbtigt wenigstens in Ansehung der Hauptfragen denselben Principien. Die Unzulänglichkeit derselben tritt auffallend genug an den Tag, sobald der Versuch gemacht wird, das Alterthum nach seinem Grundcharakter, besonders nach seiner religiösen und sittlichen Beschaffenheit zu bestimmen; und es ist nicht schwer, in dieser Beziehung aus den Büchern der renomirtesten Philologen unserer Zeit eine unerquickliche Blumenlese der einseitigsten und willkürlichsten Meinungen zu Stande zu bringen. Es möge hier als Probe folgendes Citat aus Bernhardt's Grundriß der griechischen Literatur*) genügen:

„Die Mehrzahl der classischen Griechen ist unbekannt mit dem Bezuge des gegenwärtigen Lebens auf eine vollkommeneren Zukunft, folglich auch mit der Unterordnung des Endlichen unter das Unendliche und Jenseitige, schon weil der Begriff und die Voraussetzungen der Demuth fehlen; noch mehr unbekannt mit dem Streit des Irdischen gegen ein Ideales, weil der Mensch die Fülle des Göttlichen in sich zu tragen schien; jeder Gegensatz lag fern, der die Heiterkeit ihrer Ansicht getrübt oder erschüttert hätte, und die Festigkeit des Lebens gab, zumal in den abgeschlossenen Kreisen einer alles Fremde verschmähenden Humanität, keiner unruhigen Sehnsucht, keiner Wandelbarkeit der Empfindungen Raum.“

Wenn die Meister der Wissenschaft solche und ähnliche Ansichten über das classische Alterthum zu Tage förderten, in denen Wahres und Falsches bunt durcheinander geworfen und jede barroke Behauptung auf einen noch sonderbarern Beweis gestützt wird, ist es da zu verwundern, wenn Poeten und Philosophen in demselben den Beleg fanden für ihren

*) 1. Th. S. 126.

Naturalismus und ihre Frivolität, für ihren Pantheismus, Atheismus, und wenn die von Göthe und Heinse bis auf Heine und Herwegh, von Hegel bis auf Rauwerf entworfenen Vorstellungen des antiken Wesens in die Vorstellungen der ganzen gebildeten Welt übergingen? daß Jung und Alt sprechen von der einzigen Behaglichkeit, welche die Alten innerhalb der schönen Sinnenwelt gefühlt, — von der Gesundheit, Einheit des noch von keinem Unterschied zwischen Dies- und Jenseit, zwischen Schön und Gut gespaltenen Bewußtseyns, — von der unverwüßlichen Heiterkeit und dem durch keinen prüden, ascetischen Wahn gestörten Lebensgenuß, von dem beneidenswerthen Volke, das vom Spazierengehen und von der Lust gespeist wurde? — daß man an all diesen Herrlichkeiten nicht allein viel Geschmack findet, sondern sie auch als eine Autorität von älterem Datum den unangenehmen Forderungen christlicher Religion und Moral entgegenstellt, und sie für viel geeigneter hält, darauf das Alter der zum Bewußtseyn ihrer Rechte gekommenen modernen Menschheit zu erbauen, als das finstere Nazarenenthum seinen Katten und Jesuiten?

Wenn nun Niemand so naiv ist, sich über diese Erscheinungen zu verwundern, so ist man in der That in der Gelegenheit, ein Verfahren würdig zu bezeichnen, welches die Gymnasien außer Conner stellt mit den Einflüssen des Zeitgeistes und den Umstand, daß die Zöglinge derselben nach einem 8-10jährigen Aufenthalt auf diesen Inseln der Seligen den erwähnten antichristlichen Ansichten und Tendenzen fröhnen, lediglich dem antiken Heidenthume zur Last legt, nach dem einfachen Schluß: hier zeige es sich ja in aller Klarheit, was dabei herauskomme, wenn die Jugend ausschließlich oder vorzugsweise mit dem Geiste des Alterthums genährt werde, — ohne zu fragen, ob wirklich der ächte Geist Griechenlands und Roms, und nicht etwa „der Herren (Lehrer) eigener Geist“ jene Nahrung abgegeben; ob man wirklich die wissens-

nurftige Jugend auf den grünen Auen von Hellas und Latium geweidet und nicht etwa auf den Stoppelfeldern grammatikalischer und antiquarischer Gelehrsamkeit im Kreise herumgetrieben; ob man das Wesen der formalen Bildung richtig erfaßt, und die dadurch gewonnene Elasticität und Energie des Geistes dazu benützt, in das Innere des Tempels einzuführen, oder ob ein pedantischer Formalismus den jugendlichen Geist gelähmt, und es ihm überlassen habe, durch Hilfe einer trüben Brille ein verzerrtes Bild davon zu erhalten, wenn er mit eigenem Auge sich eine lebendige wahre Anschauung hätte verschaffen sollen? Es bedarf keines weitläufigen Beweises, daß Niemand, der sich diese Vorfragen nicht gestellt und in steter Berücksichtigung der betreffenden Lehranstalten beantwortet hat, zum Kern der Hauptfrage hindurchbringen und sichere Mittel der Abhilfe angeben kann. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nur der zu einem Urtheile berechtigt ist, welcher das wahre Wesen des classischen Alterthums von seinem modernen Conterfei, welcher namentlich die Grundlage der antiken Welt, die Religion nach Lehre und Cultus, von dem Trugbilde des modernen Heidenthums zu unterscheiden versteht. Dazu befähigt freilich nicht bloße Sprachkenntniß und Sammelfleiß, sondern dazu gehört vor allem ein religiöses Gemüth und richtiges Verständniß religiöser Dinge. Denn wie anerkanntermaßen Geschichte der Philosophie nur der schreiben kann, welcher nicht allein Philosoph ist, sondern auch auf dem Höhepunkt steht, welchen die Entwicklung der Philosophie in seiner Zeit erreicht hat, so ist es auch mit der Darstellung der religiösen Ideen und des religiösen Lebens der Völker. Sie kann bloß einem Geiste geschehen, der vom ewigen Lichte der göttlichen Offenbarung erleuchtet ist, und seine subjectiven Einfälle in Demuth der höheren Wahrheit unterordnet; daß aber diese höhere Wahrheit keine andere ist, als die christliche, daß jenes ewige Licht kein anderes seyn kann, als das der höchsten der Menschheit zu Theil

gewordenen Offenbarung, wie sie durch Christus in die Welt gekommen und durch die Kirche erhalten ist, — darüber sind alle gläubigen Christen, ja alle mit der Geschichte der Religion vertrauten Männer einverstanden seyn.

Wie weit übrigens diese Forderung von dem Verlangen nach einer tendenziös betriebenen und dem Dienste eines bestimmten Systems verfallenen Wissenschaft entfernt ist, leuchtet wohl allen Urtheilsfähigen ein, und es bedarf kaum ausdrücklichen Bemerkung, daß es sich nicht darum handelt christliche Ideen in das Alterthum überzutragen, sondern einfach und allein um den richtigen Standpunkt, von dem die höchsten Lebensäußerungen der classischen Völker verstanden werden können, um das Prinzip, welches eine wahre objectivc Alterthumswissenschaft überhaupt möglich macht. Es sind auch nicht gemeint, es müsse die Philologie erst jetzt in allen ihren einzelnen Theilen geschaffen werden; es sei vielmehr darauf an, den herrschenden theils völlig verfallenen, theils schlechten Prinzipien hingegebenen Richtung eine auf feste und richtige Grundsätze gegründete Wissenschaft entgegenzusetzen, und dieß Ziel zu erreichen wird man vor allem dasjenige, was in alter und neuer Zeit Gutes und Nützliches geleistet, anerkennen, was vereinzelt, abgerissen, unbenutzt zu Tage gefördert worden, mit Consequenz und Bewußtsein systematisch weiter bilden müssen.

Daß dann Theologie und Philologie aus erbitterten Feinden wieder hilfreiche Freundinnen würden, dafür möge schon die wenigen oben gegebenen Andeutungen aus der Geschichte der Philologie Bürgschaft leisten. Wie Berg und Thal zu einander gehören, und eines Theils die Kenntniß niedern Gegenden erst durch den Ueberblick von der Höhe abgerundet wird, andern Theils aber die Aussicht von der Höhe vollen Genuß und Belehrung nur demjenigen giebt, der untern Partien schon durchstreift hat, so wird auch die alte Welt, von der Höhe des Christenthums aus betrachtet, erst

allen ihren Beziehungen dem Auge des Geistes erschlossen werden, und umgekehrt der christliche Glaube, der christliche Cultus, die christlichen Lebensordnungen durch die klar erkannten Analogien und Gegensätze des classischen Heidenthums an Verständniß, Achtung und Bewunderung gewinnen. Wenn dann mit der in solchem Geiste theoretisch ausgebildeten Alterthumswissenschaft die practische Anwendung derselben gleichen Schritt hält und mit richtigem pädagogischen Tact betrieben wird, so werden in der That alle die so oft gerühmten Segnungen der Philologie für die Jugendbildung in Erfüllung gehen: es wird namentlich die gründliche Bekanntschaft mit griechischer Poesie und Kunst und mit der organischen Entwicklung derselben den Sinn für das Schöne wecken und ein klares Urtheil über Wesen und Formen aller Kunst ermöglichen, ohne jedoch den Wahn zu erzeugen, die griechische Kunst habe das absolut Höchste zur Erscheinung gebracht; es wird der ohne Ueberschätzung und Vorurtheil ertheilte Unterricht in der alten Geschichte die Einsicht in die nothwendigen Bedingungen für das glückliche Bestehen und in die einfachsten Voraussetzungen alles politischen und socialen Lebens eröffnen und tausendfache Gelegenheit haben, die modernen Träumereien über sittliche und politische Freiheit, über religiöses und sociales Leben in ihrer Nichtigkeit zu zeigen.

Was würde dagegen der Fall seyn, wenn man die Philologie außer den Bereich aller nach einer religiös-sittlichen Regeneration der europäischen Menschheit ernstlich ringenden Männer stellte, und die gründliche, unmittelbare Erkenntniß der antiken Welt der Jugend vorenthielte? Es würde ein herrliches Bollwerk der guten Sache muthwillig entzogen und dem Feinde überliefert, es würde der wahren Wissenschaft ein Object von der höchsten providentiellen Bedeutung freventlich entrißen und dem diabolischen Treiben der modernen Sophistik überantwortet, es würden der Jugend die Ohren vor dem Gesang der antiken Musen verstopft, und die Sirenen des

modernen Heidenthums erst recht in den Stand gesetzt, sich für die Gefährtinnen Apollos auszugeben; mit Einem Wort, es würde kein einziger der jetzigen Uebelstände gehoben und unabsehbare Nachtheile herbeigeführt werden.

Wir finden also in den gegenwärtigen Röthen keinen andern Anker, als die gesunde Ausbildung der Alterthums- wissenschaft und ihre methodische Anwendung bei dem höheren Unterricht. Es mag zugestanden werden, daß derselbe nach beiden Seiten hin schwer zu handhaben ist, und daß die Behörden und die Männer der Wissenschaft gemeinsam Hand an's Werk legen müssen, wenn es gelingen soll. Allein es winkt doch ein lohnendes Ziel. Dagegen wird nichts gewonnen werden, wenn man das Object veränderte und Geist und Methode des Unterrichtes beibehielte; vielmehr wird das grammatische Anatomisiren der heil. Väter der Kirche oder eine stümperhafte, durch keinen gründlichen Sprachunterricht vermittelte Lectüre derselben, weit entfernt einen kirchlichen Sinn zu erzeugen, nur alle Ehrfurcht und Scheu vor den erhabenen Zeugen der christlichen Wahrheit zerstören.

So entschieden wir indeß das Vorhaben zurückweisen müssen, die Schriften der heil. Väter an die Stelle der heidnischen Autoren zu setzen, so gern stimmen wir denen bei, welche jenen neben diesen den Zugang auf den Gymnasien verschaffen möchten. Wer einigermaßen mit den heiligen Vätern bekannt ist, muß sie als die vom heiligen Geiste erleuchteten und erfüllten Interpreten der christlichen Religion, als die sichersten Führer zur Erkenntniß ihrer göttlichen Wahrheiten anerkennen, und es von ganzer Seele bedauern, daß Jünglinge, welche der höchsten wissenschaftlichen Bildung entgegenstreben, mitten in der Kirche mit den Schätzen der Kirche unbekannt bleiben, oder wohl gar gewöhnt werden, mit vornehmer Verachtung an ihnen vorüberzugehen. Und die Thatsache, daß so viele die Wahrheit redlich suchenden Männer in früherer und jetziger Zeit durch das Lesen der heiligen Väter

den Weg zur Kirche gefunden; darf wohl zu der Hoffnung berechnen, daß ihr Studium geeignet seyn werde, die jugendlichen Geister mit festeren Bändern an Religion und Kirche zu knüpfen. Nur muß man sich nicht einbilden, dieser Hieb werde sofort durch das zugleich eingegossene Gift der heidnischen Schriftsteller paralytisch, und das Gemüth der Schüler notwendig durch so widerstrebende Lectüre verwirrt; noch darf man sich der Meinung hingeben, die Schriften der heiligen Väter könnten mit Nutzen gelesen und nach Form und Inhalt der Jugend vermittelt werden, ehe dieselbe an den geschickten und römischen Schriftstellern die betreffenden Sprachen erlernt und eine tüchtige Gymnastik des Geistes erhalten hat.

VII.

Zeitläufe, Erinnerungen und Aphorismen.

Den 24. Juni 1852.

Bekanntlich hatte der Kölner Kanonikus Nikolaus Rinchen, betrogen von dem alten Feinde der Menschheit, vor fünfzehn Jahren das Unglück, ein Hauptwerkzeug in den Händen des Preussenthums zu seyn bei der Verfolgung der katholischen Sache und des ruhmwürdigen Bekenners Clemens August. Jetzt bringen römische Blätter eine, den strengsten Anforderungen des kanonischen Rechts und der höchsten Schicklichkeit entsprechende Erklärung des Herrn Rinchen, worin derselbe Alles und Jedes verwirft, widerlegt und zurücknimmt, wodurch er damals seiner Pflicht als

Glied der Kirche oder Priester zuwider gehandelt. — Es könnte bei diesem pflichtmäßiger Unterwerfung sich die ernstesten und lehrreichsten Erwägungen ent schlagen! Ob solcher Vorgang ist nur in der Kirche möglich, welche die Stellvertreterin dessen ist, auf dessen Gewand geschrieben steht: Ich bin, der ich bin! Wer hätte vor fünfzehn Jahren als die rohe Uebermacht brutaler Gewalt höhnisch das Recht unter die Füße trat, diesen Triumph der Wahrheit in kurzer Zeit auch nur geahnt! wer, wenn er ihn auch vermuthete, in dem preussisch censurirten Deutschland ihn auch nur ungeahndet voraussagen dürfen! Ist Unveränderlichkeit ein Kennzeichen der Wahrheit, so tritt dieß im vorliegenden Falle wenigstens nicht auf der Seite des Preussenthums und der Gegner der Kirche hervor. Und wiederum: nur in der Kirche ist es möglich, daß ein Widerruf den Widerrufenden nicht schändet, sondern ehrt, eine freiwillig übernommene Demüthigung den Gedemüthigten nicht herabsetzt, sondern höher stellt, als er früher je in seinem Leben stand. Kein Unbefangener wird in Abrede zu stellen wagen, daß Hr. München durch seinen Akt der Unterwerfung an Ehre und Ansehen in einem Maße gehoben ist, wie ihn kein anderes Ereigniß seines Lebens je hätte heben und auszeichnen können.

Mit der eben angeführten, auf den Erzbischof Clemen August sich beziehenden Erklärung des H. München ist auch eine andere, nicht minder merkwürdige, die Irrlehre des Hermes betreffende verbunden. Bekanntlich war der Hermeneutismus ein kühner Angriff, den der im deutschen Aesthetismus sich verkörpernde Skepticismus auf das Herz der katholischen Glaubenslehre wagte, indem er das katholische Bewußtseyn in Betreff der Natur und des Wesens des Glaubens zu verwirren und zu fälschen trachtete. Hermes, bei dieses unglückliche Geschäft auf sich genommen, eine dem pri-

nischen Glaubensleben fern stehende, in den Rationalismus des kantischen Zeitalters verrannte, ächt deutsche Stubengelehrtennatur suchte das subjective Treiben seiner philosophischen Schule mit dem katholischen Dogma, so gut er letzteres eben verstand, zu vermitteln. Daß der Glaube, der die Wunder thut, eine Gnade und selbst ein Wunder seyn solle, war ihm hierbei zum höchsten anstößig und schien ihm als bedenkliche Phantasterei nach den Grundsätzen seines Philosophismus schlechterdings nicht zu toleriren. Auch das genügte ihm nicht, daß der Verstand bloß die Einwendungen des Verstandes gegen den Glauben aus dem Wege räumen solle, wie es vor Alters gehalten worden, während der Glaube selbst als Himmelsgabe von oben kommt. Nein! der philosophische Schulzweifel sollte fortan die Wurzel des frommen Glaubens seyn. So schuf er als philosophisches Produkt eines künstlich zurecht gemachten Systemes von Zweifeln, eine Art von spezifisch hermesischem Vernunftglauben. Erst wer diese Zweifel pflichtmäßig gehegt und nach besten Kräften vertheidigt, sie sich dann aber von Hermes „philosophischer Einleitung“ habe ausreden lassen, dürfe, weitere und umständlichere Zweifel natürlich vorbehalten, philosophisch gerechtfertigt glauben. Wer das Gewehr streckte, ehe er das gesammte von Hermes entworfene Reglement des Zweifels den Boten des Glaubens gegenüber durcherexziert, unterlag der tadelnden Note: qui cito credit, levis corde! Hermes rühmte sich, er habe sein Möglichstes im Punkte des Zweifels gethan. Der arme Mann bemerkte nicht, daß, da in diesem Fache doch immer noch, wir mögen es beginnen wie wir wollen, der Zweifel übrig bleibt: ob doch nicht noch irgend ein Zweifel im Rückstande, der Mensch niemals aus dem Zweifel heraus und somit nie zum vollen, festen, frischen Glauben kommen kann. Dem Trost und der Freudigkeit des alten katholischen Glaubens ist hierdurch zur großen Freude seiner heimlichen und öffentlichen Gegner die Spitze abgebrochen. Schon aus dem

freudigen Zulauf des preussisch-protestantischen Nationalismus hätten Hermes und seine Clique, wären sie weniger beschränkt gewesen, merken können, welchen guten Fall die Gegner der Kirche an seinem Systeme gemacht. Nicht war begreiflicher, als daß das Preussenthum sich dieser Lehre als einer furchtbaren Waffe zu bemächtigen und die Lehrstühlen und Posten der geistlichen Verwaltung mit Jesuiten zu überschwemmen trachtete, die, weil sie den katholischen Namen zu retten suchten und häufig auch über ihren eigenen Standpunkt quasi bona fide in grober Unwissenheit lebten, den Zwecken des Protestantismus gerade die besten Dienste leisteten. „Es erhoben sich, sagt der Officiere Romano, Zweifel, ob nicht der Domherr Münch durch Bande der Freundschaft und Achtung an die Person des Professors Hermes geknüpft, wenigstens einigermaßen späterhin von dem apostolischen Stuhle verworfenen Jesuiten und falschen Grundsätze theilte.“ Derselbe erklärt dann feierlich, daß er alle von Hermes gelehrt und vertreteten Lehren, die von dem apostolischen Stuhle gemißbilligt und verworfen worden sind, mißbillige und verwerfe. Er hat demnach keinen Anstand genommen, hinzuzufügen: daß er unwunden, aufrichtig und unbedingt den von Gregor XVI. seligen Gedächtnisses über die Werke des Hermes durch die apostolischen Breven vom 26. September 1835 und 7. Jänner 1837 gefällten Urtheilen beipflichte, welchen Breven er sich mit gebührendem Gehorsam unterwerfe. Wer fünfzehn Jahre zurück denken kann, thut wahrlich gut, sich des Buthgeschalles zu erinnern, welches die deutsche Pseudowissenschaftlichkeit erhob, als das Oberhaupt der katholischen Kirche Hermes für nicht übereinstimmend mit dem katholischen Glauben erklärte. Rom, so hieß es, sei gar nicht fähig, gar nicht berechtigt, gar nicht im Stande, über irgend eine, die deutsche Philosophie betreffende Frage zu urtheilen, und der rationalistische Dünkel beherrschte sich wie von der Tarantel gestochen, und als hätte

der heilige Stuhl ein ungeheures Verbrechen an dem gesammten geistigen Leben deutscher Nation verübt. Merkwürdig ist es, daß so ausbündig genialen Köpfen bei all diesen Klagen und Beschwerden ein ganz einfacher Gesichtspunkt gar nicht klar geworden war. Der Standpunkt der Kirche und der heutigen deutschen Philosophie sind von vornherein verschieden. In den Augen der Kirche ist es nicht das Dogma, welches die Aufgabe hat, mit der Philosophie übereinzustimmen, sondern die Pflicht des Philosophen, seine Stellung zu dem ewig unveränderlichen und unverrückbaren Dogma zu nehmen. Darüber, ob dies in einem bestimmten Falle geschehen oder nicht, entscheidet die Kirche; den Werth des philosophischen Systems in seiner eigenen Sphäre und Atmosphäre aber läßt sie rein und lediglich auf sich beruhen. Man kann also mit Recht sagen: der heil. Stuhl urtheilt gar nicht, ob die Kirche eurer Philosophie, sondern ob eure Philosophie dem Glauben der Kirche taugt und entspricht. Es ist eure Sache, wenn ihr das wollt, euch so deutlich, passend, entschieden, unzweideutig auszudrücken, daß der Verdacht: ihr seiet von diesem Glauben abgewichen, euch gar nicht treffen kann. Im Uebrigen hat auch in Betreff der hermesischen Lehre die Zeit bereits ihr richterliches Amt verwaltet. Es lebe die deutsche Fortschrittseligkeit! Wer spricht heute noch von Hermes? Wer denkt noch an Hermes? Zopfthum! längst überwundener Standpunkt! Ja, aber meine Herren! dann scheint es ja doch beinahe, als sei das alte Rom auch diesmal wieder ewig jung wie die Wahrheit gewesen, weil es auf der Wahrheit beharrte, und ewig feststehend sich mit dem Wechsel der menschlichen Meinung und dem, was ihr Fortschritt nannte, in der Wissenschaft des Heils gar nicht einlassen wollte?

VIII.

L i t e r a t u r.

I.

Grundriß zum System der christlichen Philosophie. Von Dr. J. Dischinger. Zweite, durchaus neubearbeitete und vermehrte Auflage. Straubing, Verlag der Schöner'schen Buchhandlung 1852. Seiten XVI, 286.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, bereits durch mehrere philosophische und theologische Schriften rühmlich bekannt, übergibt in einer zweiten, vielfach bereicherten Auflage dem gelehrten Publikum seinen „Grundriß zum System der Philosophie.“ Nach einer längern Einleitung, welche die „Grundlage“ des Systems bildet, wird in drei Theilen von der Sphäre des Idealen, des Realen und Formalen gehandelt, und in den Unterabtheilungen findet sich die ternäre Gliederung strengstens eingehalten, wobei die äußere Darstellung dem Inhalt und dem Geiste des Ganzen vollkommen entspricht. Im Gegensatz gegen den Hegel'schen Monismus, wie gegen den Günther'schen Dualismus sucht Dischinger ein allseitig kongruentes, alle Sphären des Wissens und des Lebens in ihrer höheren Einheit zusammenfassendes neues System zu gewinnen — eine durchaus großartige Aufgabe, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient.

Über die nächste Bestimmung und die Gränzen dieser Ätze gestatten uns nicht, näher auf die interessante Ent- stellung dieses ternären Systems einzugehen, daher wir nur f einiges Wenige uns beschränken. Abgesehen von dem endigen und organischen Zusammenhang, in dem alle theile und Glieder dieses Systems stehen, verdient hier be- merkt das hervorgehoben zu werden, was der Verfasser in 221 ff. vom Wesen und von den Gesetzen der Ge- stalt sagt. Von eben dieser tiefen und gründlichen Auf- fassung gibt auch dasjenige Zeugniß, was über Religion, Kunst und sociale Bildung vorgetragen wird. Auch das die 163 bis 166 von der Einheit der Existenzbeweise Ge- sagte ist unseres Dafürhaltens namentlich für den Theologen sehr beachtenswerth. Unverkennbar prägt sich überall die nämliche Bestimmung Dischinger's aus, und wenn an einzel- nen Bestimmungen Manches für sich, von dogmatischen Standpunkte aus betrachtet, leicht mißverstanden werden könnte, so erhält es doch im Zusammenhange des Systems die solche Aufhellung, die jeden Zweifel wohl zu beseitigen im Stande seyn dürfte.

Ob schon wir nun, dem eben Gesagten zufolge, gerne geben, daß das vorliegende System nicht ohne Grund und Berechtigung sich als ein christliches bezeichnet: so nehmen wir doch keinen Anstand zu erklären, daß wir nicht durchweg mit den Ansichten des Verfassers einverstanden sind, wie namentlich auch mit manchen Urtheilen über die ältere Philo- sophie und einzelne neuere Systeme. Aber desto unpartei- cher glauben wir auch dem speculativen Talente, der gründ- lichen philosophischen Bildung des Verfassers, der Consequenz in der Entwicklung, sowie vor Allem dem Streben, das ihm steht, unsere volle Anerkennung aussprechen zu können. In der Zeit, wo trotz des bekannten deutschen Philosophenstol- zes die wahre und gründliche Speculation so sehr darnieder- liegt, und höchstens die mit den industriell-materiellen Ver-

Bestreben in näherer Beziehung stehenden Wissenschaften glänzende Protektionen finden, so daß dem spekulativen Geiste, und besonders dem christlichen Denker, an vielen Orten kaum ein anderes Loos bleibt, als das des Pöbels in Schiller's „Theilung der Erde“: verdient ein so edles Streben, wie das des Verfassers, und eine so unermüdliche und erfolgreiche Beschäftigung mit den höchsten und schwierigsten Problemen des Geistes den warmen Beifall von allen Seiten, welchen christliche Wissenschaft, die ohne christliche Philosophie nicht bestehen kann, noch am Herzen liegt, in doppeltem Maße. Die vorzügliche philosophische Begabung Dischinger's läßt uns von seiner ferneren Thätigkeit noch viel Treffliches erwarten, und für das Interesse der Wissenschaft ist es in jedem Falle förderlich, wenn das eben angezeigte Werk, das in gedrängter Kürze einen großen Ideenreichtum darbietet, in den weitesten Kreisen näher bekannt wird.

II.

Katholische Dogmatik von Dr. A. Schmid. Erster Band. Schaffhausen, Verlag der Furter'schen Buchhandlung 1852. S. XX. 204.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört das namentlich in Oesterreich, dem Lande, wo jetzt die kirchliche Freiheit aufzublühen beginnt, so rege und lebendige Streben, mittelst philosophischer Forschungen die Tiefen der christlichen Wahrheit mehr und mehr zu erschließen, und der altchristlichen antichristlichen Spekulation gegenüber durch eine neue christliche Spekulation die Dogmen der Kirche zu rechtfertigen und zu begründen. Wir erwarten von diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft keineswegs das Heil der Kirche und die Regeneration der Menschheit im Großen und Ganzen; dafür sind zunächst höhere Potenzen gefordert; aber wir be-

systems sich entwickeln; ist die theologische Bildung auf eingehende Kenntniß des christlichen Alterthums wie auf tiefsinnige Speculation, bleibt alle Schroffheit gegen andere, innerhalb der Kirche sich bewerkstelligungen, namentlich alle gehässige Persönlichkeit, entwand wird die Theologie ebenso bewahrt vor Confusion Philosophie, als der Einklang zwischen beiden gedankt haben wir allen Grund, und die herrliche von dieser Rührigkeit auf dem Felde einer christlichen Speculation zu versprechen, und durch Zurückführung einen Wissenschaftszweige auf katholische Principien re Bildung und Gesittung, wie sie das Christenthum, gegen den Andrang der allgemeinen Irreligiosität erbarei als neu gesichert zu betrachten.

den philosophisch wohlgebildeten Theologen, denen daran liegt, die Kirchenlehre speculativ zu begründen seitig zu entwickeln, gehört auch der Verfasser der oben Schrift. Er selbst sagt von sich in der Vorrede (S. XV): „In die tiefsten Tiefen des menschlichen Denkens ich eingedrungen, um die Vermählung des vom

dualistischen Philosophie; von dieser aus wird nicht ein tieferes Eindringen in den Geist der Glaubenswahrheit versucht, sondern es werden auch, namentlich in der hangsweise beigegebenen „kritischen Blättern“ Seite 1204, entgegenstehende Ansichten anderer Theologen beibringe. Eine gründliche Würdigung der wissenschaftlichen Selbstenwerthes ist erst möglich, wenn dasselbe vollendet ist. Der erste Band umfaßt drei Bücher, wovon das erste die Lehre von der Genesis der Dogmen, das zweite die von der Sünde, das dritte die von der Rekapitulation und Irration behandelt — eine Gliederung, die von der gewöhnlichen durchaus abweicht (wornach die Dogmatik mit der natürlichen Theologie im engeren Sinn, d. i. mit der Lehre von Gott, beginnt), und die schon in formeller Beziehung von den meisten Gelehrten mit Recht beanstandet werden dürfte, auch wenn alles das berücksichtigt wird, was darüber S. 32 ff. bemerkt hat. Ueberhaupt könnten wir schon nach dem Eindruck der viel verheißenden Vorrede der unser Autor sich mit dem alten Tertullian über den klagenwerthen Zustand unserer deutschen Theologie in etwas auffallenden Weise ausspricht, diese Dogmatik nur eine Art von literarischer Curiosität zu betrachten seyn; wir aber wollen gern ihr mehr einräumen, auch wir nicht wenig Befremdliches darin finden. Enthält in der That manche Goldkörner, viele wahre und scharfsinnige Bemerkungen, die von gelehrten Theologen berücksichtigt zu werden verdienen; in der Widerlegung zeigt der Verfasser großen Scharfsinn, aber bisweilen er unseres Erachtens auch Anderen Unrecht. Wir sind geneigt, die von ihm gerügten Sätze des Professor Ringer in dieser Fassung zu vertreten; aber was Diestelmann vom „Uebersinnlichen“ lehrt, ist im Wesentlichen das, was die Väter und aller Theologen der Vorzeit entsprechen. Wenn ein Supranaturales anerkannt ist, wird auch ein Si-

es für den beschränkten geschöpflichen Geist anerkannt zu müssen. In ihrer Auffassung des Mysteriorums hat die Speculation manche noch nicht beseitigte Bedenken zu positiven Theologen erregt; es ist das eine Klippe, an der manche neuere Forscher beinahe gescheitert sind. Die historische Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs auch im Mittelalter darf durchaus nicht vom Dogmatiker vernachlässigt werden; die Kirche hat zu allen Zeiten den Geist Gottes und hat darum auch in allen Jahrhunderten ihre herrschenden Lehrer, deren Consens von hoher dogmatischer Bedeutung ist. Das historische Beweisverfahren, welches die Entwicklung des christlichen Bewußtseyns zu allen Zeiten deutlich constatirt, scheint uns, wenn wir nach mehreren Aussagen unsers Verfassers schließen dürfen, von ihm hinlänglich gewürdigt und erkannt zu seyn. Der in den Blättern uns für ein der systematischen Theologie gewidmertes Werk verstattete Raum erlaubt uns nicht, auf eine ausführliche Kritik dieser nicht uninteressanten Schrift einzugehen; wir müssen daher als Ergebnis der angeführten Prüfung den Wunsch ausdrücken, daß dieselbe bald einer eigentlich theologischen Erörterung werde, was dem Eifer und nach dem Talente des Verfassers entspricht. Derselbe ist ohne Zweifel berechtigt, in der wissenschaftlichen Theologie ein Wort mitzureden; sein philosophischer Standpunkt weist ihm hier immer einen ehrenvollen Platz an. Wir sind nicht der Ansicht, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, befriedigend gelöst; aber er hat auch nicht ganz erfolglos, er hat nicht müßig und ohne Verus sich derselben unterzogen.

III.

Die Welt, angeschaut in ihren Gegensätzen: Geist und Natur.
eine kritische Entgegnung auf die modernen Theorien vom „
der Natur.“ Ein Beitrag zur katholischen Wissenschaft von
Gärtner, Operar und Feiertagsprediger an der k. k. Wiener
universität. Wien 1852. Verlag von Carl Gerold. S. XXXV.

Die erfolgreiche Bekämpfung der materialistischen
pantheistischen Lehren und eine gründliche Entwicklung
Anthropologie und Psychologie sind unseres Erachtens
große Verdienste, welches die bereits weit verzweigte
Günther's sich erworben hat. Dieselbe verfolgt die her
den Irrthümer, besonders des Hegel'schen Monismus
in ihre letzten Konsequenzen, nicht nur in der Phil
und Theologie, sondern in allen Bereichen des mensche
Wissens. Die oben angekündigte reichhaltige Schrift
bereits durch eine Reihe wissenschaftlicher und poetischer
seit den letzten Jahren vielfach bekannt gewordenen
gers Gärtner ist ein geistvoller Versuch, vom Stand
der Philosophie Günther's aus die modernen Theorien
Ungläubigen, die in die Naturwissenschaften sich einge
haben, zu widerlegen und die dualistische Anschauung
auf diesem Felde durchzuführen. Sie ist ausgezeichnet
vielseitige Erudition, durch Lebendigkeit in der Darst
bisweilen auch durch Witz und Humor, so daß sie trotz
Ausdehnung und der Masse der angehäuften Details
aus nicht unerquicklich für den Leser ist. Offen und
hat Gärtner in der einleitenden Abhandlung seinen p
phischen Standpunkt dargelegt, nach dem er als ein ach
würdiger Repräsentant der Schule Günther's zu betr
ist, dabei aber ebenso sehr seine treue Anhänglichkeit
Lehre der katholischen Kirche bezeugt. Erfreulich u
ruhigend ist es durchaus, wenn er erklärt, er werde
Ausnahme jede philosophische Prämisse sofort preisgeben

hab sie sich mit dem Inhalt der katholischen Lehre als un-
 verträglich erwiese (S. XXII).“ Denn es ist bekannt, daß
 manche nicht unbedeutende Bedenken gegen die Speculation
 Günther's von tüchtigen positiven Theologen erhoben werden.
 Wir halten uns nach der ehrenwerthen Gesinnung der
 Männer, die diese Richtung vertreten, für vollkommen über-
 zeugt, daß sie, nur die Wahrheit suchend, sich nie absichtlich
 von der Kirchenlehre entfernen, und, sollte das in einem oder
 in mehreren Punkten der Fall seyn, sich der Kirche unterwer-
 fen und das System zu läutern beginnen würden, dem wie
 dem Menschlichen doch nur eine relative Vollkommenheit
 zukommen kann, daß sie, wo die Bahn abschüssig zu werden
 anfänge, rechtzeitig einlenken und den Weg nur desto gründ-
 licher von Neuem untersuchen würden. Im Princip und von
 vornherein aber über diese Richtung aburtheilen wollen,
 mehr der Theologie und des Theologen völlig unwürdig;
 sie hat allen Anspruch auf eine ehrenvolle Berücksichtigung
 in der Wissenschaft; sie hat des Großen und des Herrlichen
 zu viel geleistet, als daß einzelne Schattenseiten ihr Licht zu
 verdunkeln vermöchten. Die christliche Speculation, die den
 Geist der Demuth und des Friedens hat, können wir nur
 willkommen heißen, müssen aber ebenso wünschen, daß ihre
 wissenschaftlichen Gegner innerhalb der Kirche in ruhiger,
 leidenschaftsloser Erörterung ein gegenseitiges Verständniß an-
 nehmen, oder die irrigen Punkte klar und allseitig uns dar-
 stellen. Die Schrift von W. Gärtners dürfen wir als einen
 neuen Beleg der vielseitigen Bildung und der großen geisti-
 gen Fruchtbarkeit der Schule Günther's mit Recht bezeichnen,
 die in den einzelnen Parthien sehr viel Interessantes und
 Neues bietet, und im Ganzen von ebenso tiefen naturhisto-
 rischen Studien als von philosophischem Talente zeugt.

IV.

Des Origenes Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Eine historisch-dogmatische Abhandlung von Dr. Ramers. Trier, Druck und Verlag der Fr. Klip'schen Buchdruckerei 1851. S. 78.

Dieses, dem hochwürdigsten Herrn Bischofe von Aachen gewidmete, Schriftchen behandelt einen sehr interessanten Theil der älteren Dogmengeschichte. Der erste Abschnitt ist eigentlich nur eine Einleitung, welche die Geschichte der origenistischen Streitigkeiten nach ihren Hauptmomenten erzählt; der zweite auf die specielle Lehre von der Auferstehung der Todten. Hier hätte außer den Werken von Huet, Schnitzer und Depenning noch die sehr gehaltvolle Monographie von Lammas über Origenes (Nürnberg 1837) benützt werden können, die den Verfasser noch auf manches Andere aufmerksam gemacht haben würde. Uebrigens ist diese Abhandlung ebenso lobenswerthem Fleiße und lichter Klarheit geschrieben als sie von den Talenten des Verfassers Zeugniß gibt. Die Erstlingsarbeit desselben läßt sie noch mehr von seiner ferneren Thätigkeit hoffen; sie verdient alle Anerkennung und Empfehlung.

IX.

Preußen in „zwei neuen Krisen“.

So eröffnet die Kreuzzeitung ihre „Rundschau im Juni 1852“. Die „Darmstädter“ und die „Römer“, die „Handels-Politik“ und die „Römisch-katholischen Missionen“ sind zur Zeit die großen Fragen, welche das ungetheilte preussische Interesse in Anspruch nehmen. Der „Rundschauer“ rühmt die entschiedene Einstimmigkeit der heterogensten Parteien gegen die „Darmstädter“ sowohl, als gegen die „Römer“; doch nicht, ohne zu besorgen, „aus diesem verführerischen Unifono der tapfern Reden könnte leicht ein Charivari werden, wenn es zum Handeln komme.“ Denn der „Rundschauer“ ist nicht ein Mann, an dem ältere und neuere Erfahrungen verloren sind; er kennt seine Bappenheimer! Aber auch die „Darmstädter“ — von den „Römern“ vorerst nicht zu reden! — pochen auf wohlverstandene Erfahrungen, und es will scheinen, als habe der „Rundschauer“ die „tapfern Reden“ selbst nicht gespart, indem er die „minder schwierige und minder wichtige Frage“ von beiden, die handelspolitische, bespricht. Doch soll nicht gesagt seyn, daß er dabei in denselben diplomatischen Schuhen stecke, wie der preussische Premier mit seinem oftensibeln Entzücken über den

bevorstehenden Abfall des „Bleigewichts“, als welches die süddeutschen Zollvereins-Staaten an den handelspolitischen Füßen Preußens bis Dato gehangen.

Wenn der Zollverein mit den Süddeutschen zu Grunde geht, so wäre daß nur zu lachen! — das ist etwa kurz und gut das letzte Wort des „Rundschauers“. Seinen Satz beweist er durch folgende, erst noch in den Revolutions-Stürmen vom Jahre 1848 bis zum Ariom erhärtete, Behauptung: „die materielle wie die moralische Lebenskraft des preussischen Staats ist in seinen alten Provinzen enthalten, und die materielle Lebenskraft der alten Provinzen des preussischen Staats wesentlich im Ackerbau und in der mit unserm Ackerbau innigst verbundenen Handelsfreiheit.“ — Nicht der geringste Theil des „preussischen Staates“ an sich besteht freilich aus neuen Provinzen, und im Ganzen ist Preußen viel mehr ein Industrie-Staat, der die Handelsfreiheit fürchten und fliehen, als ein Ackerbau-Staat, der sie suchen muß. Den neuen Provinzen und dem vorwiegend industriellen Charakter des ganzen Staates muthet man aber in unbewachten Stunden unbedenklich zu, dem Ausgang der Krisis und der möglichen Sprengung des Zollvereins mit „Todesmuth“ entgegen zu harren. So ist jüngst in Elberfeld geschehen! Allein allen diplomatischen Gründen preussischer Großpolitik zum Trost scheint weder alt- noch neupreussische Industrie „Todesmuth“ erweisen zu wollen; sie will nicht an's Sterben, ohne es vorher mit dem Davonlaufen probirt zu haben. Lauf, wer laufen kann, dem österreichisch-süddeutschen Handelsbunde zu! wird, allem Anscheine nach, die Lösung lauten. Wer aber zu kurzen finanziellen Athem zum Laufen hat, und die Hunderttausende, so in den preussischen Fabriken und Manufakturen von der Hand in den Mund leben, das gibt immerhin noch ein sehr respectables Publikum für die handelspolitische Predigt vom „Todesmuth“.

Allerdings rückt der „Rundschauer“ mit dieser Predigt

nicht geradezu heraus! Er meint: „Preußens Wohlstand und Preußens Finanzen könnten es ertragen“ — diese „Finanzen, die für uns mehr als für andere Staaten die Bedingung unserer Existenz sind!“ „Ja!“ Wohlstand und Finanzen werden „vielleicht“ dann „erst recht aufblühen“, wenn nach dem Abfall Süddeutschlands die preussische Handelspolitik frei werde „von den schutzöllnerischen Banden“, Norddeutschland dagegen Front mache nach der Idee nach dem freien Handel“, dem die Zukunft der Cultur gehört und der durch den September-Vertrag angeordnet sei. Auch er wirft den „Darmstädtern“ vor: „mit starker Gefährdung der materiellen Interessen ihrer Unternehmen und ihrer eigenen finanziellen Interessen“ machten sie eine offenbar politischen Tendenz zu Liebe“ Wien, den ganzen Zollverein zu sprengen, der Preußen bisher schon so große Opfer auferlegt habe! Dabei gibt sich aber der „Rundschauer“ doch zu viele Mühe mit dem Erweis: daß „materielle Interessen“ ein ganz verfehltes Fundament für „große politische Combinationen“ seien, predigt gerade in diesem Thema mit zu viel Eifer „die geistigen Fundamente des Staats“ nach dem Text: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!“ — als daß der Ton einer handelspolitischen Abstinenz- und Fasten-Erhortation zu verkennen wäre.

An so bestellter preussischen Festigkeit müssen alle „darmstädtischen Bitten oder Drohungen“ abprallen; nur Ein Mittel haben die „Darmstädter“ noch, ihre Seele zu retten; das ist: unbedingte Ergebung auf Discretion! Seht! — insinuiert ihnen mit andern Worten der „Rundschauer“ — wie die Sachen stehen! Sobald ihr glücklich abgefallen seid, wird Preußen fest und entschieden auf der Basis der Handelsfreiheit stehen, und „von seinen norddeutschen Verbündeten unterstützt, auch im übrigen Deutschland an Ansehen und Einfluß gewinnen.“ Ihr verlaßt euch auf Oesterreich! Aber

gerade Oesterreich ist es, das gar nicht anders kann, das dem Schutzzollsystem sich entwinden und dem Freihandel seine Grenzen öffnen muß, „gedrängt von allen seinen besten Interessen“, von commerciellen, finanziellen und politischen. Und ihr „Darmstädter“! mit denen es Preußen jetzt so gut meint, von denen Preußen gar nichts verlangt als handelspolitische Folgsamkeit ohne vieles Raisonniren, weil ihr die Sache doch nicht versteht — wie wird es euch, ihr „Darmstädter“! dann gehen, wenn ihr euch demalzo von Oesterreich getäuscht findet? Ihr werdet zwischen zwei Stühlen niedergefallen seyn; denn Oesterreich wird alsobald auf freihändlerischer Basis im Handelsbunde mit Preußen stehen.

Aber nicht einmal einer vorübergehenden Zoll-Einigung mit Oesterreich sollen die „Darmstädter“ sich getrösten; denn wie der „Rundschauer“ sagt, werden Preußen und Oesterreich „über dem Kleinen, über vermeintlichen materiellen Interessen, über nationalökonomischen Hirngespinnsten und diplomatischen Eifersüchteleien ihre heilige Allianz nicht brechen.“ Noch mehr! die „Darmstädter“ dürfen auch nichts Appartees für sich haben, z. B. keine mitteldeutsche Zolleinigung; denn wie der „Rundschauer“ ferner sagt, werden Preußen und Oesterreich „ihres hohen Berufs eingedenk seyn, die Einheit von Deutschland aufrecht zu halten, die identisch ist mit der Einigkeit von Preußen und Oesterreich und mit der selbstständigen Existenz jedes dieser Staaten als eines Großstaats.“ Und zum Schlusse wird den „Darmstädtern“ schon im Vorhinein Verrath an Deutschland in die Schuhe geschoben; denn wie der „Rundschauer“ endlich und zum Letzten sagt, werden die beiden Großstaaten „nicht übersehen, daß von Darmstadt aus Paris nur wenig weiter als Berlin und näher als Wien ist.“

Gewiß viele „tapfern Reden“ gegen die handelspolitischen Emancipations-Bestrebungen der „Kleinern“ im deutschen Bunde! Es ist aber von Gottes Langmuth und Er-

ung mit deutschen Versündigungen eine Etappenstraße. Alle diese „tapfern Reden“ zu hoffen, und immerhin können die „Darmstädter“ sich vorerst ruhig derlei Unheil von dem „Rundschauer“ prophezeien und die eingeweichte Ruthe weglassen. Oesterreich wird nie mitmachen, wie er meint, Preußen freilich hat bis jetzt mitgemacht; ob es auch ausbleiben wird bis an's Ende, und ob dieses Ende für den Staat selbst wirklich ein erfreuliches wäre, wird die Zukunft der handelspolitischen Babelsprache der Gegenwart zeigen.

Gottlob steht der „Rundschauer“ auf soliderm Boden, in der Handelsfrage, bei der Beurtheilung der jüngsten Bewegung in Preußen gegen die „Römer“ und die „römisch-katholischen Missionen.“ Er hat besonnene Ruhe und sein Selbstgefühl unverletzt bewahrt mitten in dem Geschrei, das die Gefährdung des preussischen Protestantismus durch Jesuiten-Missionen plötzlich allenthalben zum Durchbruch brachte; mitten in dem allgemeinen Aufgebote gegen die katholischen Angreifer, das von kompetenter wie incompetenter Seite, vom Oberkirchenrath, den einzelnen Consistorien wie den Häuptern der heterogensten Parteien, erging; mitten unter den Geldsammlungen zur Ausrüstung eines außerordentlichen Predigercorps gegen die Jesuiten und die „Römer“ überhaupt, bei welchen die am wenigsten spendeten, so lautesten schrieen; mitten unter dem sich eröffnenden Gewirre der Controverspredigten, in denen die am lautesten schrien, so in der That am wenigsten selbst am Bekenntnisse; mitten unter den unverholenen Herausforderungen Staatspolizei-Gewalt gegen die Jesuiten-Missionen und die Unternehmungen der „Römer“. Schon machten sich preussischen Katholiken auf einen gewaltigen Sturm gegen Helsen Petri gefaßt, um so mehr, als durch eine auffallende Fügung zugleich die protestantische Polemik in England einen neuen Anlauf nahm, das Verbot der Processionen und

die königliche Kleiderordnung für katholische Priester hohe Animositäten verkündigte, und augenscheinlich eine Stimmung unter dem hohen und niedern Pöbel zeitigte, die sich bereits durch Landfriedensbruch, Todtschlag und Straßenscandal in den Landen ihrer brittischen Majestät bethätigt hat. Schon glaubte man, es werde jetzt vielleicht der lange prophezeite letzte und allgemeine Kampf der Geister entbrennen, dem Deutschland wie der Phönix aus der Asche verjüngt wieder entsteigen soll, als gegen die herausfordernden Lügen und Verdächtigungen der erhabene Kirchenfürst von Breslau zuerst in die Schranken trat, mit einem „Hirtenbriefe“ voll apostolischen Freimuths und niederschmetternder Kraft der Wahrheit, der auch seine Wirkung nicht verfehlte. Gegen diese Proclamation des „ehrwürdigen Cardinals“ wendet der „Rundschauer“ keine Sylbe ein; er zeigt sich vielmehr ausdrücklich damit völlig einverstanden, soweit das einem aufrichtigen Protestanten möglich ist. Die preussische Regierung hat dem feigen Drängen in soweit nachgegeben, daß nun „römische“ Missionen in allen den Landestheilen verboten sind, wo die Bevölkerung „nur sporadisch“ katholisch ist, während dieselbe Regierung protestantische Missionen für alle die Landestheile offen befördert, wo die Bevölkerung nur sporadisch protestantisch ist, also ungescheut zweierlei Maß im paritätischen Staate führt. Der „Rundschauer“ dagegen scheut den Kampf der Geister nicht; aber er will einen offenen, ehrlichen Kampf; darum mißbilligt und verweist er alle „polizeilichen Hemmungen“ und „Gewaltmittel“, wie alle „kleinlichen Detailbeschränkungen“ der Gegner.

Allein das Häuflein Gleichgesinnter, das der „Rundschauer“ vertritt, scheint bei dieser Reibung weder maßgebend zu seyn, noch zu werden. Er selbst gibt deutlich genug zu verstehen, daß bei dem gegenwärtigen Zustande des preussischen Protestantismus ein offener und ehrlicher Kampf der Geister nicht zu erwarten ist. Seit vielen Jahrzehnten seien

Katheder, Kanzeln und Altäre an den frechsten Unglauben, die Union — wie die Aufnahme der oberkirchenrätlichen Organisations-Dekrete allerdings in diesem Augenblicke wieder beweist! — an den Indifferentismus, die „evangelische Freiheit“ an die Zuchtlosigkeit, das Kirchen-Regiment an ein untergeordnetes Departement des Staats-Regiments verrathen gewesen. „Die Freien, die ärgsten Feinde unserer Kirche, in Vergleich mit welchen die Jesuiten unsere Freunde sind, haben wir an einigen Orten ausdrücklich privilegiert und an unzähligen Orten begünstigt; ihnen und ihren Zwillingen, den Deutschkatholiken, haben wir nicht bloß Rathhäuser und christliche Schulen, sondern auch evangelische Kirchen eingeräumt, in welchen sie die evangelischen Grundlehren lästern.“ Und wie wenig vermochte diesen Zuständen und Antecedentien gegenüber die protestantische Reaktion der jüngsten Jahre im Ganzen und im Innern zu wirken!

„Unter solchen Umständen“ — klagt der „Rundschauer“ — „treten die Römisch-katholischen Missionen, nur Ein Corps der großen Armee, mit welcher die Römische Kirche die Welt zu erobern trachtet, im Preussischen Staate auf. Sie sind stark durch alle die göttliche Wahrheit, welche die Römische Kirche in ihrem Schooße bewahrt — stark durch das tiefe Bedürfnis nach Autorität, nach felsenfester Gewißheit, nach unverlässiger Leitung von Oben, welches gerade jetzt, bewußt oder unbewußt, in so vielen Herzen und Gewissen brennt — stark durch die dem Abfall von allem Glauben gegenüber stets wachsende Einigkeit ihrer Kirche — stark durch eine Disciplin, welche von den Bischöfen flug geleitet, und welcher von der Geistlichkeit und den Missionären willig gehorcht wird — stark durch die principiellen Concessionen, welche die Revolution aller negativen Freiheit gemacht hat, und welche die Römische Kirche, flüglisch und eifrig, positiv benutzt — stark namentlich durch die überall geschwächte Staats-Aufsicht, und durch die Rede-, Preß- und Vereinsfreiheit — stark durch

die Niederlagen, welche wir durch unser Verhalten zu den gemischten Ehen und zu den Erzbischöfen 1837 und 1838 und zu Ronge und Consorten 1845 und bis zu den Tagen, uns zugezogen haben — stark endlich überhaupt den aggressiven Siegesmuth, den die Römische Kirche, gerade durch so viele handgreiflichen Erfolge, in Deutschland nicht weniger als in Frankreich und England in ihrer ganzen Geltung an den Tag legt.“

Diese geistige Ueberlegenheit zieht auch der „unbußfertige Protestantismus“ zu Herzen, aber nicht um Buße zu thun wie der „Rundschauer“ will; nicht um seine „negative Freiheit“, den systematischen Widerspruch gegen Rom, aufzugeben und sich einen Inhalt „aus den ewig und reichlich fließenden Quellen des göttlichen Wortes und aus der wunderbaren Totalität der Einen allgemeinen christlichen Kirche zu schöpfen, aus der geheimnißvollen Realität: quod semper, ubique, quod ab omnibus creditum est“; nicht um die Schrift dem subjektiven Urtheile zu entziehen und sich, in Reformatoren und symbolischen Büchern und dem Grundsatz des Protestantismus zum Troß, dem „Rundschauer“ aber zu Lieb, der — katholischen Grundgedanken von der Tradition zu unterwerfen; nicht um sodann auf dem Boden „positiver Freiheit“ einen offenen und ehrlichen Kampf der Geister anzunehmen, und auf der Messur der „geheimnißvollen Realität“ (der Tradition) mit der Kirche sich zu messen. Der „unbußfertige Protestantismus“ weiß, wie es ihm damit ergehen würde, so gut als die Reformatoren das gewußt haben, und wie es dem „Rundschauer“ selbst ergehen muß, wenn er auf den ausgesprochenen Principien verharren und consequent fortbauen will. Orthodorie und Pietismus ertragen das Mißkonnem der „Römer“ höchstens in der ärgsten Noth als Nattenthat gegen den ihre Kirche zersetzenden Rationalismus, für welches es da und dort probat erfunden worden, und warnen die

aus sehr triftigen Gründen: „Nur der katholischen Kirche nichts nachgemacht!“ *) Die rationalistische Richtung aber, welche mit der Orthodorie leicht fertig wird, hofft nicht daselbe von den „Römern“, und muß ihr Auftreten mit allen Mitteln sich fern zu halten suchen. So hat der ganze „unbussfertige Protestantismus“ den jüngsten Lärm gegen die „Römisch-katholischen Missionen“ erweckt, und es wird dieß nicht der letzte Ausbruch seiner „negativen Freiheit“ seyn!

Das „Alsdann“ liegt demnach wenigstens in weiter Ferne, nach welchem der „Rundschauer“ seine ihn ehrende Sehnsucht äußert: „Es wird uns aber alsdann auch einleuchten, daß die Römisch-katholischen Missionäre, obschon unsere Gegner, doch nicht bloß unsere Gegner, sondern auch unsere Mitarbeiter und Brüder sind. Der Dieb bringt die gestohlenen Sachen wieder. Der Ehebrecher läßt ab von dem Wege, der in die Verdammniß führt. Der Majestätschänder büßt, der Aufrührer gehorcht seinem irdischen und seinem himmlischen Könige. Kurz, den Armen — den leiblich und geistlich Armen — wird Buße und Glauben gepredigt, und nach unparteiischen Berichten von verschiedenen Seiten müssen wir sagen: an den guten Früchten wird der gute Baum erkannt. Wir rühmen uns der evangelischen Freiheit. Nun — beweisen wir dieselbe dadurch, daß wir jedes Gotteswerkes uns freuen! Eine Freiheit, die mich zwänge, sauer zu sehen, wenn Römer, ja selbst wenn Jesuiten die Kirche bauen, wäre nicht evangelische Freiheit, sondern unevangelische schimpfliche Knechtschaft. Wir haben weniger Entschuldigung als die Römer, wenn wir sektirisch uns verblenden gegen die freie und mannigfaltige Gnade Gottes. Das Wort des ehrwürdigen Cardinals von Breslau sollte unser Gewis-

*) So bei der jüngsten Conferenz des „evangelisch-lutherischen Provinzial-Vereins von Schlesiens“, s. Halle'sches „Volksblatt für Stadt und Land“ vom 3. Juli 1852.

sen treffen, das Wort, durch welches er zum Kampf gegen Unglauben und Sünde uns auffordert, „so weit es geht mit vereinten Kräften.“ Er hat uns — um noch einmal seine eigenen Worte zu gebrauchen — „an das schöne Wort eines protestantischen Staatsmannes erinnert: Spero has inimicitias non fore aeternas.“

Es ist Schade, daß dieser Abriß von dem christlich milden Standpunkte des Verfassers den betreffenden Theil der „Rundschau“ nicht schließt. Er nimmt nämlich in dem Streite: ob Preußen ein „paritätischer Staat“ oder ein „evangelischer Staat“ sei? auch hier wieder eifrig Partei für Letzteres. Sein Organ versichert überhaupt den sonderbaren Satz: der religiöse Charakter des Staates richte sich nach der Confession des Fürsten; nach seinem Könige sei daher Preußen protestantisch, nach seinem Staatsrechte aber paritätisch. Nur durch diese Unterscheidung glaubt es den christlichen Charakter des Staates retten zu können, da zwischen confessionell und indifferent (d. i. religionslos und widerchristlich) kein Drittes für den Staat übrig bleibe. Welche Konsequenzen aus jenen unwahren und absurden Voraussetzungen und Prämissen in dem an sich ganz unfruchtbaren Streite für die Praxis sich ergeben würden, darüber erfahren man bis jetzt, daß z. B. in dem „protestantischen Staate“ Preußen „alle Regierungshandlungen von evangelischem Geiste eingegeben und durchdrungen“ seyn müßten, daß er „als Ganzes und insbesondere nach Außen keine katholische Politik treiben könne“ u. s. w. Man sagt nur nicht geradezu: daß er „als Ganzes und insbesondere nach Außen protestantische Politik treiben müsse“! Aber liegen in diesen Konsequenzen nicht schon alle Urfänge des Religionsstreites versteckt, der dreißig Jahre lang Deutschland verunstaltete, und wie müßte vor ihnen das „paritätische Staatsrecht“ über kurz oder lang bestehen? Wie kann der „Rundschau“ insbesondere seines „unbußfertigen Protestantismus“ immer wieder so schnell vergessen! Gott bewahre Deutschland vor der Wiederkehr aller protestantischen und katholischen, wie vor der kirchenseindlich-indifferentistischen Regierungs-Politik, mit der heutzutage nur noch Eine in deutschen Landen einherhinkt, und so berühmt und populär zu werden vermeint, ein ganzes Menschenalter hinter ihrer Zeit und ihren großen Erfahrungen zurück, und ohne Zweifel von der Vorsehung allen andern als warnendes Exempel vergönnt. Christliche Gerechtigkeit im paritätischen Staate allein besteht und erhält jetzt in Deutschland!

X.

Guido Görres.

Indem wir in diesen Blättern, die seit vierzehn Jahren voll Kampfes und großartiger Entwicklung den Namen unseres vereinigten Freundes Guido Görres mit Ehren an ihre Ehre getragen haben, jene Worte christlicher Erinnerung abstellen, die ein geistlicher Freund dem Seligen am Grabe abgerufen hat, und eine Gedächtnisrede, die ein anderer Freund in dem von Guido mitgegründeten Verein gesprochen, hinzufügen, halten wir es für unsere Pflicht, noch Einiges über Guido's Lebenswege und geistige Entwicklung anzudeuten. Die Jünglingsjahre Guido's fielen in eine Zeit, wo sein Vater auf dem politischen Gebiete jene denkwürdigen Kämpfe führte, die ihm einen unsterblichen Namen erworben haben. Der heranblühende Sohn gewann und verlor mit ihm: er gewann alle jene geistigen Vortheile, die das reichbewegte Leben des väterlichen Hauses und das Voranleuchten eines hohen Genies, wie sein Vater war, einem strebsamen Jüngling gewähren kann; er verlor mit dem Vater die theure Heimath und die regelmäßige Ordnung des äußerlichen Lebens. Die zu Koblenz begonnenen Gymnasialstudien wurden mit mannigfacher Unterbrechung in Marau und Straßburg

fortgesetzt, und wer glaubt, daß Guido in der Nähe seines Vaters minder hätte arbeiten und ringen müssen um die Erfangsgründe der Wissenschaft, als andere, der müßte die Ungunst des öftern Wechsels der Lehranstalten und die eigenthümliche Art des Vaters nicht in Anschlag bringen, der absichtlich dem Jünglinge die ganze Freiheit der Entwicklung ließ und wo es Noth that, mahnend und helfend einwirkte. Ue glühende Wißbegierde und ein unglaublicher, beharrlicher Fleiß waren charakteristische Eigenschaften Guido's, als nach vollendeten Vorbereitungsstudien im Alter von zwanzig Jahren die Universität Bonn bezog. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch noch andere, die auf der sittlichen Beschwerer wiegen. Vor Allem war seine Wißbegier eigenthümlicher Art; während nämlich die meisten jungen Leute an Wissen dürsten, um vor der Welt zu glänzen oder ein bestimmtes Ziel des Ehrgeizes zu erreichen, besaß Guido eine seltene geistige Uneigennützigkeit. — Die Sache war, die ihn bezauberte und hinriß, und hatte er einmal irgend Etwas ergriffen, so fragte er wenig, ob die darauf angewendeten Kräfte ihm die gewöhnlichen Zinsen des Ruhms oder zeitlichen Lohnes bringen würden; selbst die Einsprüche und Mahnungen des Vaters oder nahestehender Freunde von irgend einem Gegenstand seines unermüdlischen Forschers der minderen Belanges schienen, abzustehen und sich einer größeren Aufgabe zuzuwenden, halfen nichts: das einmal ergriffene Studium war ein Werk der Liebe und Treue, welches vollbracht seyn mußte.

Zu diesem edlen Eifer für das Wahre und Schöne gesellte sich ein bei Jünglingen nicht häufiger religiöser und sittlicher Ernst und eine große Reinheit des Charakters. Einer seiner Jugendfreunde wird sich erinnern, aus seinem Munde je ein frivoles Wort gehört zu haben, während ihm doch an jugendlicher Heiterkeit nicht gebrach, und eben den Vorzügen des Geistes und eiserner Beharrlichkeit

Studium, was nicht oft geübt zu seyn pflegt, auch lebensfrischste Übung seines kräftigen und schöngebauten Leibes in unermüdlichem Fußwandern, Bergsteigen, Schwimmen u. s. w. mit oft nur zu großer Anstrengung vernahm.

So an Leib und Seele ausgerüstet begann Guido seine Berufsstudien in einem Augenblicke, wo Bonn eine Anstalt der bedeutendsten Männer des deutschen Vaterlandes zählte, von denen die Mehrzahl nun auch längst im Grabe lag. Die Ausdehnung, welche Guido seinen Studien gab, zeigt, welchen Einfluß die große Vielseitigkeit des Vaters auf ihn gehabt hatte. Geschichte und Philosophie, das classische Alterthum, die neugeöffnete indische Literatur, vergleichende Sprachkunde, ja selbst China, das verschlossene Reich der Mitte, waren die Gebiete, die Guido nicht bloß mit naschhafter, oberflächlicher Bistwifferei, sondern mit allem Ernste seiner Arbeit für sich zu erobern suchte. Je schwieriger die Aufgabe, desto eher fühlte er sich getrieben, sie zu lösen. Während seines Aufenthaltes in Bonn wurde z. B. von der feinsten Kenner des classischen Alterthums, und namentlich der lateinischen Sprache: Heinrich, eine Preisaufgabe über verschiedene Specialitäten des ciceronianischen Styles, worin wir nicht irren, gegeben; Guido machte sich daran, gewann den Preis, wobei er wegen seines scharfsinnigen und ausgezeichneten Lob ärndtete. Als dann etwas später eine Preisfrage über die baselische Sprache gestellt wurde, ergriff er sie mit derselben Lebhaftigkeit, und trug sich hier den Sieg davon. Das noch vorhandene Manuscript ist, wenn es auch dormalen nach den Fortschritten der Sprachwissenschaft von seinem Verfasser selbst am strengsten beurtheilt werden würde, ein schönes Denkmal des wissenschaftlichen Geistes und Muthes eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings; denn so alt war er, als er jene Abhandlung schrieb, die ihn in ehrenvolle Berührung mit Wilhelm Humboldt brachte.

So wollte es scheinen, als ob Guido von der Bestimmung bestimmt sei, auf der Bahn strenger Wissenschaft historisch-kritischer Forscher, als gründlicher Kenner der Quellen und ihres Zusammenhanges für die katholische Deutschlands etwas Großes zu leisten, und mit einem dem seines Vaters verschiedenen, aber in seiner Art minder bedeutenden Talent auf einem andern Weg des Ruhmes zu wandeln. Und in der That empfinden auch noch seine älteren Freunde, die ihm als Jüngling nahe standen, gerechten Schmerz darüber, daß Guido jenen verlassen, daß er nicht mit seinen eminenten Gaben die Literatur des Orients, das ägyptische Alterthum (mit dem er sich zu beschäftigen begonnen hatte) im christlichen Ausbeute und so die fühlbaren Lücken unserer katholischen Literatur ausgefüllt hat. Wäre Guido auf diesem ruhiger, großartiger Forschung geblieben, so sagen wir, würde heute noch zu unserer Freude leben, während das Gewirr des politischen Lebens seine Kräfte aufgezehrt.

Doch wir wollen unser kurzichtiges Meinen der göttlichen Fügung in Demuth unterwerfen, welche die Wege der Menschen leitet und ihnen jene Lebensstellung giebt, die sie in dem großen Organismus einzunehmen haben. Können wir ermessen, ob die vortrefflichen sittlichen und geistigen Anlagen unseres verstorbenen Freundes auf den einmal dürren Steppen kritischer Forschung zu so großer Entwicklung gekommen wären, wie sie sich später bei dem andern Lebensplan wirklich entfalteten? Wie können wir wissen, ob er sein ewiges Heil auf jenem Wege gefunden, ob er sich den Mitlebenden für die wichtigsten Anliegen des christlichen Lebens so nützlich erwiesen hätte, als er es wirklich gethan? Wer Guido genau kannte, mußte in jener Bestimmung der Lebensrichtung, wenn er sie vielleicht auch billigte, doch nur ein unüberwindliches Bedürfniß der Natur des Freundes erkennen, und er mußte dabei einge-

ein schönes und großes Opfer war, als Guido einen den Gelehrtenruhm verschmähend, ohne alle Rücksichtlichen Vortheil, nur aus innigem Verlangen, den seinen Mitbrüdern ein volksthümlicher Freund zu werden, hollische Geschichte, Poesie und Politik zum Vorwurf Lebens wählte, obgleich ihm sein klarer Verstand sagen daß hier das strahlende Licht seines Vaters ihn vermissen, und obgleich der Zweck gewöhnlicher Versorgung dabei am wenigsten sicher erreicht wurde. Daß er nie suchte, wurde ihm zu ernstlichem Vorwurfe gemacht — jedenfalls ist es ein Zeichen seiner Uneigennützigkeit, daß sich auch nicht läugnen läßt, daß ein bestimmtes hohes Amt ihm selbst eine heilsame Eindämmung des heftigen Talents gewesen wäre.

Am Ende der zwanziger Jahre trat bei ihm die eben besprochene Aenderung seiner Thätigkeit ein, während er einerseits ernste Studien der Geschichte der deutschen Vorzeit und ihrer hervorragendsten Erscheinungen (z. B. Karls des Großen) anbahnte, von welchem seine besten Schilderungen des sel. Nikolaus von der Flüe und der Jungfrau von Orleans nur populär bearbeitete Fragmente sind, wendete er andererseits seinen jugendlich-fräftigen Eifer der Poesie und besonders der Herstellung deutscher und deutscher Volksdichtung zu. Die mit vieler Freude von der deutschen Jugend aufgenommenen Gedichte des Festkalenders, die von ihm bearbeiteten Märchen und Sagen (Schönwälder, Hörtens Siegfried), das Weihnachtskrippenspiel, die tiefempfundenen Marienlieder, die hl. Cäcilia, die Sammlung seiner Gedichte, sein Hausbuch — sind Zeugnisse des unermüdblichen Strebens unseres Freundes: nicht einen Namen zu machen, sondern den an modernen geistigen Lectüre gebannten Katholiken Erheiterndes und Tröstliches in die Hand zu geben, und zwar in einer Form und mit einem Inhalt, welche ähnliche gutgemeinte Versuche

weit übertreffen. Die leider vom größern katholischen Publikum nicht genug gekannte, mit gewissenhaftestem Eifer gearbeitete Uebersetzung des Thomas v. Kempis beurfundet seinen tiefen religiösen Ernst.

Fast schien es, als wolle Guido auf dem poetischen Gebiet für immer verweilen, als der Ernst der Zeit ihm höhere Aufgaben schaffte. Der Wendepunkt des katholischen Lebens in Deutschland, das Jahr 1837 mit dem Kölner Ereigniß war der Gipfel des Ruhmes seines Vaters geworden und mahnte alle begabten Katholiken, der bedrängten Kirche Hülfe zu eilen. Damals begründete Guido Görres mit gleichgesinnten trefflichen Männern die historisch-politischen Blätter und er mußte bis zur Stunde seines Todes die feste, ehrliche Haltung dieser Zeitschrift zu bewahren, und bald neuen hohen politischen Ernstes anzuschlagen, bald Heiliges und Erbauliches beizumischen. Ueberall hatte er dabei allem das katholische Leben im Auge, wie z. B. jene sehr und wahrhaft katholische Idee der Stiftung einer ewigen Messe am heil. Grabe, die so reichen Anklang gefunden, in dem Herzen entsprungen ist. In den vierzehn Jahrgängen der Zeitschrift finden sich sehr zahlreiche Aufsätze Guido's, manche von classischer Vollendung, manche Anfänge größerer Arbeiten, die leider Bruchstücke geblieben sind. Unser verehrter Freund hatte in der That für die literarische Thätigkeit in der periodischen Presse, die jener der leichten Truppen des Tages vergleichbar ist, eine übertriebene und beinahe sich selbst aufreibende Gewissenhaftigkeit. Schilderungen und Skizzen wie z. B. jene der Königin Christine v. Schweden, der Scherzthumob, des religiösen Festspieles zu Oberammergau u. s. w. oder Aufsätze über die Zustände einzelner Länder entwarf nicht mit der Leichtigkeit eines französischen politischen Schriftstellers, sondern seine Wahrheitsliebe und Wißbegierde zwangen ihn, die ganze auf einen solchen Gegenstand bezügliche Literatur rastlos zu durchgehen und nicht eher zu ruhen, als

bis er das gesammte Material vor sich liegen sah. Da geschah es ihm denn oft, wie dem Botaniker, wenn er seltene Pflanzen sammelt — es that ihm das Herz weh, eine schöne Pflanze ungenüßt am Weg stehen zu lassen, und so schwell der Stoff seiner Arbeit unter der Hand zu einer Größe, die er bei dem ursprünglichen Plane nicht vorausberechnet hatte, so daß inzwischen kommende wichtige Tagesfragen, die in den literarisch-politischen Blättern besprochen werden mußten, ihn nöthigten das Begonnene abzubrechen.

Während Guido auf diese Art ohne Unterlaß mit seinen eignen, oft großartigen Entwürfen beschäftigt war, erfüllte er auch die Pflichten schöner Pietät auf dem literarischen Gebiete. Einer der größten Dichter Deutschlands, der Guido schon als Knaben und Jüngling innig geliebt hatte, Clemens Brentano, vertraute ihm auf seinem Sterbebette die Herausgabe seines Märchenschazes an, und er hätte ihn nicht in bessere Hände geben können. Guido war nicht bloß eifrig bemüht, die Ausgabe so schön und für den frommen Zweck, welchem ihr Ertrag bestimmt war, so vorthellhaft als möglich zu veranstalten, sondern er schrieb auch jene treffliche Charakteristik Brentano's, die beide nunmehr Hingegangene in gleichem Maße ehrt. Größer noch und für den Sohn dringender, waren Lebensgeschichte und Herausgabe der Werke des Vaters. Allein die durch den Tod des Letztern und durch die furchtbaren Zeitereignisse, welche sich fast unmittelbar daran reihten, aufgeriebenen Kräfte reichten nicht mehr aus — die Lebensgeschichte brach ab an jenem Tag, wo der Sohn in rührender Weise seine Ruhe im Grabe des Vaters fand.

Guido war sehr gelehrt, ohne das Junstmäßige und Ummaßende so mancher Gelehrten; voll Erregbarkeit für das poetisch und künstlerisch Erhabene, ohne Phantasterei, gegen welche der Ernst der Forschung bei ihm das Gegengewicht

Mit Eifer und Unerbittlichkeit seiner Ueberzeugung treu, konnte er Freunden gegenüber alle Waffen freundschaftlichen Streites führen, ohne persönlich zu verletzen. — Die Gegner bekämpfte er unerbittlich, aber mit aller Redlichkeit eines offenen Kampfes. Im Privatleben gegen Jedermann gefällig, wurde er Vielen, z. B. jungen Studirenden und Künstlern, ein freundlicher Rathgeber und Helfer, und förderte durch Rath und That gar manches schöne und christliche Unternehmen.

Die größte Treue bewahrte er der Familie. Nicht bloß ein gewisser Unabhängigkeitsinn und das Verlangen, unbeirrt die Wege seines Forschens und Dichtens zu gehen, sondern auch die Untrennbarkeit von seinem Vater und den Seinigen, bewogen ihn, nie ein Amt anzunehmen. Seitdem er von der Universität zu seinen inzwischen nach München übersiedelten Eltern heimgekehrt war, blieb er bis zu seinem Tode im väterlichen Hause, und es war dieses schöne Zusammenleben nur durch mannigfache und originell unternommene Reisen unterbrochen, denen einige der besten schriftstellerischen Arbeiten Guido's ihren Ursprung verdanken. Und als Guido im reifen Mannesalter (1844), der Reigung seines Herzens folgend, sich verhehelichte, hob auch dieß den Familienbund nicht auf; denn seine Wahl war auf eine Lebensgenossin gefallen, die sein treues Wesen wohl verstand, und es vorzog, lieber mit ihm Kind des väterlichen Hauses, als Herrin eines eigenen zu werden.

Wir brechen hier ab — der Schmerz der Seinigen, den drei unmündige Kinder nicht einmal empfinden können, darf nicht der Gegenstand unserer Besprechung, sondern nur der unseres tiefsten Mitgeföhls seyn.

Professor P. Dr. Hansen sprach am Grabe:

Das Leben, welches in diesem Grabe ein lieber unfeliger Ende nimmt, war in den letzten Jahren von schwerem Mißgeschick heimgesucht. Auch bei dem Begräbniß sollte es nicht an einem kleinen Unsterne fehlen; denn während die Mitglieder des Hingefahrenen erwarten durften, daß ein naher Freund sein Andenken hier würdig feiern werde, hat die eigenthümliche Fügung von Umständen mich, den unvollkommen Unterrichteten, spät erst berufen, diese Pflicht zu übernehmen.

... O, wie sehr hätte es Guido Görres verdient, daß eine liebe Hand um sein Grab den blühendsten, vollsten Kranz ehrender Erinnerung geschlungen hätte!

Ich kann nur ein dürftiges, kleines Sträußlein niederlegen.

Von seinen äußeren Lebensverhältnissen wird übrigens wohl auch der Retrolog, auf welchen uns eben Hoffnung gemacht wurde, wenig sagen können, als daß er im Jahre 1805 in Koblenz am Rhein geboren wurde, daß er nie ein öffentliches Amt bekleidete, und daß er seinen großen Vater, so lange dieser lebte, überallhin begleitete. Er wanderte mit ihm nach Straßburg, als dieser dorthin in's Exil ging; folgte ihm von da in die Schweiz und endlich, als Görres an die Ludwigs-Maximilians-Universität gerufen wurde, hier nach München. Wer den großen Vater hier erst kennen lernte, war so sehr an die Nähe des Sohnes gewohnt, daß er sich ohne diesen den erstern nicht vorstellen konnte.

Mancher Verehrer von Görres denkt noch mit einer gewissen Herzenslust daran, wie regelmäßig Guido mehrere Jahre hindurch im Hörsaale des Vaters zugegen war, und wie dessen einnehmende Persönlichkeit, die bald jedem Besucher auffiel, zu dem tiefen Ernst der dort empfangenen Ein-

drücke eine willkommene Zugabe jugendlich freundlicher Geisterkeit legte.

Doch, wenn ich sage, Guido Görres sei seinem großen Vater Schritt für Schritt gefolgt, so meine ich nicht, daß seine geistige Ausbildung eine unselbstständige gewesen sei. Gerade das war das Seltene an ihm, daß er in der unmittelbaren Nähe eines so gewaltigen Geistes doch sich frei und eigenthümlich entwickelte. Theilweise war das freilich die Folge der besondern Erziehungsart in jenem Hause. Während nämlich die Söhne vieler geistvoller Väter von Knabenjahren an mit den Früchten des Wissens überfüttert, und nicht selten wie in einem Treibhause zu einer frühreifen Geistesentwicklung gezwungen werden, und zwar im Sinne des Vaters, war die Erziehung Guido's die freieste von der Welt.

Kein Knabe eines einsamen Landmannes, der sich den Studien widmet, kann auf dem Wege seiner geistigen Entwicklung mehr sich selbst überlassen seyn, als es der Sohn von Görres war. So verlangte es die geniale Natur des Vaters und die patriarchalische Treue des ganzen Hauses. Auf diesen einfachen Principien beruhte Guido's Erziehung, die unter dem Segen Gottes zu so günstigem Erfolge gedieh.

Von seinem Vater hat Guido das Höchste gelernt: eine unbegrenzte Liebe zu allem Großen und Edlen in der Menschheit, aber so, daß er sich am liebsten jenem Edlen zuwandte, welches von Vielen vornehm verkannt wurde. Diese Liebe hatte er mit dem Vater gemein. Auch hatte er von diesem das tiefe, reiche Gemüth geerbt. Aber verschieden war er schon in der Art, wie er seinen Anschauungen und Erfahrungen Sprache lieh.

War es die Eigenthümlichkeit des Vaters, alles in der Sprache der Denker oder der Propheten zu sagen, so mußte Guido fast Alles in die Sprache der Kinder übersetzen.

Sein Weg war der des sinnig kindlichen Gemüths.

thes, und ich möchte sein ganzes geistiges Wesen in den Namen der sinnigen, dichterisch bewegten Kindlichkeit zusammenfassen.

Doch war Kraft genug in ihm, der Gefahr seiner Naturanlage, sich in tausend Anregungen zu zersplittern, zu begegnen. Er erprobte diese Kraft in einer Reihe von schönen Schriften und zwar in selbstständiger Thätigkeit.

Daß er zum Gegenstande seiner ersten Jugendarbeit das Leben des Niklas von der Flüe wählte, geschah wahrscheinlich unter der Einwirkung des Vaters; aber die Art, wie er diesem Friedensmanne in die Bergklause folgte, wie er ihn im Geheimnisse der innersten Beschaulichkeit und im Gespräche mit Gott belauschte, und ihn dann wieder herabbegleitete in die Thäler der Schweiz, um ihn da den Lärm des erregten Bürgerkriegs schlichten zu lassen, war sein eigenthümliches Verdienst.

Etwas Aehnliches gilt von dem Buche über die Jungfrau von Orleans. Bei diesem hatte er, wenn ich recht ungeschmeichelt bin, die Freude, einen der größten Redner und bedeutendsten Männer des gegenwärtigen Frankreichs zum wetteifernden Unternehmen einer ähnlichen Arbeit anzureizen. Hatte Guido eine wunderreiche Jungfrau des französischen Mittelalters gefeiert, so ehrte Montalembert das Andenken einer edlen deutschen Frau — Elisabeth von Thüringen.

Guido mußte sich von seinem französischen Nebenbuhler Betroffen fühlen, wir müssen das gestehen; aber der Sieg lag am größern Gegenstande und schlug zur Ehre Deutschlands aus.

Solche Siege des wetteifernden Auslandes hervorgerufen zu haben, könnte Jedem zum Stolze werden. Möchte es viele solche Wettkämpfe, viele solche Niederlagen geben!

Indessen konnte Guido in solchen historischen Arbeiten sich nur halb heimisch fühlen; nur, wo das Gemüth ganz ohne Schranken schalten konnte, fühlte er sich zu Hause. Er

mißbrauchte diese Schrankenlosigkeit des dichterischen Gemüthes nicht. Er bemühte sich nicht, zu einer höhern Begeisterung sich emporzutreiben, als er wirklich fühlte, auch übte der Ehrgeiz, im Großen gewaltig zu seyn, keinen Einfluß auf ihn aus. Sein Element war im Reiche der kindlich sinnigen Lyrik und Sagenpoesie.

Obwohl ich mich nicht zum Kunstrichter aufwerfen möchte, so wage ich es doch zu sagen, daß Deutschland auf diesem Gebiete kaum etwas Keineres, Herzlicheres und Süssnigeres aufzuweisen hat. Sein Weihnachtskripplein — wird für die deutsche Kinderwelt stets klassisch bleiben, und manch kindliches Gemüth wird fortan die klaren Forellenbächlein seiner heitern Lieder gerne besuchen.

Das Schaffen des kindlich sinnig frommen Gemüthes war die Seele seines Thuns und Lebens. Doch verschloß er sich nicht eigensüchtig darin.

Er dachte über das Wohl und Wehe des Vaterlandes nach, bildete sich Grundsätze und handelte nach diesen.

Seine Grundsätze haben Gegner gehabt und haben sie noch. Aber selbst die Gegner müssen bekennen, daß er darin als ehrlicher, deutscher Mann vor Gott und der Welt dastand.

An Großartigkeit des öffentlichen Wirkens blieb er hinter dem Vater zurück, aber an Offenheit, Geradheit und Wahrheit war er ihm gleich, nicht weniger an versöhnlicher Milde.

Diese Milde hing nicht mit Weichheit zusammen, sondern mit einer ganz vorzüglich hervortretenden Gabe seiner Natur, einem frischen, jugendlichen Humor. Es war jener Humor, womit er so manchen altväterlichen Schwank des Mittelalters wieder auffrischte, jener Humor, mit welchem er die sinnigsten Arabesken um scheinbar trodene Thatfachen schlang, jener Humor, durch welchen er nicht selten große Künstler antrieb, sich in Schöpfungen der Laune zu

den kleinen Jünglingen, jener Humor, der, hundertmal in Zusammentreten von Freunden mit schöner Heiterkeit be-
längte.

Nach wer ihm nie persönlich nahe kam, und ihn nur durch jene Blätter kannte, deren Mitbegründung und ununterbrochene Fortführung eines der bedeutendsten Verdienste seiner Lebenszeit ist, lernte diesen Humor schätzen. Oft mußten diese Blätter von Gewittern sprechen, die sich am Himmel schürmten, nicht selten von Gewittern, die zerstörend niedergefielen, manchmal sprachen sie selbst wie ein Gewitter, daß die Brust des Lesers tief beklommen wurde. Da kamen einige Zeilen von Guido Görres dazwischen, und es war wie ein tröstender Wetterfeger, wie das Lied der Lili, die sich aufschwingt und uns sagt, daß wir nicht Wetterwolken, sondern Frühlingsgewölke vor uns sahen.

Als dieser Humor schwächer und unsicherer zu leuchten anfangte, da wußten seine Freunde, daß an seiner Lebenskraft etwas Feindliches nage.

Am Sterbelager seines Vaters begann vor vier Jahren diese Umbildung seiner sonst kindlich heitern Seele. Man hoffte, daß, wie die übermäßige Anstrengung des Leibes bei der treuesten Pflege und des Gemüthes bei der treuesten Trauer verübergehe, so auch jene traurigen Erscheinungen sich verlieren würden. Aber vergebens; die Quelle des Humors sprudelte nur noch selten.

Es blühte kein freundliches Liedchen mehr; höchstens ein Nachhall des letzten seiner gesammelten Gedichte schien nachzuklingen, von jenem Wächter, welcher: „Fühlte des Todes Nah'n; Er blickte noch einmal hinunter, Zum Himmel noch fromm hinan, Und frei dann von Sorgen und Kummer Entschlief er in seligem Schlummer.“ Auch die „Fahrt durch die Waldflur“, die in den Historisch-politischen Blättern von ihm erschien, brachte keine Alpenrosen von den Bergen, er sah darin um die Sennereien das Strafgericht

Gottes walten, und hörte vom Thale herauf das Todtenglöcklein.

Er für sich hatte das Todtenglöcklein nicht zu fürchten, denn er war einen reinen, guten Weg gewandelt, und hatte ein Beispiel treuer Pflichterfüllung als Sohn, Bruder und Gatte hinterlassen, aber die Seinigen mußten davor zittern, denn mit ihm verloren sie und verlor besonders die Gattin mit den drei kleinen Kindern die einzige Stütze.

Von diesen Kleinen sich zu trennen, war ihm das Schwerste; nur der Blick auf Gott gab ihm dabei Stärke. Wie voll des Glaubens und der Hingebung an Gott seine Seele war, brauche ich nicht zu sagen; seine Schriften sagen es.

Ich meine dabei nicht solche, worin Zeitfragen im katholischen Sinne behandelt waren, denn solche Dinge kann man schreiben, ohne ernstlich an das Heil seiner Seele zu denken; nein, ich meine seine Ausgabe der Nachfolge Christi, wovon jede Zelle lebendig und belebend durch seine Seele gegangen ist, und die lieben, freundlichen Marienlieder. Er hat sie aus dem Grunde eines kindlichen Herzens für kindliche Seelen gesungen, und sie werden bestehen, so lange katholische Christen in deutscher Sprache beten werden. In vielen Kirchen und Kapellen, welche von diesen Liedern weiterhalten, wird, wenn Guido's Todesnachricht anlangt, manche Zähre des Dankes wie für einen geistlichen Wohlthäter fließen. Mögen die guten Seelen, welche an diesen Liedern schöne Gefühle erweckt haben, dem Hingeschiedenen ein Ehrenschein guten Gebetes widmen, nach seinem Sinne und im Sinne des Grames, unter dessen Last sein Herz gebrochen ist!

Professor Dr. Strecher sprach im Münchener Berrine für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit unter Andern:

Die schönste und treffendste Gedächtnisrede hat der nunmehr Entschlafene sich selbst gehalten, als er noch wenige Stunden vor seinem Tode mit großem Nachdrucke und mit lebhafter Nährung hervorhob, wie viel er seinem Vater zu verdanken habe, indem dieser ihm als Knabe und als Jüngling wiederholt die Lehre an das Herz gelegt: „Hüte dich vor bösem Buben, gebe die Ehre Gott in der Höhe und halte Frieden mit den Menschen.“

Diese Lehre hat der gehorsame Sohn tief seinem Herzen eingeprägt und sie zur Richtschnur gewählt in allen Verhältnissen seines Lebens. Was den ersten Punkt der väterlichen Ermahnung anlangt, so war es ihm um so leichter, ihn zu befolgen, als im Hause seines Vaters allenthalben, wo er in der Jugend oder in der Verbannung gelebt, in seiner Vaterstadt Coblenz wie während seines Exils in Strassburg, in der Flucht in der Schweiz wie während seines Aufenthaltes in München, wohin ihn König Ludwig berief, fortwährend die geistreichsten und trefflichsten Männer aus- und eingingen. Auf diese Weise frühzeitig für höhere Interessen empfänglich gemacht, konnte es dem Jünglinge nicht schwer fallen, auch ferne vom Vaterhause, namentlich auf den Reisen, die er in einer vielbewegten Zeit besuchte, die so viele jungen Männer gefährliche Klippe schlimmer Gesellschaft mit sicherem Steuerruder glücklich zu umsegeln, und auch später noch ward es ihm zum Bedürfnis, auf seinen Reisen und während eines längeren Aufenthaltes in Belgien und Frankreich, am Rhein und in der Schweiz, in Tyrol und Italien mit den hervorragendsten Persönlichkeiten neuen Verkehr anzuknüpfen und zu unterhalten.

Hiermit war auch der Grund zurecht gelegt, in welchem

die zweite väterliche Ermahnung: „Gebe die Ehre Gott in der Höhe“, Wurzel schlagen sollte, und unser Freund hat diese Mahnung willig und mit Treue befolgt. Er selbst hatte ein demüthig gläubiges Gemüth und einen theilnehmenden Sinn. Er gehörte nicht zu denen, die zwar die Schönheit und die Kraft und die Heiligkeit des Christenthums mit ihrem Verstande erkennen, in ihrem Gemüthe aber dieser Erkenntniß fremd bleiben; bei ihm war der Glaube ein lebendiger, das Christenthum ein praktisches, er lebte mit und in der Kirche. Dieß ist auch der Grund, weshalb er wie ein goldener Faden sich durch alle Schöpfungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit hindurchzieht. Wenn er in einer seiner früheren Schriften uns ein eben so anmuthiges, wie belehrendes Bild von dem seligen Nikolaus von Flüe entwirft, wie er „in stiller Einsamkeit, einer Lilie gleich im Heiligenscheine Gottes aufgeblüht“, so konnte er mit diesem Büchelchen die Ueberschrift geben: „Gott in der Geschichte.“ Wenn er dann die Jungfrau von Orleans schildert, die Heldin und Kriegsjungfrau nach außen, die demüthige Magd nach innen, und den ganzen Verlauf dieser merkwürdigen Geschichte uns vorführt, wie er solches in Prozedessen und gleichzeitigen Chroniken, die bis dahin unbenützt in den Archiven gelegen hatten, vorfand *); so schaff es zur Ehre Gottes in der Höhe. Und wenn er ferner gelegentlich des Passionspieles in Ammergau über die geistlichen Schauspiele im Mittelalter ausführliche Mittheilungen machte, welche auch jetzt, nachdem seither so viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, noch nichts von ihrem hohen Interesse eingebüßt haben, so hätte er darüber sagen können: „die Ehre sei Gott in der Höhe.“ Und wenn,

*) Für eine dritte Auflage machte er besondere Studien in den französischen Archiven, die zu höchst merkwürdigen Resultaten führten, aber leider noch nicht veröffentlicht sind.

dann in einer Reihe von Aufsätzen die verschiedenen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten jenseits der Alpen und schildert, wie er sie als Augenzeuge und aus der Prüfung ihrer Stiftungsurkunden kennen gelernt, und uns zur Beschätzung zeigt, wie wenig die Gegenwart Ursache hat, vornehm auf die Opferwilligkeit und den Gemeinfinn ihrer Ahnen herabzublicken; auch hier hätte er die Aufschrift wählen können: „die Ehre sei Gott in der Höhe.“ Wenn er endlich — nur noch Eines zu erwähnen — der seligsten Jungfrau einen duftenden Malenfranz von Marienliedern weihet, und er hierbei — wie dieß theilweise schon bei seiner schönen Uebersetzung des Thomas a Kempis. geschehen war — die anderen Anste zur Huldigung einlud, indem er diese Lieder mit gar schönen Holzschnitten zieren ließ und unseren wackeren Abblinger veranlaßte, sie in gar liebliche Melodien zu übersetzen: was hätte ihn hiezu bestimmen können, wenn nicht abermal der Ruf der Engel: „die Ehre sei Gott in der Höhe!“ Er läßt in den zahlreichen Aufsätzen über die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart, die er theils dem Publikum anheften, theils nur erst zum Drucke vorbereitet hat, überall den Grundgedanke: „die Ehre sei Gott in der Höhe!“

Aber auch die andere Mahnung: „Halte Frieden mit den Menschen“, hat er nicht außer Acht gelassen. Allerdings mögen Manche der Meinung seyn, in diesem Punkte sei Guido ein folgamer Sohn nicht gewesen; allein er war es dennoch und zwar in einem seltenen Grade. Diejenigen, die ihn persönlich gekannt haben, werden bezeugen, daß er selbst durchaus von friedlichem, freundlichem und verständigem Charakter gewesen sei, und selbst diejenigen, denen er im Leben als Gegner gegenüber stand, werden der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen können, daß er auch dort, wo er kampferüstet entweder die Lanze zum Angriffe geschwungen oder, was die Regel war, den Schild zur Abwehr vorgehalten, stets nur die Sache, niemals die Person im

Auge hatte. Es gibt aber einen doppelten Frieden, einen wahren und einen falschen. Den falschen Frieden allerdings, den wollte er nicht. Wenn er jedoch der Ueberzeugung war, daß derjenige Friede ein falscher sei, der mit dem Grundsatz: „die Ehre sei Gott in der Höhe!“ im Widerspruche steht, wer darf es wagen, ihn deshalb zu tadeln oder gar der Unfriedfertigkeit zu zeihen? Allerdings führt man in unsern Tagen das Wort Friede stets im Munde, und hält es für die größte Weisheit, es ja um des lieben Friedens willen mit Niemanden zu verderben. Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, wie weit es selbst vom Standpunkte dieser Weisheit aus möglich sei, es Allen recht zu thun; Görres huldigte dieser Ansicht nicht, er glaubte vielmehr, ein wahrer Friede könne nur auf Recht und Wahrheit gegründet seyn, und hiesür kämpfte er männlich und unerschrocken bis zum letzten Athemzuge.

Diese Unerchrockenheit und Männlichkeit offenbarte sich schon in seinem ganzen Wesen. Von Jugend auf war ihm Zaghaftigkeit ihm fremd. Es ist kaum ein steiler Pfad in den bayerischen und Schweizer Alpen, den er nicht erklimmt, kaum ein Joch, das er nicht überstiegen, kaum ein See, den er nicht durchschwommen, und wenn er noch vor wenigen Jahren, spät Abends im englischen Garten von einem ihm körperlicher Kraft weit überlegenen, mit einer Sense bewaffneten Burschen unversehens angegriffen, nach mehr als viertelstündigem Ringen eine solche Stellung sich erkämpfte, daß er endlich den Gegner zwischen sich und die Schneide der ihm abgerungenen Sense brachte, so daß es in seiner Macht stand, denselben mit der leisesten Bewegung in der Mitte durchzuschneiden, er aber, statt von diesem Vortheile Gebrauch zu machen, obwohl selbst stark verwundet, die Sense in zwei Stücke zerbrach und sie weit von sich hinwegwarf, so hat er hiemit gewiß eine Probe gegeben ebenso von persönlichem Muth, wie von der Besonnenheit seines Geistes und

Obel seiner Gesinnung selbst einem gemeinen Verbrecher über. Um wie viel mehr mußten diese Tugenden da treten, wo es sich um höhere Zwecke, oder gar um die Interessen handelte. Es wäre ein Leichtes, in dieser Hinsicht verschiedene interessante Vorkommnisse, namentlich dem Jahre 1848, mitzutheilen, aber da dies nicht thun könnte, ohne manche Rohheit, die damals sich kundgab, in Erinnerung zu bringen, und ohne der vorherbrachten Frechheit der Presse zu gedenken, die an allen Ireneden sich feilbot, so wollen wir lieber den Schleier dergeffenheit darüber decken. Genug, Görres hat auch solchen Verhältnissen niemals, weder durch persönliche Mängel, woran es nicht fehlte, noch durch Spott und Lächerlichkeit, den die Presse über ihn ergehen ließ, sich in seiner Meinung irre machen oder gar einschüchtern lassen; im Gegentheil, gerade solchen Begegnungen gegenüber hielt er eine doppelte Pflicht, statt eines Friedens, in dem er nur eine Verleumdung oder Verrath erkennen konnte, um so unerschrockener Wahrheit das Zeugniß zu geben und selbst für Aeußeres, die gar nicht von ihm ausgegangen waren, mit sich aber vollkommen einverstanden erklären konnte, und frei mit seinem Namen einzutreten.

XI.

Kirchliche Zustände der Gegenwart.

Die Wogen der protestantischen Polemik gehen wie einmal hoch; die Kirchen-Behörden selbst blasen in Kriegs-Trompete und rühren die große kirchliche Tromme nicht mit den Schlegeln, sondern mit den Fäusten, wie im Hudibras heißt.

Das Oberconsistorium von Breslau hat der durch ein paar Predigten der Jesuiten theils mit Indignation, theils mit Bangigkeit erfüllten protestantischen Bevölkerung des Landes die Versicherung gegeben, die katholische Religion nichts als ein „verworfenener, längst abgethaner Bahn“. Diese energischen Worte der Hirten haben sofort die Besorgnisse der erschrocken Herde zerstreut. Professor Böhmer in Breslau hat indeß auch die bestürzten Katholiken beruhigt indem er ihnen in der Berliner Kreuzzeitung zu bedenken gab, daß jene Qualification ihrer Religion als eines abgethanen Bahnes sich doch nicht gerade auf alle Artikel, z. B. nicht die Existenz Gottes u. dgl., beziehe. In Mecklenburg hat das Consistorium, durch den Uebertritt eines Officiers veranlaßt, ein Formular durch den Prediger in der Kirche zu Schwerin verlesen lassen, in welchem die Leute angewiesen werden, Gott zu danken, daß er sie errettet habe von der Obrigkeit

in Finsterniß, und zu beten für die Seele des Dahingegangenen, der Gerechtigkeit und Friede suche in der Menschenjüdelei; ob etwa dem „Dahingegangenen“ in der Kirche noch gleich ein Katafalk, oder ein pythagoräisches Todtenmal errichtet worden, wird nicht erwähnt. In der merikanischen Pfalz ist ein Bahnhofsverwalter feierlich excommunicirt worden, weil er seine Kinder katholisch erziehen ließ, und gerade in den Tagen, in welchen ein so unerhörtes Frevel billig mit der schwersten, seit fünfzig Jahren in tugendhaften Pfalz nicht mehr gebrauchten Strafe heimgeucht wird, bringt die Allgemeine Zeitung einen langen Artikel des geheimen Rathes Thiersch, in welchem den Bischöfen, die die Darbringung des Messopfers für verstorbene protestantische untersagen, eine Strafpredigt gehalten, die heftigste Verfehrtheit, sich jeder religiösen Gemeinschaft mit Abergläubigen entziehen zu wollen, nachdrücklich gerügt wird. Eben bringt nun auch Hengstenberg's „evangelische Kirchenzeitung“ (Berlin, am 26. Juni) eine Erklärung über die Missions-Frage, die wir uns doch etwas näher ansehen wollen. Dieses Hauptorgan des gläubigen Protestantismus hält kein Besorgniß, daß die Missionen einige Protestanten zur katholischen Kirche hinüberziehen könnten, für ganz grundlos; es könnte der evangelischen Kirche nur zum Vortheil stehen, wenn der Staat ruhig zusähe, wie die katholischen und evangelischen Geister auf einander pläzen. Die Kräfte in solchem Kampfe seien protestantischer Seite in reichem Maße vorhanden. Die „Kirchenzeitung“ erwartet demnach mit Zuversicht, daß „in Folge der treuen Verkündigung des Evangeliums ganze Schaaren aus der katholischen Kirche der protestantischen zufallen werden. Das kann in so weniger ausbleiben, als in der katholischen Kirche eine weit stärkere Bewegung zur evangelischen Kirche stattfindet, als in der evangelischen Kirche zur katholischen.“ Das Berliner Kirchenblatt weiß hiefür die gewichtigsten

Thatsachen anzuführen. „In Irland, sagt es, wird die Zahl der aus den innerlichsten Motiven zur evangelischen Kirche Uebertretenden nach Tausenden gezählt, und in Böhmen ist die evangelische Bewegung noch immer im Steigens. stets neue Meldungen von Geistlichen gehen beim Consistorium in Breslau ein. In Bayern ist unter den Benediktinern eine Regung evangelischen Geistes zum Vorschein gekommen, und in Piemont wollen sich mehrere Bischöfe nicht mehr die römische Herrschaft gefallen lassen.“

Wenn sich Herr Hengstenberg von der treuen Predigt des „Evangeliums“ glänzende Erfolge verspricht, so sind wir nicht gemeint, so geradehin ihm zu widersprechen. Zwar gibt es gegenwärtig in Deutschland kaum sechs namhafte Theologen, welche das, was er das Evangelium nennt, nämlich die protestantische Rechtfertigungs-Lehre in ihrer Consequenz und in dem Sinne und mit der Entschiedenheit der symbolischen Bücher zu behaupten und zu vertheidigen geneigt wären. Wenn Luther und Calvin wieder aus dem Grabe erstünden, würden sie selbst über die Meisten von denen, welche jetzt wieder sola! sola! rufen, ihr Anathema aussprechen. Hat doch selbst auf der Wittenberger Versammlung für Gründung eines deutschen „evangelischen Kirchenbundes“ im Jahre 1848 ein Koryphäe des orthodoxen Protestantismus, der Consistorialrath Dr. Sack, als einen der drei Artikel, über welchem die unitarische Kirche schlechterdings halten müsse, die Nothwendigkeit einer Umbildung der Lehre von der Rechtfertigung bezeichnet, da diese Lehre, wie er sagt, „oft zu juristisch gehalten und von der Heiligung gesondert worden sei.“ Damit hat er nun gerade, wenn auch etwas euphemistisch, den innersten Charakter des protestantischen Dogma in seinem Gegensatze gegen das katholische für verwerflich erklärt, und auf dieser Versammlung, in welcher doch die Blüthe evangelischer Rechtgläubigkeit aus ganz Deutschland vereinigt war, hat sich auch nicht Eine Stimme des Widerspruches oder des Protestes dagegen erhört.

ien, während noch vor hundert Jahren das ganze protestantische Deutschland wie Ein Mann Weh über den Verräther klagten haben würde, der den Artikel der stehenden und falschen Kirche, nach Herrn Sad's Welse, in papistischem Sinne hätte verfälschen wollen *). Indes, was die Theologen nicht mehr wagen, das konnten wohl Volksprediger auf sich nehmen. Es ist im Gebiete des Protestantismus eben eine unerhörte Erscheinung, daß eine Lehre, welche die wissenschaftliche Theologie bereits aufgegeben hat, oder nicht mehr zu vertreten wagt, dem Volke noch immer von der Kanzel als reines Evangelium verkündigt wird; daß rationalistische Pfarrer ihren Gemeinden das predigen, was sie selber für Fabel halten, war schon vor sechszig Jahren dort Sitte, als wenn der Widerspruch zwischen den Ergebnissen der Theologie und dem, was man dem Volke bieten darf, allzu grell wäre, dann läßt man lieber die ganze wissenschaftliche Theologie fallen; so machen es die Dissenter-Sekten in England, und befinden sich wohl dabei. Ihre Kraft, einzelne Bruchstücke des katholischen Volkes zum Abfalle von seiner Kirche und zur Anschließung an den Protestantismus zu verlocken, hat die protestantische Rechtfertigungs-Lehre wiederholt bald da bald dort bewährt, nicht bloß in der Zeit der Reformation, in der sie wirklich eine weltbewegende Macht war, sondern auch später, wie z. B. im vorigen Jahrhunderte, bei den Bauern im Salzburgischen und in unsern Tagen bei den Jüerthalern. Die Lehre, daß Liebe Gottes und des Nächsten in keiner Beziehung zur Gerechtigkeit und Seligkeit stehen, daß der Mensch gerecht und selig wird, bloß indem er sich die Verdienste Christi als seine eigenen zurechnet, oder in die Gerechtigkeit Christi wie in einen Rock sich einhüllt — dieses Evangelium wird, wenn es nur offen und „treu“, wie

*) Verhandlungen der Wittenberger Versammlung, herausgegeben von Dr. Kling, Berlin 1848, S. 14.

es in der Concordienformel und dem Heidelberger Catechismus zu finden, gepredigt wird, immer wieder willige Ohren und empfängliche Herzen finden. Die Anhänger dieses Systems rühmen demselben zwei große Vorzüge nach, die in ihrer Verbindung ganz geeignet sind, sich den Beifall Vieler zu gewinnen; sie rühmen ihm nach, daß es erstens Christo allein die Ehre gebe, und daß zweitens nur diese Lehrform im Stande sei, die Gewissen der Menschen zu trösten und zu beschwichtigen, und ihnen die angenehme Gewißheit des gesicherten, nicht mehr zu verlierenden Heils zu gewähren. Die Lehre der Kirche hat diesen oft gerühmten und oft erprobten Vorzügen nichts Gleichartiges entgegenzuhalten; gleichwie sie von der rechten Art, Christum zu verherrlichen, ganz andere Vorstellungen hegt, so kann und darf sie auch den Gewissen der Menschen jene weichen Kissen und sanften Polster nicht unterlegen; sie muß ernstere Forderungen stellen; sie muß denen, welche Trost und Beruhigung suchen, einen mühsameren Pfad, auf welchem allein sie dieses Ziel erreichen können, vorzeichnen. Inzwischen ist die Geschichte auch hier eine gute Lehrmeisterin. Sie bezeugt allerdings, daß das „Evangelium“ der Reformatoren ein mächtiger Hebel des Abfalls von der Kirche gewesen sei, aber sie bezeugt auch, welche Früchte diese Lehre nachher an den von ihrem Geiste Beherrschten erzeugt habe. Wir rathen Herrn Hengstenberg, sich doch einmal gelegentlich über den religiös-moralischen Zustand der protestantischen Sekten in England, über das, was man dort Antinomianismus nennt, und über den Umfang und die Quellen dieses Uebels des Nähern zu erkundigen; vielleicht dürften ihm dann doch einige wohl zu beherzigende Bedenken über die treue Predigt seines Evangeliums aufsteigen; oder sollte er einheimische Gewährsmänner vorziehen, so sind wir bereit, ihm von Luther bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts eine Zeugenkette vorzuführen, in welcher er den Namen der meisten Koryphäen seiner Kirche begegnen dürfte.

Charakteristisch sind die Belege, mit welchen Hr. Hengstenberg die Existenz einer starken Hinneigung der Katholiken zur evangelischen Kirche erhärtet. Die Regung evangelischen Geistes, welche seiner Versicherung nach unter den Unversöhnlichen in Bayern zum Vorschein gekommen, reducirt sich darauf, daß Ein Mönch in Augsburg, welchem nach eigenem Bekenntnisse seine Gelübde allzu lästig geworden, zum Protestantismus übergetreten ist. Im vorigen Jahrhunderte, als das katholische Deutschland noch mit Klöstern übersät war, kamen derartige Regungen des evangelischen Geistes fast allmonatlich vor, und die Erweckten pflegten, den Mauern des Klosters entronnen, dem protestantischen Norden zuzueilen, wo sie jedoch, wie man aus Semler's Lebensbeschreibung ersieht, häufig unwillkommene und stets verdächtige Gäste waren. Noch feltamer ist der Beweis evangelischen Geistes, welchen Hr. Hengstenberg in der Auflehnung mehrerer piemontesischen Bischöfe gegen Rom erblickt. Wir haben zwar von dieser vorgeblichen Auflehnung nichts vernommen, und vermuthen, daß ihm hierin etwas Menschliches begegnet, daß er nämlich ein paar Turiner Advokaten oder Minister für Bischöfe genommen habe; sollte aber die Thatsache auch richtig seyn, sollte wirklich der eine oder andere der dortigen Bischöfe sich in einzelnen Punkten der Autorität des päpstlichen Stuhles widersetzt haben, so gehört doch in der That eine ungemein lebhafte und schöpferische Phantasie dazu, in dem Widerstande, welchen ein Bischof einer päpstlichen Forderung entgegensetzt, sofort eine Hinneigung oder Bewegung zur evangelischen Kirche zu erkennen. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß ein Blatt, welches den Mangel an Pietät und Gehorsam gegen die höhere Autorität so oft als eines der Grundübel dieser Zeit gerügt hat, da, wo es sich um das Benehmen eines Bischofes gegen seinen kirchlichen Obern handelt, in eben diesem Mangel einen Beweis evangelischer Gesinnung erblickt. Hr. Hengstenberg beruft sich aber auch auf Anmeldeung böhmischer Geistlichen zum Eintritt in die

protestantische Kirche. Wer mit den böhmischen Verhältnissen einigermaßen bekannt ist, der mußte erwarten, daß, sowohl der erste gesunde, frische Luftzug in das stagnirende Kirchenleben jenes Landes eindrang, sofort manche wurmfressige Frucht von dem Baum der Kirche abfallen würde. Wir könnten wir dem Wunsche Raum geben, es möchten vermehrte Anmeldungen in etwas noch größerer Zahl stattfinden. Wir wollen übrigens als einen neuen Beleg der aus den Schooße der katholischen Kirche hervorgehenden Bewegung einen Namen hieher setzen, den die Kirchenzeitung zu erwähnen vergessen hat, und der doch gerade in die Gesellschaft dieser böhmischen Bekenner gehört — es ist Achilli, und die Evangelicals in England geben ihm das Zeugniß, daß er auf den dortigen Kanzeln ganz evangelisch gepredigt habe.

Aber Irland! von der großen evangelischen Bewegung in diesem Lande, weiß das Blatt des Hrn. Hengstenberg Vieles zu berichten. Und in der That scheint es dort wenigstens, daß nach den Berichten englischer Blätter die Leute zu Hunderten protestantisch werden; das so eben erschienene Heft des Quarterly Review kündigt sogar in pomphafter Ueberschrift eines seiner Artikel die zweite Reformation Irlands an. Historisch genau müßte diese neueste Bewegung vielmehr als die dritte Reformation Irlands bezeichnet werden. Denn schon im Jahre 1827 finden wir in Irland ganz dieselben Zustände und Ereignisse. Und die englische Zeitschrift: British Critic erzählt in einer ihrer Nummern jenes Jahres ausführlich, und unter derselben Ueberschrift, wie das Licht des reinen Evangeliums mit seinen Strahlen die in papistische Finsterniß versenkte Bevölkerung Irlands zu erleuchten begonnen habe. Die Berichte über die Reformation des Jahres 1851 und 1852 lauten, als ob sie von jenen des Jahres 1827 wörtlich abgeschrieben seien, nur der Schauplatz ist etwas verändert. Damals waren es die Gegenden von Ballinasloe, Loughrea und Ashcrahy, denen dieses Glük

Welt wurde; dann kam das evangelische Licht in Belgien mit der Finsterniß im Lande Skoto, von da an wurde immer schwächer und verschwand endlich in dem Bezirk Hannover. Damals war es Lord Farnham, der die große Erleuchtungsmaſchine in Bewegung ſetzte; es war dieſelbe, die auch gegenwärtig ihre Wunder thut, und, wie dieſer Tage allgemeyne Zeitung berichtet, in Galway ein ganzes Dorf heilend gemacht hat. Hunger und Noth auf der einen, Abundanz und Nahrung auf der andern Seite ſind die mächtigen Mittel der dritten Reformation, wie ſie es ſchon bei der ersten von 1827 waren. In einem Lande, in welchem erſt vor Kurzem anberthalb Millionen Menſchen am Hunger und Hungertyphus ſtarben, in welchem die Gutsherren und ihre hundert, tauſende von Pächtern über Nacht brodbrotlos machen können, fehlt es nie an Gelegenheit, mit kleinen Schillingen und Thalern die Seelen für das Evangelium der Reichen empfänglich zu machen, und ſchon im letzten Hungerjahre haben die proteſtantiſchen Geſellſchaften für Spenden an Geld- und Nahrungsmitteln den darbedenden Armen nur um den Preis des Uebertritts zum Proteſtantismus zugewendet.

Wir wollen aber auch noch von dem Urtheile, das Hr. Hengstenberg über die in der katholiſchen Kirche beſthenden Richtungen fällt, Mit nehmen. Er unterſcheidet (S. 473) die „ultramontane Partei“ und „die freiere Richtung“ in der Kirche; die Ultramontanen haben, wie er weiter behauptet, eine feſte Doctrin und Eifer. Sie ſind zugleich auch die eſtlich Geſinnten, denn S. 475 heißt es: „Von dem jeſuitiſchen Geiſte iſt Alles beſeelt, was jetzt in der katholiſchen Kirche Eifer zeigt.“ Da bleibt denn freilich für die Männer der freieren Richtung nur eine ziemlich klägliche Rolle; in der letztern ſind ſie ſchwankend, und im Leben lau und träge. Wahr, die „Ultramontanen“ haben Urſache, mit Hrn. Hengstenberg zufrieden zu ſeyn; wollte er ſich ſelber die Frage

vorlegen, woher denn bei ihnen die Festigkeit der Lehre komme, die er an ihnen rühmt, er würde finden, daß sich dafür kein anderer Grund angeben lasse, als der: diese Festigkeit sei eben nichts anderes, als die Katholicität ihrer Lehre, und darum sei sie so fest, weil sie mit der Doctrin der Kirche völlig zusammenfalle, weder über diese hinausgehend, noch auch ein Jota von ihr weglassend oder ändernd. Der Verfasser des hier besprochenen Artikels gewinnt es sonst wohl über sich, der Kirche ihren alten, legitimen Namen „katholisch“ zu geben, während die Protestanten seiner Farbe diesen Namen gewöhnlich nicht, ohne ein saures Gesicht dazu zu machen, über die Lippen bringen; sie sagen lieber „Römische Kirche“, oder was sonst einen partikularistischen Beigeschmack hat; und wenn sie dann die Mitglieder dieser Kirche als „Ultramontane“, „Römische“ bezeichnen, so ist das natürlich. Wer aber so viel historisches Anstands- und Wahrheitsgefühl, als unser Verfasser, zeigt, dem könnte man auch so viel Consequenz zumuthen, daß er Männern, die nichts weiter als einfache Katholiken und Söhne ihrer Kirche seyn und heißen wollen, nicht durch eine Bezeichnung zu schaden suche, die im Sinne der sie Gebrauchenden fast immer die Bedeutung einer Injurie oder Denunciation hat (*hic niger est, hanc tu caveto*), und die um so unpassender ist, als gerade den so Charakterisirten alles Partikularistische, alles kirchliche Parteiwesen von Grund aus zuwider ist, und zuwider seyn muß, wenn sie sich nicht in grellen Widerspruch mit ihren eigenen kirchlichen Principien setzen wollen. Seitdem in den letzten Jahren der gesammte deutsche Episcopat öffentlich hervorgetreten ist, und sich mit seinen Grundsätzen und Forderungen zu Allem dem bekannt hat, was man sonst als eigenthümliche Marotte der Ultramontanen zu bezeichnen pflegte, weiß Jeder, der offene Augen hat, woran er mit dem Ultramontanismus ist, und wir dächten, der fernere Gebrauch eines Wortes, das für jeden logisch Denkenden eine *contradictio*

Es ist, wenn möglich seinen Schichten unserer literari- und journalistischen Welt überlassen bleiben, in denen Zeit die Sympathie für das Nongethüm und die ver- stän Erscheinungen so breiten Boden gefunden hat.

XII.

Der deutsche Universitäten und der paritätische Staat.

Es ist kein Staat mehr in Deutschland, der sich nicht paritätischen Staatsrechts rühme. Zu den Rechten, welchen es die rechtlich bestehenden Confassionen schenken soll, gehört unzweifelhaft in erster Reihe das: die übrigen ausreichende Bildungsmittel je nach der Wichtigkeit ihres Dogma's und ihrer kirchlichen Verfassung zu besitzen. Hat der paritätische Staat selbst supplirend zutreten, wo die Confassionen die materielle Unterlage zu nicht zu beschaffen vermögen, so gebietet schon das gemeine Recht, sie bei ihrem Stiftungsvermögen zu handhaben. Selbst da liegt diese Pflicht dem Staate ob, wo völlige Trennung zwischen Kirche und Staat besteht, wie in Nordamerika. Im ungestörten Besitze ihres Stiftungsvermögens sind die Confassionen aber nur dann, wenn die Realisirung der Stiftungszwecke frei und unbehindert ist. Daher erklärt der Westphälische Friede insbesondere die Schulen für ein öffentliches Institut und für Eigenthum jeder Confassung, und enthält der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 jeder Confassung den Besitz ihrer Schulen und Schulfonds nach Vorschrift des Westphälischen Friedens.

Wie entspricht aber diesen Forderungen wahrer Parität und des positiven Rechts der Thatbestand an den höchsten Bildungsanstalten in Deutschland, den Universitäten? Deutschland zählt im Ganzen zweiundzwanzig Hochschulen; davon treffen sechszehn auf die protestantische Minderheit der Nation, die übrigen sechs sollen der katholischen Mehrheit folgen. Zu diesen sechs Universitäten gehören zwei bayerische: München und Würzburg. Mehr oder weniger fremde alle sechs ihrem stiftungsmäßig katholischen Charakter entgegen; als unübertroffene und sogar von Freiburg bei weitem nicht erreichte Muster der Alterirung stehen aber die stiftungsgemäß katholischen Universitäten Bayerns da. Selbst die betreffenden Forderungen in der Denkschrift der bayerischen Bischöfe gehen in der That nur auf Errichtung einiger Schranken gegen ihre vollständige Akatholicisirung, nicht auf eigentliche Wiederherstellung ihres katholischen Charakters. Denn nicht einmal zufrieden, es in vorübergehender Praxis bis zum handgreiflichen Streben nach Protestantisirung der höchsten Bildungsanstalten des katholischen Volkes zu haben, sucht man ihnen in Bayern selbst principiell die katholischen Charakter abzunehmen: nicht katholisch sein die Universitäten München und Würzburg, sondern paritätisch; denn — der bayerische Staat sei nichtkatholisch, sondern paritätisch.

So versteht man sich in Bayern auf paritätisches Staatsrecht! — Jene Confessionen haben in Bayern gleiche Rechte, also — lautet die unübertreffliche Conclusion! — haben die bayerischen Katholiken nicht eine Universität für sich allein haben. In Bayern haben alle vollen Staatsbürger gleiche Rechte! Wenn demnach der nächste Beste z. B. den gemeinen Rath Thiersch anspricht: „wir zwei haben in Bayern gleiche Rechte; also werden Sie mir sofort die Hälfte ihrer Wohnung und ihres gesammelten Vermögens abtreten!“ — so steht in Consequenz der bayerischen Auffassung vom pa-

christen Staatsrechte seine Forderung unter dem Schutze des Staates. Diese Forderung lautet doch immerhin noch auf gleiche Halbirung; jene bayerische Auffassung aber weiß auch von nichts.

Nicht katholisch sind die Universitäten München und Würzburg, sondern paritätisch, weil der bayerische Staat paritätisch ist! — so ergab und ergibt das bayerisch-paritätische Staatsrecht! Aber selbst auf Grund dieser Theorie und Praxis mußte man sich noch Verletzung der bayerischen Parität zu Gunsten der Protestanten vorwerfen lassen. Denn während das katholische Volk nur paritätische Universitäten haben durfte, erfreuten sich die bayerischen Protestanten noch dazu der — rein protestantischen Universität Erlangen. Es ist bekannt, mit welcher Tenacität und mit wie glänzenden Erfolgen diese ihren, an sich durchaus berechtigten, rein protestantischen Charakter gegen jede Zumuthung des bayerisch-paritätischen Staatsrechts vertheidigt hat. Aber eben deshalb war Erlangen der wundte Fleck an der bayerischen Parität; es konnte kein Unbefangener läugnen, daß die Ungerechtigkeit schreiend sei. Man scheint in neuester Zeit sogar selbst geschröket zu haben, sie könnte himmelschreiend werden, und am Ende doch noch Erhörung finden, vielleicht gar am Bundeslage; zugleich entdeckte man, daß es nicht einmal der Mühe lohne, sich der Gefahr auszusetzen. Es gibt ja Rassen-Katholiken genug, die an Feindseligkeit gegen alles Nichtliche keinem Katholiken nachstehen; was konnten ein paar solche in Erlangen schaden! Dagegen wurde durch zeitgemäßes Einlenken die Parität der Universitäten München und Würzburg über allen Zweifel gestellt, das bayerisch-paritätische Staatsrecht eine — Wahrheit, und was man in Erlangen nicht einmal verloren hatte, konnte man sich in München und Würzburg doppelt, dreifach und wer weiß wie oft bezahlen lassen. Kurz, Erlangen hat selbst zwei dem Namen nach jedenfalls katholische Professoren verlangt und erhalten, Erlangen ist jetzt offenbar auch — paritätisch!

Es bleibt aber dennoch ausgemacht: nicht nur mit der wahren Parität, sondern selbst mit dem positiven und gemeinen Recht ist das bayerisch-paritätische Staatsrecht und seine Anwendung auf die zwei Universitäten unverträglich. Von katholischen Universitäten im eigentlichen Sinne ist hier noch gar nicht die Rede; es gibt solche in ganz Deutschland nicht mehr; pure Territorial-Hochschulen sind an ihre Stelle getreten. Ueber das religiöse und politische Misere derselben und seine Folgen, wie über die traurige und im tiefsten Grunde unkatholische Lage des allen Strömungen der Tagespolitik, selbst hohen Rängen, schutzlos preisgegebenen deutschen Unterrichtswesens überhaupt, hat sich längst, im Interesse freier und achtkatholischer Gelehrten-Bildung, Herr Hofrath Buz in Freiburg in einem umfassenden Werke *) gründlich ausgesprochen. Wenn dazu noch bayerische Parität an den Schulen gehandhabt wird, so kann jener Ansicht der allgemeine Durchbruch endlich nicht schwer seyn, welche in Frankreich und England schon um den Sieg streitet: daß der Staat die Schul- und Gelehrten-Bildung des Volkes ganz unbehelligt zu lassen habe. Er hat allerdings überall Proben darnach abgelegt!

*) Die Reform der katholischen Gelehrten-Bildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel: die Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation. Schaffhausen bei Pustet 1852.

XIII.

Kritischer Commentar zu den neuen „Berufungen“ in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Erster Brief.

Das bayerische Schul- und Gelehrten-Wesen zur katholischen Zeit; die Universität Ingolstadt.

Du hast, mein lieber Freund! lange nichts von Dir hören lassen aus der königlichen Stadt an der Spree, und ich fürchtete schon, der Musensitz an der Isar sei Deinem Andenken entschwunden, sammt dem Freunde, der Dir dort aus dem gemeinsam eingeathmeten Schulstaub zweier Semester geblieben. Was vielleicht der Grund seyn möge, suchte ich umsonst zu errathen; Du hast Dich ja meiner freundlich erinnert selbst im Augenblicke der Völkerschlacht bei Bronzell. Jetzt ist es wieder eine feindliche Situation, die Du in Deinem Briefe besprichst, und diesmal augenscheinlich weniger unbefangen, als damals. Du hältst mich fälschlich für den Autor gewisser Artikel in einem süddeutschen Blatte über die bayerischen „Berufungen“ auswärtiger Gelehrten, und wirfst mir vor: ich müßte demnach z. B. auch gegen Deine Berufung (die freilich, zu meinem Troste sei es gesagt, weder zu erwarten stehe noch mehr Gehör fände, als dergleichen Rufe

bei manchen Anderen bisher gefunden!) Opposition erheben denn Du seiest ja Fremder, Norddeutscher und Protestant.

Ich könnte Dir einfach erwidern, daß nach meiner Ansicht jeder „fremde“ Gelehrte in jedem Lande einheimisch werden kann, wenn auch dazu allerdings mehr gehört, — rescriptmäßige Verleihung des Indigenats: daß von Befähigung auch in Bayern weder der Protestant über noch insbesondere der norddeutsche Protestant an sich unzulänglich solcher ausgenommen ist, und daß ich sie andererseits, die Persönlichkeit betrifft, am allerwenigsten Dir absprechen möchte. Welche ausländischen Individualitäten, gelehrte oder ungelehrte, dagegen in jedem andern Lande, so gut wie in Bayern, immer „Fremde“ bleiben müssen, das ist eine Frage, die ich nicht hier an der Spitze meines Briefes kurz abhandeln will. Du weißt, daß ich in Allem Liebe, stets der Geschlossenheit als der rechtmäßigen Lehrmeisterin unseres in politische und religiöse Sprachverwirrung versunkenen Geschlechtes, die Lösung zu geben; ihr habe ich jene Frage, soweit sie Bayern angeht, vorgelegt, und über alles Erwarten vollständige und gründliche Antwort erhalten. Es wird Dir nicht zuwider sein, wenn ich sie Dir aus der bayerischen Geschichte entwickle, und ich will es auf die Gefahr hin thun, anstatt eines Briefes eine Abhandlung in Briefen an Dich zu richten.

Vor Allem muß ich Dich bitten, wenn von einer Opposition gegen die bayerischen „Berufungen“ die Rede ist, die mehr religiöse und die politische Seite wohl auseinander zu halten. Jene kommt vor Allem bei Besetzung der Lehrstellen an den Universitäten München und Würzburg in Betracht. Beide sind altkatholische Stiftungen, wie Erlangen eine rein protestantische Stiftung ist, und alle drei stehen als solche im richtigen Verhältnisse zu der nach ihrem religiösen Bekenntnisse unterschiedenen Bevölkerung Bayerns. Es widerspricht gegen das Rechtsgefühl auch der Katholiken, wenn die hohe Schule zu Erlangen ihrem stiftungsmäßig protestantischen Zwecke

fremdet werden sollte; nicht minder muß aber die gesuchte Festhaltung des katholischen Charakters der Universitäten München und Würzburg, dem thatsächlich nicht einmal ein Vorwurfsgrund als billig zugestanden werden will, wie gewaltthätige Willkür erscheinen. Persönlichkeiten, die sich zu diesem katholischen Charakter feindlich verhalten, und dennoch Lehrer an den hohen Schulen berufen werden, welche die Signatur tragen sollen, müssen an ihrem Plaze stets „fremd“ angesehen werden, ob sie nun inländische oder auswärtige Gelehrte, ob sie katholisch oder protestantisch gewesen seien. Dieser durchaus rechtlich begründete Standpunkt ist vielleicht schon Ein Motiv jener Opposition gegen den von Bayern neuerlich eingeschlagenen Weg gelehrter Mäcenatenschaft aufstellen. Man redet sich zwar damit aus: die hohen Schulen zu München und Würzburg seien jetzt allgemeine Landesuniversitäten. Allein es gab nie ein Recht, sie anders zu machen, und es gibt kein Recht, den ihnen aufgegebenen, pflichtwidrigen Charakter zu handhaben.

• Von der Münchener Hochschule insbesondere scheint man es zu vergessen, daß sie nur die zweimal an andere Orte verlegte alte Universität zu Ingolstadt ist. Diese bewährte sich rein katholischen Charakter drei Jahrhunderte lang. Wenn man aber sagen wollte, das sei ganz natürlich, weil in dem damaligen Bayern die „Toleranz“ gemangelt und in ganzen Lande kein Protestant geduldet worden sei, und daher sei nicht weniger natürlich, daß bei den jetzigen veränderten Verhältnissen auch die Stellung der Universität habe verändert werden müssen, so ist doch noch ein anderer Umstand in Spiele, dessen Consequenzen sich nicht so leicht wegreden lassen. Die Dotation der Universität, wie deren allmähliche Verwahrlosung, rührt nämlich ganz aus Kirchengütern her, welche nur durch revolutionäre Gewaltthat ihrem Zwecke und dem katholischen Volke entfremdet werden konnten.

Betrachten wir überhaupt einzelne Momente aus der

Geschichte der Ingolstädter Universität! Herzog Lud-
 der Reiche ward zu ihrer Stiftung schon im Jahre 1-
 durch Papst Pius II., der einst Aeneas Sylvius ge-
 autorisirt; sie kam jedoch, wegen kriegerischer Zwischen-
 erst im Jahre 1472 nach dem Vorbilde der Wiener
 schule zu Stande. Einerseits wollte der Herzog damit
 nen Bayern, die bisher auf fremdländischen Universi-
 z. B. in Prag, eine ganze „Nation“ ausgemacht hatten,
 Lande selbst die nöthigen Bildungsmittel schaffen, anderer-
 gedachte er durch weitere Verbreitung solider Kenntniß-
 ner Wiederkehr jener heillosen Verwirrung vorzubauen, w-
 die legerischen und schismatischen Bestrebungen der Wisse-
 und Hussiten in Deutschland hervorgerufen hatten. In
 Stiftungsbriefe selbst erklärt er die Gründung der Univer-
 für einen Akt der Dankbarkeit gegen die „Mildigkeit des
 mächtigen“, der „seine Vordern und ihn vor langer Zei-
 fürstlich Ehre und Würdigkeit erhöht, und (ihnen) s-
 Volks und Erdreichs ein merklich Theil befohlen“ *), ge-
 so, wie auch die Fundationsbriefe der Wiener Schule die
 förderung der Wissenschaft als ein besonders gutes Wer-
 ewigem Gedächtniß Gott opfern.

In unserer verflachten und schmutzigen Materialismus-
 verfallenen Zeit ist diese ächtkatholische Anschauung des Wesens

*) Sein dankbares Herz glaubte der Herzog vor dem Höchsten nicht
 besser erweisen zu können, als durch Förderung der schönen Himmels-
 tochter solider Wissenschaft, da „unter andern Seligsten, die die
 Menschen in diesem vergänglichem Leben aus Gnaden des allmäch-
 tigen Gottes erreichen mögen, Lehre und Kunst nicht die niedrigste,
 sondern der merkwürdigsten und vorzüglichsten eine zu achten ist, denn
 dadurch wird der Weg zu heiligem guten Leben gewiesen, mensch-
 lich Vernunft in rechter Erkenntniß erleuchtet, zu löblichem Wesen
 und guten Sitten gezogen, christlicher Glauben gemehrt, das Recht
 und gemeiner Ruh gepflanzt, auch die, so von niedrer Geburt
 herkommen, zu hohen Würden und Stand gefördert.“

manne konnten die für hohe Ehren notwendigen
Befugnisse; das stand so fest, daß die Katholiken,
besonders die Ingolstädter, im Anfange der Glaubens-
spaltung trübseligen Bestand der neugläubigen Univer-
sität stellten, weil deren Privilegien durch den Ab-
bruch der Kirche erloschen seien. Als Schlichter und Schre-
ibaren der Päpsten Paul II. und Sixtus III. der In-
solventen Universität bewilligten Privilegien, im Falle der
Krieg gegen Uebergriffe der Landesherren selbst, waren
Bischöfe ernannt, welche als solche der feierlichen und
glänzenden Eröffnung anwohnten; als beständiger
Rector der hohen Schule mit päpstlicher und kaiserlicher Con-
sensus wählte der jedesmalige Fürstbischof von Eichstätt,
er bis zu ihrer Versetzung nach Landshut im Jahre
1546 zu den Zeiten des Churfürsten Maximilian I.
nur ein Mitglied oder Candidat des Sæcular-Klerus
magnificus seyn.

Die erste Fundation der Universität hatten mit päpst-
lichem Consensus gebildet: das Pfundhaus Ludwig des Ge-
genen Ingolstadt, eine Stiftung desselben für zwölf
Studien daselbst, gewisse Güter des neureformirten Fran-

Moritz-Kirche zu Jena, der Pfarreien zu Wendisch-Abenberg und Schöngau, der Kaplaneien zu Unserthum und Feldkirchen, der Zehnten zu Zuchering, endlich im Jahr 1608, nachdem in mehreren Klöstern die eingeschwärzten reformatorischen Ideen demoralisirenden Einfluß bis zu ihrer Entwässerung geübt hatten, der meisten Einkünfte des Klosters Schamhaupten, während der Rest und die Güter der gleichfalls verlassenen Klöster Biburg, Münchsmünster und Ebersberg den Jesuiten-Collegien und andern Schulanstalten zuwies. Die projektirte Einziehung einer noch größern Zahl von Klöstern zum Besten der Universität erhielt die päpstliche Confirmation nicht, doch wurden noch im Jahre 1802 das Dominikaner-Kloster zu Landshut und das Kloster Seligenthal ihrem Fond einverleibt. Zudem hatte ihr der heilige Stuhl schon frühzeitig dadurch unberechenbaren Vortheil zugewendet, daß eine eigene Bulle den Besitzern geistlicher Pfründen deren vollen Genuß erlaubte, so lange sie als Lehrer oder Lernende an der hohen Schule absent seyn würden.

Bereits in den Jahren 1515 bis 1520 war die Zahl der Professoren bedeutend gestiegen, aber bald darauf durch eine Pestseuche die Universität sehr herabgekommen. Da überdies der drohende Einbruch des Lutherthums neue Anstrengungen und abermalige Vermehrung des Aufwandes nothwendig machte, nahm Herzog Wilhelm wieder das Kirchengut und päpstliche Hülfe in Anspruch, um reichere Mittel zur Unterhaltung gelehrter und der Bekämpfung der neuen Lehre gewachsener Männer zu erhalten. Er stellte im Jahre 1523 vor: „die groß verdammt Ketzerei, so durch den Luther in kurzen Jahren aufgestanden, sei also eingedrungen und von Tag zu Tag je mehr eingewurzelt, daß dieselbig mit großer Arbeit und Mühe und sonderlich durch Hülff des Allmächtigen müsse ausgerentet werden, das aber nicht statlicher, denn durch die Lehrer der heiligen göttlichen Schrift, die theologos; geschehen müß.“ „Nun hätten Wir“ — fährt

„die Universität zu Ingolstadt da nicht mehr dem
sternen-theologie bisher gewissen, und die Lehrtung
der, christlicher Sprach, auch Poetrey und dergleichen
brungen, also daß die Schüler geistlichen und weltlichen
aus Anreizung und Bewegung lutherischer Lehrtung
in derselbigen Poetrey mehr dann der heiligen
Schrift anhängig, dadurch die lutherische Lehre
in denselbigen Schülern täglich erscheint, je mehr ge-
bildet wird, daraus schließlich ewige und bleibende
Erfolge nicht zu erwarten“ — also wolle er noch vier
„offentlich in Philosophia und der heiligen
Schrift, zwei Doctoren in geistlichen und weltlichen
und einen Leibarzt bestellen“, also daß sechs Theo-
Juristen und drei Aerzte und dazu Fünf in Arle-
trisch und Mathematica in ermeldter Universität
proficirten.“

Man kann daraus abnehmen, was in jener Zeit zu
bestandenen Universität gehörte. Wirklich wurde auch,
nachdem das Unglück des Bauernkrieges störend be-
grieffen war, erst im Jahre 1526, nebst den abri-
ckungen des Lehrer-Personals, ein eigenes Pädaga-
gische die alten Sprachen und die Humaniora über-
sicht; dadurch wollte Wilhelm jener nebelhaften
Hymertlich aufgeblasenen „Poetrey“ der Humanisten-
gegentreten, welcher die lutherische Gesinnten „mehr
heiligen Schrift anhängig“ waren, die sie doch be-
kants in dem Munde führten. Die schweren Kosten

Organisation deckte der Papst dadurch, daß er den
Herzogen das Recht verleihe, für je ein Kano-
ledem der fünf bayerischen Domkapitel einen Ingol-
professor zu präsentiren. Die sämtlich reichsunmit-
ordinarien widersetzten sich freilich dieser Vergabung
Ihrigen, die unerhört sei, mußten sich aber endlich
zufinden suchen. Als Herzog Wilhelm nachher noch

einmal zu Gunsten seiner Universität die päpstliche Bewilligung für eine, nach dem damaligen Geldwerthe ungeheuren Besteuerung der bayerischen Geistlichkeit erhielt, werden wir später sehen, denn es ist vorher noch das Capitel der „Verfassungen fremder Gelehrten“ zu besprechen. Ueber Zuschüsse von weltlicher Seite aber vernehmen wir im ganzen Verlauf der akademischen Annalen immer und überall nichts *).

„Fremdes“ und „Ausländisches“ gab es, was gelehrte Persönlichkeiten betrifft, in Bayern zu jener rein katholischen Zeit und sofort mehr als zwei Jahrhunderte lang bloß nach der religiösen Richtung des geistigen Lebens, nicht nach dem zufälligen Unterschiede der leiblichen Heimath, noch selbst der Muttersprache. Bayern hielt gegen den neuen Partikularismus noch tapfer an dem großen alten Kosmopolitismus fest, welcher als der einzig wahre seiner Art das ganze Gebiet des geistigen Lebens und Strebens dem Antagonismus der erdgeborenen Nationalität verschloß, bis die europäische Christenheit dieses erhabenen Standpunktes unwürdig wurde. Es war daher nur das neue Gebilde des Protestantismus, welches in Bayern „fremd“ und „ausländisch“ blieb, nicht einheimisch werden sollte, noch, ohne die ganze Lage des Volkes und Landes zu alteriren, werden konnte. Vor Allem waren es die Lehrer ihrer Universität, an welche die Herzöge die dringendsten Ermahnungen richteten, dem alten Glauben treu zu bleiben und auch ihre Zuhörer dazu aufzumuntern. Bereits Herzog Wilhelm IV. betraute eine eigene Religions- und Studien-Commission mit dem Auftrage: Alles auszubieten, damit jeder Keim einer neuen und fremden Lehre in sich

*) S. darüber Reberer's *Annales Ingalatadlensis Academiæ* in I. Thelle und Seb. Günther's *Geschichte der literarischen Verhältnisse in Bayern*. II. 30 f.; zum J. 1523 vgl. *30teger* *Wörterbuch* und in der *Revolution* *Verichte* von 1822 bis 1823. S. 200.

dem Lande erfüllt werde, wie auch schon er (nicht erst sein Nachfolger unter dem Einfluß der Jesuiten) verordnete: daß jeder neue Professor vor dem Antritte seines Amtes einen öffentlichen Eid zu schwören habe, daß er als guter katholischer Christ lehren, leben und sterben wolle. Das nämliche Mandat bestimmte: daß alle Lehrer zu Ingolstadt oder sonst in Bayern katholischer Religion seyn müßten, verbot ihnen auch strengstens jeden Umgang mit offenen oder heimlichen Anhängern Luthers und anderer Neuerer, wenn dieser auch nur in Briefwechsel oder Büchertausch bestehe. Das war im Jahre 1548; bezüglich des Confessions-Eides wurde 1568 auch noch die Bulle Pius IV. verkündet, welche dessen jährliche Ablegung anordnete. Selbst die nicht theologischen Schriften der Protestanten waren an den bayerischen Schulen verboten. Die Schul-Ordnung von 1569 bemerkt darüber: „denn obwohl dieser Leut Form und Methodus, dehe sie im Doctren gebrauchen, etwas anmuthig und leichter, als der so vor Jahren in Schulen bräuchig gewest, so ist doch jetzt bei den Katholischen an solcher Gattung auch nicht Mangel“ und deshalb jene Literatur mit ihren „zu Zeiten neben den Præceptis und Regulis eingemischten verführerischen Exempeln“ unnöthig. Uebrigens waren akatholische Studenten in Ingolstadt durchaus unbelästigt, „so lange sie sich nur in die katholischkirchliche Verfassung als in ein fremdes Gebiet, wie auch das Recht der Vernunft und die Einrichtung der Länder und Schulen eines gegentheiligen Glaubensbekenntnisses mit sich bringe, nicht vorlaut einmischten, sondern bei ihren eigentlichen Studien blieben.“ So erklärt der Rektor Camerarius in seinem Lektions-Kataloge vom Jahre 1571. Man fand schon im Jahre 1808 für nöthig, diese Praxis aus der „finstern Zeit“ den „fremden“ Lasterern der katholischen Vergangenheit Bayerns vorzuhalten, und ohne allen Zweifel wäre sie heutzutage wieder gewissen außerkirchlichen Professoren und Andern, so „es mit Bayern wohl meinen“, dringend zu empfehlen.

Daß die gelehrte Bildung in Bayern durch ein solches „Abschließungs-System“ gegen den neugläubigen Partikularismus Schaden gelitten und zurückgefallen, können selbst Schwärzer behaupten und historische Ignoranten glauben. Allen Andern ist zu bekannt, wie erschrocken und entsetzt die Reformatoren selbst über den augenscheinlichen Ruin, in den ihre Reuerung die gelehrten Schulen stürzte, als daß man sich darüber verwundern könnte, wenn die bayerischen Herzoge seit 1526 über den Verfall der Schulen und die vernachlässigte Erziehung der Kinder, welche in ihren weltlichen Leidenschaften zu wilden Menschen heranwüchsen, bittere Klagen führten und alle Schuld auf das „feyerliche Zeitalter“ schoben. Stimmt ja doch der Cistercienser-Abt Wolfgang von Aldersbach wörtlich mit den bekanntesten Humanisten und Reformatoren überein, wenn er berichtet: durch Entziehung der Grundsätze nähmen die Schulen überall ab, und würden der Jugend unbesucht gelassen! Und doch brachten damals die bayerischen Klöster Benediktbeuern, Ettal, Polling, Bebenarn, Steingaden, Wessobrunn, Weltenburg, Scheyern trefflichen Seminaristen zu Stande, und erhielten sie mehr als zwei Jahrhunderte lang in hoher Blüthe. Unter diesen Umständen konnte aber für die gelehrte Bildung der Bayern wenig verloren seyn, wenn den Inländern wiederholt der Besuch auswärtiger akatholischer Schulen, und noch in den Jahren 1606 und 1608 allen jungen Leuten der Aufenthalt in protestantischen Städten überhaupt, sei es zu gelehrten Zwecken oder wegen Erlernung der Kaufmannschaft, bei Strafe der Ausschließung von jeder öffentlichen Bedienstung verboten wurde — Maßregeln, welche die Geschäftigkeit der neugläubigen Propaganda selbst veranlaßt hatte *).

Desto weniger war aber Bayern nach andern Seiten

*) Vgl. Günther a. a. O. II, 88. 93. 97; S. J. Zipsner Geschichte der Schulen in Bayern. S. 172 ff.

sch abgeschlossen. Der Katholicismus in seiner Universalität hatte noch vor Kurzem allen Völkern des Erbbodens Ehre und thätige Einheit über aller nationalen Verschiedenheit geboten; in der ich eine der lebenswürdigsten mittelalterlichen Wesens sehe; erst der Protestantismus wurde der Vater aller exclusiven Nationalität, insbesondere ursprünglich der specifisch deutschen. Vermittler jener hellen geistigen Einheit war das Latein als Kirchen- und gelehrten-Sprache, und wenn man die Nachtheile beklagt, welche für die Ausbildung der Muttersprache daraus kamen, so scheint man sich wieder auf jenen Standpunkt zu setzen, der die herrlichen Dichterwerke des Mittelalters im Maßstabe des Meißner-Deutsch abschätzt, und sie als barbarisch verurtheilt. Es gab damals unter den Völkern aller Nationen des Abendlandes weder „Fremde“ noch „Ausländer“ im jetzigen Verstande; Eine Wahrheit, Eine Kirche, Eine Sprache vereinte alle. Bayern war in großer Zahl in Rom, Bologna, Ferrara, Florenz, Wien, Krakau u. s. w. studirt; Italiener, Spanier, Engländer, Niederländer, Deutsche aus allen Welttheilen kamen nach Ingolstadt, um da zu lehren oder zu lernen. Das Wiederaufleben der Wissenschaften durch die humanistische Bewegung war nicht weniger, als die staupathische Gelehrsamkeit der alten Scholastiker eine Frucht geistiger Einheit, und es ist bekannt, bis zu welcher sprechenden Blüthe die Pflege aller Zweige der Wissenschaft in Deutschland sich entfaltet hatte, als die Glaubensspaltung mit der kalten Hand des Todes in das jugendliche Leben griff, und das Band jener Einheit entzweite. In jenen Ländern, welche an der katholischen Universalität festhielten, gehörte Bayern; es konnte daher nicht in nationale Eingesamtheit versinken.

Ich weiß nicht, ob je für irgend eine deutsche Universität ein solches Streben bethätigt wurde, als für Ingolstadt, ge-

lehrte Notabilitäten aus allen Ländern des civilisirten Europa's herbeizuziehen; oder ob den berufenen „Ausländern“ irgendwo weniger Eifersüchtelei und nationales Vorurtheil, mehr freudige Anerkennung und unverholener Stolz der Eingebornen auf ihre aus der Fremde gekommenen Lehrer begegneten, als gerade unter dem bayerischen Volke. Freilich waren sie diesem nur halb und in untergeordneter Beziehung „fremd“, ihm immer wenigstens durch die höhere Einheit im alten Glauben verbunden; sie kamen nicht mit hochmüthigen Vorurtheilen und blindem Haffe gegen die religiöse und politische Richtung des Volkes in's Land, wie seit der Aufklärungs-Periode bei den berufenen „Ausländern“ Regel ist. Darum wurden damals Männer, die kein deutsches Wort verstanden, bald einheimisch in Bayern, während diese „Berufenen“ bei aller Deutschheit allzeit „Fremde“ im Lande bleiben, nicht weniger als die Juden. Daß es auch in jener älteren Zeit Undankbare gab, die das Land schmähten, das ihnen reichlichen Unterhalt gegeben, sobald sie es ungestraft thun zu können vermeinten, liegt in der Natur der menschlichen Dinge. Doch wird nur Einer ausdrücklich erwähnt, nämlich Conrad Celtes, dessen Charakter überhaupt nicht der achtungswürdigste war. Er gehörte zu jenen, sonst meistens jüngern, Celebritäten der neuen klassischen Schule, welche die unter den spätern Humanisten fast gemeinhin herrschende hochmüthige Aufgeblasenheit, Unduldsamkeit und Ruhmsucht auf die Spitze trieben, und als die berufenen Erleuchter der bislang in tiefster Finsterniß gelegenen Welt eines Rases und Zieles in ihren Ansprüchen durchaus unfähig waren. Es ist mitunter ergöglich, aus ihren Briefen ihren überschwänglichen Dünkel sich zu vergegenwärtigen. Wir sind dabei noch jedesmal unsere bayerischen „Nordlichter“ eingefallen, obgleich zwischen diesen und ihren dreihundertjährigen Vorbildern wenigstens Ein wesentlicher Unterschied statthat. Celtes z. B. schmähte über die Bayern, die er zuvor mit dem schmeichel-

ersten Lobe überhast hatte, erst dann: daß diese rohe und barbarische Nation für den lieblichen Dichtergeist keinen Einfluß habe, als er davongegangen war, weil das Bier ihm nicht munde und Ingolstadts Umgebung zu langweilig sei. Er mußte Gründe zu solcher Vorsicht haben, die jetzt weggefallen seyn müssen, denn unsere in hohen Ehren und Würden stehenden „Ausländer“ schändiren über das Volk, auch wärs sie sein Brod essen und — bleiben.

Eine einzige Erscheinung dieser Art will bei der sehr großen Zahl „fremder“ Gelehrten, die bloß während des sechzehnten Jahrhunderts in Bayern wirkten, nicht viel bedeuten. Schon bei der ersten Gründung der Universität Ingolstadt bestand der Lehrkörper zum großen Theile aus Fremden; der erste Theologe, Perimeter von Adorf, war ein Böhmer, auf den Humanisten und Dichter Celtes folgte der Schwabe Jakob Locher, auf den Orientalisten Bösenfelder der berühmte Reuchlin; Erasmus lehnte einen unter glänzenden Bedingungen an ihn ergangenen Ruf ab, weil er schon ging seinem Verhängnisse nach Wittenberg entgegen. Die juristische Fakultät zählte einen Everhardus Holland, einen Fabius Arcas aus Italien, den König Johann von Portugal im Jahre 1547 durch eine eigene Gesandtschaft für die neugegründende Universität Coimbra holen ließ, wie auch sonst öfter der Saame zu neuen Pflanzungen von Ingolstadt genommen wurde, einen Caius aus Mailand, Joannetus von Bologna, Romuleus von Florenz, den berühmten Niederländer Wiglius Zwischen, er so vortheilhaft gestellt war, daß er selbst gesteht: er wisse ganz Deutschland keinen Lehrer, welcher eine größere Bedeutung hätte, und endlich nur sehr ungerne das gastfreundliche Bayern verließ, um dem dringenden königlichen Rufe in sein Vaterland zu folgen. Ebenso genoß später der Jurist Sachinus, bis er einem Rufe nach Pisa folgte, in Ingolstadt die in jenen Zeiten noch durchaus unerhörte

Besoldung von tausend Gulden jährlich. Als Mediciner glänzte Delfinus aus Parma, nach ihm Boscius, und endlich brachte der Engländer Edmund Holling die Fakultät zu großen Ruf; ihm strömten die jungen Leute aus Schottland, Italien, Frankreich und Polen zu. Auch Herzog Wilhelm berief die Artisten Link aus Stuttgart, die Porche und Habamar und andere, und um dieselbe Zeit kamen die Theologen Eifengrein aus Württemberg, der Westphale Syphylus aus Ostpreußen und Frank aus Sachsen nach Ingolstadt; sie waren aus protestantischen Notabilitäten either katholische Lehrer geworden, und der Herzog handhabte den ehemaligen Königsberger Professor bei der theologischen Fakultät, obgleich er „beweibt“ war. Es würde zu weit führen, wenn ich nur aus dem sechszehnten Jahrhundert die „fremden“ Lehrer an der bayerischen Universität aufzähle, oder gar, um auch den Eingebornen die wohlverdiente Anerkennung zu geben, gelehrte Inländer hervorheben wollte, die in schöner Eintracht neben ihnen wirkten und glänzten.

Als Herzog Albrecht zur Regierung kam, besaß Ingolstadt drei vortreffliche Theologen, die aber kurz nach einander zu Inful und Stab berufen wurden; zwei Eingeborne hätten sie wohl ersetzt, waren aber als Abt zu Scheyern und Propädisten zu München unentbehrlich. Da berief der Herzog jene „fremden Ordensleute“, welche in den höchsten Kreisen Bayerns noch heutzutage die Vielbesprochenen sind. Auf ständiges Bitten schickte der heilige Ignatius selbst achtzehn Jesuiten nach Ingolstadt, welche zuerst (1556) die theologischen Lehrstühle und die niederen Schulen, dann einige artistischen Fächer, und 1571 endlich den ganzen philosophischen Coursus übernahmen. Sie waren natürlich fast alle „Ausländer“; aber nicht deshalb hatten sie Anfeindungen von den weltlichen Lehrern der Artisten-Fakultät zu bestehen, sondern weil diese an ihren Honorarien-Bezügen einbüßten, da die Jesuiten statutenmäßig unentgeltlich lesen mußten und ihre

ließ Alles zuließ. Um dem Haber auszuweichen, verlegte sie im Jahre 1573 ihre Collegien nach München, wozu aber die Universität so schnell in Abfall gerieth, daß die früheren Gegner selbst sie im Triumphe zurückführten; die verführten Artisten fanden sich andere Stellen.

Besonders war der bayerische Kanzler Leonhard von , fast vierzig Jahre lang allmächtiger Minister H. Willm's und durch dreißig Jahre Curator der hohen Schule, unermüdet bemüht, die gelehrtesten Männer aus ganz Europa nach Ingolstadt zu ziehen. Selbst hochgebildet und von so unerschütterlicher Liebe für die Verbreitung solider Bildung bezeugt, daß er z. B. seine besonders im theologischen Fache sehr reichhaltige Bibliothek nicht dem eigenen Sohne hinterließ, sondern zum gemeinen Nutzen seinem vielgeliebten Jesuiten-Collegen in Ingolstadt vermachte, war er als großmüthiger Patron der Gelehrten wohlbekannt, und man folgte gerne seinem Rathe. Schon im Jahre 1543 konnte daher der Niederländer Zwischen an Seb. Truchseß schreiben: es gebe in Deutschland keine Akademie, die der Ingolstädtischen Rang streitig machen könnte. Der Kanzler glaubte aber nicht immer nicht genug gethan zu haben, und fuhr fort, aus allen Weltgegenden her die besten Kräfte an sich zu ziehen, so daß der Herzog ernstlich auf Vermehrung des Universitäts-Fonds bedacht seyn mußte. Seine Augen fielen dieselben auch wieder auf das Kirchengut, und wirklich bewilligte Papst Paul III. eine außerordentliche Besteuerung des ganzen deutschen Klerus, welche in drei Terminen die für jene Zeit gewaltige Summe von 60,000 Gulden eintrug. Als Wilhelm unter Hinweisung auf die durch den Schmalkaldischen Krieg gerade über die Umgegend von Ingolstadt gemachten Verwüstungen den päpstlichen Stuhl um diese dreifache Decimation anging, berief er sich ausdrücklich auf jene Aufopferungen fremder Gelehrten *).

*) Et nihilominus interim intendit (dax), etiam plures alios vi-

Es wäre aber unrichtig, wenn man aus der großen Zahl nach Ingolstadt gezogener Ausländer auf Untüchtigkeit oder Unlust der Eingebornen zu wissenschaftlichen Streben schließen wollte. Man darf nicht übersehen, daß die Ingolstädter Hochschule seit der Glaubenspaltung noch weniger als zuvor eine bloß auf das kleine Bayern berechnete Bildungsanstalt war. Wie hätte ein Ländchen nicht einmal so groß, als die heutigen Kreise Ober- und Niederbayern, eine Hochschule von der europäischen Bedeutung der Ingolstädtischen allein versehen können oder nur dürfen? Dazu stand sie jetzt im Vordertreffen gegen den andringenden Protestantismus, und galt als Haupt-Gränzfestung des alten Glaubens, deren tapfere Besatzung unberechenbaren Einfluß auf die Gestaltung der deutschen, wenn nicht auch außerdeutschen, Religions-Verhältnisse übte. Wenn viele Ausländer in Ingolstadt lehrten, so studirten auch sehr viele daselbst. So waren im Jahre 1580 allein bei vierzig adeliche ~~Polen~~ immatriculirt und unter der Gesamtzahl von 500 bis 700 Studenten stets so viele Fremdländischen, darunter Jünglinge vom höchsten Range, daß darin alle Universitäten Deutschlands weit nachstanden. Man muß sich über die Erfolge der Ingolstädter Schule freilich nicht etwa bei Phil. Wolf und seiner Geschichte Maximilian's I. erkundigen, oder bei den andern Vätern und unterthänigen Adepten der glorreichen Erfindung von der „mehrhundertjährigen Centralfinsterniß“, die auf dem katholischen Bayern gelegen. Schon im Jahre 1789 hat der gelehrte Steigenberger dagegen in seiner akademischen Rede auf den Zusammenfluß so vieler Schö-

res Catholicos doctos tam ex Italia quam aliis diversis mundi partibus ad in dicto studio (Ingolstadiensi) legendum condecere, conductosque in magno habere honore, ipsisque de condecienti salario, ex quo commode sustentari possint, providere. S. die Bulle bei Mederer. IV, 272.

er aus Spanien, Portugal, England, Schottland, Irland, Schweden, Dänemark, Polen, Preußen, Welschland gewiezen, und der Rector Camerarius bemerkt in seinem Programme zum neuen Lektionsplan von 1571: ohne ruhmredig seyn, dürfe man sagen, daß aus der Ingolstädter Schule viel gelehrte Männer als aus dem Trojischen Pferde hervorgegangen, so daß im Umkreise Deutschlands, der Ausländer nicht zu gedenken, kein Kirchen- oder weltlicher Staat ist, an dessen Hofe sich nicht ein Jögling oder auch mehrere Schüler der Universität unter den Rathgebenden oder Vorständen befänden.

Seitdem freilich die allerhöchst angeordnete bayerische „Aufklärung“ die Lehr- und andern hohen Stühle des Landes mit einheimischen und fremden Lasterern der katholischen Vergangenheit Bayerns bereichert hatte, kam der Fall seltener vor, daß das Lichtlein solcher Herren über den Münchener Burgfrieden hinaus leuchtete, trotz alles Aufhebens, das sie selbst von sich machen. In Einem Punkte nur überragten stets die protestantischen Hochschulen an großem Ruf wie alle katholischen so auch die Ingolstädtische. Während diese ruhig und still ihren Entwicklungsgang verfolgten, wiederhallte ganz Deutschland von dem tobenden Lärm der theologischen Zänkereien an jenen, wobei damals nicht selten Epieße und Gescharden und Kanonen die bedeutendste Rolle spielten. Und so war es nicht etwa bloß im sechszehnten Jahrhundert; noch vier Menschenalter später — gerade zur Zeit, als Kurfürst Maximilian III. von Bayern geräuschlos eine Reformation seiner Universität einleitete und, besonders zur Förderung der mehr und mehr in Ausnahme kommenden Naturwissenschaften, wieder eine ziemliche Zahl fremder Gelehrten in sein, dem Protestantismus noch immer hermetisch verschlossenes Land berief — klagt der scharfblickende norddeutsche Tourist Herr von Loeu über jene streitersüllte Gelehrsamkeit mit der naiven Bemerkung: „Ich rede nicht von den Katholiken; denn

ich glaube, ohne dem römischen Stuhl damit zu schmeicheln, daß er noch die treuesten Anhänger und wenigsten Anfeinde in Deutschland hat. Sie sind unter sich viel zügeliger und wohlgehalten, als daß sie sich soweit in die Wissenschaft einlassen sollten, die, wie Paulus sagt, Zank gebährt. Und gilt es je hier und da einmal um Befeuerung eines protestantischen Prinzen, so haben sie die leichte Sache, ihm die protestantische Klerisei verdächtig machen; sie dürfen ihm nur zeigen, daß diese unter sich so viele Sekten getrennt sei und so vielerlei Päpste habe, anstatt daß sie sich an Einem rechtschaffenen Papst begnügen ließe.“ *)

Im Allgemeinen stand der vielverläumdete katholische Süden überhaupt dem protestantischen Norden an gelehrten Leistungen nicht nach; nicht mit Unrecht bemerkt aber Arndt-„Geist der Zeit“. 1806): „Norddeutschland und die Westphäler haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehetzt, und die Berliner wie die Gasconner haben häufig die Ausrufersachen gemacht, was anderswo gethan war.“ In der „schönen Literatur“ und demgemäß in der Pflege der Muttersprache behauptete der Norden entschieden den Vorrang. Einerseits mag die frivole Richtung jenes Zweiges literarischer Thätigkeit abstoßend auf den Süden gewirkt haben, der mit besonderer Vorliebe ernsten und mühsamen Studien oblag und darin, Bayern z. B. hauptsächlich in seinen Lieblingsfächern der Geschichte und Mathematik, Entsprechendes leistete; andererseits verdankte der Norden ohne Zweifel einen großen Theil seines schöngeistigen Uebergewichts der Berührung mit den französischen Hugonotten seit ihrer erzwungenen Auswanderung im Jahre 1685. Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der Klöster des deutschen Südens

*) Gesammelte kleine Schriften herausg. von Schneiber. II, 401

sondere Bayerns, wäre mehr zu sagen, als hier Raum ist. Man ist, daß die Gelehrten begierig benützten, was ~~Wissenschaften~~ fleißig gesammelt hatten, aber nur zu oft vernachlässigten Quellen die gebührende Ehre öffentlich zu geben. So ließ gerade Celtes nicht nur die aus Tegernsee St. Emmeran erhaltenen Werke drucken, ohne dieser Abt mit einer Sylbe zu erwähnen, er stahl ihnen auch noch kostbarsten Handschriften. Warum diese in den Klöstern liegen zu liegen pflegten, scheinen die Mönche überhaupt nicht gewußt zu haben. Uebrigens studirten sie mehr für sich als sie schriftstellerten, und begnügten sich oft bei der höchsten Tüchtigkeit damit, die Resultate langwieriger Forschungen guten Freunden mitzutheilen. Es fehlte selbst an norddeutschen Gelehrten, welche dem Süden den Blick bezüglich der „ernsthaften Wissenschaften“ öffentlicht hätten, und zumal für das rege literarische Interesse der Leser liefert die Geschichte des deutschen Buchhandels — nicht darauf hinweisen will, woher sich die großen Buchhändler in Bayern und anderwärts rekrutirt haben! — schlagendsten Beweis. So hebt Lambert die eigenthümliche Erscheinung hervor, daß die Trattner'sche Verlagsanstalt in Wien bei der Ausgabe der bändereichen mathematischen Schriften Scherfer's ihre Rechnung sehr wohl fand, und La Grange in Berlin für seine „Funktionsrechnung“ Verleger bekommen konnte. Als das Werk, in Frankreich zuerst, alsbald in deutscher Uebersetzung erschien, fand es hundertfachen Absatz; damals bestanden nämlich die süddeutschen Buchhändler noch, welche sich mit französischer Literatur wenig abgaben. Raum waren aber diese Klöster aufgehoben, so fiel der Buchhandel augenblicklich in einem Maße, das Jedermann überraschte. Große literarische Unternehmungen, wie „allgemeine deutsche Bibliothek“, die Leipziger Bibliothek schönen Wissenschaften &c., geriethen in's Stodden und gingen zu Grunde, und es wagte fast kein Buchhändler

mehr, ein gelehrtes Werk von einigem Umfange in Verlag zu nehmen, wie denn z. B. jetzt die angesehensten Naturforscher und Freunde des berühmten Thunberg im südlichen und im nördlichen Deutschland sich vergebens alle Mühe geben für dessen Flora und Fauna Capensis einen Verleger aufzubringen *).

Als Bayern im Jahre 1759 eine Akademie erhielt, waren ihre gelehrtesten und thätigsten Mitglieder wieder zu größten Theile Religiösen. Vorher hatten die wissenschaftlichen Notabilitäten des Landes in unabhängigen und aus dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit und der wissenschaftlichen Forschung frei erwachsenen Gelehrten-Gesellschaften sich vereinigt, und so verbunden mehr oder weniger Bedeutendes geleistet. Seit der Zeit, wo der Kanzler Eck an der Spitze eines dieser Vereine gestanden, war ihre Grund-Tendenz immer die gleiche geblieben. Die Statuten der im Jahre 1702 zu München gegründeten „Ruh und Lust erweckenden Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrome“ z. B. sprechen dieselbe in folgender Weise aus: 1) „den Ruhm und die Würde des Kurhauses Bayern aufrecht zu erhalten; es gegen die in verschiedenen Schriften vorkommenden Schmähungen und Vorwürfe zu vertheidigen; Anhänglichkeit, Liebe und Treue an das regierende Fürstenhaus zu erhalten; den Patriotismus und die Nationalität der Bayern zu kräftigen; 2) die verführerischen und verderblichen, in's bayerische Vaterland eingeschmährten Bücher und Schriften aus demselben zu verdrängen; die Irrthümer und falschen Lehren zu zerstreuen; die katholische Religion unverdorben zu erhalten; endlich die Bayern mit guten, nützlichen, ihr ewi-

*) Vgl. Günthner. I. Borr.; III, 219 ff.; — Schrank: Kann ein Religiöser Mitglied einer Akademie der Wissenschaften sein? München 1818. S. 47.

ges und zeitliches Wohl befördernden Schriften und Dingen bekannt zu machen und wahre Aufklärung zu befördern.“ — Das war die ächte Sprache des gelehrten altkatholischen Baverthums; es sank aber zugleich mit dem letzten Nachkommen der Wilhelme in's Grab. Schon er hatte die ersten Versuche noch gesehen, an die Stelle der „wahren Aufklärung“ die politische und falsche zu schieben; mit seinem Tode fielen für die erste Zeit alle Schranken, und es ist eine traurige Aufgabe, von da ab über bayerische Geschichte zu schreiben.

Zweiter Brief.

Das bayerische Schul-Wesen in der Aufklärungsperiode; die Universitäten Ingolstadt und Würzburg.

Ich bin in meinem ersten Briefe mit langen Schritten durch die Zeit stiller und friedlicher Entwicklung geeilt, welche bald nach ihrem Gingange durch eingedrungene Fremdlinge als „mehrhundertjährige Centralfinsterniß“ in Bayern bezeichnet werden durfte. Die Scene wird von nun an allerdings lebter und geräuschvoller; aber es ist ein heillofes Treiben und großentheils ein wahnsinniges Spiel mit einem braven unverborenen Volke, das ich zu schildern haben werde. Ich denke nur das Nothwendigste über die neuen Zustände im bayerischen Schulwesen beizubringen, um dann ungestört bei der Beleuchtung des Hauptpunktes, der massenhaften „Verurtheilungen“ in der bayerischen Aufklärungsperiode, verweilen zu können.

Als im Jahre 1773 plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die Kunde von der Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch das Land fuhr, da schien eine dunkle Ahnung von der Nähe des verhängnißvollen Wendepunktes bayerischer Geschichte,

wie nun halb Alles anders werden würde; und von der
 Wucht des Unglücks, das dann Schlag auf Schlag in einer
 langen Reihe von Jahren über Bayern losbrach, das Volk
 durchzuden, und die wohlverdiente Verehrung für den ge-
 teten Orden zu steigern, der gerade zweihundert Jahre lang
 in Bayern gewirkt hatte. „Aufgeklärte“ Berichte sagten: „Der
 Pöbel fluchte dem Papste, der das Aufhebungsgebot aus-
 ließ, er fluchte seinem Landesherrn, der es in seinem Ge-
 ten befolgte, und fluchte den Räten und Commissarien, welche
 zur Aufhebung gebraucht wurden.“ Daß jedenfalls der Begriff
 „Pöbel“ hier im weitesten Sinne von allen Nichtaufgeklärten
 gebraucht ist, beweist die zornige Klage: die „neuen Schu-
 len“ könnten freilich nichts wirken, da „man fast in allen
 vermöglichen Häusern zum Unterrichte der Kinder einen Je-
 suiten halte.“ Man hatte nämlich nicht nur den Orden
 der Jesuiten, sondern auch deren Personen von ihren so lange
 rühmlichst geleiteten Schulanstalten verbannt, obwohl sie ge-
 genscheinlich nicht zu ersetzen waren, am wenigsten an der
 Universität. Ingolstadt's Ruhm und Glanz erlosch; die
 lichen Polen und Westphalen, der größte Theil der Schwaben
 und Schwaben, überhaupt fast alle Ausländer, die noch
 in großer Zahl ihre Bildung dort zu holen pflegten, blieben
 von dem Augenblicke an aus, wo die Jesuiten ihre Rathen
 verlassen mußten. Während alle Redlichen trauerten, war
 freilich auch ein Häuflein „Aufgeklärter“ vorhanden, welche
 lauten Jubel ausbrach und sich beeilte, sofort und unange-
 lich ihren neuen, bisher im Lande sonst nicht gekannten
 öffentlich auszugießen. Schon am 27. März 1774 sprach der
 Haupt der modernen Pädagogen der alte Freiherr von
 statt in einer öffentlichen akademischen Sitzung über die
 Mängel des bayerischen Schulwesens, indem er die protestantischen
 Universitäten und Gymnasien als Muster hinstellte, welcher
 Vorzug daher rühre, weil „in protestantischen Ländern der
 desherr von ihm zustehenden Episcopats wegen (1) die Schulen

selbst besorge und die gelehrtesten Männer als Lehrer dabei anstelle.“ Doch waren solche Ansichten noch etwas zu früh daran, um officiell werden zu können, obgleich Febronius und Joseph II. bereits auch in Bayern spukten; die Akademie hätte über dieser Rede bald die Censur-Freiheit wieder verloren, und als die Ordinariate zugleich auch über einen durchaus unkatholischen, selbst gegen die Dogmen grob verstoßenden Katechismus Beschwerde führten, den die voreiligen Aufklärer für die Schulen vorgeschlagen hatten, nahm der biederere Kurfürst das ganze Vorgehen sehr übel auf. Das Aufklärungs-System der Neuerer erlitt in seinem Vertrauen einen schweren Stoß, und konnte sich davon nicht mehr erholen, so lange dieser letzte Fürst aus der Linie der alten bayerischen Herzoge noch lebte.

Karl Theodor aber, in Bayern der erste Fürst aus dem pfälzischen Hause, wußte besser, wie und warum „in protestantischen Ländern der Landesherr von ihm zustehenden Episcopats wegen die Schulen selbst besorge“; er zögerte auch nicht, die Theorie in die Praxis einzuführen. Es galt, für eines seiner natürlichen Kinder, den Fürsten von Breßenheim, eine glänzende Stellung im Lande zu schaffen, und der Kurfürst gerieth auf den Einfall, eine bayerische Zunge des Maltheiser-Ordens zu errichten und den Sohn der Sängerin zu ihrem Großmeister zu machen. Die Kosten mit 150,000 fl. jährlich sollten die ständischen Klöster in Bayern bestreiten. Diese weigerten sich, das Uner-schwingliche zu übernehmen, und es kam zu heftigen Scenen. Der Kurfürst drohte ihnen mit Sequester, mit Kuratel, mit Aufhebung, und wirklich begann bereits eine Commission zur Untersuchung der Kloster-Einkünfte im Stift Tegernsee ihr Geschäft. In jenen Klöstern war zwar vielfach ein schlimmer Geist eingedrungen, und schon durch ihr feindseliges Auftreten gegen die Jesuiten hatten sie die jetzigen Drangsale wohl verdient; das Volk aber hing ihnen dennoch an und war über die kurfürstlichen Maßnahmen

äußerst aufgebracht. Es verbreitete sich das Gerücht, daß der Präsident jener Commission sei plötzlich gestorben; da riefen die Bauern jubelnd aus: „Ah! nun hat schon Ainen der Teufel geholt!“ Daß der Kurfürst die Bewilligung des Papstes für seine Wünsche zu erwirken gewußt habe, wollten sie heute nicht glauben; „der Nuntius in München“, räumten sie, „sei kein wahrer, sondern nur ein falscher Nuntius“. Die Dinge, die ich deshalb hier kurz erwähne, weil ich nicht habe, im Verlauf meiner Briefe zu schildern, was das Kaiserthum zwanzig Jahre später sagte und vielfach auf das Handgreiflichste in die That umsetzte, als endlich die allgemeine Aufhebung der Klöster und die angeordnete „Aufklärung“ überhaupt wirklich in's Werk gesetzt wurde. Für jetzt verglich sich Karl Theodor zu guter Letzt mit seinen Prälaten über einen Ausweg, auf dem diese um ein sehr Bedeutendes wohlfeiler durchzukommen glaubten. Bei der Aufhebung des Jesuiten-Ordens waren nämlich dessen Güter zu den bayerischen Schulfonds geschlagen worden; jetzt wurden sie aber ihrem ursprünglichen Zwecke wieder entfremdet und zur Dotirung der Malthefer-Zunge verwendet; der Prälatenstand mußte dagegen für die Jesuiten-Güter Ersatz schaffen und demnach das ganze bayerische Schulwesen auf eigene Kosten übernehmen, jedoch unter kurfürstlicher Oberkuratel, denn „es erfordern dieses“ — wie Karl Theodor in augenfälliger Uebereinstimmung mit seinen Werken erklärt — „die Er. kurfürstlichen Durchlaucht theuersten Regentenpflichten, nach welchen Höchstselbe als *supremus advocatus ecclesiae* über die Aufrechthaltung der ächten Grund- und Lehrsätze der heiligen Religion und als Landesherr über die Erziehung der Bürger des Staats immer wachen.“ Die Prälaten thaten, unvorbereitet für eine solche Bürde, wie sie waren, was sie thun konnten, besonders für die Universität. Die Zahl der Professoren war freilich sehr herabgeschmolzen, doch waren die wenigen gut besoldet, und bald rühmte man ihnen nach,

daß sie „Alles lehrten, was man sonst nur auf fremden protestantischen Hochschulen finden zu können glaubte.“ Ja, sie lehrten zum Theile sogar noch mehr, unter Anderm bekanntlich den — Illuminatismus, dessen Geburtsstätte Ingolstadt selbst war. Aber alle Neologie, alle speichellederische Ergebenheit gegen den Zeitgeist, alle slavische Submission unter das große Gebot: „Du sollst nicht haben andere Götter neben Kant!“ — Alles war vergebens; mit Ingolstadts Flor war es vorbei; obwohl die leibigen Collegien-Gelder noch immer verpönt waren, die mit den Jesuiten aus den Hörsälen verschwundenen Ausländer wollten nicht wieder kommen, und jetzt trugen sogar nur wenige katholischen Inländer mehr Bedenken, ihre Söhne an protestantische Universitäten zu schicken, was auch gar nicht zu verwundern ist.

Ueber den Zustand, dem das bayerische Schulwesen überhaupt in den nächsten Decennien versiel, will ich das Urtheil eines Mannes anführen, der voller Bewunderung für die Errungenen ist, welche die „Aufklärung“ über Bayern gebracht habe, das „sonst eine wie unlängst aus dem Chaos losgerissene Provinz“ gewesen, der aber zugleich gesteht: „Ebenso wie Attika unter Perikles, stehen wir bei der höchsten Stufe der Aufklärung auf dem höchsten Gipfel der unübersteiglichen Eittenlosigkeit.“ Dieser Mann erklärt im Jahre 1805: „Seit dreißig Jahren erhob sich eine so hochfliegende Pädagogomanie in Deutschland, daß von methodologischen pädagogischen Schriften ganze Bücherhügel aufgethürmt wurden. Raum haben aber in irgend einem Lande auf deutschem Boden die Schulen so viele und verschiedene Reformen erlitten, als in Bayern. Derzeit ist es mit unserm Schulwesen dahin gekommen: wir rechnen jetzt jedes Jahr auf einen neuen Kalender und einen neuen Schulplan. Unser Schulwesen scheint von dem fatalen Schicksale, das selbes vom Jahre 1773 bis auf den Regierungsantritt Mar Josephs unter so mancherlei Metamorphosen erlitten hat, noch seine Nachwehen zu äußern.

Mit Aufhebung der Loyoliten ist unter uns die Epoche Niederreißen im Schulwesen eingetreten. Es gab einen leeren Raum. Man hatte gleich nichts an die Stelle zu setzen, was man vernichtet hatte.“ „Die Staatsverwaltung“ — sagt er — „mußte jetzt selbst an das Geschäft öffentlichen Erziehung Hand anlegen.“ Wie sie es that: Verwirrung ohne Ende versangen, und indem sie, nach Zeugnisse desselben „Aufgeklärten“, vor lauter neuem das — „alte nicht mehr sah“, zeigten die Werkzeuge, deren sie sich bediente, nicht weniger, als die endlichen Resultate. Alles wurde noch unvergleichlich schlechter, als zuvor gewesen, und doch hatten die berufenen „Fremden“ bereits die ganze oberste Leitung in Händen!

Wer die neueste Studien-Wirthschaft in Bayern ihrer übermäßigen und verkehrten Bevorzugung der Sprachen, besonders der griechischen, nur oberflächlich trachtete, mußte schließen, man wolle aus allen Eiern ohne Ausnahme „Philologen“ machen, d. i. und herzlose Buchstaben-Fuchser, wie die Schulplan-Fantanten und Coryphäen des bayerischen Studien-Unfugs bet waren. In der That war diese Erscheinung nur nothwendige Folge der innern Hohlheit, doktrindren Leere, religiösen und moralischen Fäulniß an jener Species von lehrtenthum, die, in Bayern meist aus weiter Ferne gesie seitdem triumphirte. Auf die Früchte ihrer Thätigkeit w selbst regierungsfreundliche „Aufgeklärte“ schon im Jahre 1 mit Fingern, indem sie behaupteten: die Beamten aller 1 sen, welche noch nach dem alten Lehrplan gebildet wor bewährten sich als geschickte und brauchbare Männer, die jüngern, aus dem neuern Studium gekommenen, stellten dagegen verlauteten fast nur allgemeine Klagen w wissenschaftlicher und moralischer Defekte. Ich will hier i entscheiden, um wie viel die Sache bis auf unsere Tage gebessert habe!

Was die Universität Ingolstadt selbst betrifft, so lag sie bis Jahrhunderte lang bei allen Katholiken des Abendlandes hochgeachtet, ihren Gegnern aber tödtlich verhaßt. Dieser Gegensatz an Ansichte des gegenwärtigen Säculums in ihrem Verfall. Es ist schmerzlich, die Verwüstung zu betrachten, welche die aufgeklärte Toleranz in wenig Jahren dort angerichtet hatte. Die Ursachen solcher Wirkungen lagen auf der Hand; aus „Aufgeklärten“ gegenüber konnte es „enthüllten und fremden Aufklärern“ gelingen, sie unter die Erde zu schieben. Mit der bayerischen Regierung gelang es ihm aber vortreflich; diese hatte überhaupt immer nur einen Sinn, nämlich das, vor den Augen der Welt als nicht hinreichend aufgeklärt zu erscheinen. Nicht leicht würde man errathen, was damals die öffentlich proclamirte und letzten Orts acceptirte Ursache des Verfalls jener hohen Schule sein mußte. In der That war es nichts Anderes, als der bloße Name: „Universität zu Ingolstadt.“ Indem diese förmliche Ansicht der bayerischen „Aufklärung“ ausgedrückt erweise, die ich überhaupt für meine bisherige Führung benützt habe *), möchte ich gerne zugleich einige Andeutungen geben: über die vorherrschende Erbärmlichkeit jener Zeit, über den eben so platten als weihrauchsuch-

*) Vgl. folgende Schriften: Untergemeinte Paragraphen an Bayerns Vertheidiger. D. D. 1782. I, 50; — Literarische Nachrichten von dem jetzigen Zustande der bayerischen Universität in Ingolstadt. Frankfurt und Leipzig 1787. S. 21 ff. 66; — Diarium des Prälaten von Bolling in den „Miscellen für die kgl. bayer. Staaten und die angrenzenden Länder“. 1806. I, 25; — Von dem Vorhaben, die Universität von Ingolstadt nach Landshut zu versetzen. D. D. 1800. S. 13; — Neuester Zustand von Bayern in literarischer, religiöser und statistischer Hinsicht. D. D. 1805. S. 12 ff., 47 ff.; — Gottlieb Wahrlich: Bayerns Regierungsgemälde. München 1817. S. 76 ff.; — Bayerns Universität kann nicht nach Ingolstadt versetzt werden. Frankfurt und Leipzig 1801. S. 3 ff.; 14 ff.

tigen Charakter der Hochgestellten, über den. marktschenschen Dünkel und die unübertreffliche Frechheit ihrer beiden Charlatane. Mit meinen eigenen Worten dieß zu wäre mir schwer; ich empfehle daher zu diesem Zwecke halbofficielle Flugschrift, welche im Jahre 1801 die Abgang der Universität Ingolstadt nach Landshut, welches der Kriegstürme wegen bereits auf der Flucht befaßt conditio sine qua non gebieterisch forderte. Unbekümmert das alte: risum teneatis amici, beginnt sie schon gleich geistreiches Exordium mit den damals bereits stereotyp gewordenen Worten: „Lucem redde tuae, Dux bone, patris, so hat Bayerns Genius für's Vaterland bei dem Abgangsantritte Max Josephs, und seine Bitte ward erfüllt. Schnell zerstreute unser bester Landesvater alle Finsternisse, eine neue Sonne ging in Bayern auf. Die Universität Bayerns ward reformirt, mehrere verdienstvollen Gelehrten vom Ausland gerufen, mit tiefen Einsichten ein vortreffliches Studienplan entworfen, Alles versprach eine reiche Erndte, nur der Ort der Aussaat (Ingolstadt) erregte bei Patrioten Besorgnisse.“ *)

*) Man muß sich nur wundern, daß nicht schon jetzt und geradezu Luft der Haupt- und Residenzstadt, die Atmosphäre des Hofes allein zuträglich für die schwindelsüchtige Hochschule und für die selligen und politischen Tugenden ihrer Professoren erklärt wenn die der allerhöchsten Berücksichtigung unterstellte Schrift fährt: „Alles in Ingolstadt hat den gehässigen Zuschnitt des Muthums, mit allen üblen Folgen, die aus diesem Geiste fließen. Wer soll an einem solchen Ort („kein Hof, kein Adel, kein Aberglaube, kein Dilettantismus ist da“ etc.) nicht zum Misanthropen werden? — Möchte doch Max Joseph beherzigen, daß für ein denkeres Leben kein Ersatz möglich ist, daß die Lehrer in Ingolstadt selbst ihre feinere Geistesbildung verlieren müssen, und eine Anzahl von vielen noch so gelehrten Misanthropen keine die Welt brauchbaren Männer bilden kann. — Wahrhaft! eben zu Ingolstadt kumpft die Seele so ab, daß ich mich gar

das solchen und andern Sagen mag der Geist zu erkennen, welcher das bayerische Gelehrtenthum damals be-
 re. In Ingolstadt hätte dieser Geist freilich jeden Auf-
 schauend werden müssen, wenn er nicht, wie wir
 es erfahren, ausgeschämt und jeden Ehrgefühls beraubt.
 Die Universität verließ aber wirklich die Stadt, welche
 einzig einst für seine Stiftung ob ihrer gesunden und
 sehr bequemen Lage, ausersehen, und in der sie drei-
 hundert lang (ich rechne bloß von 1472 bis 1773) herr-
 schte hatte. Bei dem jetzigen Geschlechte ist schon das
 Bedenken an die alte Größe fast ganz verschwunden, und
 es der rein katholischen Stiftung bis zur Stunde ge-
 sehen wir vor Augen; wer ihre Geschichte erwägt,
 die in diesem Briefe skizzirt, den kann die Opposition
 gewisse „Verufungen“ nicht überraschen. Nur die prote-
 stantische Hochschule zu Erlangen wurde ihrem ursprüngli-
 chen Zweck nicht entfremdet; die Katholiken erfreuen
 sich eines solchen gerechten und billigen Verfahrens nicht,
 Augen mit allen ihren Forderungen und Bitten um
 Toleranz und aufrichtige Parität seit einem halben

undere, wenn Ingolstadt seinen literarischen Ruf beinahe ganz
 verloren hätte. — Ingolstadt hat nun einmal vor ganz Deutschland
 einen Credit verloren, und schon der Name dieses Ortes erweckt,
 auch nach der Regeneration der Universität, alle üblen Eindrücke,
 welche man nun einmal mit diesem Namen zu verbinden gewöhnt
 ist. Selbst die vielen Versuche der Vorzeit, die Universität an die-
 sem Orte emporzuheben, und das Mißlingen aller dieser Versuche
 dient zum Beweise, daß das Uebel tiefer liege, und daß es in
 Localitäten seinen Grund habe. — Dort kann der Neid im
 Stillen herumzuschleichen, kann im Stillen gewirkt werden, damit
 der alte Zustand der Dinge unvermerkt wiederkehrt; Neulinge
 raucht man nicht ankommen zu lassen, der literarische Mann hat
 auf dieser wüsten Insel keinen Werth, und in einigen Jahren kann
 der Obscurantismus wieder, wie im Jahre 1784 und 1785, Rec-
 tor magnificus seyn.“

tigen Charakter der Hochgestellten, über den marktschreierischen Dünkel und die unübertreffliche Frechheit ihrer berufenen Charlatane. Mit meinen eigenen Worten dieß zu sagen wäre mir schwer; ich empfehle daher zu diesem Zweck eine halbofficielle Flugſchrift, welche im Jahre 1801, die Weggung der Univerſität Ingolſtadt nach Landshut, wegen ſich der Kriegſtürme wegen bereits auf der Flucht, beſetzt als *conditio sine qua non* gebieteriſch forderte. Unbeſonnen um das alte: *risum teneatis amici*, beginnt ſie ſchon gleich mit geiſtreichem Erordium mit den damals bereits ſtereotyp gewordenen Worten: „*Lucem redde tuas, Dux bone*“, worin ſo bat Bayerns Genius für's Vaterland bei dem Regierungsantritte Max Joſephs, und ſeine Bitte ward wirklich Schnell zerſtreute unſer beſter Landesvater alle Finſterniſſe eine neue Sonne ging in Bayern auf. Die Univerſität Bayerns ward reformirt, mehrere verdienſtvollen Gelehrten vom Ausland gerufen, mit tiefen Einſichten ein vorzügliches Studienplan entworfen, Alles verſprach eine reiche Ernte — nur der Ort der Ausſaat (Ingolſtadt) erregte bei den Patrioten Beſorgniſſe.“ *)

*) Man muß ſich nur wundern, daß nicht ſchon jetzt und geradezu die Luſt der Haupt- und Reſidenzſtadt, die Atmoſphäre des Hofes, als allein zuträglich für die ſchwindsüchtige Hochſchule und für die geſelligen und politiſchen Tugenden ihrer Profeſſoren erachtet wird, wenn die der allerhöchſten Verächſtlichung unterſtellte Univerſität ſchreibt: „Alles in Ingolſtadt hat den gehäßigen Zuſchnitt des Mauthums, mit allen üblen Folgen, die aus dieſem Geiſte fließen. Wer ſoll an einem ſolchen Ort („kein Hof, kein Adel, kein Geld, kein Miſanthropium iſt da“ &c.) nicht zum Miſanthropen werden? — Möchte doch Max Joſeph beherzigen, daß für ein ſchandenleeres Leben kein Urfach möglich iſt, daß die Lehrer in Ingolſtadt ſelbſt ihre feinere Geiſtesbildung verlieren müſſen, und daß eine Anzahl von vielen noch ſo gelehrten Miſanthropen keine für die Welt brauchbaren Männer bilden kann. — Wahrhaftig ein Leben zu Ingolſtadt kumpft die Seele ſo ab, daß ſie nicht mehr

„Was solchen and andern Sagen mag der Geist zu rufen
 rufen, welcher das kaiserliche Lehrenthum damals be-
 rief. In Ingolstadt hätte dieser Geist festlich jeden We-
 lter schauend werden müssen, wenn er nicht, wie wir
 jetzt erfahren, ausgeschämt und jeden Ohrgefühl bant-
 te. Die Universität verließ aber wirklich die Stadt, welche
 Ludwig einst für seine Stiftung ob ihrer gesunden und
 commercell bequemen Lage, ausersehen, und in der sie drei
 Jahrhunderte lang (ich rechne bloß von 1472 bis 1773) her-
 geblüht hatte. Bei dem jetzigen Geschlechte ist schon das
 Gedanken an die alte Größe fast ganz verschwunden, und
 aus der rein katholischen Stiftung bis zur Stunde ge-
 rathen, sehen wir vor Augen; wer ihre Geschichte erwägt,
 ich sie in diesem Briefe skizziert, den kann die Opposition
 gewisse „Verurtheilungen“ nicht überraschen. Nur die prote-
 stantische Hochschule zu Erlangen wurde ihrem ursprüngli-
 chen Stiftungszwecke nicht entfremdet; die Katholiken erfreu-
 en sich eines solchen gerechten und billigen Verfahrens nicht,
 schlagen mit allen ihren Forderungen und Bitten um
 ihre Toleranz und aufrichtige Parteilichkeit seit einem halben

wunder, wenn Ingolstadt seinen literarischen Ruf beinahe ganz
 verloren hätte. — Ingolstadt hat nun einmal vor ganz Deutschland
 seinen Credit verloren, und schon der Name dieses Ortes erweckt,
 auch nach der Regeneration der Universität, alle ablehnen Eindrücke,
 welche man nun einmal mit diesem Namen zu verbinden gewöhnt
 ist. Selbst die vielen Versuche der Vorzeit, die Universität an die-
 sem Orte emporzuheben, und das Mißlingen aller dieser Versuche
 dient zum Beweise, daß das Uebel tiefer liege, und daß es in
 Localitäten seinen Grund habe. — Dort kann der Keim im
 Dunkeln herumflehlen, kann im Stillen gewirkt werden, damit
 der alte Zustand der Dinge unvermerkt wiederkehrt; Reutlinge
 braucht man nicht anflommen zu lassen, der literarische Mann hat
 auf dieser wüsten Insel seinen Werth, und in einigen Jahren kann
 der Obscurantismus wieder, wie im Jahre 1784 und 1785, Reas-
 sur magnificus seyn.“

tigen Charakter der Hochgestellten, über den marktschreierischen Dünkel und die unübertreffliche Frechheit ihren berufenen Charlatane. Mit meinen eigenen Worten dieß zu thun wäre mir schwer; ich empfehle daher zu diesem Zwecke die halbofficielle Flugschrift, welche im Jahre 1804 die Wiedergung der Universität Ingolstadt nach Landshut, wodurch sich der Kriegstürme wegen bereits auf der Flucht befand, als *conditio sine qua non* gebieterisch forderte. Unbestimmt um das alte: *risum teneatis amici*, beginnt sie schon gleich mit geistreichem Erordium mit den damals bereits stereotyp gewordenen Worten: „*Lucem reddo tuae, Dux bone, patriae*“ so bat Bayerns Genius für's Vaterland bei dem Regierungsantritte Max Josephs, und seine Bitte ward erhört. Schnell zerstreute unser bester Landesvater alle Finsternisse, eine neue Sonne ging in Bayern auf. Die Untwerfische Universität Bayerns ward reformirt, mehrere verdienstvollen Gelehrten vom Ausland gerufen, mit tiefen Einsichten ein vorzügliches Studienplan entworfen, Alles versprach eine reiche Ernte — nur der Ort der Aussaat (Ingolstadt) erregte bei den Patrioten Besorgnisse.“ *)

*) Man muß sich nur wundern, daß nicht schon jetzt und geradezu die Luft der Haupt- und Residenzstadt, die Atmosphäre des Hofes, als allein zuträglich für die schwindstüchtige Hochschule und für die geselligen und politischen Tugenden ihrer Professoren erachtet wird, wenn die der allerhöchsten Berücksichtigung unterstellte Universität fortfährt: „Alles in Ingolstadt hat den gehässigen Zuschnitt des Stumpsthumus, mit allen üblen Folgen, die aus diesem Geiste fließen. Wer soll an einem solchen Ort („kein Hof, kein Adel, kein Galabel, kein Illustrium ist da“ u.) nicht zum Misanthropen vervollkommen? — Möchte doch Max Joseph beherzigen, daß für ein freudenleeres Leben kein Ursach möglich ist, daß die Lehrer in Ingolstadt selbst ihre feinere Geistesbildung verlieren müssen, und daß eine Anzahl von vielen noch so gelehrten Misanthropen keine für die Welt brauchbaren Männer bilden kann. — Wahrscheinlich ein Leben zu Ingolstadt kumpft die Seele so ab, daß sie sich gar nicht

Was solchen und andern Ecken mag der Geist zu er-
 scheinen, welcher das kaiserliche Besitztenthum damals be-
 zugs. In Ingolstadt hätte dieser Geist freilich jeden Ma-
 schen schamlos werden müssen, wenn er nicht, wie wir
 jetzt erfahren, ausgeschämt und jeden Ehrgefühls bar-
 ke. Die Universität verließ aber wirklich die Stadt, welche
 Ludwig einst für seine Stiftung ob ihrer gesunden und
 unendlich bequemen Lage, ausersehen, und in der sie drei
 Jahrhunderte lang (ich rechne bloß von 1472 bis 1773) herr-
 schte. Bei dem jetzigen Geschlechte ist schon das
 Gedächtniß an die alte Größe fast ganz verschwunden, und
 es aus der rein katholischen Stiftung bis zur Stunde ge-
 rathen, sehen wir vor Augen; wer ihre Geschichte erwägt,
 die sie in diesem Briefe skizzirt, den kann die Opposition
 gewisse „Verufungen“ nicht überraschen. Nur die prote-
 stantische Hochschule zu Erlangen wurde ihrem ursprüngli-
 chen Bildungszwecke nicht entfremdet; die Katholiken erfreu-
 en sich eines solchen gerechten und billigen Verfahrens nicht,
 und schließen mit allen ihren Forderungen und Bitten um
 ihre Toleranz und aufrichtige Parität seit einem halben

wunderbare, wenn Ingolstadt seinen literarischen Ruf beinahe ganz
 verloren hätte. — Ingolstadt hat nun einmal vor ganz Deutschland
 seinen Credit verloren, und schon der Name dieses Ortes erweckt,
 auch nach der Regeneration der Universität, alle üblen Eindrücke,
 welche man nun einmal mit diesem Namen zu verbinden gewöhnt
 ist. Selbst die vielen Versuche der Vorzeit, die Universität an die-
 sem Orte emporzuheben, und das Mißlingen aller dieser Versuche
 dient zum Beweise, daß das Uebel tiefer liege, und daß es in
 Localitäten seinen Grund habe. — Dort kann der Neid im
 Stillen herumzuschleichen, kann im Stillen gewirkt werden, damit
 der alte Zustand der Dinge unvermerkt wiederkehrt; Neulinge
 braucht man nicht aufzunehmen zu lassen, der literarische Mann hat
 auf dieser wüsten Insel keinen Werth, und in einigen Jahren kann
 der Obscurantismus wieder, wie im Jahre 1784 und 1785, Rec-
 ter magnificus seyn.“

Jahrhundert an taube Ohren, seit jener Zeit, wo der Stolz „katholische Universität!“ als nächster Versuch zum Völkerverderben und Landesverrath gebrandmarkt war. Und nicht nur die Ingolstädter Schule, sondern auch die zweite bayerische Universität wurde ihres stiftungsgemäß rein katholischen Charakters entkleidet.

Raum kam nämlich Bayern das erste Mal in den Besitz des Hochstifts Würzburg, so wußte man nichts Besseres zu thun, als (noch im Nov. 1803) die hohe Schule in der Hauptstadt des Landes zu „organisiren“. Bekanntlich mußte aber Bayern das Stiftsland bald wieder aufgeben, und eine Entschädigung an den Großherzog Ferdinand von Toskana abtreten. Dieser edle Fürst setzte sofort den 7. Sept. 1806 an die Stelle der bayerischen „Organisation“ eine neue, deren Statut, zum haarsträubenden Entsetzen im bayerischen Israel der Aufklärung, die Bestimmung eröffnete: „§. 1. Die Universität zu Würzburg ist nach dem Gesetz ihres Stifter und nach der Verfassung des Landes, welchem sie angehört und zunächst gewidmet ist, eine katholische Universität.“ Bald darauf (am 16. Jan. 1810) berichtete das „Morgenblatt“ über eine Rede, welche angeblich ein Jesuit bei Eröffnung der theologischen Fakultät in Würzburg gehalten und in Druck gegeben haben sollte. Das Ganze stellte sich nachher als boshafter Erfindung heraus; sie hatte aber wider Willen die Wahrheit gesagt, wenn sie den Jesuiten-Pater sich äußern ließ: „Da führten die Zeiten die Bayern herbei; mehr brauch ich nicht zu sagen. Die Freunde der sogenannten Aufklärung hatten nun gewonnenes Spiel. Licht sollte werden, das war die Devise der neuen Regierung; aber es war das Licht der Aufklärung, welches dem Lichte des Glaubens widerstrebt.“ Die Klöster wurden aufgehoben, die Wallfahrten eingestellt, Kirchen geschlossen, eine Menge lutherischer und calvinischer Professoren (an der Universität) angestellt. Der Stifter dieser hohen Schule, der große Julius, der sie rein katholisch

hätten wollte, muß sich, als er diesen Gräuel der Verwüstung sah, im Geiste angewendet haben.“

Die Zeitereignisse führten bekanntlich in Würzburg noch einmal und für die Dauer die Bayern herbei, und mehr habe ich, wie jener angebliche Jesuiten-Pater, über die hiesige Geschichte der Universität auch nicht zu sagen. Ich überhaupte meinen Brief hier schließen; denn erstens ist die bayerische Aufklärungs-Periode noch anderwärts zu bemerken; zweitens tritt jetzt über den Universitäten eine neue wissenschaftliche Anstalt auf, welche von nun an Herz und Mittelpunkt für alles gelehrte Wesen in Bayern bilden sollte. Darüber nächstens mehr!

XIV.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Den 9. Juli 1852.

I.

Wetterwolken über England.

Wir wissen nicht, was die englischen Minister bewogen haben mag, sich gerade in diesem Augenblicke an das sinkende Schiff des Protestantismus zu klammern und einen Kampf mit der steigenden Macht der Kirche herauszubeschwören, von welcher auch der beschränkteste Verstand sich sagen muß, daß es, wenn nicht das einzig wahrhaft erhaltende, so doch in dem Falle das conservativste aller Elemente der englischen Gesellschaft ist. Genug, es ist geschehen. In einem Lande,

wo der Hindu und der Derwisch in jeder erdenklichen Tracht seinen Kultus auf öffentlichem Plage feiern können, falls es ihn gelüftet, soll plötzlich der katholische Priester des Erscheinens in seiner längst bekannten Amtstracht halten, und dies nachdem fast seit zwei Menschenaltern niemand mehr daran irgend einen Anstoß genommen. Es ist mit Absicht und Vorbedacht den im letzten Stadium Agonie liegenden rundköpfigen Fanatismus förmlich zu kalten Erbitterung und Verfehrtheit wieder aufzuspornen, der er hat nicht gesäumt, der an ihn ergangenen Mahnung Stockport bereitwillig zu antworten: daß er noch lebe und mer der alte sei. Wie das enden wird? Wir wissen nicht; aber die Verhältnisse in England sind von der Art, daß das protestantische Etablissement sich nur zu bald eine defensive Stellung gedrängt und an die uralte Mahnung erinnert sehen dürfte: wer ein gläsernes Dach hat, soll die Vorübergehenden nicht mit Steinen werfen. Allein in jedem Falle wäre Kampf und Bürgerkrieg zwischen den Katholiken und ihren confessionellen Gegnern ein großes, Worten gar nicht genügend zu bezeichnendes Unglück für England und ganz Europa.

II.

Zur Physiologie der Gesellschaft.

In der Kirche (als Gesellschaft) vereinigen sich gegenwärtig das monarchische und das republikanische Prinzip (jenes in Ursprung und Form, dieses in Geist und Ziel) und beide vermitteln und versöhnen sich mit einander in

(Halle)

Den 10. Juli 1852.

III.

Die Vertreibung der Redemptoristen aus Wien
im Jahre 1848.

Die Geschichte aller Revolutionen beweist, daß im Verlaufe der letztern die Momente der Anarchie und des offenen Bürgerkrieges bei weitem nicht die schlimmsten sind. Viel schlimmer sind jene Zustände, wo es einer kleinen, hochorganisirten Partei durch schleichende Hinterlist gelungen ist, eine kleine und schwache Regierung aus dem Besitze der Macht zu werfen, sich des Ruders der Gewalt zu bemächtigen, und mit einer Art von Scheinlegalität im Sinne der Verfassung weiter zu regieren. Dieser Zustand ist deshalb gefährlich, weil er die Gemüther heillos verwirrt und die Verfassung als rechtliche Ordnung, den bewaffneten Widerstand gegen dieselbe als Meuterei und Empörung erscheinen läßt. In solchen Momenten pflegt es dann zu geschehen, daß eine kleine Rotte frecher, und dennoch oft so unglaublich feiger Bösewichter ganze große, volkreiche Hauptstädte wie willenlose Herden tyrannisiert. — Das eben Gesagte trat uns lebhaft vor das Gedächtniß bei Gelegenheit der Kunde: daß Kaiser Franz Joseph's klarer Verstand und edler Gerechtigkeitsinn jenes absurde Decret aufgehoben habe, durch welches das österreichische Kabinetministerium im Jahre 1848 die Jesuiten und Redemptoristen verbannte. Das arme Wien trägt die ganze volle Schuld der sogenannten „Vertreibung der Redemptoristen“, während eine Handvoll unbedeutender Tröpfe, die sich durch ihre im Besitze der Gewalt befindlichen Bundesbrüder gesichert wußten, allein und auf eigene Rechnung das Attentat verübten, und höchstens ein paar hundert unschuldige Vorübergehende, die nicht wußten, was im Klo-

ster geschah, neugierig stehen blieben. Wir sind im Be-
eines Schreibens, welches die damaligen Ereignisse aus e-
ner nächster Anschauung schildert, und theilen dasselbe un-
Lesern zur Charakteristik jener unglücklichen und schimpf-
Verhältnisse mit, von denen wir hoffen, daß Deutsch-
ähnliche nie wieder erleben werde:

Schon mehrere Wochen vor dem letzten Sturme, der in
Congregation in Wien getroffen, machte es sich eine kirch-
liche Parthei zur Aufgabe ihrer Bestrebungen, durch Haß und
Bitterung athmende Pamphlete die Nebemptoristen-Congregation
Spotte und jeglicher Verachtung Preis zu geben. Um den
des Publikums gegen dieselbe zu erregen, streute man die
hastesten, bis an Wahnsinn gränzenden Gerüchte über sie aus,
dächtigte ihre Lehre, ihre Tendenzen und selbst ihren moral-
Charakter. Bald ging von Mund zu Mund die Behauptung
daß die Nebemptoristen bereits Kloster und Stadt verlassen,
schmäblich die Flucht ergriffen, und daß Priester von St. ~~St.~~
in ihrer Kirche den Gottesdienst hielten; bald erzählte man
daß es schon amtlich beschlossen sei, ihr Kloster zu einem
lichen Staatsgebäude zu verwenden. Derlei Gerüchte mit
unzähligen, die Priesterwürde entehrenden Schmähungen blieben,
nicht ohne alle Rückwirkung von Seite vieler gutgesinnten
die in zahlreichen Unterschriften ihre Anhänglichkeit und Lie-
gen die Congregation, für deren Vertheidigung und Aufrecht-
sie einstehen wollten, an den Tag legten. Da es nun der
feindlich gegenüberstehenden Partei nicht gelingen konnte, die
Congregation auf gesetzlichem Wege zu beseitigen, so versuchte
dieses durch gewaltsame Demonstrationen zu erreichen. Am 3. ~~4.~~
Nachts um zehn Uhr machte ein uns unbekannter wohlge-
Herr bei der Pforte die Anzeige, daß in einem Kaffeehaus
geschlossen worden sei, in der Mitternachtsstunde vor unserem
Rufen muß zu machen; es wäre möglich, bedeutete er uns,
dabei einige Fenster eingeworfen würden, indeß sollten wir
ganz ruhig verhalten und weder den Schutz der Polizei noch
Militärs ansuchen; der Nationalgarde allenfalls könnten wir
von Anzeige machen. Ich schickte sogleich zu dem in unserer

den Offizier der Nationalgarde, der mich versichern ließ, es
 nicht zu befürchten, indem ja ohnehin das unserem Klosterge-
 gegenüber gelegene Magistratsgebäude hinlänglich von Na-
 tionalgardisten bewacht sei, die auch unser Kloster zu schützen
 stände seien. Um Mitternacht erfolgte die uns durch
 unbekannten Freund angesagte Störung vor unserem
 Kloster. Der Tumult war ungeheuer. Gräßliches Gebrüll und
 Lärm, begleitet von unablässigem Stoßen und Poltern an
 Thüren des Hauses, unaufhörliches Reissen an der Glocke der
 Kirche und schrillendes Gepfeif erfüllten auch den Entschlossensten
 Schrecken und Angst. Die meisten unserer Mitglieder, durch
 die lauten Getöse aus dem Schlafe aufgeschreckt, begaben sich
 in die Kirche. Auch wurde, nachdem der Lärm auf der Gasse
 nicht, eine Rede mit lauter Stimme gehalten, die mit einem
 „Bravo“ und „Vive“ beantwortet wurde. Ob Na-
 tionalgardisten dabei zu unserem Schutze thätig waren, weiß ich
 nicht; man hörte später nur die Stimme: fort! fort! und hiemit
 endete der gräßliche Tumult. Dieser nächtlichen Demonstration
 folgte am Tage eine zweite, noch öftere, folgen. Man verbreitete
 die fälschliche Gerücht, als versammelten sich große Böbelhaufen,
 gegen das Redemptoristen-Kloster heranzustürmen und dasselbe
 demoliren Willens wären. Auf dieses Gerücht hin wurde uns
 Nationalgarde angesagt mit dem Bedeuten, daß sie das Kloster
 schützen werde. Böbelhaufen waren aber gegen uns nirgends
 zu sehen; erst um zehn Uhr Vormittags am 6. April sammelten
 sich vor dem Kloster einzelne Männer, die Studierende gewesen
 zu seyn; diese begannen theilweise, wider uns zu lästern. Ich
 begann um zehn Uhr die Segenmesse; noch während der heil. Hand-
 lung versammelten sich diese theils um den Altar, theils beobach-
 tet sie von Außen alle Ausgänge, wo sie einen unserer Priester,
 ruhig seines Weges ging, wüthend umringten und ihn unter
 heftigen Beschimpfungen zwangen, in das Kloster zurückzukehren.
 Ein Nationalgardist mit dem Säbel um die Hüfte bedeutete dem
 Priester, daß der Priester am Altare sich beeilen solle. Nach
 der heiligen Handlung trat zu mir der Adjutant der National-
 garde, der von Sr. Excellenz Grafen von Sapor einen schriftlichen
 Befehl vorzeigte, daß er zum Schutze unseres Klosters bestimmt

sei; zugleich aber begehrte er durch Vorzeigung einer andern List, daß man für die Mutter eines am 13. März gefallenen Soldaten subscribire. Ich fand auf der Liste bereits einen unserer Pfarrer, der im Namen der Congregation 10 fl. C.Mz. gab; auch subscribirte mit 10 fl. C.Mz. Sogleich wurden alle Ausgänge zum Hause und zur Kirche gesperrt, und nur die Pforte blieben offen, wurde aber bewacht, damit, wie sie sagten, das Straßenpöbel keinen gewaltsamen Einbruch wage, denn Pöbelhaufen-Tausenden wären in feindlichem Anzuge gegen unser Kloster griffen. Die Nationalgardisten verlangten zu essen und zu trinken, was ihnen unserer Seits gerne gewährt wurde. Während diese angeblichen Vorbereitungen zur Gegenwehr für den Fall Pöbelangriffes gemacht wurden, ward mir gemeldet, daß zwei Nationalgardisten in wichtigen Angelegenheiten mit mir zu sprechen hätten. Sogleich begab ich mich mit ihnen in das nächstgelegene Zimmer, aber wie staunte ich über die anmassenden Forderungen mit denen diese zwei, von denen ich Schutz und Sicherheit erwartete, gegen mich auftraten! Der Eine äußerte sich: Sie werden wohl des Nachts gehört haben, was vor Ihrem Hause geschah. Sie werden demzufolge wohl die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben! Auf die Frage: was für Vorkehrungen er meinte; er mit gleicher Heftigkeit fort: Sie werden doch einen Befehl gefaßt haben für die Zukunft! Ruhig entgegnete ich ihm: er mit dieser Sprache wolle? Und nun erklärte er sich noch einmal und sprach: Sie werden doch begreifen, daß Sie aus der Stadt fort müssen, daß Sie nicht länger mehr hier Ihr Verbleiben lassen. Darauf erwiderte ich: Dieser Art Anforderung kann ich nicht genügen, unmöglich kann und darf ich allein beschließen, was Rechte der Anderen verletzen könnte; auch wir sind Oesterreichische Unterthanen und müssen als solche dieselben Rechte in Anspruch nehmen, die einem jeden Landeskinde zugesichert sind. Ob wir in Wien bleiben, darüber kann nur die rechtmäßige Obrigkeit entscheiden, und ob wir als geistliche Gemeinde bestehen können, darüber zu entscheiden, steht zunächst dem hochwürdigsten Fürstbischöfe zu. Während dieser Rede trat ein angesehener Mann ins Zimmer, dem ich die sonderbare Zumuthung erzählte, die die zwei Herren Nationalgardisten an mich stellten. Dieser, von ge-

Wer selbst sie ergriffen, sprach zu ihnen mit ernster Stimme: Die Congregation zu bestehen hat oder nicht, das haben nicht wir und nicht ich zu entscheiden, das werden Jene entscheiden, die die Constitution verassen werden. Sofort begab ich mich nun, unseren eigenen Beschützern Gefahr befürchtend, in mein Zimmer legte weibliche Kleider an und ging zur Pforte, nur zu sehen, dort geschehen. Dasselbst versammelten sich Nationalgardisten einer größerer Anzahl, die Meisten von ihnen waren Studenten. Einige von ihnen riefen mir, alsogleich mit Sr. Excellenz Grafen Goyos und dem hochwürdigsten Fürst-Erzbischofe zu sprechen. Diesen Vorschlag nahm ich auch an. Wie wenig Gefahr von ihnen aus drohte, bewieset auch der Umstand, daß ich von einem der Nationalgardisten, den man Oberleutnant betitelte, eine bewaffnete Begleitung mitten durch die Volksmenge, die durch die Neugierde zum Hause herbeigezogen hatte, hindurchgehen konnte auch nur die geringste Unbill zu erfahren. Nirgends irgend ein empörtes Straßengefindel, nur ein Bekannter meines Begleiters rief diesem zu: Warum gehen die Pfaffen nicht fort, sie sehen, daß man sie nicht mag? An diesen Worten wollte mein Begleiter zu verstehen geben, wie sehr die Volkswuth gegen uns aufgereizt sei. Hören Sie, sprach er, wie es steht? Ich antwortete: So spricht dieser und anders ein Anderer, wer Frieden seinen Mitmenschen lebt, warum sollte man diesen nicht in Frieden lassen? Es ist traurig, daß man uns im Leben keine Ruhe gönnt! Seine Excellenz Graf Goyos ließ ohne Verzug vor und versicherte mich, er werde Alles aufbieten, um das Kloster zu schützen. Das wäre sauber! so äußerte dieser hochgestellte Herr über das ganze Attentat, heute würden wir dieses Kloster stürmen, morgen ein anderes u. s. f. Wir werden uns schon Ruhe verschaffen. Meinem Begleiter befahl er, 50 Nationalgardisten mitzunehmen, widrigenfalls er eine Compagnie Soldaten dahin beordern würde. Von Soldaten wollte ihm Begleiter nichts hören. Hierauf empfahlen wir uns, und ich vernahm, daß der hochwürdigste Fürst-Erzbischof, der falls in der Nacht insultirt worden, nicht zu sprechen sei, verließ ich meinen Begleiter und begab mich zu einem meiner Freunde. Während meiner Abwesenheit wählten die Nationalgardisten einen

Ausschuß von Sechsen aus ihrer Mitte, die entscheiden sollten, was mit uns zu geschehen habe. Dieser Ausschuß nun hat nach einiger Berathung beschlossen, daß man sämtliche Mitglieder der Congregation auf Wagen zur Stadt hinausschaffen müsse. Diesem Beschlusse zu Folge wurden in größter Eile Wagen herbeigeführt, in jeder derselben mußten Einige einsteigen, jeder Wagen war von Nationalgardisten umgeben, und so ging der Zug langsam über den Platz am Hof bis zum Schottenthor. Allerdings gab es eine Menge Zuschauer in der ohnehin aufgeregten Stadt, allein Gefahr für uns oder drohender Pöbelsturm war auch nicht im mindesten bemerkbar. Schnell fuhren jetzt die Wagen durch die Vorstadt hinaus, und in Ottagrün wurden die Unsrigen ohne auch nur die den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versehen zu sein, auf offener Straße gleich Geächteten ausgesetzt. Keiner hatte auch nur ein Kreuzer Geld bei sich, und Wäsche oder andere nothwendige Kleidungsstücke, die etwa Einer oder der Andere in aller Eile mitnehmen wollte, wurden ihm schon bei der Pforte wieder abgenommen. So wären sie also außerhalb der Stadt auf offener Straße der Wuth ihrer erbittertesten Feinde überlassen gewesen, wäre wirklich eine Pöbelwuth gegen die Unsrigen in der That vorhanden gewesen. Von hier aus zerstreuten sie sich nach allen Seiten; aber jetzt hörte ihre Verfolgung nicht auf, überall spürte man ihnen nach, verfolgte sie auf öffentlicher Straße und trieb sie, als wären sie selbst ihrer persönlichen Freiheit verlustig erklärt, von einem Bezirke in den andern. Auch mir begegnete ein Gleiches. Nachdem ich von den Vorgängen, die wider den ausdrücklichen Befehl Sr. Excellenz des Grafen Hopyß an unsern Mitbrüdern verübt wurden, Kenntniß erhalten, begab ich mich eileends zu demselben in seine Wohnung, wo er gerade beim Essen war. Um ihn nicht zu stören, beschloß ich einstweilen, unsern obersten Vorsteher, wegen Alterschwäche und vielfacher Gebrechen in einem in der Stadt ganz nahe gelegenen Hause sich befind, zu besuchen. Während ich hier verweilte, drangen einige Nationalgardisten in das Haus, um auch uns gewaltsam fortzuführen. Sogleich schrieb ich einige Zeilen an Sr. Excellenz Grafen Hopyß und bat um dessen Schutz, erhielt aber keine Antwort; hierauf kam ein Polizei-Commissär mit zwei Vertrauten, die uns höflich ersuchten, wir möchten

der Drange der Umstände nachgeben, und zu Ottagrün in dem
 Hofen Hofe einzuweilen verbleiben. In Ottagrün erklärte sich der
 Herr gleich nach unserer Ankunft gegen unsern Aufenthalt und
 die Energie des hochwürdigen Herrn Hofmeisters hat uns für
 die Tage zu schützen vermocht. Andere von uns wurden in den
 Gassen, wo sie gastfreundliche Aufnahme gefunden, aufgesucht,
 mit Gewalt und absichtlich unter großem Aufsehen fortgeführt;
 Schimpfungen unterblieben hiebei niemals, und nicht bloß die
 Knechte, auch jene redlichen Bürger, die in ihrer Menschenfreund-
 lichkeit und Gerechtigkeitsliebe der Unsrigen sich angenommen und
 ihren Aufenthalt gestattet, wurden vielfältig insultirt. Von Dorn-
 bach, wo einige der Unsrigen sichern Aufenthalt zu haben glaub-
 ten, mußten sie sich schon am andern Tage entfernen; in Penzing
 sahen zwei Laienbrüder, die in einem Gartenhause Aufnahme
 gefunden, aufgespürt, gewaltsam ausgehoben und mit Hohn in einen
 öffentlichen Platz geschafft und wieder auf offener Straße ausgesetzt,
 wo man die bei ihnen befindliche Wäsche einzog und ihre
 Kleider visirte. Anderwärts wurde gleichsam eine Treibjagd
 der Unsrigen gehalten. Der Eine ward um Mitternacht aus
 seinem Schlafe aufgeschreckt und ungeachtet aller Vorstellungen von
 Seiten der allgemein geachteten Familie, die aus Mitleid den ar-
 men Gelehrten, der erst vor Kurzem nach Wien gekommen, gast-
 freundlich aufgenommen, unter den rohesten Beschimpfungen fort-
 geführt; ein Anderer, der mit einem Bürger ruhig auf der Straße
 spazir ging, ward sammt dem Bürger von einigen Gardisten um-
 ringt und ins Zeughaus geführt. Solche Gewaltthatigkeiten ge-
 schahen in Mitte eines großen aufgeklärten Staates, geschahen in
 der Mitte eines katholischen Landes, einer katholischen Stadt, geschahen
 in Oesterreichs Unterthanen und Landeskindern, denen gleich allen
 Bürgern Schutz und Sicherheit garantirt sind, geschahen zu einer
 Zeit, wo die deutsche Nation das Freiheitsbanner allenthalben auf-
 schlug, im schreiendsten Contraste mit den Petitionen um Reli-
 gionsfreiheit.

XV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Preß-Opposition neuester Façon.

Wenn einmal eine leitende Idee in der Zeit zur Landschaft gekommen ist, so sucht sie sich nach allen Beziehungen des Lebens geltend zu machen. In der deutschen Heim wenn nicht aller frappanten, doch wenigstens der absurd-Ideen könnte man daher füglich z. B. an der Geschichte Medicin die Geschichte der Staatsweisheit studiren. politische Allopathie liegt unter dem Kreuz, wie nach jeder Seite hin die Anfeindung der Missionen gerade zur Zeit zu erweist; sie manipulirt „von Gottes Gnaden“ mit specifischen Mitteln. Die homöopathische Politik ist trotz aller ihrer Elemente noch immer nichts weniger als um den Credit gekommen; sie heilt an der Revolution von Unten mit Revolution von Oben. Die politische Hydropathie geht vorzugsweise Schwange; sie kurirt alle Krankheiten nach Materie und in gleicher Weise mit — Polizei. Diese Naturheilkunst ist nicht günstig, wie sonst die medizinische Praxis; auch in Politik ist sie nicht Monopol der staatlichen Autoritäten. haben solche selbst mit eigenen Augen in Behandlung conditioneller Kammern gesehen, welche als allerneuestes Univer-

Mittel die sogenannte „Schweiß- und Hungerkur“ applicirten. Und da Fortschritt seyn muß, ist in unsern Tagen bereits schon eine Zeitung in der Lage, nach ihrer Art dieselbe Heilmethode gegen die Regierung eines Großstaates in Anwendung zu bringen. Die „Kreuzzeitung“ hat, jüngst dreimal nacheinander confiscirt, plötzlich ihre für Preußen nicht unrecht hochangeschlagenen, geistigen Steuern verweigert, und nicht mehr erscheinen wollen, bis die Verdauungsorgane der Regierung radikal kurirt, und wieder aller Kost gewachsen wären, welche die Redaktion ihr zu bieten für angemessen hält. In diesem Zwecke sollte durchaus Herr von Ranteufel abgesetzt werden von der vermessenen Arena „über den Parthei“, wo die „Kreuzzeitung“ ihn als renomirten Equilibristen zu einer handelspolitischen Schwenkung von irreparablen Folgen für das kleine Kleindeutschland Ansaß nehmen sah oder noch sieht, in einem Sprunge, der nicht, wie herkömmlich und gewöhnlich, bloß ihren Leitartikeln secundirte. Es ist nicht zu leugnen, ob die erwünschte Besserung auf anderm Wege so leicht eingetreten, oder ob dem Blatte nur entleibete, einer kranken Umgebung in der Rolle des sterbenden Löwen auf dem Rücken der Abonnenten zu dienen, kurz, sie hat nach vierwöchiger Frist einen unmotivirten Rückzug angetreten und erwidert wieder. So viel ersieht man aber, daß die „Kreuzzeitung“ ein unicum unter den deutschen Blättern ist; sie konnte hoffen, daß ihr Verstummen einem mißliebigen Blatte unbequemer sei, als ihr Reden. Dennoch mußte selbst das officielle Organ des Ministerpräsidenten der mächtigen Zeitung eine gemeinschädliche Stellung nachzuweisen: sie sei eben — „jesuitenfreundlich.“ Das ist ja immer die Quelle reißhaberischer und intoleranter Herrschsucht und trägt die Verdammung schon von vorneherein in sich. Nun fragt sich bloß noch, wo unter den „katholischen Jesuiten“ selbst ähnliche Erscheinungen zu finden sind?

II.

Hätten das die Andern gethan!

(Die protestantische Excommunication in der Pfalz.)

Am 20. Mai 1852 hat das protestantische Presbyterium zu Homburg in der bayerischen Rheinpfalz gegen den Bahnhofsverwalter Dietrichsmeyer daselbst die „Excommunication“ oder „Ausstoßung“ aus der „Gemeinschaft der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche“ der Pfalz verhängt, vier Tage nachher das l. Consistorium zu Speyer als höchste Behörde der pfälzischen Unions-„Kirche“ die Maßregel bestätigt. Das Verbrechen des „Ausgestoßenen“ ist laut öffentlicher Erklärung lediglich die Thatsache: daß er die mit seiner gleichfalls protestantischen Gattin erzeugten drei Kinder in katholische Kirche aufnehmen ließ, wodurch er „unerhördete Verungeltung“ gegen die protestantische Kirche an den Tag gelegt“ und „allen lebendigen Gliedern derselben zum größten Argernisse gereichen“ müsse.

Es kann auf katholischem Standpunkte Niemand beistimmen, irgend einer in sich abgeschlossenen Religionsgesellschaft das gute Recht anzustreiten, unwürdige oder ihr faktisch gewandete Mitglieder theilweise oder ganz von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen. Auch die viel mildere katholische Praxis wollen wir dem gegebenen Falle nicht entgegenstellen. Sie verhängt die große Excommunication, Bann oder Anathem, „Ausschließung“ oder „Ausstoßung“ bis auf bußfertige Reue, nur wegen groben, notorischen, wiesenen, ausdrücklich der Strafe des Banns unterstellt und vorgängigen Ermahnungen trohenden Verbrechens nach förmlichem Prozesse und selbstverständlich äußerst selten. Um so mehr aber muß eine solche Excommunication auf dem Boden der wesentlich rationalistischen Unions-„Kirche“ der Pfalz, und einzig und allein wegen katholischer Kindererziehung in Erwägung kommen.

Die pfälzisch-protestantische Union ist auf dem Fundamente des „Fortschritts“ und „freier Bewegung“ im kirchlichen Gebiete gegründet; sie anerkennt (laut Beschluß der Gener-

de vom J. 1825) nur eine „christliche Gesamtkirche,“
 in Grenzen und Zugehörungen so unbestimmt sind, wie
 man zeigt, und so daß selbst der „Deutschkatholicismus“
 innerhalb desselben Raum gesucht und gefunden. Die
 bayerischen Rongeaner haben seit dem Jahre 1849 in wie-
 holtigen Eingaben an die Kammern erklärt: sie zählen ei-
 gentlich zur „protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche“ der
 Pfalz, deren Princip „freier Bewegung“ und „religiösen
 Fortschritts“ auch das ihrige sei. Man hat von besondern
 Erwähnungen gegen die Prätensionen der antichristlichen
 Union nicht gehört, noch daß in der pfälzischen Unions-
 Kirche wegen Hinneigung zur Rongerei oder wegen ronge-
 reischer Erziehung der Kinder protestantischer Eltern eine einzige
 Excommunication verhängt worden wäre, geschweige denn
 eine eigentliche „Ausstoßung,“ wie jetzt wegen katholischer
 Indocination.

Die bayerischen Rongeaner hatten aber volles Recht,
 sich unter die Flügel der staatlich anerkannten pfälzisch-pro-
 testantischen Union zu salviren. Sie konnten z. B. sagen:
 Ist der Pfarrer Gelbert zu Landau ein „lebendiges Glied“
 dieser Kirche, so ist es Jeder von uns zuverlässig nicht
 anders; wir haben nur gethan wie dieser Gelbert und viele
 Pfarrer und sonst Unions-Kirchen-Glieder mit ihm, indem
 wir nach dem Princip „freier Bewegung“ in religiösen Din-
 gen ebenfalls den Boden des — positiven Christenthums ver-
 lassen.

Pfarrer Gelbert hat selbst in der zweiten bayerischen
 Kammer gegen eine hingeworfene Aeußerung des Abgeordne-
 ten Döllinger: daß das Dogma von der Erbsünde denn
 doch „ein Lehrsatz der christlichen Religion sei, welchen alle
 christlichen Bekenntnisse gemeinschaftlich hätten“ — in der
 Sitzung vom 25. Jan. 1850 feierlich protestirt, da er der
 Kammer „eine Kirche nennen könne, die vom Staate aner-
 kannt sei, und zwar von unserm Staate, in der jenes Dogma
 nicht ausgesprochen sei.“ Von der pfälzischen Unions-
 Kirche“ verwahrten sich (Sitzung vom 11. Febr.) dagegen
 acht Pfarrer und Ein Bischof; Gelbert aber blieb da-
 bei die „vereinigte Kirche der Pfalz“ wisse von einem „bib-
 lischen Dogma von der Erbsünde“ — Nichts.

Selbstverständlich hat ein solcher Standpunkt aufgehört
 christlich zu seyn. Ist aber vielleicht gegen Pfarrer
 Gelbert oder Einen aus der Region notorisch ihm gleichge-
 richteten pfälzischen „Protestanten“ — als gegen ausgemachte
 Ketzer — mit Excommunication eingeschritten worden?

Kein Gedanke daran! Nach dem Prinzip der „protestantisch-evangelisch-christlich vereinigten Kirche“ der Pfalz wüßte auch wirklich vielmehr an allen lutherisch- und reform-orthodoxen Bekennern der „symbolischen Bücher“ excommunicirt zu werden. Natürlich bliebe dabei den Orthodoxen-Pietisten unbenommen, ihrerseits alle Anhänger des unchristlichen Unionsprinzips mit ihrem Anathem zu belegen; consequent müßte ein Bannstrahlen-Krieg Aller gegen Alle in der oftberregten Unions-„Kirche“ entbrennen; wenn nicht verstände, zwischen katholischen Inclinationen und erklärten unchristlichen Grundsätzen wohlverstandene Rücksichten zu Gunsten der Letzteren einzuhalten. Darum hat die Bietenmeister die „Ausstoßung“ aus der Unions-„Kirche“ getroffen, Herr Gelbert aber kann pastoren nach Belieben und seines Gleichen nicht minder. Consequenzen, welche in die höchsten Regionen einreißen müßten, brauchen aus dem ganzen Verfahren ausdrücklich nicht zu ziehen. Das Erstaunlichste kommt ohnehin erst noch nach!

Wir wissen nicht genau, wie viele Wochen noch an diesem Jahre fehlen, seitdem das demokratisch-kirchenfeindliche Mitglied vieler Parlamente und bayerischen Kammern, Herr Tafel von Zweibrücken, gegen das Urtheil der Synode von Speyer an das Metropolitengericht appellirt und von da bei der höchsten — weltlichen Behörde Recurs ergriffen. Eine „Entscheidung“ ist immer noch nicht erfolgt, trotz des kläglichen Zustandes, dem unter diesen Umständen die katholische Gemeinde in Zweibrücken unterliegen muß.

Ganz anders bei der protestantischen Excommunication zu Homburg! Zwei Tage nach der officiellen Anzeige beziehungsweise Provocation durch das kgl. Consistorium zu Speyer hat der kgl. Generalstaatsprocurator der Pfalz selbst Rundschreiben seine Unterbeamten instruirt: aus dem Grund des §. 19 der Vereinigungsurkunde ausgesprochen: Excommunication — „folge für den Excommunicirten der Verlust aller politischen Rechte, da die im Königreich bestehenden christlichen Kirchengesellschaften gleiche bürgerliche und politischen Rechte genießen, nichtchristliche Glaubensgenossen aber an den staatsbürgerlichen Rechten in dem Maß Theil haben, wie ihnen dasselbe in den Edikten über ihre Aufnahme in die Staatsgesellschaft zugesichert ist.“ „Der Excommunicirte gehört zu gar keiner Kirche, ist ausgeschlossen, und damit des Rechtes, zu einem öffentlichen Dienste zu gelangen, sofort verlustig.“

Der hohe Justizbeamte fußt demnach auf dem einfachen Satze: nur die Angehörigen der verfassungsmäßig im Reich bestehende „christlichen Confessionen“ haben den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte; nachdem Herr Bietenmeister von der pfälzischen Unions-„Kirche“ „ausgestoßen“ ist, gehört er thatsächlich keiner jener „christlichen Confessionen“ an; der „Ausgestoßene“ ist also in seiner Stellung im Staate etwa den Juden gleich zu achten. Freilich bestimmt die Verfassung wiederholt, daß kirchliche Excommunication bürgerliche Folgen nicht haben könne, und der §. 19 der Unions-Acte selbst schließt „Uebergergehen des Gebiet des eigentlichen bürgerlichen Strafrechts“ aus. Bestimmungen, welche sich mit der katholischen Theorie wohl vertragen. Welche Prinzipien aber die Pfälzer zu Grunde legen, auf welche Prinzipien insbesondere die pfälzische Unions-„Kirche“ in diesem ersten Falle ihr Verfahren zu basiren beliebte, darüber ist nur so viel klar, daß die hohe Justizstelle Grund hatte, in dieser protestantischen Excommunication eigentliche und förmliche — „Ausstoßung“ zu erkennen.

Es ist abzuwarten, ob die Ansicht des Consistoriums auch die des Generalstaatsprocurators auch die der bayerischen Regierung sei *). Die Konsequenzen derselben liegen offen vor Augen. Wie kurz wäre z. B., um nicht höher hinauf greifen, unter solcher Voraussetzung der Prozeß Tafels dem Speyerer Ordinariate gewesen? Mit Recht fragen demokratische Organe: wohin müßte es kommen, wenn das so wäre? Demokratische Organe! — denn man hat bis jetzt gewöhnlich auf eine Aeußerung der liberal-conservativ-protestantisch bayerischen Blätter geharrt, die doch seiner Zeit so oft über gewisse Excommunicationen abtrünniger slavischen Herrscher und ähnliche Vorfälle berichteten, welche der katholischen Kirche Skandal machen konnten. Die halbofficielle „Münchener Zeitung“, zugleich officieller Moniteur der protestantischen Orthodorie in der Pfalz, weiß von dem Vorzuge kein Sterbenswörtchen zu sagen! Die „Allgemeine

*) Wenn auch Herr Bietenmeister — wie die neuesten Berichte melden — nun katholisch geworden ist, und „damit“, wie die „Pfälzer-Zeitung“, offenbar das ganze Vorgehen billigend, sich ausdrückt, „die vom protestantischen Consistorium gegen ihn ausgesprochene Excommunication ihre staatsrechtliche Wirkung verloren hat“ — so ist deshalb der Folge wegen eine authentische Auseinandersetzung über das Prinzip nicht weniger dringend geboten.

Zeitung“ gibt in drei Zellen einen Auszug aus dem justiziarischen Rundschreiben, mit der Weisung: „Den laut der amtlichen Mittheilung enthält die Speyerer Zeit und damit punctum!“

Offenbar ist der Vorfall eine *res domestica*, der Lärm nicht verträgt, auch nicht von allgemeinem Interesse. Viel wichtiger war es, wenn in der Zeit vom 21. April ungefähr zum 11. Mai 1850 ein Wiener Kaffeehaus-Besitzer, der vor zwei Decennien die erste Bitter im Vaterlande gekostet hatte, dem Nachbar zuflüsterte: In vierzehn Jahren sind ich und Sie excommunicirt, vogelfrei und vielleicht schon — gebraten, Alles auf Grund der neuen Gesetzgebung! Die Stellung der katholischen Kirche im österreichischen Reich. Solches mußte die „Allgemeine“ gleich notiren! Das Uebel, durch welches der hochherzige Kaiser der Kirche die Hölle aus schmählichen Banden gab, erklärt zwar im §. 3: Kirchenstrafen üben auf bürgerliche Rechte keine Rückwirkung und die ministeriellen Motive beantragten eben deshalb Freigebung. Aber „eine Hauptsache blieb nun freilich: die Kirchenstrafen wirklich keinen Einfluß auf politische Rechte üben würden?“ Das wollte, wie die „Allgemeine“ versicherte, Niemand glauben. Auch sie selbst stellte die Freigebung der Kirchenstrafen stets in den Vordergrund, wie sie einige Wochen hindurch täglich und kläglich lahm über die finstersten Wolken, die verderbenschwanger an dem Statut gegen Oesterreich aufstiegen, über unheilvolle Spaltungen im Ministerium, über allgemein verbreiteter der Regierung höchst gefährliche verzweifelnde Mißstimmung über „große und bedeutende Aufregungen“, zu welchen kleine und unbedeutende Vorfälle, wie Kirchenbußen, Weigerungen von ehrenvollem Begräbniß führen könnten über die waghalfige Redheit, mit der die katholische Kirche trotzdem die Excommunication über förmlichen Uebertritt zum Protestantismus, also über „eine gesetzlich erlaubte Handlung“, verhängte, über drohende Riesen-Adressen, wie Sturmpetitionen u. s. w.

Im ganzen Verlaufe der wuthentbrannten journalistischen Agitation, durch die man, wie einst das bayerische Cordat, so jetzt das österreichisch-kirchliche Statut in die Luft zu machen hoffte, mittelst der man der Wiener Hofburg gebend mit dem Zaunpfahl winkte und umsonst einem gelehrten Minister die trostreiche Zusicherung unterschob: daß „durch die nähere Ausführung“ (etwa durch ein bayerisches Religions-Edikt) „das ertheilte Zugeständniß angemessen

„sindeln sich bemühen“ — standen Excommunication und Kirchenstrafen als Hebel für die leichtgläubigen Massen. Selbst als man, in Erwägung der augenscheinlichen Unzulänglichkeit aller Anstrengungen, den Sturm sistirte, mußte die förmliche Versicherung des Erzbischofs von Wien den Muth verlieren: die Kirchenstrafen „könnten nur geistige Strafen seyn.“

Und wer hat diesen Kanon jetzt Lügen gestraft? Was ist die Wahrung vor protestantischen Gewaltstreichen? Die journalistische Zionswache gegen „römische Uebergriffe“? Antwort: Nichts; keine Sylbe; sie hat Drei im Munde, dann nicht einmal: Num, Num! sagen. Ja! hätten die Andern gethan! — dann wäre es ein Anderes! Dann glähe ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland! Dann bliebe selbst die deutsche Flotte noch unvergessen! Dann man auch zur See die deutsche Freiheit retten! Aber so — —

XVI.

Die Mission in Ingolstadt

vom 29. Mai bis 13. Juni 1852.

(Eingefandt.)

Dann sah der würdige, für die Größe des Christenthums unerschütterlich begeisterte Herr Stadtpfarrer zu U. L. F. in Ingolstadt, Georg Angermaier, nachdem er unter Mühen und Leiden, welche Gott alle kennt, die Restauration des Prachttempels zu U. L. F. betriebe, dieses schöne Werk seiner Vollenbung sich nahen, ließ sich sein christlich-frommer Sinn sogleich daran, durch eine Mission den Gottesempel auch in den Herzen der Gläubigen wieder in seiner vollkommenen Reinheit und Würde aufzubauen. Der Missionar rückte in die reparirte Liebfrauenkirche sollte durch In-

sulten abgehalten werden, d. h. durch Männer jenes Ordens, sen Erinnerung beinahe jeder Stein Ingolstadts in den der Bevölkerung wach erhält. Doch damals war dieß noch möglich. Um so entzückender durchflog jetzt alle Gemüther die eilige Nachricht, „es sei Jesuiten-Missionen in der Diocese kein Hinderniß mehr gelegt.“

Und so zogen denn vier Patres, geleitet von dem für ihnen hochbegeisterten hochw. Herrn Generalvikar Frieß, am 29. um halb elf Uhr Morgens in das Stadtpfarrhaus zu U. : ein, woselbst bereits alle Vorkehrung für ihren Aufenthalt gemacht war. Am Abende des nämlichen Tages eröffnete P. C. aus Russisch-Polen, Superior in Innsbruck, die Mission vor massenhaft versammelten Bevölkerung Ingolstadts mit einer eine Stunde dauernden Predigt über den Zweck und das der Mission.

Lautlose Stille. P. Matthöb, ein Tyroler von Geburt, bigte am Pfingstsonntage Morgens halb sechs Uhr über das eilige Ziel des Menschen und den wahren Zweck seines Daseins. Um neun Uhr betrat P. Schmude, ein geborner Schlesier, die Kanzel. Man hätte glauben sollen, keine einzige Seele wäre Hause geblieben, eine so zahlreiche Menge war versammelt, und aus allen Ständen. Und wahrhaft es war Niemand umsonst gekommen. Denn der jugendliche Vater, etwa 29 Jahre alt, bigte über die Nothwendigkeit einer Offenbarung, wie sie in der katholischen Kirche bewahrt wird, mit solcher Meisterschaft, der Triumph der Mission über alle Geister entschieden war. Um sieben Uhr erschien P. Rohmann, ein geborner Wiener; *anima candida* weiß er bei der höchsten Einfachheit Worte durch den melodischen Wohlklang seiner Stimme alle zu fesseln. Und so ging es fort die vierzehn Tage, jeden Tag Predigten, und immer war, so zu sagen, die eine besuchte die andere; so kam es; daß Sonntag den 6. Juni um neun Vormittags wenigstens 9000 bis 10,000 Menschen dem des Predigers lauschten, am Schlußtage selber aber, am 13. dürften es gegen 12 bis 13,000 gewesen sein. Es konnte kaum ein besserer Zeitpunkt für die Mission gewählt sein, als

1. Pfingstfest mit seiner Oftern und die Zeit des hochheiligen Trinitatisfestes.

Unvergesslich wird diese hohe Feyer des letzten Festes in Ingolstadt sein; denn gerade am Vorabend predigte D. Schindler im Hinblick der Christen gegen das heil. Sakrament des Altars und leistete öffentliche Abbitte im Namen aller Stände vor dem aufgesetzten Alre heiligsten; am Tage selbst hielt die Prözeßion der hochw. Herr Generalvikar. Nicht weniger bleibend wird die Erinnerung an den Abend des 12. Juni sein, an welchem die Heilige Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, zum Gegenstand kam.

Am diesen Abend und den Schlußtag der heil. Mission zu beenden, waren auch Sr. bischöflichen Gnaden Georg v. Hetzl nach Ingolstadt gekommen. Während der Predigt stand eine Marien-Statue im Presbyterium und um dieselbe eine Schaar weißgekleideter Mädchen; als nun nach der Predigt ihre Stimmen erklangen und ein Weibselich zur Ehre der Gottesmutter sangen, hätte auch der Helsenberg sich erwecken müssen.

Triumphirte diesen Abend die Heilichkeit der Mutter, so betrauerte am folgenden Nachmittage alle Herzen die geheimnißvolle Majestät des Sohnes. Um 8 Uhr Morgens celebrierten Sr. bischöflichen Gnaden im feierlichen Hochamte, Nachmittags zwei Uhr der hochw. Herr Domkapitular Grämel die feierliche Messe, worauf D. Grupski die Schlußpredigt hielt, und den apostolischen Segen ertheilte; dann eröffnete sich der Zug aus der Kirche zum Ort, wo das Missions-Kreuz für die obere Stadtpfarre errichtet wurde. Kreuzweihe und adoratio crucis. In die Kirche zurückgekehrt, bestiegen Sr. bischöflichen Gnaden selber die Kanzel.

Das Unerwartete dieses Ereignisses wirkte so sehr auf Aller Herzen, daß schon die Thränen der Freude floßen, ehe noch das Wort des begeisterten Oberhirten vernommen wurde. Zum Schluß hielt der Bischof noch innerhalb der Kirche eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten, unter Abfingung der vier Evangelien. So war denn die Gnadenzeit, leider zu schnell, ihrem Ende entgegengeellt. Unser hochwürdigster Oberhirt ist aus unserm Mitte geschieden, aber die Dankbarkeit für die uns betel-

etere Gnade lebt in unsern Herzen fort. Die Missionäre haben uns verlassen, aber ihr Geist weilt noch unter uns und ihr Wort ist unauslöschlich gegraben in unsere Seelen. Sie haben gesät im Schweiße ihres Angesichtes; wir haben auch theilweise schon geärndtet in der Freude ihrer Ernte. Zeuge hiervon mögen seyn die Schaaren derer, die an ihre Worte alle Tage lauschten; Zeuge mögen seyn die Beichtkinder, die stets massenhaft umlagert waren; Zeuge mögen seyn die 13,000 Communionen, welche während dieser Gnadenzeit gesalvet wurden; Zeuge mögen seyn die Beispiele außerordentlich eifriger Bußübung im Bußgerichte und aufrichtiger Andacht am Tische des Herrn; Zeuge mögen seyn die Restitutionen, welche geschehen noch geschehen; Zeuge mögen seyn Alt und Jung, Vornehm und Niedrig, Arm und Reich, wie sie sich am Tage der Abreise der Missionäre in das Pfarrhaus drängten und ein Andenken erbaten, einen Rosenkranz, eine Medaille, ein heiliges Buch, wie war alles theuer, wenn es nur von der Hand der Missionäre kam. Und diese Wirkungen sollten bloß vorübergehende Erregungen des Gemüthes seyn! Nein, die Missionäre haben mit dem Geiste einen bleibenden Sieg errungen, und gerade vielleicht die Geister der Gebildeten den bleibendsten. Sie haben uns erschreckt durch fürchterliche Höllenqualen, sie haben uns mit schnell verfliegenden Thränen gerührt durch sentimentale Predigten, sie haben das einfache, deutliche, majestätische Wort des Evangeliums verkündet, aus der Uebermacht ihrer Ueberzeugung hervorgeflammt, und haben auch unsere Ueberzeugung gewonnen.

Ueberzeugung aber, glaubensvolle Ueberzeugung bildet dauernde Charaktere; und gerade diese thun unserer in sich zerrissenen, wankelmüthigen Zeit Noth; und deshalb bildet die Mission von 1852 eine neue Aera in der Geschichte Ingolstadts, in der Gott gebe es, in der ganzen Diocese des heiligen Willhalm!

XVII.

Erklärung des Professor Phillips

Die Redaction der historisch-politischen Blätter betreffend.

Wir haben der schmerzhaften Pflicht genügt, die ersten Blätter dieses Hefes unserer Zeitschrift dem Andenken eines unsern Dahingeshiedenen zu widmen. Guido Görres hat in seinem warmen Eifer für die Sache der Wahrheit und des Rechtes seine besten Kräfte, ja einen Theil seines Lebens dieser Zeitschrift geopfert; sie war ihm der wichtigste Gegenstand seiner wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit geworden. In Vor-
sicht der kommenden Zeiten hat er ein reiches Material für viele diesem Zwecke gewidmeten Arbeiten aufgesammelt, und noch in seinen letzten Augenblicken beschäftigte ihn das von ihm und dem Unterzeichneten gemeinschaftlich gegründete Werk mit das Lebhafteste. Es gereichte ihm in dieser Hinsicht zu großem Troste und zu vielfacher Beruhigung, daß schon seit längerer Zeit der rühmlichst bekannte Verfasser des Werkes über den Bauernkrieg, Herr Edmund Jörg, ihm zur Seite gestanden habe. Derselbe hat die jüngst erschienenen Hefte der Zeitschrift, selbstthätig mitarbeitend, redigirt und sich der sehr schwierigen Aufgabe als gewachsen bewährt. Der Unterzeichnete, wegen seines auswärtigen Domicils außer Stande, selbst die Redaction wieder in seine Hand zu nehmen, konnte daher keinen

Augenblick zweifeln, daß in Herrn Jörg der Mann gefunden
 ja gegeben sei, welcher unter den obwaltenden Umständen
 ganz vorzüglich sich dazu eigne, das nunmehr bis zum dreiß-
 sten Bande vorgeschrittene Werk fortzuführen. Daß es
 überhaupt möglich war, verdanken wir, wie wir es stets er-
 pfunten, und Vater Görres zu mehreren Malen in die
 Blättern ausgesprochen hat, ganz allein dem Segen Gott
 Ohne diesen hätte, menschlichem Dafürhalten nach, das W
 längst zu Grunde gehen müssen; wir erkannten aber in
 mannigfachen Noth und den unsäglichen, dem Leser un-
 kannt gebliebenen Hindernissen, mit denen wir vom Anfa-
 bis jetzt zu kämpfen hatten, jenen Segen, ja den Willen
 Gottes, welcher unserm Unternehmen selbst in dem verhä-
 nißvollen Jahre 1848 die Fortdauer gewährte. Eben des-
 obgleich wir auch jetzt auf mehrere neu gewonnenen, in g
 chem Sinne arbeitenden Kräfte vertrauen dürfen, wird
 Zeitschrift doch nur unter Gottes Segen, auf welchen
 mit dem theuern Entschlafenen hoffen, fortbestehen. Der
 Segen möge auch den neuen Steuermann beschützen, und
 Zeitschrift wird dann, trotz aller Widerwärtigkeiten
 Hemmnisse, zur Ehre Gottes und unserer heiligen Kirche, i
 leicht noch lange über die Zeit hinaus fortwirken, wo
 der Letzte von uns, die wir im Jahre 1838 zu diesem U
 ternehmen uns vereinigten, den beiden Görres auf dem W
 in die Ewigkeit nachgefolgt seyn wird.

München, den 19. Juli 1852.

Dr. George Phillips.

XVIII.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Zweiter Artikel.

Der Streit für und wider das classische Alterthum und die Wissenschaft ist in der periodischen Presse bereits so häufig geführt, und das Resultat so wenig zweifelhaft, daß wir es nicht für nöthig halten, die begonnene Apologie auf allgemeinen und historischen Gründen fortzusetzen. Wir beschränken also darauf, darzustellen, in welchem Verhältniß das Christenthum von Anfang an zu dem griechisch-römischen Alterthume stand, und erlauben uns nur vorübergehend ein wenig zu erinnern, dessen genauere Bekanntschaft ohne Zweifel bei jedem wissenschaftlich gebildeten Christen vorausgesetzt werden kann. Die Schriften der heiligen Väter sind so voll von Berichten über griechisches Leben, von Citaten aus griechischen Dichtern und Philosophen, daß sie für griechische Cultur- und Literaturgeschichte eine Hauptquelle sind; dieß ist gerade bei den ältesten am meisten der Fall, z. B. bei Athenagoras und Justinus dem Martyrer; und diese Berücksichtigung geschah weniger in der Absicht, die alten Dichter und Weisen zu bekämpfen, als sie bei der Vertheidigung der

christlichen Lehre zu benutzen. Die bedeutendsten Väter der Kirche auch in den spätern Zeiten haben nicht nur die classische Literatur studirt, sondern ein Basilus, Chrysostomus, Athanasius sind selbst zu heidnischen Rhetoren in die Schule gegangen, und, so unterrichtet, haben sie nicht von der Zions Sturm geblasen gegen die classischen Schriftsteller, sondern das Studium derselben empfohlen, und Augustin findet die größte Feindseligkeit des Julian gegen die Kirche darin, daß er ihnen verboten, die Jugend in den Schulen der heidnischen Classiker zu unterrichten. Bei solcher Veranlassung wird wohl Niemand, der auf kirchlichem Posten steht, den Benedictinern den Vorwurf machen, daß sie die Erhaltung der heidnischen Schriftsteller der christlichen Religion nur Schlangen in den Busen gesetzt, und Jedem, welcher sich der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzen, der etwa den Schwelgen Pöbel den classischen Studien zugewendet, für Werk des „Antichrist“ ausgeben wollte.

Da indeß die Sache einmal vor das Forum der Öffentlichkeit gebracht worden und das allgemeine Interesse Anspruch genommen hat, so dürfte es nicht unpassend erscheinen, einige wesentlichen, und in theoretischer wie praktischer Beziehung charakteristischen Seiten der antiken Welt auszuwählen, und in skizzenhafter Schilderung einem größern Publikum vorzuführen: sei es nur, um leichtere Orientirung zu ermöglichen, den Trieb nach gründlicherer Belehrung zu reizen, oder etwaige Mißverständnisse hinsichtlich der Bedeutung einer nach christlichen Prinzipien zu bearbeiteten Alterthumswissenschaft zu beseitigen.

Von diesen Gedanken geleitet, werden wir einige Theile der Religion, des politischen und socialen Lebens der Griechen, zur Sprache bringen. Wir beginnen dieses Unternehmen mit einer Erörterung über das Wesen der griechischen Religion und die Voraussetzungen eines richtigen Erkenntniß derselben.

gt man nach der Grundlage, auf welcher das ganze
 er Griechen ruhte, so lautet von allen Seiten die
 , es war die Religion. Die Religion durchdrang
 alle, wie das Privatleben: sie weihte jede bedeuten-
 dung des einzelnen Menschen, des Verwandten-
 der Staatsbehörden, des ganzen Volkes; unter reli-
 giosen Feierlichkeiten wurde jedes wichtige Geschäft begonnen,
 Kriege, wie im Frieden. Die Religion gebot von Zeit
 den immerwährenden Kämpfen der einzelnen Völker-
 Stillstand, ja sie beglückte ganze Landschaften mit steti-
 gen Frieden; religiöse Feste versammelten und versöhnten
 runden Brüder, und fachten in den getrennten Gliedern
 fort das erhebende Gefühl gemeinschaftlicher Abstam-
 mung; religiöse Institute bildeten den Centralpunkt für die
 der Nationalangelegenheiten, und waren das einzige
 der Einheit, welches das nach Stämmen und Staaten
 zerfallene Volk umschlang. Die Religion war die Quelle
 aller sittlichen und geistigen Lebens. In ihrem
 Schutz und Schutze standen Kunst und Wissenschaft: die be-
 sten Genies verschmähten es nicht, diesem Dienste Kraft
 und Talent zu widmen, wohl aber verschmähten sie es, fal-
 schen Theorien zu huldigen und die Göttergabe für den
 Zeitvertreib frivoler Menschen zu verschwenden.
 Auch die Philosophie der mythologischen Ueberlieferung
 stand völlig entgegengesetzt, und die Volksreligion durch ihre
 Kritik beeinträchtigte, so haben doch die berühmtesten
 griechischen Denker nicht nur die tiefstinnigsten Lehren über
 die Wesen der Gottheit entwickelt, sondern auch die Grund-
 sätze der Volksreligion stets mit ehrfurchtsvoller Scheu be-
 wahrt. Es ist bekannt, wie Plato jeden Versuch rationa-
 ler Mythendeutung abfertigte, und es ist uns ein Ge-
 setz des Aristoteles erhalten, wonach dieser große Philo-
 soph am Abend seines Lebens seine liebste geistige Beschäfti-
 gung in der Betrachtung der alten Mythen fand.

Fragt man nun aber das Gros der Philologen: Wasen und Entstehung der griechischen Religion, so erhält man die mannigfaltigsten und wunderbarlichsten Antworten, von gerade die mit der Miene der Unfehlbarkeit auszugehen schlechterdings nicht mit jener hohen Bedeutungsmächtigen Wirkung der griechischen Religion in Einklang gebracht werden können. Woher diese Erscheinung?

Der religiöse Glaube des griechischen Volkes war niemals dogmatisch gefaßt, sondern lebte immer nur unmittelbar im Cultus und in den Mythen, welche die Geschichte der Götter und die Veranlassungen zu religiösen Festen gaben; erst in den Zeiten des religiösen und politischen Verfalls wurden von Männern, die wenig Sinn und Verstand für Religion hatten, Versuche gemacht, das Wesen der griechischen Religion zu bestimmen, die Feste und Gebräuche zu erklären, die Mythen zu deuten. Es ist begreiflich, daß solche Versuche, unter solchen Umständen unternommen, weit entfernt waren, das Richtige und Wahre zu treffen, und daß sie, den Stempel ihres Ursprungs an der Stirne tragend, sich als einseitige Systeme erwiesen, worin der reflectirende Verstand sich über Erscheinungen zu Gericht setzte, die seiner Sphäre lagen, und die gerade deswegen von dem subjectivsten Einfällen, den windigsten Hypothesen auf der Frechste mißhandelt wurden. Bei aller Verschiedenheit hatten diese Systeme gewöhnlich darin überein, daß sie die Religion und alles, was darauf Bezug hatte, für willkürliche Erfindung der spekulirenden Vernunft und der berechnenden Politik hielten, und irgend ein Prinzip gefunden zu haben glaubten, welches das Räthsel lösen und den Schlüssel zu den geheimnißvollen Lehren und Zwecken enthalten sollte. Solche Systeme, von Griechen selbst erdacht, fanden sich allerdings in einer Zeit, die dem frischen Leben der griechischen Religion noch unendlich weiter entrückt und in dem Aufbruch auf Religion überhaupt mit den griechischen Mythen und

in derselben Verfassung war, großen Beifall und Anerkennung; und so sehen wir noch heute manchen tüchtigsten Philologen mit großem Selbstbewußtseyn aufstapfen des Cuiusmodi einherschreiten, und die Götter zwar nicht für Könige und Königsöhne, sondern für geistige Kinder uralter Könige und ihrer Kunst ausgeben.

Religion ist nicht Sache der Theorie und Speculation, des Erlebnisses, des unmittelbaren und mittelbaren Anschauens höherer Mächte, und ihre eigentliche und ursprüngliche Form ist die heilige Geschichte. Eine solche kann nur geben, wo Gott selbst unmittelbar sich geoffenbart, im höchsten Sinne des Wortes nur, wo Gott Mensch geworden und als Mensch unter Menschen gehandelt, gelitten hat; die heidnischen Religionen sind mit einem Analogon der heiligen Geschichte besetzt, dies ist eben die Mythologie, d. i. die Erzählung früher Begebenheiten, die nicht sowohl auf äußeren, als auf inneren Erlebnissen beruhen, die wohl ihre Vorfälle veranlaßt sind, aber keinen historischen Gehalt darüber enthalten, sondern eine poetische Darstellung sind, unter göttlicher und dämonischer Einwirkung die Welt geschaut, das Gemüth empfunden, der Geist geahnt.

Darum ist das poetische Vermögen das eigentliche Werkzeug der Völker für die Mythenbildung, und an große Nationen wurde mit Recht die erste Erzählung von Göttergeschichten, die erste Formulirung einer religiösen Weltanschauung übertragen.

Da ist jeder Dichter zugleich ein Seher, und jeder Dichter ein Prophet. Er steht im Dienste der Gottheit, er wird von ihr inspirirt und arbeitet unter ihrem unmittelbaren Einflusse: was er verkündet, verkündet er auch nicht in seinem Namen, sondern in der Gotter Namen, ist nicht das Werk eines Menschen, sondern göttliche Offenbarung. Den Dichtern folgen dann alle übrigen Künstler an; sie schreiten mit

ihnen auf gleichen Bahnen, und die Kunst ist so ihrer Natur nach seyn will und soll, die himmlisch zur Erde herabgestiegen, um die Erde zum Himm zuheben. Indes ist dabei immer noch ein großer U ob die Kunst wirklich dem Siege des Höchsten entl oder ob sie von einem falschen Himmel gekommen, Trägerin der wahren, der höchsten Offenbarung oder nur der durch dämonische Einwirkung verzerr Leistungen geben ihr für das Eine oder Andere und lassen auch im zweiten Falle den größeren unren Abstand, die erquickende Nähe und die grauen Entfernung von dem Urquell alles Lichtes und al nen errathen. So unterscheidet sich christliche Rel christliche Kunst von heidnischer Religion und Kunst, so ist im Heidenthume wieder nach beid eine unendliche Verschiedenheit, eine unendliche S eine Hindeutung, ein Emporstreben zu der reine des dreieinigen Gottes und ein Versinken in das Reich des Dämon.

Auch die griechische Religion beruht auf W Und diese war so wenig, als irgend eine andere, der Reflexion und künstlichen Berechnung, sondern rung, nicht die reine, unmittelbare Offenbarung sondern die auf dem Boden der Uroffenbarung e unter göttlicher und dämonischer Einwirkung, sowie Macht geschichtlicher und natürlicher Einflüsse entw durch den prophetischen Mund der Dichter verfüh von Gott und Welt. Priesterliche Sänger (lautet dition) sollen in der Urzeit die Thaten der Götter und ihren Dienst verbreitet haben; und so lange di sche Religion wirkliches Leben hatte, waren die Träger und Bildner der Mythen, die Dolmetscher des für Gebet, Lob, Danksgiving. Bei dieser natu Stellung, bei dieser isteten Beziehung auf die hde

ersten Zwecke wurden die Poesie und die Kunst überdenn alle übrigen Künste schlossen sich im heiligen der Poesie an) vor der Abhängigkeit von subjectiver und dem trivialen Ansinnen Einzelner bewahrt. Die Kunst und Künstler standen in fortwährender Relation mit dem Bewußtseyn der Nation, und von der Größe der Wirkungskreise, der Allgemeinheit ihrer Anerkennung, ein sicherer Schluß machen auf ihre Uebereinstimmung mit den Grundrichtungen des Volksglaubens und auf ihren Einfluß hinsichtlich der Fortbildung desselben. Die Geschichte der griechischen Poesie und Kunst hat daher nicht bloß ästhetisches und künstlerisches, sondern auch ein religiöses Interesse, und wie sie in ersterer Beziehung ein interessantes reiches Bild gesunder organischer Entwicklung darbietet, stellt sie auch einen natürlichen Fortschritt, ein Blühen und Absterben des religiösen Bewußtseyns dar.

Unschwerlich vereint gingen Religion und Kunst bei uns Hand in Hand dem höchsten Ziele entgegen; wir klären uns über ihren Entwicklungsengang, das Eigenthümliche ihres Wesens, ihren veredelnden Einfluß und ihre Bedeutung für das gesammte Volksleben betrachtet, werden wir nicht ansehen, dem griechischen Volke auf der oben erwähnten Stufenleiter der heidnischen Nationen die oberste Stufe anzuweisen, und in ihm ein providentielles Volk zu erkennen, das nicht allein die schönsten Manifestationen des heiligen Geistes kundgethan, sondern auch die Hand der Gottheit in seinen Geschicken und Leistungen deutlich erkennt, und das nicht durch Zufall dazu gekommen, der Träger der Religion Jesu Christi zu seyn. Hier sehen wir an einem glänzenden Beispiel, daß im göttlichen Rathschlusse nichts zufällig, nichts überflüssig, nichts zwecklos, und daß immer das Frühere auf das Spätere hinweist, sowie die griechische Kunst nicht nur ein Höchstes in sich darstellt, sondern in einzelnen Produktionen in

eine andere, höhere Sphäre hinüberreicht, so enthält die griechische Religion manche Anklänge an die Ewigkeit, manche Vorzeichen der wahren Gottesverehrung. Der heil. Martyrer Justinus sagt: „Welche dem Logos ähnlich waren, waren Christen, wie Sokrates, Heraklit und ähnliche waren.“ Wir glauben den wahren Sinn dieses Spruchs getroffen zu haben, wenn wir erklären, der Logos, der nach dem heiligen Evangelisten Johann Anfang war, der immer und überall auf den Menschen einwirkte, und der jeden, welcher ihm nicht widerstrebt, in die Kindschaft Gottes befähigte, — hat in den edelsten und genialsten Männern Griechenlands bereitwillige Aufnahme gefunden, und in allen glänzenden Erscheinungen des griechischen Lebens seine Unendlichkeit bewährt.

Bei Alledem waren die Griechen nicht ausgenommen dem Zustande der Menschheit, wie er nach dem Sündenfall allgemein war. Auch sie haben das Ebenbild Gottes rein und unverfälscht bewahrt. Aber sie haben es treuer bewahrt, als die meisten anderen Völker, und eben daher saßen sie die größere Fähigkeit das fort und fort der Welt zufließende göttliche Licht in sich aufzunehmen, und einen größeren Schutz gegen die Einwirkungen der irdischen Mächte, ohne jedoch im Stande zu seyn, ihr Leben und ihr Leben, ihre Anschauungen und ihre Tugenden von dem Einfluß derselben frei zu erhalten. In der griechischen Religion, ohne in den Dualismus der indischen Religionen und ihr wüstes Chaos von Vermischung des Heiligsten mit dem Gemeinsten zu versinken, haben Mythos und Kultus den beständigen Streit zwischen dem Göttlichen und Dämonischen, zwischen Licht und Finsterniß. Da finden sich die erhabensten Vorstellungen von einer göttlichen Weltordnung, einer gerechten und gütigen Gottheit neben dem grauenhaften Glauben an das Walten einer

in Egidials und an die Dämonationen einer mit mehr als
ausführlichen Schwächen, Lücken, Vossheiten behafteten Ober-
fläche; ein fortwährendes Schwanken zwischen Idealer und
anthropomorphistischer Anschauungsweise; ein stetes Hin-
undhergehen des bösen Prinzips in die hehrsten Göttergestal-
ten; die Grundbedingungen eines wahren Gottesdienstes, die
Sehnsucht nach Erlösung, das Bedürfnis und der Gebrauch
moralischer Handlungen, und daneben die Orgien eines
sensuellen Götzendienstes, die veräußerte Hingabe an die
Lüste und den Dämon.

Aus diesen Andeutungen wird, eines Theils die Wichtig-
keit, anderen Theils aber auch die Schwierigkeit einer klaren
und genauen Erkenntnis der griechischen Religion erhellen.

Wie man an Leben, der Geschichte der Philosophie schrei-
ben will, die unabwiesliche Forderung stellt, daß er selbst
Philosoph sei, daß er in den Ideengang Anderer einzugehen
müsse, und von einem festen Standpunkt aus den ganzen
Entwicklungsproceß zu übersehen vermöge, so muß es auch
Jedem, der das Wesen einer Religion, der namentlich das
Wesen der griechischen Religion darstellen will, zur ersten
und unelaplichen Bedingung gemacht werden, daß er Sinn
und Verständnis für Religion besitze, daß er auch unter
fermentlicher und abstoßender Hülle das religiöse Moment
erkenne, und von dem erhabensten Gesichtskreis aus das be-
trübende Gebiet überschauere. Gibt es aber in religiöser Be-
ziehung einen höheren Standpunkt, einen erhabeneren Ge-
sichtskreis, als das Christenthum? — Hier haben wir einen
nicht erlauteten Beweis für unsere im vorigen Artikel aus-
gesprochene Behauptung, daß nur der Christ, der Christ im
reellen und wahren Sinne des Wortes, fähig ist, das heid-
nische Alterthum in seinem geheimsten Wesen zu verstehen;
auch spricht der vorliegende Fall deutlich genug aus, in wel-
cher Weise die Alterthumswissenschaft nach christlichen Prin-
zipien zu bearbeiten ist.

Aus dem innigen Verhältniß zwischen griechischer und Religion ergibt sich, daß jede wissenschaftliche Forderung der letzteren auf die Werke der erstern, namentlich Poesie, basirt seyn muß, und aus der geschichtlichen Forderung beider folgt, daß mit Vermeidung alles subjectiven Voreurtheils und aller voreiligen Systemmacherei mit aller Consequenz die historisch-genetische Methode angewandt ist, und zwar in der Weise, daß durch die verschiedenen Quellen der griechischen Religionsgeschichte Mythos und fortwährend gleichmäßige Berücksichtigung erfährt. Mytheninterpretation ohne stetige Beziehung auf den Cultus in der Lust, und jede Untersuchung, die nicht auf diesem Wege vorschreitet, kann nur in ein Labyrinth von Widersprüchen und Paradoxen führen. Es kann nichts verfehlter seyn, als wenn man, ohne den Unterschied der Zeiten zu beachten, nicht nur einen Homer, Pindar, Sophokles, sondern auch alle andern Dichter als adäquate Quellen benützt, sondern die großen classischen Dichter sogar mit den Poeten und Schriftstellern jener Periode in eine Kategorie setzt, wo das geistige und bürgerliche Leben der Griechen gebrochen, und der Abfall der Poesie von der Volksreligion allgemein geworden war, wo die Philosophen die Mythen willkürlich deuteten, und die Dichter zur Ostentation der Gelehrsamkeit verschwanden, oder zur Unterhaltung der frivolen Gesellschaft der römischen Kaiserzeit appetitirten, und wo endlich unkritische Sammler das Alte und Neues, Mythen, Märchen und Anekdoten zu wunderbaren Brei zusammenrührten. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß der Homer als einzige Quelle für den griechischen Volksglauben zu halten. Nicht einzige, wohl aber die wichtigste Quelle ist er, und jede wissenschaftliche Untersuchung muß zu ihrem Ausgangspunkt, zu ihrer Grundlage machen, die homerischen Dichtungen enthalten nicht nur die Grundlagen der schriftlichen Tradition, sondern sie galten den Griechen auch für den Kanon religiöser Wahrheit, oder doch für

Hauptmittel religiöser Bildung. Und wenn Herodotus sagt, Homer und Hesiod hätten den Griechen die Götter gemahlt, so hat dieß, richtig verstanden, einen ganz guten Sinn; freilich nicht den, als hätten jene Dichter Göttergestalten und religiöse Lehren willkürlich erfunden und einem frommen Vergnügen geübt an ihrer Nation; sondern es will besagen: Homer und Hesiod haben das, was dem Volksgeiste unbestimmt vorluchte, was er dunkel ahnete, formulirt und gestaltet, und so in der religiösen Entwicklung der Griechen eine epochemachende Wirkung ausgeübt. Sie repräsentiren übrigens nicht den primitiven Zustand des griechischen Glaubens und Pansdienstes, noch haben sie in universaler Weise alle Seiten und Richtungen desselben aufgenommen und zur Geltung gebracht, sondern eben nur diejenigen, welche einer bestimmten, freilich für die Folgezeit langhin tonangebenden, Epoche in dem Leben ihres Volkes gemäß waren. Spätere Entwicklungsstufen hatten wieder andere religiöse Anschauungen und Bedürfnisse, und die großen Epyiker und Tragiker haben diesen entsprochen, indem sie einerseits von Homer ausgingen und nur die Grundrichtungen des alten Volksglaubens mit Pietät behandelten, anderntheils aber auch nicht nur die bei Homer gefundenen Mythen nach ihrem mythischen und eihischen Bewußtseyn auswählten und veränderten, sondern mit derselben Freiheit den gesammten Mythenschatz ihrer Nation ausbeuteten.

Dieses Verfahren war der Erscheinung analog, daß ungefähr gleichzeitig mit der schönsten Blüthe der chorisken Poesie, und mit dem Beginne des attischen Dramas auch im Kultus eine neue Wendung eintrat, indem uralte, aber seit langer Zeit in den Hintergrund getretene Gottheiten, Feste und Gebräuche wieder zu Ehren kamen und, mit verwandten Richtungen aus dem Orient verstärkt, eine neue Bedeutung erhielten.

... auf eine Weise, wie zu ihrer Bekämpfung, ging nicht
 steten Zusammenwirken innerer und äußerer Ursachen die
 christliche Religion: auch ihrem Untergang entgegen, und
 genetische Darstellung dieses Processes wird manche Beleu-
 rung in Glauben und Cultus nachzuweisen haben, bis zu
 jenen Zeiten der tiefsten sittlich religiösen, mit frechster
 geisterei gepaarten Verfunkenheit gelangt, welche der
 Apostel Paulus im Römerbriefe mit erschütternder
 schildert, und welche viele der heiligen Väter des Christen-
 thums, den ganzen Götterglauben der Griechen für
 Dämonologie zu erklären.

XIX.

Der Achilli'sche Proceß.

Der Proceß des ehemaligen Dominikanermönchs
 nunmehrigen protestantischen Predigers Achilli gegen den
 berühmten Theologen John Henri Newman hat einerseits
 die Zustände der englischen Jury ein neues, frappantes
 geworfen, andererseits ist derselbe von beiden Seiten mit
 nem solchen Aufwand von Mitteln unter thätiger Theilnahme
 der berühmtesten Rechtsgelehrten geführt worden, die
 merksamkeit, mit welcher fast die ganze brittische Bevölkerung
 denselben verfolgte, war eine so leidenschaftlich gespannte, daß
 Resultat ein so auffallendes und allem sonstigen Gange der
 Rechtspflege widersprechendes, daß dieser Streithandel, auf
 den engen Dimensionen einer bloß persönlichen Frage
 austretend, zu einer großen Angelegenheit des öffentlichen
 Lebens in England geworden ist.

Die Hauptperson, an die sich alles Interesse geknüpft, in diesem Falle nicht wie gewöhnlich der Angeklagte, sondern der Kläger, ein Mann, der schon seit einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte, da es gelungen war, ihn als ein unschuldiges Opfer der römischen Inquisition darzustellen, und bei dieser Gelegenheit die gangbaren Gerüchte von den Gräueln und den furchterlichen Geheimnissen des Gerichtshofes wieder in's Bewußtseyn der Menschen zu bringen. Obnehin knüpften sich hauptsächlich an ihn die Hoffnungen einer zahlreichen Partei, dem Protestantismus einen Eingang in Italien zu verschaffen.

Dr. Achilli hat die protestantische Welt mit seiner Selbstbiographie beschenkt. Im Jahre 1819, erzählt er, habe er die Dominikanerhabit angenommen, und sei in Lucca zum Priester geweiht worden. Nachdem er seine Studien im Dominikanerkloster vollendet, wurde er als Lettore nach Orabi, einem Kloster in Viterbo, geschickt, und später im dortigen geistlichen Seminar zum Professor ernannt. So weit stimmt sein Bericht mit dem von anderer Seite erhobenen Thatbestande überein. Gewiß ist, daß er von 1831 bis 1833 in Orabi war. Dort verführte er im Februar 1831 ein achtzehnjähriges Mädchen, dann zwei andere, achtundzwanzig- und vierundzwanzigjährig, in den Jahren 1833 und 1834. In dem dieser Fälle wurde das Vergehen in der Sakristei der Kirche begangen. Wegen der beiden ersten Uebelthaten verlor er seine Professur und wurde von den geistlichen Behörden suspendirt. Bei dem zweiten Vorkommnisse mußte der Vater des Opfers eine große Summe bezahlt werden, um den Skandal zu vertuschen.

Trotz all Dem behauptet er, um diese Zeit Visittator der Dominikanerklöster in den päpstlichen Staaten und in Toskana worden zu seyn — eine Behauptung, welche in England kaum finden konnte, wo man natürlich nicht weiß, daß solches Amt dem jeweiligen Provincial eo ipso zukommt.

Provincial war damals P. Brochetti, und dieser gute Mann nahm ihn, in der Hoffnung, ihn zu bessern, auf eine Rundreise mit, zum großen Mißvergnügen vieler Mitglieder, die von seiner aufrichtigen Reue sich keine Überzeugen konnten.

In den Jahren 1834 und 1835 war Achilli in Capua und verfiel dort in das alte Lasterleben. Er benutzte den Zutritt, den sein religiöser Charakter ihm in weibliche Erziehungsanstalten verschaffte, um Mädchen zu verführen. Nach seiner eigenen Behauptung wäre er während dieser Zeit Maestro del Sagro Palazzo Apostolico gewesen, ein Amt, das nur den angesehensten älteren Mitgliedern des Ordens übertragen wird und lebenslanglich ist. Jeder Würdenträger hat einen „Socius“, der gewöhnlich, wenn immer, sein Nachfolger wird. So folgte der gegenwärtige Maestro P. Buttaoni im Jahre 1832 dem P. Belzi, als zum Cardinal und Bischof von Montefiascone creirt wurde, sein jetziger Socius, P. Modena, bekleidet seine Stelle seit demselben Jahre. Zugleich war Achilli nach seiner Angabe zu jener Zeit auch Professor an der Minerva, und man sieht wohl nicht viel, so hätte er sich noch zum Bischof oder Cardinal gemacht. Diese handgreiflichen Lügen waren auf dem besten Wege, wohl berechnet. Der schlaue Italiener mußte recht wohl wissen, dem „freigebornen Britten“ jede Art Titel imponirt, und selbst der Aischan Iftichar dort seinen Träger in der Meinung des Publikums höher hebt, als irgendwo auf dem „verwahrlosten“ Continente.

Von Capua folgen wir dem Helden des Stückes nach Neapel, wo er Prior im Kloster des heiligen Peter des Martyrers wurde, weil, wie er fortfährt seinen englischen Wunderern zu erzählen, drei Cardinäle in einem geschäftlichen Briefe die Bitte an ihn stellten, sich wie er beabsichtigte, dem Orden zu entziehen und Weltlicher zu werden. Leider ist es wahr, daß Achilli das

hieses eines Ordensmönchs, Namens Samaria, Prior in Neapel wurde; man hegte immer noch die Hoffnung, ihn fester Bege zu bringen. Er selbst übergeht seinen Aufenthalt in Neapel mit bescheidenem Stillschweigen; folgendes ergab aus einem officiellen Zuschreiben der dortigen Polizei aber dieß Schweigen näher erklären. Es heißt dort: „genannter Achilli, bekannt durch Gewohnheits-Ausschweifungen, benutzte diese Gelegenheit, um ein Mädchen von fünf Jahren zu verführen *). Der Vater des Kindes klagte bei neapolitanischen Behörden, und rief die Gerechtigkeit an. Nachdem man sich von der Richtigkeit der Anklage überzeugt, ergriff man Maßregeln zur Entfernung des verführten Mönchs. Dieß geschah am 8. September 1840. Als aber in das ihm bestimmte Kloster zu gehen, begab sich der Mönch in das Haus eines Verwandten, und kehrte von da heimlich nach Neapel zurück, von wo er dann am 1. März 1841 zum zweiten Male ausgewiesen wurde.“

Es ist nicht die Inquisition, noch irgend ein geistliches Tribunal, das so spricht, sondern die Polizei des fremden Königreichs. Aus einer andern zuverlässigen Quelle ergab sich, daß die thierische That am Charfreitag verübt ward.

Wir kommen nun zu dem Wendepunkte der Achillis, wenn Handeln mit der Inquisition, denen der Mann eine englische Celebrität verdankt. Er selbst erzählt: „Im Jahr 1841 hielt ich mich meiner Angelegenheiten wegen in Neapel auf und bekam mit der Inquisition zu thun, wovon das Resultat war, daß ich mich, müde, der katholischen

*) Hier folgt im Originale eine Stelle, die nicht wohl übersetzt werden kann: „Il suddetto Achilli, conosciuto in fatto d'incontinenza, profitò dell' opportunità per sedurre una giovanetta di anni quindici, e doppo averla stuprata la rese incinta, facendo poi sottoporre la giovane a sfogare la libidine anche ad altro suo amico.“

Kirche länger zu dienen, gänzlich vom geistlichen Lossagte, und bei der Inquisition für alle Zeit auf allen, Aemter und Vorrechte, die ich bis auf diesen Tag nossen hatte, Verzicht leistete. Die Inquisition verfaßt terseits ein Decret, wodurch ich für immer von allen ägen meines kirchlichen Berufes enthoben wurde, und nun alles bei diesem Gerichtshofe Uebliche abgemessen war, und ich mir selbst überlassen und hörte auf, ein Priester der römischen Kirche zu seyn. Im October 1842 verließ ich Sardinien und betrat die englischen Besitzungen, wo ich bis Januar dieses Jahres (1849) blieb, beständig mit Untergehen in den Wissenschaften und der Literatur beschäftigt als naturalisirter Unterthan der englischen Regierung am Collegium von Malta als Professor angestellt.“

So Achill. In Wahrheit verhielt sich die Sache, wie Er hatte um diese Zeit, wenn nicht schon früher, angefangen nicht nur Lehren des Glaubens, sondern auch die Sittlichkeit den ärgerlichsten Reden zu höhnen, unter dem unverkennbaren Streben, sein religiöses und moralisches Verderben der Umgebung mitzutheilen. Deshalb wurde er im Jahr 1841 vor die Inquisition geladen wegen irreligiöser und sittlicher Aeußerungen, sowie grober thätlichen Vergehens verurtheilt, überwiesen, für immer suspendirt und mit dreijähriger Verbannung nach dem fernen und einsamen Kloster Nuoro bestraft; wo er jedoch nicht bewacht, nicht in eine Zelle gesperrt und nicht unter strenger Aufsicht gehalten wurde. Bei der Fällung des Spruches gestand er seine Schuld und unterwarf sich mit folgenden, in's Protokoll eingetragenen Worten jeder über ihn zu verhängenden Strafe: „Ich werde die Ergebung jeden über mich ergehenden Spruch hinhinnehmen und möge mein Bekenntniß ein hinreichender Grund zur Strafe nach Gutdünken des Gerichtshofes seyn“ *).

*) Riconverò con rassegnazione qualunque disposizione.

Da ihm, wie gesagt, in Razzaro volle Freiheit gelassen, entwich er nach Ancona und segelte von dort gerade des Jahres 1841 nach Corfu. Dieß sind die Vorworte, welche in England zu den „Gräueltthaten der Inquisition gegen Dr. Achilli“ verarbeitet wurden. Wir folgten in der Darstellung derselben einem trefflichen Artikel des Dubliner (Juli, 1850), als dessen Verfasser wir mit ziemlicher Sicherheit Cardinal Wiseman bezeichnen können. Es stammte überall officiële Quellen und für die betreffenden Aussagen bei der Inquisition Auszüge und Abschriften der Originalacten zu Gebote.

Es ist kaum nothwendig, zu bemerken, daß man in England, und wohl in jedem andern Lande außer England, Dr. Achilli „Händler mit der Inquisition“ ganz anders ansehen würde. Man hätte diesen Convertiten, den Verfasser des angeführten Artikels treffend mit Swift's Worten als „ein Unkraut, ausgejätet aus den Gärten und verdorrt, noch ehe es über die protestantische Mauer geworfen wurde“, bezeichnet — man hätte ihn als einen Märtyrer der Inquisition und als ein leuchtendes Zeugniß protestantischer Glaubenskraft dargestellt, wie Partei in England es that, die thatsächlich dem wahren andern fälschlich Beschuldigten oft verfluchten Worte huldigt, daß der Zweck die Mittel heilige. Man hätte diesen „evangelischen“ Don Pacifico für den würdigsten Vordenker einer ganz andern Anstalt, als des Klosters Razzaro, und aus dem Verfahren der Inquisition, wenn man mißfälligen Schluß, den gezogen, daß die Rechtschaffenheit dieses Tribunals eine sehr laxe seyn müsse. Einem solchen Schlusse gegenüber hätte von katholischer Seite viel mit Bedauern zugegeben werden müssen, daß die römi-

manata, e la mia confessione sia bastante a punirmi, come meglio crederà il Tribunale.

schon Kirchenzucht, wenig in der Theorie, manchmal in Praxis mit übertriebener Milde gehandhabt wird, wenn sich um Angehörige des geistlichen Standes handelt. Also im protestantischen England. Dort konnte noch in unren Tagen ein gemeiner Missethäter, ein Auswürfling Menschheit — wie Achilli — mit Verhöhnung alles Rechts und gesunden Menschenverstandes zu einem Heiligen und Glaubenszeugen gestempelt werden.

Was aber begann nun der ehemalige Dominikaner jetzt „Cavaller“ Giacinto Achilli, wie er sich nennt, als er sich Unterthan und anglikanisch bibelgläubiger „Christ“? Er schreibt zunächst einen skurril-unverschämten Brief Gregor XVI., dessen Druck, wie versichert wird, die englische Regierungspresse in Corsu zu besorgen die Gefälligkeit hatte. Der päpstliche Consul verlangt seine Auslieferung als eines Mannes, welcher der schwersten Vergehen (delitti enormi) bezichtigt sei. Herr Fraser aber, Sekretär des Oberkommissars der ionischen Inseln, erklärt, der Inculpate mittlerweile protestantisch geworden, und könne nicht ausgeliefert werden. Nachgewiesen ist ferner, daß der Mann seiner Drang nach evangelischer Wahrheit zuerst in Ketten der Inquisition, dann in den Schooß der englischen Kirche geführt haben soll, zu jener Zeit Grundsätze äußerte, die seinen späteren Gönnern und Bewunderern denn höchlichst missfallen haben müßten. Jedenfalls aber geht zu seinen antipapistischen Verdiensten, daß er eine ständige Statuette des Papstes anfertigen ließ *), und in möglichst vielen Exemplaren verbreitete.

*) Una statuettina rappresentante il sullodato Pontefice nella maniera la più scandalosa, e perfino oscena, wie ein Augenzeuge sich ausdrückt, der wenigstens ein Duzend davon eigenhändig fürte.

Der neue „Christ“ erlangte natürlich nicht, sofort durch exemplarischen Lebenswandel den schlagendsten Beweis, welch gräßliches Unrecht die Inquisition an ihm hatte, in einer üppigen Fülle und Gründlichkeit zu , welche dem Verfasser des mehrerwähnten Artikels erlaubte, aus dem reichlich vorliegenden actenmäßigen Material mehr, als eine Auswahl zu geben, und zwar „mit Weglassung des allzu Schmutzigen.“

Es kam eine Schauspielertruppe nach Corfu, darunter einer, Namens Coriboni. Madame Coriboni und Aliboni lebten öffentlich als Mann und Weib miteinander zusammen so nach Zante. Uebler, als dem indifferenten Mann, erging es dem armen Schneider Nicolo Garamone, welcher eine gewisse Marianna Crissaffi geheirathet hatte. Die Mutter der Frau die ausbedungene Mitgift von 1000 Scudi nicht bezahlen konnte, wurde ausgemacht, daß Aliboni unentgeltlich in ihrem Hause wohnen sollte. Aliboni brachte seine sämmtliche Habe dahin, wurde aber Mutter und Tochter mißhandelt, aus dem Hause getrieben, Aliboni's Habseligkeiten beraubt, auf Alimentation verklagt, zur Bezahlung von zwei Schillingen täglich verurtheilt, seine Mittel weit übertraf. Ihm stieg starker Verdacht auf, daß ein Dritter im Complotte gegen ihn sei, der etwa längere Abwesenheit, während welcher er (bis October) nachwärts Arbeit gesucht, benützt haben konnte. Er beschloß, eines Nachts das Haus. Um halb zwölf Uhr erschien Jemand, den seine Frau am Fenster ungeduldig erwartet hatte. Thüre öffnete sich, der Unbekannte trat ein, der wüthenbe der aber stürzte ihm nach und fand den „Ritter“ Aliboni in den Armen seiner Frau. Es entspann sich eine Handgemenge, der Ritter entfloh, flüchtete vor dem Verfolger in eine Zimmermannswerkstätte, wo er als Dieb verurtheilt, jedoch wieder freigelassen wurde, nachdem er den wahren Sachverhalt erzählt hatte. Der Handel kam vor Gericht

und verursachte ungeheuren Skandal; noch im Jahre 18 war der Ehescheidungsproceß des Schneiders bei der obergeistlichen Behörde anhängig.

Der Ritter aber machte nach seiner Weise auch in P In seinem Hause auf Corfu wurde das wahnsinnige U nehmen der beiden Brüder Bandlera entworfen, die bei der calabrischen Küste landeten, auf der Stelle ergriffen erschossen wurden. Den beiden Verführern, Maylat Achilli, verdankten die unglücklichen Jünglinge ihr trag Ende. Letzterem hatten sie vor ihrer Abfahrt ihre goldge ten Kleider, Uhren, Juwelen und eine Partie feinsten sche anvertraut. Zwei Tage später verkaufte er heimlich nen Theil des Depositums, brannte die Goldborten an erschien kurz darauf öffentlich in den Kleidern der armen führten, Alles, ehe man in Corfu wissen konnte, das Schicksal sie erreicht hatte. Er mußte also ziemlich seyn, daß die Geopferten nie zurückkehren würden. später die Nachricht von Achillis Verhaftung nach Corfu schreibt ein ehrenwerther Einwohner, „war die Freude ber fast allgemein, und es erregte tiefe Sensation, als erfuhr, er habe seine Freiheit wieder erlangt, die er, besorge, furchtbar mißbrauchen wird.“

Von Corfu ging der vielverfolgte „Ritter“, wahrlich auf Einladung des anglikanischen Bischofs von Malta, Dr. Tomlinson, nach Malta. Hier hatte man ein protestantisch-italienisches Collegium gegründet und mit ihm besetzt. Dr. Achilli wurde als Professor der Theologie 150 Pfund angestellt. Man sieht, es regnete dem glücklichen Manne Professuren, nur, daß er sie nie lange behalten konnte! Die Sache ist, was Malta betrifft, nicht vollständig aufgeklärt. Gewiß bleibt, daß nach kurzer Zeit die Lehren mehrerer Professoren des Collegs so anstößig und skandalös wurde, daß der Rektor desselben, Dr. B. eine scharfe Untersuchung einleiten mußte, in Folge

8 (ein Mensch, der im trüben Wasser der römischen
fischen gegangen war) und Achilli ihrer Stellen ent-
den. Höchst wahrscheinlich that die englische Regie-
bist ihr Möglichstes, um die Geschichte zu vertuschen;
es italienische Collegium in Malta sollte nichts Ge-
seyn und werden, als eine Pflanzschule von Aposteln
tigen Protestantisirung Italiens.

1 Jahre 1848 war Achilli in England; 1849 ging er
m, wo er im Februar ankam, später verhaftet wurde,
ie bekannt, unter Begünstigung der französischen Be-
wieder entkam. Nach seiner Behauptung wäre er
ngs in der Haft der Inquisition gewesen. Da diese aber
motorisch gar nicht in Thätigkeit war, so konnte er
den höchsten Gerichtshof des Cardinal-Vicars ver-
nden seyn, in welchem Falle er nicht in den Ker-
Inquisition, sondern in der Engelsburg saß.

dieser Zeit seines römischen Aufenthaltes ist noch
„heirathen“ Heirath und der politischen Wirksamkeit
Erwähnung zu thun. Er heirathete eine Miß Gely,
gab und gibt sie für seine Frau aus; denn da er
lichkeit nicht in England naturalisirt wurde, folglich
r, römischer Unterthan zu bleiben, so stand er auch
rend unter dem römischen Eherechte, das aufzuheben
e Republik nicht Zeit oder Lust gehabt hatte; diesem
gegenüber war er aber ein suspendirter Geistlicher und
e, demnach jede von ihm eingegangene Ehe eo ipso
b nichtig. Miß Gely, die Tochter eines englischen
p, war in Rom in einem sogenannten Conservatorio,
ziehungsanstalt für verwaiste Mädchen ausländischer
auf Staatskosten erzogen worden und bis zu ihrer
ung mit Achilli katholisch gewesen. Der Mann, der
er von unserer Kirche“ (d. h. von der „italienisch-
chen Gemeinde“) vorgeschriebenen Weise traute,
lunato Saccareo, derselbe, dessen Verbindung mit

dem italienischen Collegium in Malta Dr. Got unceremoniöse Weise abgeschnitten hatte.

In England legten Achilli selbst und seine Gewichst darauf, daß das neue Kirchenlicht bei den revolutionären Zuständen Roms dennoch in politisch nicht gemischt habe. Er selbst behauptet dieß auf feste, mit dem Zufuge: er hätte, wenn er nur in die Kammer gewählt werden oder eine Stelle visforischen Regierung bekommen können. Gewiß nichts desto weniger, daß er ein eifriges Mitglied Popolare war, der bekanntlich die Kammer selbst ihr seine Beschlüsse aufzwang, Hauptquartier war, und zu jeder Unordnung und Gewaltthatigungswort zu geben pflegte. In diesem Circo stellte Achilli einstmals folgenden gotteslästerlichen durch Acclamation zum Beschlusse erhoben wurde Mitglied L. P. U. schlägt dem Circolo Popolare Bildniß des Hellandes zum beständigen Präsidenten, und so kann es dann heißen: Gott und Be

Diese Blasphemie hätte den Protestanten — damals ja schon ein anglikanischer „Christ“! — doch wenigstens als gräßlicher Götzendienst erschiene. Gleichwohl fand einer der englischen Panegyristen Sir Cardley Gulling, es sei in katholischen Ländern unter den Schutz Heiliger oder der Madonna zu stellen, und somit habe dieser Akt „eine wie

71

*) Der italienische Text lautet: „Il socio L. P. U. per il Circolo popolare di inalzare l'immagine del Salvatore presidente perpetuo e così al paese denominare Dio“

Violata fu ammessa per acclamazione.“

Wir setzen den Text bei, weil nicht recht klar ist, ob der Name Gott und Volk führen sollte, Gott nicht.

[6320000 2]

„als antipapistische Bedenkung.“ Außerdem be-
 schäftigte der Ritter sich noch als Privat-~~Magog~~ Magog und als Pfu-
 cher in radikaler Gesinnung, wie aus seinem eigenen Ge-
 schichte hervorgeht, also in soweit jedenfalls an der Politik.

Als Episode sind hier die „enthüllten Gräucl der römi-
 schen Inquisition“ des Röhern zu erwähnen, an deren gemein-
 diger Offenbarung Schiller durch ausführliche Beschreibun-
 gen thätigsten Antheil nahm. Die Franzosen hatten unter
 napoleon's Herrschaft wohl hinlänglich Gelegenheit und sicher
 zu so große Neugierde, das Innere dieses geheimnißvollen
 Tribunals kennen zu lernen. Der Comte de Tournon, von
 1800 bis 1814 kaiserlich französischer Präfekt von Rom, be-
 richt darüber in seinen *Etudes statistiques* Vol. II, p. 47
 folgendes: „Die Amtsobliegenheiten dieser Congregation (*del
 sacro officio*), durch ihren Titel hinreichend angedeutet, sind
 sehr wenig; was aber viel weniger bekannt seyn möchte,
 ist die Mäßigung, in den Entscheidungen und die thät-
 ige Milde in dem Verfahren des Tribunals. Das be-
 weist sich klar, als die französischen Truppen Rom einnahm-
 en; denn sie fanden das Gefängniß des *Sacro officio* be-
 leuchtet, und in der ganzen Einrichtung des Arrestlokals
 nichts, was darauf hingedeutet hätte, daß in neuer-
 Zeit daselbst der Schauplatz grausamer Austritte gewesen
 sei. Im Gegentheile, die Ausdehnung der für die Gefan-
 gen bestimmten Zimmer, ihre gesunde Lage und Reinlich-
 keit waren ein Beweis für die menschliche Gesinnung der
 Oberen dieses Gefängnisses, welches ohne irgend eine Ver-
 änderung in ein gesundes und wohleingerichtetes Wachthaus
 umgestaltet werden konnte, so weit der Stadtkreis, wo es
 sich verstatte.“

So sprach damals ein ehrenhafter Offizier und ein Frem-
 der. Auch nach 1814 behauptete nie Jemand im Ernste, daß
 die Inquisition die Folter angewandt, Blut vergossen,
 Jemand ausgehungert worden sei. Erst jetzt sollte ein

frevelhaftes Lügenspiel der Art dem römischen führt werden! Am 22. Februar 1849 besetzten faner den Palast und die sämtlichen Gebäud fition; in den letzten Tagen des März erschien digung, die den Römern verhieß: daß vom 1. A: das Innere der Inquisition's-Lokalitäten dem Put seyn werde; „die gräulichen Kerker“ — wurde „die Marterwerkzeuge und die in den jüngsten fundenen Skelette würden das römische Volk me Haß gegen die gestürzte päpstliche Gewalt erfül schah es, und alles müßige Gesindel Rom's t Entsetzen die eisernen Halsringe, Ketten und al lichen Dinge. Die Illusion verschwand aber erf Man fragte sich, warum denn das Alles nicht 22. Februar an zu sehen gewesen, und kam a Gedanken, es möchte eben vorher von all der ten nichts da gewesen seyn. Positive Beweise lange aus. Die Skelette, die man ihrer Grab sen hatte, waren die sterblichen Reste von in R denen Ausländern, sogenannten „Ultramontanen Ecclesia S. Salvatoris de ossibus oder ad Turi die Inquisition stieß und später damit vereinigt graben gelegen. Seit undenklicher Zeit hatte wegen der Menge ihrer Skelette den Beinamen und schon ein Privilegium Karls des Großen e ursprüngliche Zweck der Kirche die Bestattung montanen“ war *). — Von noch lebenden „Op quisation fand man bei dieser Gelegenheit nur dre samkeiten aber, die ihnen widerfahren, verlan gar nichts. Ein authentischer Bericht über d

*) *Sita est autem ista Ecclesia propter tradendi pauperes et divites, nobiles et ignobiles, quoniam tanis partibus venturi cernuntur, ut omnes ibi*

von April 1849 sagt vielmehr: „Die Betten sind gut, indem in den Strohsäcken noch Matratzen geliefert worden. Die Kost besteht in Suppe, gesottenem Fleisch; noch einem Getränk, Obß, Brod in Ueberfluß und einer Pinte Wein. Nun der Zustand der Gefangenen bessere Kost nöthig macht, heißt sie der Gerichtshof bereitwillig. Die Inhaftirten dürfen in den Gängen, in einer großen Halle oder in den Gärten spazieren gehen.“ Darauf lief jene aprilische Offenbarung der „Gräuel der Inquisition“ hinaus; den Achill'schen „Ankündigungen“ that aber all Das selbstverständlich nicht im Mindesten Eintrag.

Alle bis jetzt erwähnten Thatfachen sind schon im Julihefte des Dublin Review von 1850 enthalten. Achilli war mittlerweile wieder nach England gekommen, und hatte von Kanal und Plattform herunter als vagabundirender Apostel die „göttliche Trommel“ mit solchem Elfer und Nachdruck gegen die Papisterei gerührt, daß er bald für einen Löwen in Israel und eine große Acquisition der reinen Evangeliumslehre galt. Der Aufsatz des Dublin Review schloß mit den Worten: „Wir hoffen, daß die Widerlegung der von diesem Menschen im ganzen Lande ausgestreuten Verläumdungen gebührende Beachtung finden werde; wir fürchten keinen Augenblick, daß unsere Landsleute mit ihrem Sinne für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, unsere Landsmännchen in ihrem Gefühl weiblicher Würde und Scham, fortfahren werden, den Menschen als Helden und Märtyrer zu preisen und die Heiligen zu verehren, der unwürdig ist, mit ihnen die gleiche Luft zu athmen, sein Haupt verhüllen und im fernsten Winkel des Landes Buße thun sollte. Ginge aber ihre Verurtheilung wirklich so weit, ihm noch ferner als einem Prediger der Moral und Lehrer der Wahrheit ihr geneigtes Ohr zu leihen, dann müßten wir jenen Worten Juvenals Recht thun, die wir bisher, selbst auf das Heidenthum angewendet, für zu bitter erachteten“:

„Aude aliquid brevibus Gyaris aut carcere dignum,
Si vis esse aliquid.“

Achilli ließ diese vernichtenden Enthüllungen ruhig ergehen und fuhr fort, als „Diener des reinen“ den Engländern „Religion und Moral“ zu predigen und Papstthum, das apokalyptische Ungeheuer, niederzujuden. Ein Jahr später hielt Dr. John Henry Newman in Birmingham vor den Brüdern des Oratoriums, einer Congregation des heil. Philipp Neri affiliirten Laienschafts, seine „Vorträge über die gegenwärtige Lage der Katholiken in England“, und wiederum ein Jahr später lieferte der hohe Gerichtshof der Queen's Bench in einer Klagsache gegen Newman selbst den praktischen Commentar zu diesen Vorträgen, in denen der berühmte Jurist nachgewiesen hatte, woher es komme, daß der Protestantismus, besonders der englische, der seinem obersten Grundsatz nach tolerant seyn sollte, auch die Toleranz über das Lösungswort im Munde führe, in der Praxis bigottisch, fanatische Verfolgungssucht, klägliche Befangenheit in finstern Vorurtheilen an den Tag lege. Im fünften Vortrage war Newman auf Dr. Achilli zu sprechen gekommen, indem er als Quelle denselben authentischen Art Dublin Review benützte, dem unsere bisherigen Angaben entnommen sind. Achilli machte eine Libellklage gegen Achilli hängig, und am 21. Juni d. J. kam die Sache im Gerichtshofe der Queen's Bench vor dem Oberrichter Lord Coleridge und einer Special-Jury zur Verhandlung.

Da standen sich nun die zwei Convertiten, der heidnische und der berüchtigte, gegenüber in einer Lage, die Cicero als ein Weiseman zwei Jahre früher, als wenn er das Komische voraus ahnte, treffend geschildert hatte. Er verlegte die Scene in die Zeit der heidnischen Kaiser Roms: „In den ersten Zeiten der Kirche standen auf der einen Seite des römischen Forums eine Schaar von Männern und

die ruhig den Urtheilsspruch erwarteten, den die Welt über ihre vermeintliche Thorheit auszusprechen im Begriffe war. Darunter waren Einige, deren eigenthümliche Kleidung zeigte, daß sie wie Justinus zu der geehrten Classe der Philosophen gehörten; da waren Viele in der Tracht der Senatoren, Andere im priesterlichen Gewande, eine Menge von Leuten in dem einfacheren Anzuge ehrbarer Bürger. Ihnen zur Seite standen Rationen, edel von Gestalt und Geberden, Jungfrauen, mehr noch durch die Reize der Tugend als der Schönheit glänzend, schüchtern vor dem profanen Blicke der Heiden an die Mütter geschmiegt. Es waren die „Thoren um Christen zu werden“; die weisen und reichen und selbstsüchtigen Männer der Welt starrten und staunten sie an als Monstra der Einsichtigkeit, unlösbare Räthsel sinnlosen Unverständes, unerklärliche Thatfachen höchst möglicher Excentricität. Jener Priester hatte eine überreiche Pfunde vom Altare des Jupiter Lucus aufgegeben, jener Philosoph auf einen höchst einträglichen Sitz an der Akademie verzichtet, jenem Bildhauer fügte man seine Apollo's Stüd für Stüd mit einem halben Talent zu bezahlen, jetzt will er keinen mehr machen, weder für Geld, noch für gute Worte. Jene Dame hatte ein prächtiges Haus auf dem Palatin, ein Landhaus in Tusculum, beide sind nun verwirkt; jene vornehme Jungfrau hat die glänzendste Partie mit einem jungen Patricier verschmäht. Und warum all das? Einfach, weil es ihnen gefallen hat, Christen zu werden! Das dumme Volk voll empörender Unvernunft! Als ob daran gelegen wäre, was einer glaubt, so lange er nur ehrbar und behäbig in der Welt fortkommt. Als ob ein abstraktes Ding, wie die Religion, jemals solche Opfer von der Stellung der Leute in der Welt fordern könnte! Und am Ende, wofür das Alles? Nun, wenn ihr wirklich wissen wollt, was diese Menschen für eine Religion angenommen, und weshalb sie allen weltlichen Vortheilen entsagt haben, so geht nur einmal auf die andere Seite des

Forums, und ihr könnt Alles erfahren von Einem, euch aus bester Quelle auslegen kann, denn er war einer ihrer Sekte, und hat sich von ihnen losgesagt ihrer scheußlichen Thorheiten und ihres gräßlichen Tods. Jetzt steht er auf der Rednerbühne und erzählt diese Thaten dem Volke. Hört das Beifallsbrüllen! Das Volk ruft ihm zu — ein Zeichen, daß er jetzt gerade tüchtig ist. Eilet, und laßt uns ihm zuhören.“

„Da kommen wir nun heran und drücken uns in den Haufen, der Schulter an Schulter sich um das Ziel drängt, wo der berühmte Hyacinthus Achilles steht durch einen Dolmetscher (denn er ist ein Fremder) die Masse spricht. Er sagt dem Volke, daß ihm mit der Munde und rollenden Augen zuhört, daß diese Thaten die er verlassen hat, heimlich einen Eselskopf anbei thevestische Gelage halten, täglich einen Säugling und verspeisen, und in andern Gräueln rasen, die sind, als daß die schüchterne Bescheidenheit eines Redners sie auch nur erwähnen dürfte. Er hatte es natürlich länger aushalten können und daher die gräßliche That verlassen. Man jauchzt ihm mit lauter Stimme zu; lebt von soliderer Kost als von Volksgejubil. Beirathungen für ihn gesammelt, sie fallen reichlich; mit Zureden er von Stadt zu Stadt geleitet, allenthalben fetirt und angebetet; jede Geschichte, die er erzählt, wird als Wahrheit geglaubt; keiner ist in der Versammlung, der sich nicht den Eselskopf mit Haut und Haar zu verschlucken, sicherlich die Ohren herausgucken und das Eselsgeschwanz dem Magen bringt. Und, was sagt nun die Menge? „Welche Narren das seyn müssen, jene Leute auf der Seite des Forums, jene Priester, Gelehrten, hochgeachteten Damen, die Alles dahin gegeben haben für eine Religion. Was für ein weiser, verständiger, schätzbarer dieser moderne Achillis seyn muß, der so klärllich er-

daß Einer im Nu für Armuth Behaglichkeit, für trau-
 Colibat eheliche Freuden, für ein obscures Daseyn den
 reuesten Namen, für die stille Clausur dichterbrängte
 verbühnen, für finstere Kataomben den glänzendsten Pa-
 gewinnt — Alles durch einen so einfachen Akt, wie die
 ahme der soliden und gesunden heidnischen Wahrheit!
 keine Gefahr für unsere Religion vorhanden, daß sie
 in Abfall komme, so lange Männer von solcher Weis-
 zu uns übergehen. Mögen jene Christen sich immerhin
 Hunderte von Bekehrten rühmen, die aus den sogenann-
 höheren und gebildeten Classen täglich zu ihnen überge-
 — ein solcher Held, wie dieser, entschädigt uns reichlich
 last.

Die Skizzen vom römischen Forum gediehen zwei Jahre,
 mußten sie entworfen waren, in England Zug für Zug zur
 Erscheinung. Da stand dem würdigen und weisen
 gegenüber der Thor um Christi willen, jener John
 Roman, der einst ein berühmter, hochgestellter und
 Professor in Orford gewesen und jetzt ein ar-
 ist. Das Forum hieß Queen's Bench, und Rich-
 und Jury waren, wie oben beschrieben.

Roman hatte offenbar nichts Anderes übrig, als den
 der Wahrheit anzutreten. Erst in der neuesten Zeit
 nämlich eine große Anomalie in der englischen Rechts-
 die Unzulässigkeit des Wahrheitsbeweises nach dem
 : „Je größer die Wahrheit, desto größer die Ver-
 „gewichen, und dem Angeklagten das, was na-
 in den meisten Fällen sein einziges oder hauptsächlich-
 Verteidigungsmittel ist, der Erweis der Wahrheit seiner
 freigestellt, in sofern anzunehmen wäre, daß die Ver-
 derselben zum allgemeinen Besten geschehen sei.
 die Verhandlungen des berühmten Proceßes selbst jüngst
 allen deutschen Blättern mehr oder minder ausführlich
 waren, so können wir uns hier um so kürzer fas-

sen, als überdies das eigentlich Charakteristische des nicht in dem Zeugenbeweise (dieser bestätigte einfach man's Behauptungen Wort für Wort, wobei so sta Dinge zum Vorscheine kamen, daß sie ohnehin nicht holt werden könnten!) noch in den Vertheidigungsrede (dazu war der Fall zu einfach!), sondern fast ausschließlich dem Benehmen des Richters Lord Campbell und in dem spruche der Geschwornen.

Dr. Newman plaidirte „nicht schuldig“, und erl zu dem Beweise von dreißigzwanzig Punkten, des H haltes: daß Achill ein Ungläubiger, ein Heuchler, i chen Ausschweifungen ergeben sei, und als Ordensma skandalöse Aufführung gepflogen habe. Zu den oben erwähnten Unzuchtsfällen waren während seines jüngst enthaltes in England, aus einer Zeit also, wo Achill protestantischer Prediger und verheirathet war, noch fü hinzugekommen. Auf Dieß alles nun stützte Dr. Newman Behauptung: es sei aus Rücksicht auf das öffentliche geschehen, daß die in den fraglichen Vorlesungen enth Aussagen veröffentlicht worden; denn damals habe Aufregung im Lande geherrscht, zahlreiche Discussion ten sich an verschiedenen Orten über Controversen i der römischen und der englischen Kirche erhoben, an Achill so hervorragenden Antheil genommen, daß vü achtbaren Personen auf seine Angaben und Darstellung maßgebende Zeugnisse sich berufen; es sei demnach v sentlichem Belange gewesen, die Glaubwürdigkeit der A dieses Mannes durch Darlegung seines schlechten Lebe dels und seiner schlimmen Antecedentien überhaupt al tig nachzuweisen. Wir übergehen die einleitenden Red Attorney-Generals (Staatsanwalts) und des Vertha als welcher ein Protestant und Mitglied des Parle Sir A. Godburn, fungirte.

Die von Seite der Vertheidigung beigebrachten :

waren zum großen Theile die in dem vorgeblichen Elbell erwähnten italienischen Mädchen und Frauen selbst, welche die Freunde des Angeklagten aus ihrer Heimath herbeige Holt. Mit Eleanor Giustini, vierzig Jahre alt, verheirathet, begann das Verhör. Sie war die achtzehnjährige Eleanor Balente, die Achilli zu Viterbo in der Sacristei entehrt und ihr dafür ein altes Halstuch („älter, als er selbst“, war ihr Ausdruck!), noch drei Wärfen geschenkt und einen Sonnenschirm versprochen hatte. Wir begnügen uns, diese Eine Zeugen-Angabe als Muster vieler ähnlichen zu erwähnen, die im Laufe des Verhörs vorlamen, und diesen Proceß zu einem der „pisan-ten“, nämlich: ekelerregendsten, machten, der wohl je vor den Ständen englischer Gerichte verhandelt worden. Es traten nach einander als Zeugen auf: Herr Grotte, ein katholischer Priester, der den schlechten Ruf, in dem Achilli zu Viterbo hand, bezeugt, und ein Memorandum des dortigen Polizeikommissars über alle gegen Achilli gepflogenen Untersuchungen überreichte. Dieses Document trug zur Beglaubigung des Stadtsiegel von Viterbo, worüber Lord Campbell bemerkte, das Papier „könne nichts beweisen, und wenn es einzig Stadtsiegel hätte“. Dann S. Maria Balisano, die der Kläger als dreizehn- oder vierzehnjähriges Mädchen in der Sacristei des Dominikanerklosters in Neapel genothzüchtigt hatte, und deren Aussagen ihre Mutter, Sign. Gaetana Brinipa, bestätigte; mehrere Zeugen, die über den Umgang des Klägers mit Garamone's Weib in Corfu deponirten; Hr. B. Reynolds, der über seinen vertrauten Umgang mit dem Weibe des Choristen Coriboni, „einer notorisch Prostituirten“, Auskunft zu geben mußte. Zwei andere Zeugen bestätigten die Aussagen. Ehrwürden George Hatfield, weiland Director des protestantischen Collegiums auf Malta, der Graf von Chastelbury, Ausschußvorstand, Ehrwürden Al. Hall, Sekretär, und Dr. Bonavia, Professor an dem genannten Collegium, sagten über die Motive aus, welche

Achill's Entlassung hervorgerufen hatten. Endlich folgten vier englische Mädchen: Harriet Harris, Jane Legge, Sarah Wood, Catherine Gorman, die seit 1850 bei ihm und seiner Frau in Diensten gestanden waren, und sämmtlich Verführungversuche von ihm erfahren hatten. Zwei derselben waren wirklich durch ihn zu Fall gekommen. Um seine persönlichen Zwecke zu erreichen, hatte er einem dieser Mädchen ein Gebetbuch, mit dem Titel: „Kommt zu Jesus“, geschenkt, einer andern, die katholisch war, angeboten, sie „Beichte hören.“

Die darauf folgende Verlesung eines amtlichen Schreibens der römischen Inquisition gab Lord Campbell, dem „Popularitätsjäger“, wie Morning Chronicle ihn nennt, schönste Gelegenheit, seinen „stumpfen Witz“ in Lauf zu bringen. Als Dr. Grant, ein katholischer Bischof, darüber zu hören genommen werden sollte, ob das Document nach seiner Befertigung und Form für authentisch zu halten sey? Da Lord Campbell an ihn die Frage: „Wo ist Ihr Bischofssiegel?“ „Doch, entschuldigen Sie, ich will Sie nicht darum fragen“, unterbrach er sich schnell, in seiner witzigen Weise auf Titellacte anspielend, und ärndtete wirklich lohnendes Gelehrter. Das amtliche Schreiben der Inquisition wurde sofort vom Lord Oberrichter als genügender Beweis für die Angabe in der Vertheidigung zugelassen, aber unter folgenden bezeichnenden Terminis: „Gott sei Dank! in diesem Lande gibt es keine Inquisition und wird, hoffe ich, nie gegeben (Beifall!). Aber es ist genügend bewiesen, daß solches Tribunal existirt und somit, da ein Beweisstück mit dessen Siegel beigebracht wird, kein Anstand, dasselbe quodlibet valeat zuzulassen. Gott sei Dank! die Jurisdiction der Inquisition erstreckt sich nicht auf dieses Land (neuer Applaus) und deshalb fürchte ich nicht, durch Zulassung dieses Beweisstückes, wiewohl es der erste Vorgang der Art ist, der protestantischen Religion des Landes im Mindesten Gefähr-

berichten.⁴ Diese und ähnliche Aeußerungen des Lord Campbell waren es, die jedenfalls auf den Ausdruck der Geschwornen einen Einfluß ausüben mußten, der mit dem eines unparteiischen Richters in aller Welt unvergleichbar ist. Das Schreiben der Inquisition bestätigte einfach die Behauptungen des „Elbells“ in ihrem vollen Umfange.

Der Attorney-General gab ohne weitere Discussion zu, daß die Veröffentlichung dieser Thatfachen, wenn sie wahr seien, dem öffentlichen Wohle diene, und damit schloß das Verhör für den Angeklagten und die Sitzung. In der Agenda wurde Achilli vernommen. Seine Erwiderung war von Anfang bis zu Ende bloß eine durchgängige Abkündigung der ihm zur Last gelegten und sämmtlich durch die bestimmten Zeugenaussagen bewiesenen Vergehen — Alles vorgebracht mit eherner Stirne und ohne Anstoß im glattesten Redefloß.

Der Ausgang des Processes entsprach vollkommen der Art und Weise, wie er geführt wurde. Nach einer vierstündigen mündlichen Vertheidigungsrede Sir A. Cockburn's, einer zweiten Rede des Staatsanwaltes und einem dreistündigen Resumé Lord Campbells fiel der Wahrspruch der Geschwornen, deren Berathung gleichfalls drei Stunden dauerte: sie mußten alle dreiundzwanzig Anklagepunkte Newman's für erwiesen halten, mit Ausnahme des neunzehnten, welcher lautet: daß der genannte Achilli am 16. Juni 1841 in Rom von dem Gerichtshofe der Inquisition suspendirt u. s. w. wurde. Bei weiteres Befragen durch Lord Campbell erklärten sie noch ausdrücklich: nur das Factum der Suspension, nicht aber die Urtheilsprüche zu Grunde gelegten Motive hielten sie für bewiesen. Die Geschwornen sprachen damit aufs Deutlichste aus, daß Dr. Achilli, der während der Verhandlungen selbst abgelehnt hatte, die argen, ihm zur Last gelegten Verletzungen des Sittengesetzes abzuschwören, in ihren

Augen ein Muster von Moralität, und ein tadellos unger Prediger des Evangeliums sei. Gleichsam, damit die denkwürdigen Wahrsprüche der Stempel der Selbstinnigkeit fehle, erklärte ein Geschwornener feierlich: daß feinerlei persönliche Rücksichten das Urtheil der Jury geleitet.

Bekanntlich hat der Gerichtshof sein Urtheil noch gefällt; das Publikum aber ist durch diesen Proceß mit so hohen Meinung von der Integrität englischer Rechts erfüllt, daß man fest überzeugt ist, „Lord Campbell wenn das Gesetz ihm einigermaßen diesen Bonapartismus laubt, seine schwarze Müze über die Stirne ziehend Newman an einen eben so hohen Galgen hängen, an dem war, welchen der gottlose Aman für den unschuldigen dochäus errichtete.“ Einstweilen hat die englische „Thätigkeit“ den Triumph, den verhassten Priester peremptorisch Grunde gerichtet zu haben. Die Kosten des Proceßes laufen sich bis jetzt auf zwanzigtausend Pfund, zu dem Zweck Newman gegen hohe Zinsen ein Capital leihen, das Kloster seines Ordens in Birmingham als Pfand einsetzen mußte. Achill dagegen hat, außer einem hohen Sittenreinheits-Atteste, noch soliden Lohn für der „evangelischen Sache“ geleisteten guten Dienste bekommen. Nicht nur die Auslagen wurden ihm vergütet, erhielt auch noch eine hübsche runde Summe als Pension. Er hat sein Geschäftslokal, welches lange die „Annoce“ zu miethen oder zu verkaufen“ trug, wieder eröffnet, und seinen italienisch-protestantischen „Gottesdienst“ mit seinen Kräften fort.

Freilich begutachtete der gesunder denkende Theil der englischen Protestanten dieses monströse Urtheil nicht, es darin vielmehr geradezu ein schlechtverhülltes Attentat auf die Integrität der Rechtspflege, diesen Grundstein der Freiheit und constitutionellen Lebens. Der fanatische

den des wüthenden Katholikenhasses hat in diesem Proceß vor den Augen aller Welt einen Höhepunkt erreicht, auf dem er notwendig sich überschlagen mußte. Die Times, das einflussreichste Journal in England, weil es das verlässigste und mächtigste Organ einer großen und maßgebenden Mittelschicht ist, die Times, die zu keiner Zeit ihre gründlichen Sympathien gegen die katholische Sache in England verliert hat — sie sprach über Richter und Geschworne ihr lautes, unbedingtes „Schuldig“ aus.

„Wohl ist es etwas Großes“, sagt sie, „daß im protestantischen England das im Nationalglauben verkörperte Prinzip über seine römisch-katholischen Gegner triumphiren möge — etwas Höheres ist, daß die Gerechtigkeit in fleckenloser Reinheit und Unparteilichkeit gehandhabt werde — daß die Prinzipien des Gesetzes unangetastet und unverrückt bleiben — das ist eine subjektive Ansicht, nichts Anderes, als nur das Ideal einer unbefangenen und in höchster Unbefangenheit aufgefaßten Gerechtigkeit auf die Entscheidungen und das Verfahren unserer Gerichte keinen Einfluß übe. Wir können nicht dulden, daß der politische Erfolg um den Preis des unbefleckten Ruhms unserer unparteiisch-lauteren Rechtspflege erkaufte werde, daß die für Beurtheilung des Zeugenbeweises festgestellten Normen umgestoßen werden, um irgend einer Vorliebe zu genügen oder sein Muthlein zu fühlen. Es gab eine Zeit, da auf die unmöglichen und sich selbst widersprechenden Zeugenaussagen eines Dates, Bedloe und Dangerfield englische Geschworne unschuldige Männer zum Tode verurtheilten und von dem Richter das schmachvolle Lob erteilten, sie hätten gehandelt wie „gute Protestanten.“ Hat ein Stück Unwissenheit von 170 Jahren uns wirklich gereinigt von jenen engherzigen Vorurtheilen, jener grausamen Parteilichkeit, die in den Tagen des „papistischen Complots“ den reinen Geist der Justizpflege vergiftete und dem Charakter einer Nation, der es sonst weder an Rechtsgefühl, noch an Mensch-

lichkeit fehlt, ein unausstilgbares Brandmal aufbrühte? Das Urtheil der gebildeten Classen dieses Landes und der großen europäischen Gesellschaft den Wahrspruch einer Jury bestätigen, die Dr. Achilli von jedem Flecken und Winkel sprach und darauf auszugehen schien, ihn auf eine Stufe moralischer Reinheit zu erheben, als er sich selbst jemals angemacht hatte.“

„Dr. Newman erbot sich, auf den Kläger gewisse geschlechtlicher Ausschweifung zu beweisen, und führte Personen vor aus einer großen Zahl der verschiedensten Classen um über Vorgänge Zeugniß abzulegen, die sich auf einen langen Zeitraum vertheilten, und von denen sie, wenn irgend Angaben Glauben verdienten, die vollständigste Kenntniß hatten. Diese Zeugen geriethen nirgends in Verwirrung, wurden in keine materiellen Widersprüche verwickelt und behaupteten Nichts an, was sich durch sonst feststehende Umstände unwahrscheinlich herausgestellt hätte. Wo immer Achilli Schritte hinwandte, scheint, mit Recht oder Unrecht, Alles auf dem Fuße gefolgt zu seyn. Die Polizei in Neapel, die Inquisition in Rom, der bischöfliche Gerichtshof in Venedig und die Gerichte in Corfu — alle hatten mehr oder weniger mit ihm zu schaffen — alle wegen des gleichen Lasters, nach einem kurzen Aufenthalte in England finden wir eine Anzahl Weiber, welche die gleiche Klage gegen ihn erhoben. Diese Beschuldigungen können weder katholischer, noch protestantischer Böswilligkeit zugeschrieben werden, denn sie begannen, als er der einen Religion noch angehörte, und dauerten fort, als er zur andern schon übergegangen war. Die Katholiken klagten ihn an, während er Katholik war, und die Protestanten, während er Protestant war, und immer wegen derselben Sache. Er selbst lehnt es ab, seine Reinheit durch einen besondern Eid zu bekräftigen und scheint mit einzugestehen, daß, wenn Dr. Newman verurtheilt wird, es nicht darum geschieht, weil er ihn fälschlich beschuldigt

man nur, weil er nicht die rechten Fälle zum Beweise
 gewählt hat. Allen jenen positiven und gehäuften Be-
 weis hat Dr. Achilli gar nichts weiter entgegenzusetzen, als
 die Ablängnung. Wenn gar keine Beweismittel Dr. Achil-
 li'se Ablängnung überwiegen konnten, dann war das
 gerichtliche Verfahren eine leere Poffe; im entgegenge-
 setzten Falle aber ist schwer zu begreifen, welche Art von
 Gegenbeweis die Jury denn eigentlich erwartet haben könnte.
 Alle der Zeugen waren arm; aber gerade unter den Armen
 ist die Vermorsenheit ihre Opfer. Die That in flagranti
 konnte nicht bezeugt werden; aber solche Dinge gehen ja eben
 soheim vor sich. Man schob alle Zeugnisse einfach bei
 Seite und schenkte ihnen keinen Glauben; das Prinzip aber,
 daß dem dieser Fall entschieden war, würde jedem mensch-
 lichen Zeugenbeweise ein Ende machen. Wenn wir Publi-
 cität verlangen von Dingen, deren Wesen gerade in der
 Geheimtheit besteht, Tugend bei Zeugen, die durch ihr eige-
 nes Verhältniß entehrt sind, dann mögen wir unsere Ge-
 richtshöfe schließen und Strafflosigkeit für alle Verbrechen ver-
 künden, oder Orbalien und die schwarze Kunst an die Stelle
 der abgeschafften rechtlichen Untersuchung setzen. Nach unserem
 Dafürhalten hat die Rechtspflege in diesem Lande einen schwe-
 ren Schlag erlitten, und die römischen Katholiken werden
 nicht nur zu guten Grund haben, wenn sie behaupten, daß
 für sie in Fällen, wo die protestantische Gesinnung der
 Richter und Geschwornen rege werden kann, keine Gerechtig-
 keit in England gibt.“

Gerne möchten wir uns des Tadel's über die Jury oder
 den Richter, unter dessen Auspizien sie dem Anscheine nach so
 tödlich geirrt hat, enthalten; aber es ist aller Grund zu
 der Annahme vorhanden, daß der Fall nicht mit vollkomme-
 ner Unparteilichkeit und nicht ohne confessionelle Rücksichten
 angesehen und behandelt wurde. Vielleicht war dieß kaum zu
 vermeiden. Aber wenn man uns sagt, daß „Katholik“ und

„Protestant“ nichts mit der Sache zu thun habe, so möge wir doch fragen, ob Jemand glaubt, daß der Wahrspruch ebenso ausgefallen wäre, wenn Dr. Achilli bis auf den letzten Tag Mitglied der römischen Kirche geblieben, und Angriff gegen ihn in einer Rede des Grafen von Shaftsbury vorgekommen wäre.“

„Wir haben alle Achtung vor dem richterlichen Character und den Fähigkeiten des Lord Campbell, sahen aber gerade darum mit tiefem Bedauern, wie er in einem so wichtigen und aufregenden Falle die Aufmerksamkeit auf die Inquisition lenkte, Gott wiederholt dankte, daß wir keine Inquisition in diesem Lande haben, und mit größter Feierlichkeit die Zuhörerschaft versicherte: die Vorlesung eines Aktenstücks der Inquisition bringe den protestantischen Glauben Englands nicht in Gefahr. Möchten wir nicht sobald wieder in Lage kommen, ein Verfahren beleuchten zu müssen, so unständig in seinem Wesen, so ungenügend in seinem Ausgange so wenig geeignet, die Ehrfurcht des Volkes vor der öffentlichen Rechtspflege, oder die Achtung fremder Nationen dem englischen Namen und Character zu erhöhen.“

XXX.

Kritischer Commentar zu den neuerlichen „Berufungen“ in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

D r i t t e r B r i e f .

Der Streit über den Unterschied zwischen Nord- und Süd-Deutschland; die fremde „Aufklärung“ und das bayerische Volk.

Ich habe in meinen zwei jüngsten Briefen an Dich über unsern neuesten Meinungs-Zwiespalt ausgeführt, daß die bayerischen „Berufungen“ an die Universitäten München und Würzburg vor Allem von der religiösen Seite zu betrachten seien. Die Opposition gegen das Hereinziehen gewisser „Fremden“ überhaupt wird aber zum großen Theile von Persönlichkeiten getragen, welchen das religiöse Moment gleichgültig ist. Bei ihnen kommt nur die national-politische Seite in Anschlag. Freilich hat auch diese Rücksicht ursprünglich wieder in den religiösen Verhältnissen ihren Grund, der sich dem Bewußtseyn unserer Zeit noch nicht ganz entfallen ist. Solange die alte geistige Einheit der Völker im Glauben dauerte, war das erdhafte „Fremd“ und „Einheimisch“

von sehr untergeordneter Bedeutung. Bayern blieb noch Generationen hindurch unter der Einwirkung des höhern Patriotismus, der das alte Ingolstadt groß und mächtig gemacht hat, und doch erhielt sich der eigenthümliche Charakter des Volkes in jedem Zuge unverwischt. Denn seine geistige Thätigkeit bewegt sich in Sphären, welche die Nationalität nicht getastet lassen, sie so, wie sie ist, in sich aufnehmen, Achtung und Duldsamkeit gegen jede fremde Nationalität bewahrt. Das Gegentheil von allem Dem mußte das durch die Lebensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts aus der alten Einheit der Kirche losgerissene Parteiwesen, die folgerichtige eigensüchtige, angeblich deutsch-nationale, Isolirung, welche Bezeichnend genug hat sie die Richtung nach der alten Einheit der Nationalitäten als „Ultramontanismus“ Schimpfe gemacht, als wollte sie sich selbst mit der Schande des Deutsch-Nichelismus brüsten. Es ist ein trauriges Merkmal des Protestantismus, daß er das deutsche Nationalgefühl trage und hebe. Er hat als specifisch-nationale Religion bis in das Innerste gespalten und zerrissen, was unter der alten Einheit bei aller Verschiedenheit verbunden indem er unter deutschen Volksstämmen Verhältnisse schuf, welche ganz andern Charakter tragen, als z. B. die alte National-Eifersucht zwischen Bayern und Schwaben hat den deutschen Norden dem katholischen Süden in allseitigen herben Schroffheit entgegengestellt, welche eine jene beiderseits in das Mark des Volkes eingebrungene erfüllte Antagonie erzwang, mit der ich von nun an in einer ihrer bedeutungsvollsten Ausbrüche zu thun habe.

Als Ausgangspunkt der bitteren Feindschaft zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands nimmt man gewöhnlich den Basler-Frieden von 1795 an. Sie ist aber weder so noch überhaupt eine Folge politischer Stellungen gewesen. Es ist wahr und aus den schlecht verhüllten Plänen Friedrich's leicht erklärlich, daß schon die Zeit Kaiser Joseph's II. scharf

Augenmerk auf das „Preußifiren“ gerichtet hielt, wie man damals benannte, was später „Borussismus“ und endlich „Gotha“ oder „deutsche Politik Preußens“ hieß. Eine durchgängige Verschiedenheit des Volkscharakters selbst lag aber bereits vordem im allgemeinen Bewußtseyn, dem z. B. ein bekanntes Lied Schubart's nur Worte lieh. *) Man war auch norddeutscher, vielmehr protestantischerseits überhaupt, sich wohl bewußt, daß diese Unterschiede auf rein religiösem Grund und Boden erwachsen seien. Von solchen Aeußerungen protestantischer Blätter, z. B. der „Allgemeinen Zeitung,“ nicht zu reden, will ich mich beispielsweise allein an die Flugschrift: „Deutschland und Preußen oder das Interesse Deutschlands an preussischen Staaten“ (Berlin 1806. S. 7. 29) halten. Das kleine Traktat als ein wichtiges Dokument betrachtete Riess rühmt von der Seite, die es vertritt: „Im südlichen katholischen Deutschland prädominirt offenbar der Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den Körper.“ Dieser Satz wird nach allen Beziehungen des Lebens erläutert und erhärtet, bis zu der Schlußäußerung: „Gewiß spricht der gemeine Soldat zu Dresden, Berlin und Breslau besser (deutsch), als jeder österreichische General.“ Damit man aber ja nicht übersehe, wie dieses Geistes-Prädominat bloß rein religiösen Vorzügen zu verdanken sei, findet sich noch

*) Um nur einige Andeutungen über diese Verschiedenheit nach ihren handgreiflichsten Erscheinungen zu geben, will ich bloß eine Stelle aus der Besprechung der Feuerbach'schen „Criminalfälle“ in der Hallischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (1809) anführen: „Eine Bemerkung kann Recensent nicht unterdrücken! Die rohere kräftige Natur der südlichen Deutschen spricht sich auch in diesen Criminalfällen aus: es sind lauter robuste Verbrechen, aus wilder Leidenschaft erzeugt, schnell beschlossen, rüßig ausgeführt; nirgends begünstigt uns darin jener matte Lebensüberdruß, jene Verbrechen aus unwillkürlicher Langeweile, die in den Rechtsfällen des nördlichen Deutschlands so häufig vorkommen.“

die ausdrückliche Bemerkung: „Es bedarf keiner Erinnerung daß ich hier (wo von der geistigen Versunkenheit des Südens die Rede ist) nicht von den protestantischen Schwaben und Franken, sondern vorzüglich von Bayern, den katholischen Schwaben und österreichischen Ländern spreche. Ueber Bayern — heißt es weiter — walte zwar jetzt ein neuer Genius, seitdem nämlich norddeutsche Protestanten: großer Zahl zur Bearbeitung des bayerischen Volksgeistes „gerufen“ worden. Man muß sich aber verwundern, wie der Verfasser von diesen „Berufungen“ irgend einen ihm gemeinen Erfolg erwarten konnte, da er doch in richtiger Consequenz selbst die Behauptung aufstellt: „Versezt man den Protestant in ein eifrig katholisches Land, wie es größte Theil von Süddeutschland ist, so sieht er sich gleichsam verrathen, wie unter einem fremden Volke. Alles stößt gegen seine Begriffe, seinen Geschmack und seine Gewohnheiten, und er sieht sich beobachtet und belauert von denselben Priestern, welche die geheimsten Gedanken der Herzen der Herde in dem Beichtstuhle belauschen, und darum das Gewicht ihrer Macht so kräftig schwingen“ u. s. w. Wird der „Versezte“ nicht ebendarum in alle Ewigkeit „fremd“ im Lande, ja meistens in seinen Nachkommen noch dem Lande abgeneigt bleiben, dem er dienen, das er bilden soll.

So gut wußte man damals selbst, daß nicht die extranei an sich, sondern die „extranei und heterodoxi“ *), und auch diese — wie der Verlauf meiner Darstellung unter Bezeichnung der ehrenvollsten Ausnahmen unwillkürlich dargelegt wird — nicht als solche, sondern mit der intriganten:

*) S. v. Delin's Schrift: Die Academie der Wissenschaften ihre Gegner. Eine Beilage zu der Rede des Herrn Präsidenten Freiherrn von Weinbach in der bayerischen zweiten Kammer 20. Apr. d. J. gegen die Academie gehalten. Allen Academiern gewidmet. München 1822. S. 13.

Veran, dem gehässigen Dünkel, der unvergleichlichen Anmaßung der Eroberungs- und Herrschsucht, welche ihnen so oft abhängt, es sind, die, in katholische Länder „berufen,“ nie heimisch und dem eingebornen Volke befreundet werden können, weil sie, mit Einem Worte, nicht — wollen. Dennoch ist man sich noch jederzeit den Anschein des Martyrthums, wolle stets der angegriffene Theil seyn, während man in Wirklichkeit nie aufhörte, als angreifender offen und insgeheim zu operiren. So wurde in Bayern kaum der allgemeine Unwille über dieses Treiben laut, als Thiersch, der jetzt „Berufene“ aus Sachsen, in der anonymen Flugschrift: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland“ (München 1809), mit jeder Stirne der unmitelbare Thatsache verkehrte, daß Norddeutsche eines Schlags es waren, welche zuerst jene „Unterschiede“ auf das gehässigste hervorgehoben, und bis zur Stunde die katholischen Katholiken mit der wegwerfendsten Verachtung be-
trachteten. Er stellte ohne Scheu dieselben Leute als arm-
selig und verfolgungswürdig dar, die über den ganzen katholischen Süden sich ausließen, wie es, um der Tagesblätter zu ge-
winnen, z. B. in Reinbeck's, des Redakteurs am „Nor-
dblatt“, „Briefen über Heidelberg“ gerade zu lesen war,
und während der „Morgenbote“, eine josephinisch-napoleo-
nisch-revolutionäre „Zeitschrift für die österreichischen Staa-
ten“, unter dem Titel: „Süden und Norden“ einen wahren
Index diplomaticus von derlei Schimpfereien zusammenre-
gistrate.

Inbesondere wußte man bald an ein paar ständigen Worten den Geist der Flugschriften und Artikel über das bayerische Volk zu unterscheiden; hieß es im Anfange gleich: „die bayerische Nation ist herb, stark, kraftvoll, bieder“ — so er-
kante man männiglich hierin das freundliche Gesicht, mit dem man
i Pudel beim Pelze erhascht, um ihn mit Schlägen zu
thun. Es ist nur zu wahr, was ein bayerisches Organ

den 10. Febr. 1810 den „berufenen Fremden“ vorhält, da Anmaßung bereits den Höhepunkt erreicht hatte, daß man Norddeutschland erweislich schon in den frühesten Zeiten ermüdet war, über die „unbehülflichen und unwissenden Bayern“ ganze Beschreibungen zu liefern, und eine souveränen Superiorität über die bayerischen Gelehrten dadurch zu erlangen, daß man jede Gelegenheit ergriff, um von „Unwissenheit, Bigotterie und Faulheit“ der Bayern zu sprechen. „Berufenen“ selbst sagten dem Volke wenig verblümt Gesicht, was ihre auswärtigen Gesinnungsgeossen laut riefen. So erklärte, um nur Ein Beispiel anzuführen, ein verbreitetes norddeutsch-protestantisches Organ in einer Recension der „pädagogischen Reise“ des Prof. Rödel Dillingen: daß wegen seiner Bildung hochgepriesene Baierei noch himmelweit von der Bildung der protestantischen Staaten entfernt; kein eingeborner Schriftsteller habe auch nur Mittelmäßiges geleistet; Alles, was in neueren Zeiten dort geschehen, müsse man ganz allein den Ausländern zuschreiben, welche sich die undankbare Mühe gäben, die Bayern zu civilisiren; doch habe man wenigstens Rödel die Erfahrung gemacht, daß er in eben dem Bern, als er tiefer in's Land gekommen, an Verstand und Thätigkeit zugenommen, indem die attisch gebildeten Umgebungen in Sachsen selbst aus dem gestaltlosesten bayerischen Klopse Merkurius zu schnitzen vermöchten. *) — Bayern war oft genug gerecht zu seyn gegen das Ausland, ungerecht gegen sich selbst; aber eine solche Sprache konnte doch zur Empfehlung seiner „Bildner“, dieser „extranei und heterodoxi“, dienen, welche gierig über das Land hergefallen waren, um es sich vorerst — geistig zu incorporiren.

*) Hallische allg. Lit. Zeitung f. die „Neue Oberdeutsche allg. Literatur-Zeitung“ 7. Dec. 1809; vgl. das Intelligenz-Blatt der Zeitschrift vom 10. Febr. 1810.

Vom Ursprunge an durch exclusive Einseitigkeit deutscher Ueberhebung charakterisirt, mußte der Protestantismus nothwendig als erobernde Macht gegen die annoch ungenutzten Nationalitäten deutscher Stämme auftreten; andern naturgemäß zu dem Streben nach einer höhern geistlichen Einheit über der Deutscherheit gedrängt, mußte er wieder über alten katholischen Einheit das gerade Gegentheil vollkommener Feindseligkeit werden. War die alte Einheit positive Natur gewesen, darum verträglich mit dem Althergebrachten und Nationalen, es sich anschmiegend, pflegend, veredelnd, so war die projekirte neue Einheit negativ, unduldsam gegen die fremde Nationalität, bis zum Unsinne zerstörungssüchtig gegen alles Alte, Herkömmliche, Abwegsame in politischer und socialer, wie in religiöser Hinsicht. Verlangte der Protestantismus einerseits höchste Achtung vor seiner aufdringlichen deutschen Nationalität, so ergänzte er andererseits aus jenem doppelten Gesichtspunkte die feindliche. Zur neuen geistlichen Einheit aber wurde die „Aufklärung“ werden, in welcher er sein anderes Selbst erkannte, und ihr philosophischer Vernunftstaat, also wurde eine bloße und leere Negation, welcher nachher der Illuminismus, der Jakobinismus und der Napoleonismus einen Inhalt zu schaffen suchten. Sobald nun auch Herrungen katholischer Länder sich unter die falsche geistliche Fiktion dieser „Aufklärung“ zu versammeln, und ihre Völker hinüber zu nehmen suchten, so konnte es nicht fehlen, daß auch mit deren Nationalitäts-Gefühl in Collision geriethen, mit ihrer von Oben geförderten „Bildung“ im Lande verblieben, sammt den zu diesem Zwecke von „aufgeklärten“ Musterschulen des Auslandes „berufenen“ Meistern. Es

und, wie „aufgeklärte“ nationalen Gegner damals offen behaupteten, hinter allen Dingen (anfänglich auch den Napoleonismus nicht ausgenommen) die — „Freimaurerei“.

standen ihnen religiöse, politische und sociale Antipathien; mal entgegen, Anknüpfungspunkte nirgends zu Gebote; saßen selbst bei den Parteien der eingebornen „Aufgeklärten“ denn mit dem Verlust der alten geistigen Einheit des Nationalismus war bei solchen das edle Nationalitäts-Gefühl, z. B. in Ingolstadt einst mit freudigem Stolz auf die rühmten, das Bayerland zierenden und ehrenden frommen Lehrer gesehen, gleichfalls in gehässige National-Eifer ausgeartet. Kein Land in Deutschland zeugt lauter für Wahrheiten als Bayern. Ein paar Decennien hindurch betrieb man daselbst rücksichtslos und mit allen Mitteln Gewalt an der Landes-„Aufklärung“, und ist damit bis auf diese Stunde „fremd“ im Volke geblieben.

Man knüpft den Beginn der „Aufklärungs-Periode“ Bayern gewöhnlich an den Regierungsantritt des Kurfürsten nachherigen Königs Max Joseph I., und insoferne mit ihm als er der Erste war, der mit Consequenz von Oben „aufklärte.“ An den wahren und großen Errungenschaften des menschlichen Geistes zu participiren, hatte man in Bayern nie versäumt; dem letzten Fürsten aus dem altkatholischen Hause, Max III., dem Vielgeliebten, gestehen selbst die Neuerer zu, er habe die „Aufklärung“ befördert, aber „aller Voracht“, und nicht ohne ihre Haupt-Schildträger „den schleichenden finstern Creaturen“ sich anschließen lassen. Wie guten Grund der Kurfürst und die „finstern Creaturen“ zum Verdachte hatten, erfuhr schon sein Nachfolger Karl Theodor in einem Maße, das ihm sofort und für Leben lang alle „Aufklärung“ gänzlich verleidete und verbot. Einem Hause entsprossen, das seit der Reform größtentheils in erster Reihe unter den Fahnen der religiösen Neuerer gestanden war, hatte auch er sich der neuen „Aufklärung“ rückhaltlos angeschlossen, und fand, um mit sicherer Hand in ihrem Dienste zu schenken, nun ein reiches Material am alten Bayerlande. Er ging rüstig an's Werk. Da

in plötzlicher Entdeckung der Geheimnisse des Illuminaten-Ordens, eines Neubayerischen Gewächses, das eigentliche Ziel der „Aufklärung“ sehen. Seine Liebe zu ihr ver-
setzte sich in Haß und Verfolgungssucht. In dem Illumi-
naten hatten sich nämlich die geheimsten Zwecke der Frei-
maurerei, welche stets hinter dem Berge hält und nur durch
eingerichtete Ausläufer, ihre verlorenen Posten, in die
Welt tritt, so weit geoffenbart, daß der vollkommen
gebildete Inhalt und Charakter jener geistigen Einheit
klar zu erkennen war, welche die „Aufklärung“ damals an
die Stelle der alten Einheit in der Kirche bringen wollte. Es
war ein aristokratisch-republikanisches Ordensreich mit eigen-
thümlich theokratischer Färbung, eine Art von Wiederholung
des „alten Reiches“ der ersten Wiedertäufer, welches alle
religiösen und nationalen Unterschiede verschlingen sollte,
welches offenbar auf eine passende Stelle für einen bayer-
ischen Kaiser nicht vorgesehen war. Die starke Verbrei-
tung, welche der Orden unter den aufgeklärten Landstindern
gewonnen hatte, mußte Karl Theodor mit finstern
Vorstellungen erfüllen. Die „Aufklärung“ war jetzt in Bayern
sozialverpöndlich; nur die Geistlichkeit litt weniger unter
dem Mißtrauen, und sie war es auch, welche — nach dem
Beispiel der Neuerer selbst — nur um so eifriger fortar-
beitete, den Geschmack an der „schönen Literatur“ weckte, neue
Werke römischer und griechischer Klassiker verbreitete, die
man nachher wieder aus dem Auslande beziehen mußte, zur
Verbesserung der Muttersprache mitwirkte, die „religiösen Be-
dürfnisse des Volkes läuterte,“ aber leider nicht selten selbst zur
Reihe der falschen „Aufklärer“ gehörte, wofür sie bei diesen
keinen andern als zu schlechten Dank ärndtete.

Ein Menschenalter später, als der erste Taumel vorüber
war, ärgerten sich selbst entschiedene „Aufgeklärte“, daß man
so Vieles „als neuerfunden oder gar erst seit Kurzem aus
den Ländern des Lichts hereingebracht“ speichellederisch an-

preise, was weit schöner und kräftiger schon unter Karl I. vor dagestanden. Während dessen Lebzeiten aber hatten seine Apostasie mit bitterm Haß und heimlichen Hefe gestraft, zu welchen der Fürst freilich auch nicht wenig gab, so daß sich allgemeines Mißvergnügen im ganzen Land verbreitete. Der Sterbetag Karl Theodors war ein „erfreulicher Festtag“, besonders für München, und sein Nachfolger wurde „mit unbeschreiblichem Jubel“ durch alle Gassen und Straßen ausgerufen. Die ganze Aufklärungspartei außer sich vor Entzücken; es wußte ja Jedermann, daß der neue Kurfürst, ohne Aussicht auf den Thron, kümmerlich in französischen Diensten lebend, die Ideen der neuen französischen Schule, den belobten „Haß gegen Vorurtheil und Aberglauben“, eingefogen habe, daß sein erster Minister, durch seinen allesvermögender Einfluß auf den gutmüthigen Fürsten weniger bekannt war, ein alter Illuminat, wegen seiner Verwicklung in den unsaubern Orden bei dessen Entdeckung in Bayern flüchtig gegangen, von dem damaligen Kurfürsten von Zweibrücken aber mit offenen Armen empfangen worden.

Der Minister versammelte auch wirklich bald alte und neue natifchen Freunde um den Fürsten *), scheint sich aber

*) Als es sich in Bayern bereits im Jahre 1801 um Einführung einer repräsentativen Verfassung handelte, unter dem Adel und Klerus aber Stimmen laut wurden: Bayern habe schon eine „altständische Constitution“ in den alten Ständen, die nur des Aufbehalts und der Ausbildung bedürfte, da circulirte in Handschrift ein Brief bei jener altständischen Opposition, der unter dem Titel: „Maximilian Joseph II. an's Herz und Ohr gesprochen“ dem Kaiser an dessen Thronbesteigung sich so glänzende Hoffnungen gehalten, vorstellte: „Du wolltest das Glück Deines Volkes, zu erreichen durch eben dieses Mittel seine wahre Freiheit! Aber Du bedienst Menschen zur Ausführung Deiner Pläne, und welche Menschen nahen sich Dir? welche Menschen erhaschten Dein Vertrauen? Du willst Dein Volk aufklären; aber welche Menschen werden

aus anderer Bekanntschaften und Erfahrungen aus dem Ausland erinnert zu haben, wenigstens war es eine seiner Regierungshandlungen, daß er alle geheimen Gesellschaften in Bayern verpönte, und den Staatsdienern das Verbot bei Strafe der Cassation einschärfte. Auch die ge-
 schene Verleihung der Pressfreiheit erlaubte nur „Aufklä-
 rung“ im Sinne der Regierung; mißliebige Schriften verbot
 und unterdrückte man ohne Umstände; die Jakobiner und
 Aufklärer? auf eigene Faust mischten vor Wuth, daß in

die Fackel des Lichts? — Menschen, einst eingeweiht in die Mythe-
 rien und noch jetzt täuscht von den Grundfäden eines Bundes, der
 in Bayern seine erste Rolle spielte, und von dort aus die Fürsten-
 thule und die Tempel untergrab! Eines Bundes, der zwar dort unter-
 nicht schien, dessen Grundfäden sich aber nur desto fester fortpflanzten
 durch die ganze Generation, wenn schon das Schwert des Gesetzes
 die äußerliche Vereinigung auf einige Zeit hinderte. Eines Bundes
 der durch Ähnlichkeit der Grundfäden, und wohl selbst durch eine
 andere Kette, enge verschwistert war mit jenem Bunde, durch den,
 kraft eben dieser Grundfäden, Frankreichs Thron umgestürzt wurde.
 — Menschen voll Ehrgeizes, voll Oberflächlichkeit, voll falscher ober-
 schieser Begriffe, voll Egoismus und Sucht zu reformiren, zu herr-
 schen, zu glänzen, zu verwirren, und in der Verwirrung zu drin-
 ken, wo sie nicht gesäet hatten. — Sie machen Dich mißtrauisch
 gegen den alten Adel und ungerecht gegen die Diener der Religion,
 damit sie jede Stütze des Thrones von Dir entfernen“ u. s. w. —
 Gegen diesen halben Bogen Papier entlud sich die jakobinische
 Wuth in einem ganzen Buche: „Die Zeichen der Zeit oder die
 letzten Zustände des Adels und der Pfaffen in Bayern. Köln,
 Jahr IX.“ Jedoch sollte diese Schrift nichts weniger als eine
 Apologie der hart mitgenommenen „Trabanten“ des Kurfürsten
 sein, die als falsche Knechte der „Aufklärung“ halbstarrig auf hal-
 bem Wege Halt gemacht hätten. Sie erklärt vielmehr über jene
 „Rathgeber, die den Fürsten umzingeln“ (S. 34), ganz offen:
 „Da möchte man freilich senfzen, und dieses Babylon bebauern;
 ohne alle frey Grundfäden wird über die Kreuz und die Quere
 gehandelt.“ Und das hieß man — „aufklären!“

Bayern jest größtentheils die hochgestellten „Dilettanten der Aufklärung“, die „ehemals vertriebenen Illuminaten“, „Verfolger der Pressfreiheit geworden seien, und die Schwärze der Verfolgten zu entdecken nicht errötheten.“ Die den Illuminatismus spargirte „Aufklärung“ und das alte Jakobinerthum trugen nämlich jest ihre Früchte. Mit ihm hatte sich, nach vertraulichen Geständnissen des geheime Rathes Schenk, eines „berufenen“ Protestanten, vor dem nachmaligen Akademie-Präsidenten Jakobi vom 21. Dec. 1800, „eine Abneigung gegen die Religion und gegen bestehende Regierungsform, überhaupt eine solche Resonanz gepaart, daß die Franzosen selbst gestanden, nirgendwo so leicht entzündbaren Revolutionsstoff als in Bayern und Herzogthum Württemberg gefunden zu haben.“ Wenn diesen Herren Alles nicht genug war“, was die Regierung der „Aufklärung“ that, wenn sie z. B. Aufhebung säculärer Klöster, Abschaffung gewisser „Religionsgebräuche“, repräsentative Verfassung u. s. w. verlangten, und, wie man meint, durch diese „übertriebenen und leidenschaftlichen Forderungen“ die sogenannten „Obscuranten“, was man „Ultramontane“ nennt, „gegen jede, auch noch so weitestgehende Verbesserung mißtrauisch machten“, so war jedenfalls das „Mißtrauen“ vollkommen gerechtfertigt; denn bald machte bekanntlich die Regierung selbst, für die „Beförderung des Volksglüdes“, jene „übertriebenen und leidenschaftlichen Forderungen“ zu den ihrigen. Nur was die landständliche Verfassung betrifft, war die Praxis etwas abweichend. „Aufklärung“ leidet überhaupt nicht gerne Schranken, sie gefällt sich in einem künstlich verblühten Despotismus; kann ohne solchen gar nicht regieren, und konnte es am wenigsten in Bayern. Der förmliche Landtag war seit 132 Jahren nicht mehr berufen worden; man hatte sich mit dem permanenten Ausschusse beholfen. Diesem für die ungeheuern Bewilligungen gute Worte zu geben, fiel lästig; da

der allgemeinen Ruf nach endlicher Versammlung eines Landtags laub blieb, und doch den Ausschuss unausgesetzt um sich drangsalierte, wurde auch dieser überdrüssig, wie denn das Haupt des bayerischen Adels, Graf Max von Preising, dazwischen austrat, ein Mann, der aus reinem Patriotismus die Besoldung der wichtigsten Staatsämter versehen, und sich jüngst, ohne einen Heller vom Staate anzunehmen, mit dem Glanz und Pomp eines kurfürstlichen Ambassadeurs vor dem am Raftatter-Congresse vertreten hatte. Man geht ohne hin, die landständische Verfassung nicht zu „verbessern“, sondern ganz aufzuheben, und that es auch, nachdem man im Stillen ganz Bayern mit einer Fluth von Schriften überschwemmt hatte, welche diese Maßregel als einen Akt der humanen Gesinnung der neuen Regierung für das Volkswohl, für Begräbung veralteter Formen, für Gleichstellung aller Stände u. s. w. in Aussicht stellten *). Bekanntlich erhielt man erst viel später wieder eine ständische Verfassung; es war unter Anderm kein Mittel, als dieses, mehr übrig gelassen, den aus einer heillosen Finanzwirthschaft jeden Ausweg drohenden Staatsbankerott abzuwenden. Vorerst trieb man den lärmenden „Aufklärern“ und Jakobinern mit einem sehr freisinnigen Entwürfe, der natürlich auf dem Pa-

*) Jene Stimmen für „Verbesserung der Landschaft“ hatten neben der Repräsentation des Adels, der Städte und des Klerus besonders eine eigene Vertretung des Bauernstandes verlangt, noch dazu mit der Modifikation: „Da dieser letzte Stand sich aus seinem eigenen Mittel, wegen Mangel an nöthigen Kenntnissen, nicht leicht selbst repräsentiren kann, und etwa heillose Intrikantenmacher und unruhige verschmierte Köpfe, die nur das Wasser trüben, um darin fischen zu können, und die nicht das Wohl der Committenten, sondern bloß das ihrige suchen, unglücklicher Weise zu seinen Vertretern wählen dürften, so ist nothwendig das Beste und Sicherste, wenn der Landesherz selbst durch von ihm zu benennende Subjekte diesen Stand bei der Landschaft vertritt.“

hier blieb, den Mund und erwarb sich vor Allen den angemessenen Beifall mit dem alten Glauben des A ihren vollen Beifall.

Selbst aus verschiedenen Lagern fremder „Aufgeklärten“ kamen schwere Vorwürfe, daß die Regierung „auf den reinen Sinn des Volkes nicht hinlänglich achte“; der ganze Norden Deutschlands sah mit Erstaunen auf das wahnsinnige Gebahren im altkatholischen Bayern, und Jakob Fichte (den 10. Nov. 1803) seinen Freund Schenk in Jena über die Gewaltthätigkeiten und Mißgriffe zur Rede, denen man in Bayern „aufläre“, weil ganz Holstein davon sei. Schenk mußte selbst das heillose Treiben nicht rechtfertigen; man vertraue eben, meint er, „der Wahrheit und der Zeit nicht genug, und aus Furcht, es möchte Nacht werden, wirke man mit übermäßiger Anstrengung, weil es noch Tag sei.“ Die Klöster hätten aufgehoben werden müssen, weil sie — „schädlich geworden“; „man hat in einem katholischen Lande, besonders in Bayern, haben, um sich davon zu überzeugen.“ Klamentliche Gründe für diese Maßregeln, die in der Ferne und selbst Protestanten unbegreiflich waren, gibt der geheime Rath nicht; wahrscheinlich waren es, neben den Bedürfnissen verschiedener aufgeklärten Klassen, die, welche nachher Docen sich auch eines „Rufes“ erfreute, dem Könige zusagten: bei „ängstlichen Maßregeln“, als die Aufhebung der Klöster war, „wo fern vom Segen der Natur geschieden ist der Hirschwind des Lebens Welle“, der „bayerische Ruf“ schwerlich in so kurzer Zeit mit dieser Energie entfaltet „regsame Geist“ der Bayern (man denke!), „nieder gebeugter den Fesseln mönchischer Leitung“, sich nicht „so hätte empor schwingen können“. Die Brutalitäten im Zuge wie die Härte, womit überhaupt den Bauern die „Aufklärung“ von den Landrichtern eingetrichtert werden sei nicht im Willen der Regierung gelegen, erklärt Schenk.

„Aufklärung“, fährt er fort, „hat ihre Fanatiker, wie Unglaube, besonders ist dieß der Fall bei den Neuaufgeklärten in Bayern, die gegen alle Dogmen tolerant sind, nicht gegen den Katholicismus, dessen Fesseln abgeworfen haben.“ Das sei nur zu wahr! „aber wenn man zur Ausführung nehmen solle“ — als diese Menschen, ich natürlich kein ehrliebender Mann der Räuberei zum Verzuge hergab!

Indeß hatte der „bayerische Ruhm“ allerdings seinen Höhepunkt erreicht! In den Journalen des vulgären Aufgebots (so z. B. in Venturini's „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“) zeichnete sich Bayern immer „am vornehmsten“ aus. Es war endlich in ganz Deutschland allgemeine Übung geworden, sich über Bayern zu unterhalten, und im leicht bayerischen Vaterlandsfreund erfüllten daher auch im Jahre 1804 eben so trübe, als begründete Besorgnisse, daß die Regierung es je noch einmal dahin werde bringen, daß von ihr und von Bayern in der gesellschaftlichen Conversation wieder so wenig Notiz genommen werde, wie zehn Jahre vorher. Ignorirt uns, um Gottes Willen! so lauteten die Stosseufzer aufrichtiger Seelen in Bayern. Was das katholische Volk zu der rescriptmäßigen Ausführung der königlich bayerischen „Aufklärung“ sagte, das ist nicht erzählen, ich referire bloß aus „aufgeklärten Blättern“); so viel ist aber ziemlich allseitig zugestanden, daß

*) E. z. B. die Schriften: Vertrauliche Briefe aus München an einen Freund außerhalb Bayern, v. D. 1801. S. 12. 43; — Gottlieb Wahrlich: Bayerns Regierungsgemälde. München 1817. S. 22 ff.; — Bayern unter der Regierung des Ministers Montgelas. Deutschland, im Verlag der Kämpfer für deutsche Freiheit. 1813. S. 12. 21. (— ein leidenschaftliches und von einer unlautern Persönlichkeit herrührendes Anklage-Libell, das daher mit Vorsicht und unter Rücksichtnahme auf die erschienenen Apologien zu benützen ist); — Jakobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825 (die betreffenden Briefe von und an Schenk). II, 297. 339; (vgl. v. Roch-

der Jubel bald verstummte, welcher den neuen Fürsten empfangen hatte, obgleich dessen an sich gutherzige Persönlichkeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht vollständig sinken ließ, „wenn nämlich einmal“ — wie es im Umlauf hieß — „die Illuminaten und Jakobiner von Bayern entfernt würden.“

XXI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Als in den April- und Maistagen 1849 das süddeutsche Deutschland bis auf den Grund aufgerührt wurde, stand im bayerischen Schwaben ein Jude aus Bamberg als erster preiswürdiger Held der That für „Durchführung der Reichsverfassung“ hervor, denn im Heldenthum mit dem konnte Niemand der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ Rang streitig machen. Als Haupt des Augsburger Vereins versammelte der Jude bis gegen die südlichsten Grenzen Bayerns hin an verschiedenen Orten das „Volk“;

Sternfeld: Max. Graf von Preising. München 1827); — Cellen für die kgl. bayerischen Staaten und die angrenzenden: der. 1806. III. Stck. S. 135; — Zeitschrift: „Allgemeine IV, 164; — Bayern am Schlusse des Jahres 1804, ein Kalend. buch für das Jahr 1805. S. 35, 53.

es war, der den 6. Mai bei Rempten „die Algäuer“ die Reichsverfassung schwören ließ; die „Allgemeine“ ruft alle Hände voll zu thun mit ausführlichen Berichten über März-Vereins-Versammlungen und den „so gesprochenen Willen des Volkes“, mit dem Abdruck märz-schlicher Adressen in ihrer ganzen Länge und Breite, und nachweisen, daß jene „finstern Manifestationen“ der vornehmlich im katholischen Bayern aufgetretenen Gegner des preussischen Elabors nicht die geringste Beachtung verdienen. Den 15. Mai tobte in Augsburg ein blutiger Zusammenstoß zwischen Militär und Reichsverfassungsvolk; die „Allgemeine“ berichtete darüber mit einer secretirenden Zweiselligkeit, die eine Reihe von Reclamationen in ihren Spalten hervorrief. Den 16. Mai wurde der Bamberger Jude verhaftet; die „Allgemeine“ sah in der Ekstase Kanonen vor sich, und „über den Grund“ der Arrestirung, schrieb sie, „da wir nichts Sicheres erfahren“, wie sie denn gegen die Urtheile nie ein Wort des Tadelß fand. Nachdem aber der verurtheilte Eragitator in Edinburg jüngst wegen mehrerer gemeiner Betrügereien zur Deportation verurtheilt worden, bekennt nun die „Allgemeine“: er habe damals „hier in Augsburg eine Demagogie der gemeinsten Sorte getrieben“. Es ist bekanntlich jenen „finstern Manifestationen“ zu danken, daß die „Allgemeine“ jetzt nicht mehr treibt, was der Jude damals in der Politik „getrieben“, sondern, zwar noch conservativ ist, wozu Charakter gehörte, wohl aber conservativen Gewalten zu Gefallen spricht, weil sie für den Moment gestiegen haben. Sonst hat wohl hie und da bei Einzelnen wiedererwachtes Rechtsgefühl den revolutionären Schwindel überwunden; aber nicht so bei der „Allgemeinen“ und den Ihrigen; da war nichts Derartiges zum Wiedererwachen vorhanden. „Es ist traurig zu denken, was für Menschen es zum Theil gewesen, die in den Jahren der Bewegung eine, wenn auch kurze politische Rolle spielen durften.“

ten so schließt sie ihren Bericht über den deportirten Mithras von Ehedem, fügt aber zur Vorsorge sogleich bei: „Doch hat darum keine Partei bei andern etwas vorzuwerfen; wir sind alle Sünder und ermangeln des Ruhmes.“

II.

Zustimmung & Adresse!

Die Belgier wären nie in so ingrimmigem Hasse gegen die Holländer erglüht, wenn die holländische Regierung nicht in den Zwanzigerjahren ihren religiösen Sinn gänzlich mißkannt und verhöhnt hätte. Paulus in Heidelberg, der damals sein leichtes Werk über das Leben Jesu herausgab, wurde von der niederländischen Regierung zu Rathe gezogen, was für Lehrer auf den belgischen Universitäten angestellt werden sollten, und Paulus hat z. B. Ernst Münch dahin befördert. Solche Mißgriffe der Regierungen können Niemand mehr schaden, als den Regierungen selbst. Wer protestantische Nationalisten über katholische Professuren entscheiden läßt, handelt nicht bloß gewissenlos, sondern auch unpolitisch. — So zu lesen in Wolfgang Menzels „Literaturblatt“ Num. 56, vom 14. Juli 1852.

III.

Weltgeschichtliche Standpunkte.

Die unparteiliche Geschichte kann nur noch als katholische oder protestantische oder als — specifisch königlich

bayerische Geschichte vorgetragen werden.“ B. Menzels „Literaturblatt“. Num. 56. vom 14. Juli 1852; vgl. auch das Fries wegen Bearbeitung eines „Lehrbuchs der bayerischen Geschichte für die Jugend in den Schulen.“

IV.

„Katholische Propaganda.“

Unter dieser Rubrik weist das Inhaltsverzeichnis der „Allgemeinen Zeitung“ vom 29. Juli auf folgenden Text: „Aus Schwertlin wird durch Berliner Blätter vom 24. d. die Veranlassung von neuen Uebertritten zum Katholicismus ausgesprochen; diesmal nennt man einen Herrn von Klöben, einen höhern Forstbeamten in großherzoglichen Diensten.“ Das also nennt die „Allgemeine“ — „katholische Propaganda.“ Es ist aber jetzt nicht selten noch in viel weiterem Sinne von „katholischer Propaganda“ die Rede. Den 2. Aug. z. B. berichtet dasselbe Blatt sogar die Thatsachen: daß die „klerikale Partei“ am Rhein seit den beiden letzten Jahren thätiger, als seit Jahrhunderten, gewesen, Kloster an Kloster, Verein an Verein sich reihe, die vornehmsten und begütertesten Damen opferwillig ihr Vermögen zeichnen und den Schleier nähmen, in Einem Jahre um 145 Conferenz-Bezirke vom heiligen Vincenz mehr geworden, und gleichfalls in Einem Jahre der Voromäus-Verein 3000 neue Mitglieder gewonnen — das Alles berichtet die „Allgemeine“ unter der Rubrik: „Fortschritte und Erfolge der katholischen Propaganda.“ — Freilich kämpft das Blatt mit unangenehmen Umständen in nächster Nähe, vor denen der Times schon aus der Ferne graut; daß in den höchsten Kreisen von ganz

Deutschland, Oesterreich ausgenommen, nicht
katholische Sympathien herrschen, gewährt nicht mehr
Trost. Es ist um's „Voll“, um's „Voll“! Steht in
der Heerd und Ausgangspunkt aller humanistischen „Be-
rührung“ in Deutschland, der Wittwensiß der „großen Gei-
stlichkeit“ nicht mehr so fest zur Fahne; selbst in Thüringen folgt
Conversion auf Conversion, und verlautet über eine wunder-
Bewegung der Geister sogar aus Halle, wo Studenten
gefangen hätten, sich genauer umzusehen, was denn eigent-
lich katholische Lehre sei. Man kann nicht wohl umhin, aus
Sachsen von Monat zu Monat Duzende von Conversionen
alten Kirche zu melden. *) Man muß anerkennen, daß
unter dem hohen und niedern Klerus der Slaven
schende Rührigkeit herrscht, sogar auf literarischem
und reiche Frucht trägt. Es läßt sich — abgesehen von
wiedererwachten kirchlichen Leben in Frankreich, als
einer offenkundigen Thatsache — nicht läugnen, daß in
Spanien, nach allen Verwüstungen der rationalistisch-
ralen Hundstage, die katholischen Missionen wie erqui-
Thau die stillen Kräfte des Volkes beleben. Von
Land ist, trotz seiner Popoery-Regierung, ohnehin nur
die enorme Gelehrigkeit eines fanatisirten Pöbels zu
ten, noch dazu über Achill und Stodport mit Olymp
hinauszucomen. Man muß von Irland erleben, daß
nur, wie in der Ordnung ist, die protestantische Pr-

*) Was die massenhaften Uebertritte zum Protestantismus
trifft, welche aus Schlesien jüngst aller Welt kundgethan
sind, so lag gleich die Vermuthung nahe, es müßten vielleicht
„Deutschkatholiken“ den gewaltigen Zahlen zu Grunde liegen.
verlässiger Privatmittheilung erfahren wir jetzt: „Daß bei
Abfall von der Kirche vorkam, ist eine ächt kirchliche
Tage; dagegen zählen wir jährlich in Breslau“ allein
200 Uebertritte zum Protestantismus.“

ist im Grunde, sondern „leibet“ auch der katholische Klerus bei den Parlaments-Wahlen sich betheiligte, daß diese „Klerus“ mit ihrem Streben nach tüchtigen Vertretern der eigenen Interessen im Parlament sogar in durchaus bestimmter Weise durchgebrungen sind. In Gardinien ist der „Klerus“, der „bitterste Feind der Verfassung“, für das neue Gesetz „umfassenden Gebrauch vom Petitionsrecht“; die Regierung, „die Wirkung dieses Gebührens“, befehlt ihren Beamten „strenge Maßregeln“, aber das „scheitert“ — „der Klerus gewinnt die Oberhand.“ Preußens kirchenpolizeiliche Energie — auch eine „Erbschaft“, obwohl keine von 1848! — ist offenbar doch wenig Verlaß. Anderweitige, fast halb schüchterne, aber feindseliger Kälte gegen die Kirche in höchsten Grade, die den Ausschlag nie mehr geben, was soll das bedeuten? Vielleicht geht durch die antikirchliche Welt gar eine neue von kommenden Zeiten, für welche erdgeborene „Klerus“ ein Uuding wären, nicht aber so die — alte! — für alle jene und andere kräftigen Regungen des Geistes muß man einen gehässigen Gesamt- haben! Wessen man im Grunde gegen sie bedarf, das — Regierungs- Gewaltmaßregeln! Ist aber nur einmal der gehässiger Gesamt- Titel unter den Leuten zur banalen geworden, dann ergibt sich auf dem unentbehrlichen Element der Lüge leicht und wie von selbst das Uebrige. Wie sollten wir die alte Taktik nicht kennen! Nur einmal den Collectiv-Namen: „katholische Propaganda“ dem Publikum die Zunge geheftet! darunter versteht sich ja „Störung des confessionellen Friedens“ von selbst! Was kann man sich sagen bei dem bisher üblich gewesenen Ausdruck: „Bewegung im kirchlichem Gebiete“, weiter denken; er ist zu unschuldig harmlos, als daß man ihn nicht ausschließlich für propagandistische Bruchtheile in Reserve behalten müßte. Wenn B. ein vager Bericht „von der französischen Grenze“ in

der „Allgemeinen“ (den 1. Aug.) von „Fortschritt und
 Protestantismus in Frankreich“ erzählt, und der „Hilfs-
 samkeit acht evangelischer Christen“, bei dem voraus-
 Drucke der Regierung *), „Einigkeit im Gegensatze zur
 protestantischen Zerrissenheit und „jenes männlich er-
 fahren“ als Muster empfiehlt, wodurch die Gegen-
 sechszehnten Jahrhundert (!) sich auszeichnet, so ist
 nicht etwa auch als „Propaganda“, sondern als „Be-
 auf protestantisch-kirchlichem Gebiete“ eingetragen. B

*) Daß Louis Napoleon die Kirche und ihre Rechte achtet,
 „Allgemeine“, im sehnächtigen Andenken an die Gesinnun-
 gelt der Orleans, gar nicht verwunden; es kommt nicht
 lächerlichen Ausbrüchen des Summers. Heute meint sie:
 des Unwillens ihrer Familie und aller Plackereien mit de-
 bigern schon längst eifrig katholisch-gefinnte) Princessin
 bloß in Aussicht auf ihre Verbindung mit Napoleon kath-
 worden (?), „ein für die Stellung der jetzigen Welt
 Frankreich zur katholischen Kirche bezeichnender Schritt, in
 sage zur Heirath des verstorbenen Herzogs von Orleans,
 solcher Glaubenswechsel der Braut nicht nöthig gefunden
 Morgen heißt es: alle protestantischen und jüdischen
 Candidaten sind von den Ausnahmeprüfungen absolut aus-
 sen; die Sache ist nicht ohne; ja, sie ist richtig! Ueber
 Nein! von den Prüfungen sind sie nicht ausgeschlossen; A
 das Gerücht „ganz grundlos gewesen seyn“? „vielleicht bei
 ein anderes und wahrscheinlicheres Gerücht erhält sich,
 nämlich bei den Anstellungen im höhern Lehramte nach „
 neuen Rücksichten“ verfahren, Nichtkatholiken ganz oder
 meisten Fächern ferne halten werde. So wiederholt man
 und wieder, treibt die Sache bis zu der Behauptung:
 den untersten Gemeindeschulen würden die „protestantisch-
 ber“ ausgestoßen werden, ob nun Mittel da wären, eige-
 len für sie zu errichten oder nicht, und wenn die U-
 heute widersprechen wird, so steht morgen schon wieder ein
 an ihrer Stelle. Semper aliquid haeret; auch diese
 nicht neu und zeichnet die Herren Correspondenten!

gegen ein französischer Forstmeister katholisch würde oder die Absicht dort ein Kloster gründen, dann liegt „katholische Propaganda“ vor; die neue Reiseprediger-Armee in Preußen ist eine „Bewegung auf protestantisch-kirchlichem Gebiete.“ Wir selbst müßten uns feierlich verwahren gegen den Titel: „protestantische Propaganda“, für Auferstehungs-Versuche Auferstehlicher. Wir leben in Bayern, so gut wie die „Allgemeine Zeitung“, und wissen aus Erfahrung, wie diese aus dem eigenen Lebenslauf, was „protestantische Propaganda“ ist. Feuerbach's Briefe haben erst jüngst noch die bezüglichen Begriffe geschärft und geklärt. Darum möchten wir z. B. die „katholische Mission“ nicht so benennen, im Gegensatz zur „katholischen Propaganda“ der „Allgemeinen.“ Freilich weiß man nicht, wie lange es dauern wird, bis auch sie den jetzt noch als protegirten Regenerations-Versuch innerhalb des Protestantismus als verwerfliche Machination „protestantischer Jesuiten und Ultramontanen“ verdammt. So charakterisirt man im Norden jetzt schon da und dort die Koryphäen dieser Bewegung ursprünglich und specifisch katholischen und im dogmatischen Grunde entschieden antiprotestantischen Institution. Noch ist sie noch Modesache, Gegenstand schwärmerischer Begeisterung unter Hochgestellten und vorzügliches Mittel, sich beliebt zu machen. Die „Allgemeine“ schämt sich daher, für jetzt noch, selbst dieser Frömmigkeit nicht, und verdächtigt das ausschließliche Walten des Geistes, der allein noch das Abendland vor Anarchie und Barbarei retten kann, vorläufig bloß in seiner Erscheinung als — „katholische Propaganda.“

V.

Parität und Communismus.

Nicht der geringste unter den staatsrechtlichen Begriffen, welche als wächserne Nase zum Drehen nach Belieben dienen

müssen, ist leider noch immer die „Parität.“ Durch nichts ist der „confeßionelle Friede“ mehr gefährdet, als durch die Behandlung dieses Fundamental-Begriffes. Man ist protestantischer Welt gewohnt, so oft es die Usurpation irgend eines Rechtes gegen die katholische Kirche gilt, die „Parität“ geradezu als — confeßionellen Communismus zu interpretiren. Ein interessantes Beispiel davon bietet eine preussische Correspondenz aus Rom in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 29. Juli (Beilage), welche sich beklagt, daß die Verwaltung der deutschen Stiftungen in Rom seit 1806 an Oesterreich allein überlassen sei, und zur Untersuchung auffordert, „ob das kanonische Recht Italien ohne Weiteres gestatte, in dieser Weise über kirchliche Stiftungen zu verfügen.“ Das „kanonische Recht“, wird angedeutet, verlange die Betheiligung aller deutschen Regierungen bei der Verwaltung jener „kirchlichen Stiftungen.“ Und welche Konsequenzen ergeben sich aus diesem Geseze des „kanonischen Rechts“ bezüglich der Realisirung der Stiftungszwecke? Antwort: „In diesem Falle hätten auf die von unsern Vorfahren überkommenen Vermögen (die deutschen Stiftungen in Rom) Protestanten und Katholiken, schon nach den Begriffen des natürlichen Rechts ganz gleiche Ansprüche, da ja bis heute noch in keinem Lande Germaniens Enterbung für diejenigen staatsrechtlich decretirt ist, welche aus dem katholischen Confeßionsverbande in den protestantischen, oder umgekehrt, hinübertraten.“ Des Pudels eigentlicher Kern ist die gewünschte Gründung einer Schule für protestantische Deutsche in Rom aus dem Vermögen jener Stiftungen! — Wir aber — was sollen wir noch weiter von „rein katholischen Stiftungen“ reden? Was man unter diesem Namen begreift, ist Alles bloß unausgeschiedene Erbschaftsmassa, deren Theilung jeden Augenblick für protestantische Bedürfnisse nach dem „natürlichen Rechte“, und, wie es scheint, selbst nach dem „kanonischen Rechte“, angesprochen werden kann. Es fragt sich nur noch um Eines? Welten diese

„Rechte“ und diese Grundsätze kirchlicher Gütergemeinschaft, die der nach Einer Seite hin gepredigte paritätische Communismus umgekehrt auch für Katholiken, und z. B. in Preußen selbst? Einige Paare protestantischer Kinder in Rom sollen eine eigene Schule haben, und zwar aus katholischen Mitteln! Wie kommt es aber, daß man uns gerade jetzt aus einer überwiegend katholischen Provinz Preußens schreibt: „Wo wir (Katholiken) 80 Kinder haben, bringen wir eine Schule auf die Beine; wo dagegen 10 protestantische Kinder beisammen sind, errichtet der Staat eine solche.“

VI.

Eine Lanze für den „Rundschauer“!

Der „Rundschauer“ der Kreuzzeitung hat jüngst als eine besonders starke Garantie für die Wiederkehr des „rechtmäßigen Einflusses“, durch welchen Preußen „geistig“ auf Deutschland zu wirken berufen sei, den Umstand angeführt: daß Preußen fast gleichmäßig die Elemente der Kirche der Zukunft, Römer und Protestanten, in seinem Schooße züchtet. „Kirche der Zukunft!“ — was soll das im Munde des „Rundschauers“ heißen? fragte man sich erstaunt in katholischen Organen, und es entstand über den aus frühern Zeiten her schwer verdächtigen Ausdruck nicht geringer Lärm. Man stellte an den „Rundschauer“ sogar die Interpellation: ob es denn wirklich möglich sei, daß man sich auf conservativer Seite irgendwo noch einmal so weit versteige, die Kirche der „Römer“ à la Lurahütte „reformiren“ zu wollen? Man scheint andererseits auf den Verdacht gerathen zu seyn, der „Rundschauer“ habe für genannte Kirche der „Römer“ gleich ein direktes einzunehmendes Plätzchen auf der breitesten Basis der landeskirchlichen „Union“ ausersahen, um so mehr, als er sich dem Anscheine nach, wie der bekannte „Hans im

Wirkung des Märchens, über die reiche Mannigfaltigkeit fragt, in welche die „Union“ auseinander geht, seitdem die königliche Verordnung über gesonderte Vertretung der Confessionen im Oberkirchenrathe keinen Anstoß gegeben, und wirklich bereits in sechs (aus der „Union“ zwischen zwei Confessionen herausentwickelten) Hauptbildungen oder Confessionen präsentirt: der alslutherischen, der neu- oder unionistischen lutherischen, der altreformirten, der neu- oder unionistisch-reformirten, der altunionistischen, der neu- oder bekenntnissunionistischen. Aber mit allem diesem Argwohn hat man der „Rundschauer“ Unrecht gethan! Wir finden in einem andern Organe seiner Partei *) durchaus verständliche Aufklärung über das Wesen seiner „Kirche der Zukunft“. „Die Kirchen“ — heißt es dort — „über die ganze, Christo gefällige Gestalt der deutsch-evangelischen Kirche gehen noch weit auseinander. Sie gehen auf das schärfste nach den beiden Seiten auseinander: ob der Herr, bis daß er kommt, die Deutsch-evangelischen in den abgesonderten Wohnungen lassen wolle, nach Bekenntniß, Cultus, Verfassung u. dergl., oder ob der Herr für die Deutsch-evangelischen noch ein Haus der Zukunft verborgen halte, und es aufstehen wolle zu seiner Zeit, also, daß aus der fruchtbaren Tiefe des göttlichen Wortes und den frei durchlebten beiderseitigen Bekenntnissen in kirchlichen Lebensgütern dennoch für das künftige Geschlecht als einen Salomo Gottes, eine Pflanze hervordrücke, die alles echte Kirchenmark, heiße es reformirt, lutherisch oder bis jetzt noch katholisch, in sich gezogen hat zu einem Leben, „da keiner sagt von seinem Gut, es ist mein, sondern halten alle Dinge gemein.“ — Gewiß wäre dem ehrlichen „Rundschauer“ und seiner Partei zu wünschen, daß sie der „evangelischen Wahrheit“ sicherer wären!

*) Im Hallischen „Volkssblatt für Stadt und Land“ vom 7. August 1852.

XXII.

Bayerischer Commentar zu den neulichen „Berufungen“ in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Vierter Brief.

Die fremden Gelehrten in Bayern; alte und neue Münchener Akademie; die Berufenen und das bayerische Volk.

Da wirst Dich, mein Freund! nicht wundern, daß ich einer starken und einflußreichen Partei eingeborner „Aufklärer“ und doch wieder von der Opposition des bayerischen Volkes gegen die „Aufklärung“ spreche; daß aber wirst Du nicht begreifen, wie bei dem großen Reichthum an geistlichen Elementen dieser Art die Regierung auf den Gedanken kommen konnte, noch eine ganze Schaar ausländischer „Aufklärer“ zu „berufen“. Daß jene bayerischen Neoscholastiker, nachdem sie aus der alten katholischen Einheit gefallen, in der das Volk um jeden Preis verharren wollte, nothwendig mit dem eigenen Vaterlande zerfallen mußten, ist klar; sie behandelten es auch schon in den Tagen Karl Theodor als Feindesland. Schweifwebelnd vor den Prinzipien moderner und in Bayern neumodischen Protestantismus

schändeten und beschimpften sie es vor dem In- und Lande, in infamen Correspondenzen an ausländische Blätter in einer specifisch der Besudelung des eigenen Nestes gemessenen Literatur: dem „Zuschauer in Bayern“, dem „Brief aus dem Noviziat“, dem „Intelligenz-Blatt“ Koblbreuners, dem „Phantasten-Almanach“ u. s. w., und besonders in die tägliche Praxis in den Schulen. Mit studierter Verachtung des einheimischen Guten, und um den Jünglingen das kränkendste Vorurtheil gegen das eigene Volk frühzeitig einzulösen, gebrauchte man überall protestantische Lehrbücher und die katholische Theologie unterlag dem „allgemeinen Spott und Gelächter“, weil sie das nicht auch thun konnte und wollte. Schon im Jahre 1784 klagte ein reblicher Bauer darüber: „Es ist in der That zu bedauern und ich muß Thränen weinen, wenn ich bedenke, wie gleichgültig Land seyn kann, an seiner eigenen Verachtung zu arbeiten. Die Protestanten lachen uns Hohn in die Faust, ziehen unser Geld und geben uns Papier, spotten unser, haben unser Mark essen, und sagen: in Bayern ist Finsterniß.“

Auch indem sie sich im Geschrei um Toleranz und Humanität erschöpften, blieben die bayerischen „Aufklärer“ Vorbildern getreu, jenen „steifen, unempfindlichen, ohne objektloser Menschenliebe überströmenden Bedanten“, wie ein bekannter Protestant sie schildert. Ihre Toleranz war eine Kriegserklärung auf Leben und Tod an den einheimischen Katholicismus; während sie, wie ihre Typen, der unausgesetzten Intoleranz vorwarfen, übte Niemand mehr Toleranz, als sie. So war es denn auch um die „Toleranzgedanken“, welche Max Joseph sofort verkündete; ein sehr geklärter Toleranz-Freund, mit dessen eingestreuten liberalen Floskeln ich jedoch das Papier nicht verderben will, darüber im Jahre 1805: „Man schreibt und spricht sehr viel von Duldung der Evangelischen im katholischen Bayern. Allein, daß selbst die gute Sache, daß selbst die herrschende

Religion in unserm Lande so wenig Toleranz und reelle Achtung findet, steht mit der Toleranz der Religionsdifferenzen in gigantischem Contrast. Unglaube und Spottgeist haben unter uns mehr tolerirt, als wahrer, inniger Christenglaube! Daher hört man von Seite unserer lichtausblenden Illuminationshelden so oft die Bannflüche: Blödförmigkeit, Schwärmer, Mystiker, dumme Zeloten! über die eifrigsten Christenverehrer aussprechen. Man duldet das Laster in den wildesten Ausschweifungen, verträgt Narren aller Art, die die heiligsten Dinge perffliren, und das nennen die Aufklärung, Duldung! Es hat nämlich ein Geist der Vernunft überhand genommen, und seine Sache ist: Zerstörung des Systems *)!"

Daß mit der neuen Regierung überhaupt Schaaren von „Fremden“ in Bayern einwanderten, kann nicht verwundern. Es war ja selbst „fremd“ unter dem Volke, und kam mit ihren „Aufklärungs“-Plänen wie in einem andern Land. Karl Theodor hatte den gerechten Ansprüchen der Angebornen noch viele Schonung bewiesen; jetzt aber besetzt er sogleich die meisten Hofstellen mit neuen Ankömmlingen, und sonst Maßregeln getroffen, welche nicht Rücksichtnahme auf die Verhältnisse des Landes verzeihen. Unter den fremden Elementen, welche sich sofort mit großer Hast in Bayern einnisteten, war das erste — die Juden. Als das unentbehrlichste Mitglied des neuen Hofes kam mit diesem der Jude Seligmann aus Mannheim nach München; der erste Jude, so sich in der Residenzstadt niederlassen durfte, wählte er sich den Palast aus, den ehe-

*) Neuerer Zustand von Bayern in literarischer, religiöser und politischer Hinsicht. 1805. S. 86; — vgl. die „Klage eines Bayern an seine Landesleute über die unbillige Toleranz, mit unentbehrlichen Anmerkungen.“ Poston und Olbrastar. 1784. S. 11 ff., 13 ff.

malß der Gesandte des deutschen Kaisers bewohnt hatte. In unglaublich kurzer Zeit hatten es sich andere Juden zu Hunderten bequem gemacht; die heillose bayerische Finanzwirtschaft bot dem tiefeingeweihten und in Compagnie mit hoch Herren speculirenden Israel unvergleichliche Gelegenheit, das Land bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen. Als erst die Zeiten der Klostersaufhebung kamen! Kein richteter Bayer kann ohne schmerzliche Entrüstung an jene wie nirgends sonst bethätigten, schauerlichen Vandalen denken; es sei nur erwähnt, daß die Juden bei den öffentlichen Versteigerungen mit den bischöflichen Ornaten sich umfirteten und der heiligen Gefäße spotteten.

Dem Einbruche der Juden folgte die Einwanderung fremden Gelehrsamkeit auf dem Fuße. Zuerst kam die Universität, die nun in Landshut war, an die Reihe. Als bekannte Jurist Feuerbach, zur Zeit Professor in Kiel, gegen Ende des Jahres 1802 von einem Rufe dahin vernahm, erklärte er seinem Vater: er hätte „diese Vocation auf eine katholische Universität gewiß nicht angenommen“; im Okt. 1803 war aber dieß Bedenken gehoben, und er mit beiden Händen nach dem nun wirklich erfolgten Professor Schmidtmüller aus Landshut hatte ihm geschrieben: „Sie haben darum, daß Sie Protestant sind, für eine wohl eher Schonung und delikater Behandlung zu rechnen, als ein Katholik, obschon die Bayern im Allgemeinen die Ausländer nicht zu Lieb haben; sie haben eine große Meinung von ihrem hausgebackenen Verstand. In die Religiosität anbelangt, so finden Sie hier übrigens die ganze Akademie mehr protestantisch, als katholisch.“ Einige alten Illuminaten, die man „von München allen Uebrigen vorzog“, fühlten sich berufen, das Wort unter dem bunt zusammengewürfelten Lehr-Corpus zu führen, aber bei den ungleichartigen Elementen so wenig maßgebendem Erfolge, daß Feuerbach den ersten Einbruch

Landschuler Universitäts-Lebens auf ihn seinem Vater kurz also schildert: „Die Stadt und die Gegend ist himmlisch; die Verhältnisse der Professoren sind Verhältnisse von Teufeln, beinahe möchte ich sagen: im eigentlichen Verstande.“ Die „fremden“ Herren strebten freilich aus allen Kräften, die ständige Ruhe herzustellen, dadurch nämlich, daß sie immer mehr von den Ibsigen an die hohe Schule zogen. Es ging ihnen, wie mit Herrn Sellgmann und seinen Jüden; in starker Progression wuchsen sie und vermehrten sich bei reichlichem Solde, der fast an den Straßen ausgebaut wurde. Es verfloß z. B. kaum ein Jahr, so hatte Feuerbach schon für zwei Kieler und zwei Jenerser Freunde (darunter Breyer) Locations nach Landshut ausgewirkt, von denen die letztern Folge gaben, und noch im April 1805 schrieb er: „In diesem Semester erwarten wir mehrere protestantische Familien, die größtentheils durch mich hither berufen sind, und sich schon darum an uns anschließen werden.“

Es war aber damit noch nicht genug für den „bayerischen Ruhm“ gethan. Es mußte ein „Centralpunkt für alle bayerische Bildung“ geschaffen werden, damit „der helle Tag der Erkenntniß anbreche und das Vaterland ein junges Geschlecht gewinne, welches der Wissenschaft und Kunst innig verbunden wäre.“ Durch die geistige Ausbildung der Bewohner mitzuarbeiten am „Wohlstand des Staates“ war also die Aufgabe der im Jahre 1807 eröffneten neuen „Akademie der Wissenschaften“; später war die Ständekammer vom Jahre 1822 unartig genug, zu bemerken: am besten hätte man bei der großen Schulden- und Steuerlast den „Wohlstand des Staates“ befördert, wenn man derlei kostspielige „Parade-Institute und Akademien“ unterwegs gelassen hätte. Die neue Akademie war die nach „aufgeklärten“ Prinzipien und über etwa von 5000 auf 80,000 fl. jährlicher Zuschüsse verstärkte Grundlage reconstruirte alte, in ihren einunddreißig ständigen, zu München residirenden Mitgliebern zum großen

Thelle aus „den berühmtesten und hochverehrtesten Gelehrten und Schriftstellern des nördlichen Deutschlands“ bestehend. So erfahren wir von dem gleichfalls „berufenen“ General-Secretär der Anstalt, dem Stadtrumpeter Schlichtegroll aus Gotha, dessen specifische Talente der schwierigen Aufgabe gewachsen waren, von Zeit zu Zeit die „Leistungen“ der neuen Akademie anzupreisen. In Wahrheit waren die „Berufenen“ aus allen Ecken und Enden protestantischer Länder zusammengeraspelt, bloß, wie es scheint, weil sie aus solchen kamen, und vielfach des Namens: „Gelehrte“ im weitesten Sinne nicht werth. Wenn man hoffte, durch derlei „Berufungen“ sich einen hohen Namen zu machen, als großer Gelehrter und Gönner der Wissenschaften in ihren monopolischen Zirkeln ausgerufen zu werden, so war der Erweis da, leicht, wie arg „diese erbärmliche Ruhmsucht fehlgeschlagen“. Die bayerischen „Berufungen“ verbreiteten Erstaunen, wenn immer man die „Berufenen“ kannte; wenn einer Protestant und Norddeutscher, oder gar Freimaurer war, brauchte nur an irgend einen Vorläufer in München den Wunsch zu befördern, einen „wissenschaftlichen Ruf nach Bayern anzunehmen“, und sich sofort reisefertig zu halten, denn der „Ruf“ mit reicher Besoldung stand immer in Bereitschaft.

Der bekannte Philosoph Jakob selbst, welcher nachher zum Unglücke für den sonst redlichen Mann, Präsident dieser Akademie wurde, beklagte sich schon seit 1803 bei seinen Freunde Schenk in München: er werde über solche bayerischen „Berufungen“ in und um Holstein „auf die peinlichste Weise zu Rede gestellt“; „ihm stehe der Verstand still, und es werde ihm angst und bange, wenn er sich ein Land denke, wo so geurtheilt, gewählt und gehandelt werde“, wie in Bayern. Schenk findet das sehr begreiflich, noch begreiflicher, als daß man die bayerische Regierung „so sehr loben“ es sei eben eine gewaltig einflußreiche, verschlagene und zumal „durch den aristokratischen und bigotten Unsinn der Gegen-

• starke Faktion in Bayern, welche ihr Fortschreiten mit Zeitgeiste nicht auffallender beweisen könne, „als daß man die alte gesunde Vernunft und den gemeinen Menschenverstand weit hinter sich zurücklasse“; überhaupt Bayern weit mehr guter Wille vorhanden, denn Ein-
als Jakobi selbst mit 5000 Gulden Besoldung einen erhielt, „zur Aufklärung in Bayern mitzuwirken“, hoffte er vorzüglich, daß er durch seinen Rath bei höchster
„vielleicht manches unselige Getreibe verhindere, das für hohe Weisheit halte, und das nichts als Nachbete-
am Grunde habe.“ Aber es blieb nach wie vor der
— der gleiche. Man entschuldigte nachher die Bevölke-
der Akademie mit „fremden Gelehrten“ damit, daß man,
ne zu besetzen, die Universitäten ihrer Zierden nicht
brauchen wollen. Allein neben den direkt „Berufenen“
und die „fremden protestantischen Gelehrten“ an der
, wie Feuerbach und Breyer, nach dem einträgli-
bequemen akademischen Ruhepolster der „Aufklä-
, der von den Mühen und Gefahren des Lehrstuhls
, und, indem man es nicht einmal mit dem statutenmä-
jährlichen Paar Abhandlungen genau nahm, desto mehr
und Gelegenheit übrig ließ, inmitten der mildesten Hof-
sch höhere als gelehrte Zwecke zu verfolgen; denn mit
Gelehrsamkeit, das sah man bald ein! war Bayern
„aufzuklären“. An die Stelle der Abgegangenen wur-
dere Dersgleichen, wie Köppen, Mannert u. s. w.,
landsbüt berufen, ob man ihrer nun bedurfte oder
und bald hatten sie an beiden Orten glücklich das ent-
iste Uebergewicht erlangt. Vergebens hatte ein hoch-
r Bayer, der geistliche Rath von Schrank, in seinem
den über eine neue Organisation der Akademie“ auf
kommen Folgen nicht nothgedrungener Berufungen aus-
er Gelehrten aufmerksam gemacht, und eine Reihe
der Gründe angeführt. Er erinnerte: daß dadurch

die Nation beschäftigt werde; daß die Meinung, dem Lande unentbehrlich gewesen zu seyn, dergleichen Ausländer stolz machen, und Reibungen mit den inländischen Gelehrten veranlassen müsse; daß solche Leute, die ihre Gelehrsamkeit wie Viehtruppen von einem Lande zum andern verkauften, vielfach überschätzt würden. Mit besonderm Nachdrucke aber merkte er: „Die guten Talente heranwachsender Inländer werden unterdrückt; diese sehen, daß die verdienstvollsten Männer von Ausländern verdrängt werden, und — „was können wir erwarten, die wir uns doch gegen diese Männer nicht messen dürfen?“ denken sie sich, und werfen die Bücher hinter die Thüre.“ Wie richtig dieser Mann sah, zeigt sich bald; zum großen Theil verspüren wir es heute noch!

Ob es wirklich wahr ist, daß die Regierung, weil „selbst aus der Fremde gekommen“, die Perlen des eigenen Vaterlandes zu wenig kannte, und sich daher von dem falschen Schmucke des Auslandes bethören ließ, darüber will ich nicht entscheiden, um so weniger, als der Landesherr selbst schon frühzeitig die Ueberzeugung aussprach: „Wenn man nur zusehen verstehe, so finde man bei seinen Bayern viel Gutes, das man nicht erwartet hätte.“ *) Ein vornehmer Tourist aus dem höchsten Norden, gegen den er sich so äußerte, gesteht:

*) Als Diepenbrock einst von Regensburg aus einem jungen bayerischen Gelehrten (H.) an „Vater Görres“ empfahl, bezeichnete er den bayerischen Volkscharakter in seiner Richtung auf wissenschaftliche Bildung mit folgenden Worten: „Eine ächte Waldler-Natur (aus dem „bayerischen Walde“ gen. Böhmen), granitartig, mit reinem Quellwasser und reichen Adern edeln Metalles eingesprengt, nicht phantastisch aufragend, zwar mit blühenden Zaden wie die Alpen, aber mit breiter fester Basis und bescheidenen Formen, etlichen sichern Kameelrücken gegen die Höhen der Wissenschaft aufstrebend, und tüchtigen Lasten von Hlesgrabenden Eichenwurzeln und hohen Stämmen gewachsen. Das möchte so seine geistige Physiognomie seyn, wie die seiner Grimalth.“

Mindestens: die Bayern besaßen besonders viel mechanisches Geschick und Kunstgeschicklichkeit, aber, wie sie denn wenig geneigt waren hervorzutreten, vergrabe Manche ein ausgezeichnetes Talent unter der Hülle alltäglichen Strebens. Den jetzt berufenen „Verufenen Gelehrten“ fehlte es freilich in der Regel an nichts Anderem, als an der „Reigung hervorzutreten“. Es mußte ihnen dies auch für den Anfang leicht gelingen; denn wenn man den Bayern planmäßige Abschließung vom Auslande vorsetzte, so erweist sich aus der Geschichte Bayerns von mehr als dreihundert Jahren her, daß die Entgegnung der erbiteten Eingebornen nicht-unrichtig ist: „Es herrschte ja vielleicht der entgegengesetzte Irrglaube, der aber tief in der vererbten National-Bescheidenheit gegründet war, daß nämlich die ausländische Bildung die bessere und jeder ausländische Gelehrte ein Riese sei.“ Dieser „Aberglaube“ schwand allmählich, als man in den jetzt „Verufenen“ die Herren in der Höhe sah, und zwar um so schneller, als es wirklich vor ihrer Invasion eine große Anzahl tiefgelehrter Männer gegeben, was ihre Organe selbst nicht ganz läugnen konnten, und Günthner's Literatur-Geschichte zu Ruß und Luthen derjenigen documentirte, welche „öffentlich“, d. i. in akademischen Reden, zu behaupten wagten: „in den neueren Tagen sei durch sie erst Licht und Wissenschaft nach Bayern gekommen.“

Es wäre auch nicht schwer gewesen, den eisernen Fleiß der Eingebornen und ihr kräftiges Streben nach gebiegenen, rein und lebendigen Kenntnissen abzuwägen gegen den literarischen Kleinmeister, die da prahlten, ihr armseliges, Buchstaben-Feuer entzündetes Lämpchen zur Erleuchtung des finstern Bayerlandes großmüthigst leihen zu wollen, und dabei, wie es für ihren kleinlichen Buchergeist paßte, zu geringen literarischen Thürhütern religiös-politischer Grobvergangenheit sich erniedrigten. Es war von der langen Reihe der gelehrten und auch als Schriftsteller ausgezeichneten

Bayern, zumal geistlicher, unter denen sich die verschiedensten Disciplinen vertreten fanden, aus den Zeiten der alten Akademie noch eine Anzahl vorhanden; aber man fragte staunend noch im Jahre 1823: wie viele der neuesten Schriftsteller Bayerns sind Mitglieder der neuen Akademie? Als er von Gotha zum Hofbibliothekar in München „berufen“ ob seiner totalen Unfähigkeit renommirter „Aufklärer“ in Babelsinn verfallen war, schrieb Jakobi selbst noch den 10. Jan. 1812 an den bereits wieder nach Gotha zurückgekehrten Jakob: vom Minister abwärts ertöne ein allgemeines „Seufzen“: wenn nur der wieder käme, dann wäre ja ein Bibliothekar gefunden! so Noth könne es thun um einen Mann „können Sie sich unserer Noth denn nicht erbarmen und durchaus nicht wieder zu uns kommen?“ Wen muß dabei nicht moralischer Ekel überkommen, der die trefflichen Kräfte kennt welche gerade für das Bibliotheks- und Archivs-Fach an den Klöstern noch übrig waren? Und man wußte aus den Eingebornen einen Bibliothekar nicht zu ersetzen, der nach dem ausgeprägtesten Bewußtseyn des Akademie-Präsidenten selbst ein completter Ignorant war! So sehr manifestirte sich allenthalben die religiöse Gehässigkeit — denn es war nichts Anderes! — der Illuminaten und eingedrungenen „Fremden“! Bayern zählte damals besonders einige tüchtigen, auch über die Gränzen Deutschlands hinaus bekannten Astronomen, Physiker und Naturkundige überhaupt, einen Placidus Heinrich, Schlegg, Stark u. s. w. Aber was geschah? Während man die prächtigsten Sternwarten in den Klöstern zerstörte, baute man ein dergleichen Ding bei München, und geschicktesten Astronomen und Physiker pensionirte man mit einigen hundert Gulden, und verschrieb dafür einen Hofastronomen, der Napoleon auf seinen Feldzügen begleitet hatte aus dem Auslande. Man sagte diesem deutschen Mitgliede der Ehrenlegion nach: daß er zwar nicht die Sterne am Himmel, aber desto fleißiger seine Umgebung auf Erde

auspionire, und seine Berechnungen darüber nach Frankreich schickte. Er bekam noch andere „Fremden“ zu Kollegen, welche den Einheimischen, deren Verdienste man nach Kräften ignoirte, das Wasser nicht boten. Das Land aber wußte das zu würdigen; jene Astronomen waren sämmtlich Aleriker, ja Religiösen, „darum können sie“ — sagte man — „in den Augen der bayerischen Regierung nichts taugen!“ Bald hieß es bei der Concurrenz um Anstellungen, besonders bei solchen, die von akademischen Gutachten abhingen: Diesem und Jenem „sind jetzt zwei sehr wesentliche Umstände entgegen, nämlich daß er Katholik und Bayer ist.“ Einmal klagten die „fremden“ Akademiker selbst eine solche Rede, die Hofbibliothek betreffend, klagend vor Gericht!

Schon durch ihre Stellung war die herrschende Sippe der „Versessenen“ in München gedrungen, wenn es auch nicht in ihrem innersten Wesen gelegen wäre, auf Tribünen, in Flugschriften und Tagesblättern ein betäubendes Geschrei von der wissenschaftlichen Vortrefflichkeit ihrer werthen Personen und dem Ungeheuerlichen zu machen, was ihre Akademie leidet werde, welche in der Eröffnungsrede euphemistisch als eine „Anstalt des Friedens und der Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit“ definiert wurde. Allerdings besaßen unter ihnen auch Leute, wie z. B. der genannte General-Sekretär und officieller Charlatan der Akademie, eine Art von literarischer Reputation; dazu gehörten aber meistens nur ein Paar Menschen, von denen der Eine öffentlich sagte: Ich bin ein grundgelehrter Mann! und der Andere eben so öffentlich antwortete: Ich glaub's! Die große Verbreitung gewisser protestantischen Organe und ihre ausgezeichnete Ergebenheit zum Zwecke (z. B. des Gotta'schen „Morgenblattes“) leistete hieselbst die unschätzbaren Dienste. Natürlich strebten die „fremden“ Herren auch sofort, und mit der auffallendsten Hast, nach der Gewalt über die Tagespresse in ihrem engern Kreise; die Münchener „politische Zeitung“ war bald in ihren Hän-

den, und schon im August 1807 schielten sie — zu ihrem Unglücke vergebens! — auch nach der napoleonisch blau-weißen „Oberdeutschen Literatur-Zeitung“, die „seht mehr zur Beförderung diene“, und zu „neuem edlern Daseyn erstarke“ müsse. Es ist ergötzlich zu sehen, mit wie vollendeter Dichterschreier-Kunst sie ihr Beschrieen-Machen betrieben, die unbedeutendsten Leistungen, sehr häufig auch noch gar nicht erschienenene Werke, ausposaunten, und das Kleinlichste als Begebenheit, z. B., um nur Ein Exempel anzuführen, die Ankunft, Bestattung, Installation u. s. w. jener bibliothekarischen Null, Schritt für Schritt mit höfischer Accurateffe im „Morgenblatte“ beschrieben. Von anderen Gelehrten in Bayern war unverbrüchlich — altum silentium!

Wo immer man aber die auf den Leuchter gestellten „fremden Gelehrten“ in der Nähe sah, wollte alles Blendwerk den Schaden Israels nicht verdecken. Man höhnte bell laut: die bayerische Regierung wolle durch die „Berufung“ nur die Eingebornen ihren eigenen Werth kennen lehren; nur deshalb habe „nebst vielen unbedeutenden und wenig wahrhaft verdienstvollen Männern auch ein Tropf verdächtiger Intriguanen nach Bayern einwandern“ können. Es war zu klar, daß es der Regierung mit den Beherrschern der neuen Akademie ergangen war wie mit den neuen Sternen; bei der alten Stadtbeleuchtung unzufrieden, hatte man dergleichen vom Auslande verschrieben, die zwar viel theurer zu stehen kamen, aber schlechter als die alten leuchteten. Insbesondere hatte die alte Akademie viel für das praktische Leben gethan, wozu die neue, obgleich die „akademische Kuh, mit botanischem Graße gefüttert“, schon jetzt einen solchen Rufes genoß, zu bequem oder zu hochmüthig, oder überhaupt dem Volke zu fremd war. Jene hatte freiwillig öffentliche Vorlesungen über Physik, Chemie und Naturkunde gegeben, und es namentlich mit der vaterländischen Geschichte auf sehr respectable Höhe gebracht. Jetzt aber wurde vor Allen

von den „berufenen“ Historikern äußerst verächtlich; sie bespöttelten im „Morgenblatte“ die „Ausbauerischen Gelehrten“, welche in den monumentis boicis „Herlichen Urkunden“ drucken ließen, und tobten gewöhnlich, der „unserm Zeitalter unangemessene Kirchen-tenpollzeit-Gesetze voriger Zeiten in christlicher Absicht ntrage.“ Er war freilich unverschämt genug geworden, die Geschichte der Jesuiten in Schwaben und zu schreiben, während die „Fremden“ doch selbst in priesenen Helden Wolf und Breyer für alle Zeit wollten, wie die bayerische Vorzeit zu betrachten behandeln sei. Aber nicht nur die ältere Geschichte des wurde von ihnen verunstaltet, verfälscht, ja, was on damals fürchtete, bei Forschungen aus handschriftlichen Quellen absichtlich geplündert; es ging bereits, wie in unsern Tagen sahen, eine historische Polemik gegen Ständigkeit des eigenen Vaterlandes im Schwange, Fremdlinge auf ihren Kathedern reichlich nährte. Man wollte man mit solchen „Berufungen“ damals wie es „Rationalitäts-Gefühl heben“! Mannert z. B. te sich nicht, in seinem Handbuch der deutschen Geschichte zu behaupten: daß es für Deutschland besser wäre, an Bayern schon längst der österreichischen Monarchie bt hätte. Jetzt ist es allerdings nicht mehr Oesterreich, man Bayern zuschieben möchte!

war übrigens gar kein Wunder, wenn nicht nur die je, sondern auch die ganze übrige Schriftstellerei der Bayern dem Anathem der „fremden“ Herren unterlag; ja schon die Schriftsprache der Eingebornen nicht. tlich sprach man in norddeutschen Blättern, indem itanter selbst massenhafte Sprachschneider machte, mit neuer Verachtung vom „süddeutschen Style“, auch noch e Zeit, nachdem diese Agitation in Bayern an ein nseligen Zufällen gescheitert war. Der von Nürnberg

berufene Professor Siebenkres in Landshut hatte ein eigenes Buch über die Sprachfehler der bayerischen Literaten geschrieben, ein gelehrter Nichtbayer aber schickte ihn selbst noch in die Schule; und als die neue Akademie in eigener Person einen rührenden Aufruf an die Bayern erließ, sich einem gründlichen Unterrichte in der deutschen Sprache zu ergeben, und für eine verbesserte Sprachlehre eine Preisaufgabe stellte, da wies ein Flugblatt: die „grammatische Geißel“, in dem zwei Octavseiten starken akademischen Programm siebenzig Sprachsnipper nach, während das betreffende Regierungsscript von orthographischen Sünden frei war. Sonst behauptete man: von „Berufenen“, obgleich nicht von gelehrten, komme auch der schöne Geschäftssyl her, der in einigen höhern Schreibstuben Münchens, etwa nach Art des Breyer'schen Perioden-Bauers, grassirte.

Im Allgemeinen enthält der „kritische Anzeiger für Literatur und Kunst“ auf das Jahr 1810 lesenswerthe Aufschlüsse über die Verdienste der alten und die Windbeuteleien der neuen, von den „Berufenen“ regierten Akademie; selbst sehr aufgeklärte Bayern gestanden noch mehrere Jahre später: „die alte Akademie (vom Jahre 1759) habe sich durch ihr Zusammenwirken mit geringen Kosten vor dem In- und Auslande eine Achtung verschafft, die noch nicht ganz erloschen sei“; was dagegen die neue Akademie betrifft, die in materieller Hinsicht einem Kaiserreiche keine Schande gemacht hätte, und allerdings „gänzlich ohne ihres Gleichen in Deutschland war, im Reichthum ihrer Stiftung und in den von ihr bewahrten Schätzen“ — so beschrieb man sich bald auch im Norden, „bloß den guten Willen der Regierung, nicht aber die jetzige Akademie selbst anzuerkennen.“ Das war der ganze „bayerische Ruhm“, der aus den letzten Posaunen-Stößen der „Berufenen“ nachgeblieben war! Noch auf der Landtage von 1822 brachte der Präsident der zweiten Kammer, Abgeordnete von Weinbach, bei Gelegenheit der Budget-

Erhebung die großen auf die Akademie unterstützten Stellen zu Grunde. Die Pensie, welche er während der ersten Akademie, die bloß 5000 Gulden jährlichen Gehalts und Stipendien genoß, und der neuen reg. die jährlich 10000 Gulden versprach, ist wenig schmerzhaft für ihn gewesen. Er hatte aber auch nur der allgemeinen, an Frankreich geknüpften Stimmung gegen die neue Akademie Theil genommen. Die akademische Ehre seiner Jugend ist ihm nicht so sehr so flagrant Verletzung geknüpft worden, als es schien, und er hat sich nicht so sehr als ein Opfer der Akademie betrachtet, und entleerte sich und Galt nicht ihren Interessen auf dem gewöhnlichen Wege in Bayern und Preußen. Ihre eigene Intelligenz ist endlich eine Gegenkraft gewesen^{*)}, welche an rücksichtslosem Fortschritt nichts zu lassen übrig läßt.

Haupt war die Haltung der fremden Herren an der Akademie nicht geeignet, ihnen Achtung zu erwerben; keine von geistiger Würde und Adel der Gränzen, desto mehr schließende Arroganz und intriganten Treiben gegen eingeborne Literaten. Letzterer ist freilich immer der Besitzer der „Aufklärung“, wo die bestehende Macht sie beschränkt.

^{*)} Beleuchtung der Akademie der Wissenschaften in München nach der zweiten Ständerversammlung des Königreichs Bayern, von einem bayerischen Veteran. 1823. — Ich habe außer ihr und der Gegenschrift von Delin's („die Akademie und ihre Gegner“. S. 62. 92) besonders benutzt: die Münchener Correspondenzen des „Morgenblattes“ (1807 bis 1809) und die betreffenden Artikel der „Neuen oberbayerischen allgemeinen Literatur-Zeitung“ (1809, 1810). Vgl. „Bayern unter der Regierung des Ministers Montgelas.“ 1813. S. 16. 32. 66 ff.; Gottlieb Wahrlich: Bayerns Regierungsgemälde. S. 75; Kasim Rittler von Feuerbach's Leben und Wirken, veröffentlicht von Ludwig Feuerbach. Leipzig 1852. I, 65. 95 ff.; H. G. Jakob's ansehnlicher Briefwechsel. II, 322 ff., 360 ff., 427.

bert. In Bayern klagte man schon im Jahre 1803 über eine Anzahl literarischer Despoten, die sich unumschränkt Recht anmaßten, Jedermann öffentlich zu beleidigen, aber gleich über Pasquille schreien und die Polizei anrufen, wenn man sich ihnen widersetze, und zuletzt *ex penuria rerum* selbst Pasquille schrieben. Diese Praxis wurde aber jetzt auf die Spitze getrieben, und Männer der verschiedensten Parteien sobald sie den akademischen Führern nicht genehm waren hatten unter der papiernen Tyrannei zu leiden, welche umso leichter zu handhaben war, auch noch lange nach dem faulen Streite mit den bayerischen „Patrioten“, als sie bald die Journale und Tagesblätter in Beschlag genommen hatten. Das kostete um so weniger viele Mühe, als die meisten Redakteure solcher Organe Mitglieder oder Correspondenten der Akademie waren, oder nach der Ehre geizten, es zu werden. Als daher, um ein Beispiel anzuführen, der illustre Verfasser des „Traktats de Wurstibus“ u. s. w., ein alter Jakobin und Anbeter des plattesten Rationalismus, deshalb sonst gebietenden Herren „waderer von Spaun“, an Cotta dessen Morgenblatt einen launigen Aufsatz gegen etliche Akademiker sendete, die ihm in transcendentalen Graus und Qualen zurückzusinken schienen, schickte dieser den Aufsatz „in einem verben Verweise“ zurück, während andere Redaktionen den armen Ritter des kategorischen Imperativs gar keine Antwort würdigten, so daß ihm nichts übrig blieb, als die „Waffe des Lächerlichen mit der Zunge zu führen.“ Als andererseits — denn von der Behandlung, welche streng katholischen Literaten zu Theil wurde, brauche ich hier nicht weit zu reden — einige gelehrten Bayern es wagten, das perfide Nachwerk der „Bayerischen Geschichten“ Zischofke nach Verdienst zu würdigen, begnügte man sich mit jener Praxis nicht einmal, sondern verlangte in einer eigenen Handschrift die Ausschließung aller Religiösen aus der Akademie, weil, „wer einem Corps zugehöre, nicht mit allgemeine

des Menschen Bestes schreibe, sondern nach „sein
Corps“ — was freilich vor Allem von der „fremden“
ist gegolten hätte. Es war aber zunächst auf den
lex Historiker Seb. Günthner gemünzt.

Diesen Umständen ist es natürlich, daß man, als Kampf gegen die „fremden Gelehrten“ entbrannte, Führer der bayerisch Gesinnten das Organ der Nation und den edeln Rächer so vieler verdienten, höhniſch getränkten Eingebornen erblickte. Es war offen Publikum mit jedem Tage ſühlbarer gewor- animieſend, arrogant und beinahe deſpotiſch jene abgeberufenen Gelehrten alle diejenigen behandel- nicht zu ihrer Fahne ſchwören wollten, oder nicht waren, ihres Zutrauens für würdig gehalten zu So äußert ſich eine von den Flugſchriften, welche „habituſ humi boſ“ des jungen Sachſen den wahren zwiſchen Nord- und Süddeutſchland entgegenſtellen. trägt ſchon als Titel die Frage: „Welche Aus- in wir Bayern und warum?“ und antwortet: we- lorbdeutſchen an ſich, noch den nichtbayeriſchen n als ſolchen, wohl aber den Mann, der in a Eigendünkel die Nation mit Verachtung lohnt; t und nährt, ſie zwingen will, auf ſein Wort zu aß alle ihre biſher geachteten Männer gegen ihn er ſeien, ſie gewinnen will, ohne daß er aufhören t ihr „fremd“ zu ſeyn: „Schlangen, die ſich in iſtes ſtehlen, um es zu begehren, an's Herz des b, um zu vergiften, die packen wir mit ſtarfer ihrer Krümmungen und Farbenveränderungen.“

an der Spitze der so geschilderten „Fremden“ wurde ge-
einer Stellung wegen ein Mann genannt, der
besseres Loos verdient hätte, als das, welches ihm
in den alten Tagen zu Theil wurde; es ist der be-
rühmte Philosoph F. H. Jacobi, der aus der dürf-

tigsten Abgeschiedenheit in Holstein im Jahre 1804 als Mitglied der Akademie nach München gezogen war. Seinem kurzen Aufenthalte in Bayern scheint allzugroße Freundschaft mit der Karl Theodor gerade zerfallen war, ein unfruchtbares Ende gemacht zu haben; er war einer Einladung, in den Illuminaten-Orden einzutreten, zwar nicht gefolgt, jedoch weil ihm der Versuch noch verfrüht erschien, dessen Grundgedanken die er übrigens billigte, zu realisiren. Die bedeutungsvollen Lehren der Zeit blieben bei ihm nicht ohne Wirkung, er war aber doch nicht im Stande, ihn von den religiösen und nationalen Vorurtheilen zu reinigen, welche eine erfolgreiche Wirksamkeit im katholischen Bayern nothwendig vereitelten. Man bedenke nur den grimmigen Haß, den verheerender Fanatismus, welchen er bei Gelegenheit der Conventen des Grafen Stolberg gegen die Kirche an den Tag legte, in der Weise, die den Mann für alle Zeiten verunehren mußte, dennoch an der Spitze aller Gelehrtenbildung in einem katholischen Lande stehen wollte. Zudem versetzten ihn die ersten Ausbrüche der bayerischen Opposition in eine gereizte Stimmung, ihn, der seit Langem gewohnt war, seiner Weltmann die Achtungsbezeugungen aller Gelehrten entgegenzunehmen. So sieht man denn einen an sich werthen und sonst wohlwollenden Charakter an der Stelle eines intriganten und intoleranten Eindringlinge, die den „Jakobi“ als Aushängeschild und Deckmäntelchen per se zu benützen verstanden! Es ist diese Stellung Jakobi's ein neuer Beweis von der abnormen Lage der „Bereinigten“ in einem Lande, dem sie „fremd“ waren und „fremd“ sein mußten, wollten sie nicht ihr zweites Selbst aufgeben. Uebrigens ließ sich Jakobi, vollständig degoutirt, bald entschließen; er machte selbst kein Hehl daraus, daß man in der neuen Akademie zu viel gefordert und gehofft, und wohl auch zu viel versprochen habe.

„Um in das Land der Finsternisse Licht zu bringen“

ie „berufenen“ Akademiker nach München gekommen, protestantischen Organe aller Welt erzählten, und das Land und seine Gelehrten in festem Uebermuthen getreten, die Regierung dagegen, als mit ihnen als eigene Volk verbündet, unter dem tiefsten Ströme Hmeichelei begraben, wie z. B. der „nordische Groß- von Delin“ später dem damals noch „hoffnungsvollen“ Prinzen sogar nachrühmte: er habe unter andern inern auch ägyptische — „Pyramiden“ nach München lassen. Offen erklärten sie zwar nicht, wie ihr bester „Friedrich der Einzige“, die Bayern für Thiere, ein Paradies bewohnten, obwohl sie wenigstens ernstlich zweifel nährten, „ob ein Bayer fähig sei, ein Philosoph zu werden?“ Erst in unsern Tagen hat sich Herr G. wieder bis zu der Erkenntniß emporgeschwungen: „Bayer nichts Anderes sei, als die Uebergangsstufe vom Thier zum Menschen“, und diese seine Einsicht in der Paulskirche uneigennützig zum Besten der Menschheit. Es ist dieß derselbe Wais, welchen „für die Menschheit gewinnen“, man schon so viele vergebliche Mühe gegeben hat — natürlich bloß im Interesse der „Gesundheit des bayerischen Nationalitäts-Gefühles.“ Damals nannten die Bayern meistens bloß nach: daß sie „ein Volk, das nur durch Leidenschaften, nicht durch Begriffe geleitet wird, ein strenges Katholicismus stumpf gewordenen Volk“, dem die Liberalität der unter ihnen wohnenden Protestanten in Mittheilung des höhern Maasses ihrer Einsichten sehr gedeihlich und erwünscht wäre“ — wie in den in Bayern verbreiteten Lübeckers „Erhebungen“ (1809) zu lesen ist. Man gestand sogar, daß sie „an achtbaren Charakterzügen und vollhaltigen, sehr ergiebigen geistigen Gewissen reich seien.“ Um so leichter mußte den Fremden die Aufgabe gelingen, aus den „Inländern“ ein mit der Wissenschaft und Kunst „innig befreundetes junges Geschlecht“

zu erziehen — sie, wie das „Morgenblatt“ (5. März u. 9. August 1807) verheißt, „zur Uebernahme akademischer Lehren vorzubereiten,“ „um das Berufen allmählig unnöthig machen.“ Ist ihnen das nach so langem und reichlich unterstützten Wirken gelungen? Stellen sie sich nicht selbst ein muthszeugniß aus, durch die gerade jetzt wieder beantragten massenhaften Berufungen? Oder ist dieß weniger der Fall, wenn damals in Bayern das Arndt'sche Wort vom „großen Frieß“ („Geist der Zeit,“ 1806) sich bewährt hat: „Denn nie hat Akademiker, Philosophen und Poeten besoldet, die Meisten waren Fremde, und die Bessern und Besten meines Volkes konnten von solchen Nichts lernen, das ihnen nützen mußten?“ Hat nicht jedenfalls das Schrank'sche Gutachten in prophetischem Tone gesprochen? Ist es nicht abermals die wieder zur Herrschaft gekommene, dem Lande fremde „Aufklärung“, welche eingebornen und überhaupt nicht also „aufgeklärten“ Gelehrten unübersteigliche Hindernisse bereitet? Wird nicht unter diesen Prämissen das Drama von 1807 mit seinen Folgen für Bayern lehrreich seyn?

In Wahrheit war auch damals die herrschende Meinung unter den „Berufenen“ gar nicht deshalb in's Land gekommen, um gelehrtes „Licht“ zu verbreiten; sie waren eigentlichen Wortdiener eines ganz andern „Lichtes“, und freuten sich dabei zu ihrem Glücke des ihnen unentbehrlichen Schutzes der hohen Polizei. Es ist, wenn ich einen günstigen Gewährsmann anführen will, nicht nöthig, weiter über die bekannte Persönlichkeit des tiefgelehrten, aber aus gemäßigten und gegen die neue „Aufklärung“ nur zu viel nachsichtigen Lorenz von Westenrieder mich zuzulassen. Der zweite Band seiner „Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften“ ward noch auf Kosten der alten Akademie in den Druck gegeben, unter der neuen aber ohne deren Approbation als bloße Privatarbeit, verbleibend. Den 28. Januar 1808 nun berichtete das „Morgenblatt“

des Werks sei erschienen, „seine Verbreitung aber vor der Hand aus sehr bedeutenden Gründen noch unterblieben;“ am 20. Februar meldete es, mit verbissenem Grimme und herablassender Miene, die man dem berühmten Westenrieder gegenüber überhaupt zu führen beliebte: jener zweite Band werde jetzt öffentlich verkauft, und es gereiche der Regierung zur hohen Ruhme, daß sie die Unterdrückung dieses Werkes unter ihrer Würde gefunden habe;“ es müsse dem Gelehrten freistehen, auch verkehrtes Zeug zu Markt zu bringen, nur möge man aus einigen Stellen jenes Buches nicht auf ganz München schließen; „es ist bloß das Seufzen der kranken leidenden Creatur, was in jenem Buche das Mitleid erregt, welches auch hier dem Verfasser nicht verwehrt wird.“

In der Vorrede zu dem Buche — denn sonst nichts kann direkte die Fremden-Sippe so sehr in Harnisch gebracht haben — äußert sich Westenrieder gegen das wohlbedachte Geschrei: vor der Stiftung der alten Akademie seien Literatur und Verstandescultur in Bayern in einem Zustande höchster Verwilderung gelegen; man habe von allem Wissenswerthigen soviel als Nichts gewußt, habe über Nichts geschrieben, noch sich über Etwas frei zu denken getraut, habe sich vegetirt als gelebt. „Einige,“ fährt er fort, „schreiten in Bedürfnis ihres Geistes noch weiter, und rechnen auch noch den Zeitraum von 1759 bis 1807 zum bayerischen Pflanzgarden. So stand noch vor einigen Wochen in einem öffentlichen benachbarten Journal: „„In Bayern, welches Land bis jetzt in Rücksicht der Wissenschaften terra incognita gewesen, gehe jetzt, anno 1807, sage im Jahre Eintausend achthundert sieben, endlich das Licht auf.““ Bald darauf habe ein anderes Blatt solcher Art erklärt: seit mehr als sechshundert Jahren habe Bayern in diesen Finsternissen gelegen, bis es jetzt im Jahre 1807 eine „überschwengliche Gabe vom weitstrahlendem Lichte“ empfangen habe. Man

sollte, meint Westenrieder, doch wenigstens beisehen: „In weit nämlich das gute Land Bayern fähig ist, mit seinen blöden Augen so vieles Licht, als jetzt von allen Seiten ihm zufließt, zu ertragen!“ Mit Indignation bemerkt er: „weil die Norddeutschen, die größtentheils protestantisch seien, eine kurze Zeit seit 1750 dem Süden hauptsächlich in der Belletristik vorausgewesen, so behaupte man jetzt wieder mehr als jemals: daß Protestanten schon als solche die Präsumtion wissenschaftlicher Bildung und gelehrter Präponderanz über den Katholiken hätten, und warnt schließlich, da gerade in diesem Augenblicke „eine höchst auffallende Parteilichkeit, Unbaldsamkeit und Proselytenmacherei an nicht wenigen Protestanten“ bemerklich sei, dringend: daß man nicht durch Verachten, Herabwürdigen und Verdrängen der katholischen Gelehrten in blindem Muthwillen buchstäblich wieder solche falsche Zeiten herbeiführe, nicht „die jetzt unendlich baldsame Katholiken mit aller Gewalt wieder nöthige, wie ehemals ihr altes Lied anzustimmen: „Tritt mich nicht! Ich lebe allein nicht!“

Das hatte in's Centrum getroffen! Westenrieder war aber nicht der Erste, welcher den „berufenen“ Akademikern ihre schlechtverhältnen confessionellen Wühlereien und Gefügigkeiten gegen den alten Glauben des Volkes vorhielt: Man den Katholicismus der Bayern nicht füglich direkt angreifen konnte, da schändete man aus Leibeskräften auf Rohheit, Barbarei und Verwilderung des Mittelalters, indem man möglichst deutlich zu verstehen gab, daß an der Unseligkeit jener Zeit allein ihr Katholicismus die Schuld trage. Das war bereits so in Schwung gekommen, daß man unwillkürlich, und jedenfalls durch historische Kenntnisse leicht wegs belästigt, den breit getretenen Weg voller sesquipedalia verba ging — ein Artikel, an welchem die „fremden“ Gelehrten überreich waren. Als nun in der akademischen Einweihungsrede der Präsident Jakob, bei dessen „gigantischem Styl“

seiner parteigemäßen historischen Ignoranz nicht Wieland, wie er ihm in's Gesicht sagte, „oft men und Magenkrampf“ bekam — wieder viel von „Verfinsternng der Vernunft“ im Mittelalter etc., da adressirte ein junger Gelehrter in Lands- „Nationalgefühl schon“ längst durch den eiteln racher norddeutschen Gelehrten erregt, ja empört eine Schrift, die sofort die giftigste Polemik im te“ und dergleichen Journalen nach sich zog. nthümlichen Richtung, welcher diese Anfeindung t, und der auch mehrere Jüngern, sowohl fran- desantischen, Gelehrten in Landshut angehört, wigen Verichten; hier sei nur bemerkt, daß sie der in München wegen ihres katholisirenden der in der blühen Würdigung des Mittelalters verfaßt war.

Uch den offenen Krieg der eingebornen Gelehrten enden zum Ausbruche brachte, war freilich noch rdacht politischer, als religiöser Intriguen. Man ich die Natur der „Theilnahme“ und der „Bün- en, mit welchen „damals“, als Napoleons e in seinem höchsten Glanze aufgegangen war, stand auf Bayern gesehen wurde.“ Politische n aber nie mehr als zu jener Zeit mit der pro- Propaganda Hand in Hand, und diese war ge- „einige bayerischen Gelehrten“ noch ein De- ter drohten, gewisse „Originalschriften von und Schlichtegroll, Feuerbach, Hamburger, Jakobs 'Dergleichen“ herauszugeben; „das bayerische rde staunen ob der beinahe allen Glauben über- hässigen Umtriebe der genannten Celebritätsmän- Mittel, welchen die „historisch-politischen Blätter“ jenen Feuerbach und sein Wirken in Bayern ge- i, überhebt mich der Mühe, ein Weiteres über

die religiöse Seite dieser „geheißigen Umräume“ betonen. Die „Celebritätsmänner“ waren unvorsichtig genug dem Verlaufe des durch das Thierschische procumbibos angeregten Journalkrieges, über die „Zweifel“ der Natur des Nordens und des Südens, (den 7. December 1810 die Bemerkung fallen zu lassen: „wenn mehrere norddeutsche Gelehrten dem Rufe nach süddeutschen Ländern gefolgt, so sei das wohl aus anderen Ursachen, als aus größtem Wohlbehagen an dem Klima oder sonst einer Herrlichkeit neuen Heimath geschehen, indem sie bekanntlich mit der Leichtigkeit nach Dorpat und Moskau wie nach Kasan Astrachan auswanderten.“ Diese Aeußerung erregte allgemeines Hohn unter den bayerischen Literaten: „Es erscheint der deus ex machina: die geheimen Ursachen, welchen die Norddeutschen in Süddeutschland verweilen. Wir ahnten sie längst, diese geheimen Ursachen; jetzt liegen sie klar am Tage für Jeden, der Augen hat zu sehen, und Ohren, um zu hören. Doch dieses nicht für einen literarischen Gerichtshof. Also mang tabula!“

Das Signal zur Schlacht war hiemit gegeben! Ich ste und ihre Stellungen in meinem nächsten Briefe begeben. Einer weiteren Erklärung über die Motive und Umstände der Opposition gegen gewisse bayerische „Be-

*) Neue oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung; — vgl.: Jüngst-Blatt zu derselben vom 10. Febr. 1810; — vaterhaus: Zum neuen Jahr für die Hypokriten in München 1803. S. 6; — von Spann: Die Verschönerungen des gesunden Menschenverstand. München 1817. S. 2 von Schrank: Kann ein Religiöser Mitglied einer Akademie der Wissenschaften seyn? München 1818; — Schreiben aus der Stadt an einen Landbewohner, die Fehde zwischen dem Herzog von Arctin und einigen ausländischen Gelehrten in Bayern D. D. 1810; — Jacobi's auserlesener Briefwechsel. I. B. S. 513; — die oben genannte „Beleuchtung“ S. 59.

unfern Tagen wird es nach der bisherigen histori-
 schen Darstellung nicht bedürfen. Es ist jetzt so wie
 im Jahre 1809, an sich religiöse Antipathie, wie
 oben natürlich stets vorzugeben beliebt, oder
 was die Opposition nährt. Die famose (wie
 Grund vermuthet, von der Pommer'schen „Celebri-
 tät herrührende) Pseudokabinetts-Enthüllung in der
 „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. April 1852
 : unglückliche Beispiele an, zum Beweise der „weit-
 Duldzaamkeit, die namentlich in ganz Norddeutsch-
 en die deutschen Stammesgenossen herrsche.“ Wer
 hiesene Thiersch'sche Geisteswerk: „procumbit humi-
 lit, möchte auf den Gedanken kommen, der Einsender
 geschrieben und ihm rathen, um des Gegensatzes
 noch noch eine andere Stelle zu — copiren, aus der
 „Allemannta“ (1816)*) nämlich, wo sie sagt: „Um
 illigen Verhältnisse der bayerischen und der ausländi-
 schen richtig zu beurtheilen, denke man sich einen
 ist die Möglichkeit, daß ein Duzend süddeutscher ka-
 Gelehrten nach Berlin berufen würden, daß sie
 Betrachtung alles dessen, was preussisch, was pro-
 ist, begännen, daß sie sich für die ausgewählten
 e der Wiedergeburt des sie ausnehmenden und be-
 en Volkes hielten, daß sie sich in Gesellschaften, auf-
 tanzeln u. s. w. als solche ausdrücken, daß sie der
 der Regierung entgegen zu arbeiten, das Interesse
 den Macht zu befördern, die Staatsbürger mit dem
 Widerspruch zu bringen, und die einheimischen Ge-
 ri jeder Gelegenheit zu verkleinern und zu verdrän-
 ablässig und planmäßig bemüht wären!“ Und dazu
 die „Allemannta“ fort — denke man sich noch die
 Blößen, welche diese armseligen „Fremdlinge“ den
 producirt!

*Wort einiger Allemannen“, S. 18 ff.

XXIII.

Die Verfolgung der Katholiken in Mecklenburg-Schwerin.

Erster Artikel.

Unsern Lesern wird es nicht unbekannt seyn, daß Mecklenburg in den letzten Jahren mehrere Rücktritte Protestanten zur katholischen Kirche stattgefunden hat. Wenn diese Conversionen auch keineswegs so zahlreich wie das vergrößernde Gerücht sie ausposaunt hat, so sind sie doch immer geeignet, die Aufmerksamkeit sowohl von Katholiken wie von Protestanten als ein beachtungswürdiges Zeichen der Zeit auf sich zu ziehen. Für die Katholiken mußte es immer ein merkwürdiger Umstand seyn, daß diese Conversionen eben in einem fast ausschließlich protestantischen Lande vorkamen, wo fast alle und jede Anregung, die Anschauung des katholischen Lebens in der Kirche erlosch hinwegfiel. Dieser Umstand ist um so bewunderungswürdiger, als jene Convertiten keineswegs bloß literarisch gebildete Männer waren, denen der Gebrauch und die Hülfen unendlichen Schätze der katholischen Literatur zu Gebote standen. Vielmehr schloß sich an die kleine Zahl von Convertiten aus den sogenannten gebildeten Ständen eine zahlreichere

ke von Conversionen an, bei der man noch mehr, als jenen, eine unmittelbare Gnade und Einwirkung des heiligen Geistes annehmen mußte. Dienstboten, Soldaten und Knechte, die mit jenen Convertiten aus den höhern Ständen durchaus keiner Verbindung standen, und wahrscheinlich etwas von ihnen gehört hatten, kamen zu dem katholischen Priester in Schwerin, und flehten um Unterricht in den Lehren der katholischen Kirche, ohne daß sich bei den Meisten irgend ein äußerer Anstoß, oder eine nähere Kunde von der katholischen Lehre hätte nachweisen lassen. Die bedrängte Seele der einfachen Leute fand in der protestantischen Confession keine Hilfe mehr, und ein innerer Ruf, unterstützt von einer verschollenen Kunde, sagte ihnen, daß es noch eine Kirche gäbe, in der die Verheißungen des Herrn wohnten.

Was jene erste kleinere Reihe der Convertiten aus den niederen Ständen betrifft, so ist es unseren Lesern vielleicht nicht uninteressant, deren Namen zu kennen. Im Anfange des Jahres 1849 trat zuerst Dr. jur. von Glöden, juristischer Privatdocent an der Universität zu Rostock und Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, zur katholischen Kirche zu. Er war zu gleicher Zeit Herausgeber einer politischen Zeitschrift, von der noch jüngst der ehrliche Protestant Nassau, der Redacteur des „Volksblattes für Stadt und Land“, bezeugt hat, daß sie einige Jahre hindurch die einzig wirklich konservative Zeitschrift in Norddeutschland gewesen sei. Bald darauf folgten drei junge mecklenburgische Adelige nach, Herr von Bogelsang auf Altgutendorf, Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, Herr von Eusebius, großherzoglich schwerinischer Beamter, und Baron Bülow. Letzterer trat bald als Novize in ein Haus der Gesellschaft Jesu im Elsaß, nachdem er zuvor über sein nicht bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken disponirt hatte. Ihnen folgten im Jahre 1851, kurz nach einander, der frühere und der spätere Redacteur des norddeutschen Cor-

respondenten, Herr von Florencourt und Dr. jur. M
sen. Der Letztere hatte eben das Ziel seiner Wünsche
reicht und war Syndikatsadjunkt der mecklenburgischen
schaft geworden, welcher auch in äußerer Beziehung si
nen jungen Mann glänzenden Stellung er um des ka
schen Glaubens willen freudig entsagte. Er hatte die Fi
seine Mutter bald nachfolgen zu sehen. Die letzten Co
titen aus den höheren Ständen im Anfange dieses J
waren der großherzoglich schwerinische Lieutenant von S
und Herr von der Kettenburg, Mitglied der mecklen
schen Ritterschaft, nebst seiner ganzen Familie. Diese
Conversion war es namentlich, welche großes Aufsehe
regte und den protestantischen Klerus in Schrecken setzte
dem Herr von der Kettenburg bis dahin eines der
flußreichsten Mitglieder der Ritterschaft und gewisserm
das loyale Vorbild derselben in sittlicher und politischer
ziehung gewesen war. Schon früher war sowohl vor
Kanzeln als auch in den mecklenburgischen Zeitschriften,
die katholische Kirche vielfach geeifert worden, und man
dabei weder in den Schranken des Anstandes, noch
Wahrheit geblieben. Vielleicht geben wir später eine
Auswahl von diesen Schmähungen und Verläumdungen
gen die Kirche, damit auch das übrige Deutschland er
in welchem Grade selbst noch im neunzehnten Jahrh
Unwissenheit und Fanatismus sich zu fast unglaublichen
stellungen und Bosheiten fortreißen lassen. Nach der Con
des Herrn von der Kettenburg hat man es indessen bei
fortwährenden bloß moralischen Mißhandlungen und B
gungen, welche die Katholiken stillschweigend über sich
hen lassen mußten, da kein mecklenburgisches Blatt i
eine Berichtigung aufnahm — nicht mehr bewenden.
Die allerdings nicht unbegründete Furcht, daß das an
hene Beispiel des Herrn von der Kettenburg manche s
schwankenden Gemüther seiner Standesgenossen ermut

h sich schon werde, gab den Aufschlag, und man
 in von moralischen Verfolgungen auch zu polizeili-
 r.

r von der Rettenburg hatte nach seiner Conversion
 tholischen Priester in seine Wohnung aufgenommen,
 zum Besuze der häuslichen Andacht in seiner Pri-
 ung für sich und seine Familie. Es muß dabei be-
 rden, daß sein Gut ungefähr vierzehn Meilen von
 ten katholischen Kirche, der in Schwerin, entfernt liegt,
 die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse, die
 en Convertiten doppelt stark zu seyn pflegen, ohne
 Instruktionmittel theilweise sehr erschwert, theilweise
 möglich gewesen seyn würde. Kurze Zeit darauf
 in folgendes Regierungsskript zugesendet:

an Neben Getreuen auf r. Unsern gnädigsten Gruß
 zuvor!"

em Vernehmen nach haltet Ihr seit einiger Zeit in
 Dürtern einen auswärtigen römisch-katholischen Prie-
 derselbe soll sogar dazu bestimmt seyn, gottesdienst-
 ndlungen in Euerem Hause vorzunehmen. Da nun
 jess Verhältniß den in Unserem Lande bestehenden
 und Kirchenrechten zuwider seyn würde und von
 her nicht gestattet werden könnte, so fordern Wir
 erdurch auf, vor Weiterem über diesen Gegenstand
 nst zu berichten

ad mandatum serenissimi proprium
 v. Schröter."

r Bericht des Herrn von der Rettenburg liegt uns
 r. Jedoch ergibt sich aus dem nachfolgenden Re-
 daß derselbe das Factum zugestanden und als in sei-
 chte begründet angesehen haben muß.

erauf ist nun folgendes Reskript ergangen:

„Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden Großherzog

„Unseren gnädigsten Gruß zuvor“:

„Wir haben Euer unterthänigste Erwiederung
25. d. M. in Erwägung gezogen und ertheilen Euch
die folgende gnädigste Resolution.“

„Wie auf dem Landtage zu Sternberg im Jahr
einmüthig beschlossen worden, ist die römisch-katholische
Religionsübung in Unserem Lande nicht ferner zu gestat-
ten, auch Unsere Kirchen- und Consistorial-Ordnung
keine andere christliche Religionsübung, als die Un-
serer Landeskirche, deren vollsten landesherrlichen
die Landesreversalen von 1572 und 1623 Unseren
Ständen noch besonders zugesichert haben. Nach
Bestimmungen des westphälischen Friedens vom Jahr
1648. §. 31 u. f. w. richtet sich dagegen die Verpflichtung
katholischer Landesherren zur Duldung der römisch-katholischen
Religionsübung in ihren Territorien lediglich nach
dem Bestande des Jahres 1624, und da in diesem Jahr
keine katholische Kirche in Unserem Lande existirte,
Wir in dieser Hinsicht keinerlei Verpflichtung.“

„Die Uebung anderer als der landesherrlichen
Religion ist daher in Unserem Lande nur vermöge der
landesherrlichen Gestattung zulässig. Das gilt
von dem römisch-katholischen Gottesdienste, und somit
kein römisch-katholischer Priester befugt, ohne Unsere
Erlaubnis gottesdienstliche Handlungen in Unserem Lande
vorzunehmen.“

„Diese rechtlichen Grundsätze sind seit jener Zeit
beachtet worden. So lange und soweit römisch-katholischer
Gottesdienst und römisch-katholische Priester wieder
in Unseren Landen haben, ist dieß durch besondere landesherrliche
Erlaubnis gestattet worden. Auch die Abhaltung
gottesdienstes in der römisch-katholischen Kirche in C

und Zuhörerschaft beruht auf solcher Bewilligung, und die bei
den Kirchen angestellten Priester sangten nur vermög Un-
seres an besondere Bedingungen geknüpften Placets.⁴

„Insbesondere ist auch den wenigen Mitgliedern Unserer
Kirchenschaft, die sich in späterer Zeit wieder zur römisch-katho-
lischen Kirche bekannt haben, nie gestattet worden, ohne Un-
sere besondere landesherrliche Erlaubniß Hausgottesdienst
durch römisch-katholische Priester auf ihren Gütern halten
zu lassen.“

„Hiernach war es Euch zwar unbenommen, Euerer katho-
lische Hausandacht zu halten; dadurch aber, daß Ihr, ohne
Unsere Genehmigung dazu nachgesucht und erhalten zu haben,
selbst eigenmächtig, einen von Uns nicht approbirten katholi-
schen Priester in Euerem Hause hattet, welcher, wie Ihr selbst
angeben, in demselben diejenige Function zu erfüllen hat-
ten, wenn ein katholischer Priester durch sein Amt berufen ist,
der auch gottesdienstliche Handlungen in demselben vor-
nimmt, handelt Ihr, so wie jene Priester, selbst gegen das
in Unsern Landen bestehende Staats- und Kirchenrecht.“

„Da Wir dieß jedoch weder dulden können noch Euerer
gegenwärtigen Anträge, Euch jene Vornahmen zu erlauben,
nachzugeben vermögen, indem Wir nach dem, was Wir Un-
serer lutherischen Landeskirche und Unseren getreuen Ständen
landesgrundgesetzlich schuldig sind, einer weiteren Ausdehnung
des römisch-katholischen Gottesdienstes und der Zulassung
einer noch größeren Zahl römisch-katholischer Priester, als
bisher gestattet, Raum zu geben nicht gewilligt sind,
so befehlen Wir Euch gnädigst, den gedachten Priester keiner-
lei gottesdienstliche Handlungen weiter vollziehen zu lassen;
denselben vielmehr binnen acht Tagen wieder aus Eueren
Gütern zu entfernen, und wie Ihr dieses gethan, innerhalb
desselben Frist zu berichten.“

„Wir versehen Uns zu Eurer Uns stets bewiesenen

Loyalität, daß Ihr dieser Unserer Befehlung auf das Eifrigste nachkommen werdet.“

„Wornach Ihr Euch zu richten, und Wir bleiben in Gnaden gewogen.“

„Gegeben durch Unser Ministerium für geistliche Angelegenheiten

Schwerin, den 2. Febr. 1852.

Friedrich Franz m. p.

v. Schröter.

An den Kammerherrn von der Kettenburg.“

Dieses Reskript unterliegt seinem Inhalte nach doppelter Beurtheilung, einer rechtlichen, und sodann sittlich politischen. Aber sowohl in der einen, wie in andern Beziehung wird jeder Unparteiliche, gleichviel von welcher Confession er sei, sich schmerzlich davon berührt fühlen, den Inhalt als irrig und verwerflich anerkennen müssen.

Die Erfahrung zeigt allerdings, wie schwer es ist, unparteilich zu seyn bei politisch und rechtlichen Verhältnissen, durch welche die verschiedenen Confessionen berührt werden. Indessen glaubt der Schreiber dieser Zeilen doch eine Unparteilichkeit mit Fug und Recht sich vindiciren zu können, und Beweise davon gegeben zu haben, daß er stets die Interessen Andersgläubiger respektirt habe und seiner eigenen Befugnisse zum Schweigen aufzulegen wußte, wo es sich um die Gewissensfreiheit religiöser Richtungen handelte, die der seinigen verschieden entgegengesetzt waren. Wie er früher die Interessen der Katholiken, der Lutheraner u. s. w. überall vertheidigte, wo sie durch unwahre, sophistische Auslegung der Bibel, oder durch unchristliche polizeiliche Gewaltmaßregeln bedrückt waren, so glaubt er auch jetzt, nachdem er ein gläubiger Anhänger der katholischen Kirche geworden ist, sich diesen Geist ungeschwächter Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe noch bewahrt zu haben. So sehr er die allgemeine Verbreitung der katholischen

ist und dafür betet, so würde er keinen Augenblick an-
 1, gegen moralisch oder rechtlich ungerechtfertigte Mittel
 Erreichung dieses Zweckes sich offen zu erklären. Er ver-
 reht gut auf den Standpunkt einer protestantisch gläu-
 Regierung in einem fast ausschließlich protestantischen
 e sich zu versehen. Er will es ihr demnach auch nicht
 sein, wenn sie, wo sie durch klares Recht nicht dazu
 ist, Bedenken trägt, die Katholiken in den vollen
 eines öffentlichen katholischen Gottesdienstes einzusetzen,
 wohl er es wünscht, daß sie sich auch hiezu entschließen
 er. Seine rechtliche und sittliche Ueberzeugung verlangt
 nichts, als Duldung der drei durch den westphäli-
 sind anerkannten christlichen Confessionen, und un-
 dung versteht er weiter nichts, als die Erlaubniß,
 nach den Vorschriften der betreffenden Confession,
 öffentlich, so doch in der Stille in seinem Hause
 zu beten. In einem protestantischen Lande soll der Katho-
 Katholik, und nicht bloß als confessionsloser Mensch
 werden, eben so, wie in einem katholischen Lande
 Protestant als solcher geduldet werden soll. Alle poli-
 tischen Maßregeln, welche die wesentlichen Erfüllungen der
 religiösen Religionsvorschriften unmöglich machen, sind
 von vorne herein zu verwerfen, sowohl aus Gründen
 der Liebe, wie aus Gründen des öffentlichen positiven
 Rechts in Deutschland. Um nicht mißverstanden zu werden,
 so wir hinzu, daß wir hier nur von Deutschland und
 deutschen Zuständen sprechen, wie sie im neunzehnten
 Jahrhundert sich ausgebildet haben. Neben der absoluten
 Herrschaft Gottes und neben dem daraus stammenden ab-
 soluten Rechte steht immer auch ein relatives Recht, welches
 sich der Entwicklung der Zeit und der Umstände richtet,
 welches früher anders war und später wieder anders werden
 muß, welches aber für die geschichtliche Gegenwart dennoch
 eine ständige Nothwendigkeit ist. Und ein solches Recht ist

eben die Duldung der drei christlichen Confessionen deutschen Staaten im neunzehnten Jahrhundert.

Wir werden in einem zweiten Artikel den fähren suchen, daß die großherzoglich-schwerinsche nach dem bestehenden Rechte, und zwar sowohl lich als staatsrechtlich, den Katholiken gegenüber zu Mehrerem verpflichtet ist, als zu diesem bloßen zur bloßen Duldung ihres stillen Gottesdienstes. len wir nur nachweisen, daß nach diesem Recht diese Duldung verletzt, und den mecklenburgischen nur die Wahl gestellt wird, entweder auszuwählen den Vorschriften ihrer Religion untreu zu werden.

Indem das großherzogliche Regierungsrescript lischen Priester jede gottesdienstliche Handlung in vathause des Herrn von der Kettenburg untersag freilich hinzu, daß dem Letzteren darum doch di seiner „katholischen Hausandacht unbenommen“ wäre fast versucht, hier einen höhnischen Spott then; aber da man nicht gleich das Schlimmste Nächsten denken soll, so wollen wir lieber annehmen diesem völlig nichtsagenden Zugeständnisse nur ein Unkenntniß derjenigen Bedingungen zu Grunde welche katholische Hausandacht nicht möglich ist Kanonisten, so wie die antiquirten Gesetzgebungen deutscher Länder, unterscheiden allerdings da, wo auf öffentlichen Gottesdienst nicht stattfindet, schen dem Rechte des Privatgottesdienstes Rechte der häuslichen Andacht. Das Recht lichen Gottesdienstes einer Confession schließt die in öffentlicher Kirche, Glockengeläute, Prozessionen in sich, und außerdem noch die erlaubte Betheiligung vom Staate ausdrücklich dazu autorisirten Priester Unterschied zwischen Privatgottesdienst und häusliche Andacht, auf welchen das Rescript offenbar hinde

min, daß bei Ersterem, dem Privatgottesdienste, ebenfalls ein Priester fungiren darf, nur daß ihn nicht als solchen weiter nicht anerkennt und nicht autorisirt, während bei der bloßen Hausandacht auch nicht ein solcher nicht autorisirter Priester thätig seyn darf. Jener Arten von Rechtsverhältnissen schließen also den Privatgottesdienst aus, beide sind auf die Privatwohnschranke, und die einzige Differenz zwischen ihnen ist in der Zulassung, respective dem Verbote, eines Priesters.

Wenn man nach dem gesetzgeberischen Grunde dieser Unterscheidung fragt, so kommt man zu dem Resultate, daß sie einzig und allein zur völligen Unterdrückung der Ausübung der Katholiken gemacht worden ist. Weder protestantischen Confessionen, Lutheraner und Reformirte, Methodisten, baptistischen protestantischen Secten, Mennoniten, Quäker u. s. w., werden wesentlich in den praktischen Ausübungen davon berührt oder benachtheiligt.

Im Protestantismus sind bekanntlich alle Glieder der Kirche zugleich auch Priester. Jeder Protestant kann demnach Priester fungiren, und selbst das protestantische Sacrament des Abendmahls austheilen, das einzige, was sie von der Taufe noch haben; und da ihr sonstiger Cultus aus Predigt, Gesang und gemeinsamem Gebete besteht, so ist es auf der Hand, daß sie selbst dann alle ihre religiösen Pflichten im Wesentlichen ausüben können, wenn das Gesetz ihnen auch nur das Minimum von Rechten, die so die Hausandacht, zugestehet, und das plus, den Privatgottesdienst, verbietet. Höchstens handelt es sich dabei um eine ober oder geringere Zweckmäßigkeit, wie denn ja Luther die Anstellung eines besonderen Priesters nur um der „Ordnung“ willen empfiehlt. Die protestantischen Kirchen, die Mennoniten, Quäker u. s. w., die überhaupt keine angestellten Priester haben, werden nun vollends

von dieser Unterscheidung gar nicht getroffen. Bei ihm Privatgottesdienst und Hausandacht praktisch ganz gleichend. Aber auch bei Lutheranern und bei Reformirten es bei näherer Betrachtung in Bezug auf den eigentlichen Gottesdienst zuletzt völlig auf Eins hinaus. Denn es auch zu der bloßen Hausandacht einen besonderen ! nicht ausdrücklich zur Spendung des Abendmahls u Haltung der Predigt anstellen dürfen, so kann doch verhindert werden, daß zuletzt immer eine und dieselbe Person, die man für die geeignetste hält, diese Functionen während ausübt und auch gewisse Remunerationen als willige Geschenke dafür erhält.

Ganz anders verhält es sich mit den Katholiken. Katholiken ist der geweihte Priester zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten völlig unentbehrlich, und wer ihm Priester in seinem Hause verbietet, verbietet ihm das gleich Alles. Zuerst wird dadurch das heilige Messopfer wesentliche Bestandtheil des katholischen Gottesdienstes unmöglich gemacht. Ebenso der Empfang des Sacraments der Buße und die damit verknüpfte Ohrenbeichte und Confession. Selbst das Sacrament der letzten Oelung wird mit dem Tode Ringenden auf diese Weise versagt, und Katholik weiß, was das heißt. Wenn die protestantischen Behörden es über sich gewinnen könnten, auf einen Blick in die religiöse Anschauung der Katholiken, wie sie in der Lehre und in dem Glauben der Kirche begründet ist, zu versehen, so würden sie vielleicht selbst über die und über die furchtbare Grausamkeit erschrecken, die in solchen Priester-Verbote liegt. Sie würden sich selbst fragen müssen, daß dieses Verbot die schwerste Gewissensverletzung und Glaubensverfolgung in sich schloße, und der Wirklichkeit völlig gleichbedeutend sei mit einer Vertreibung der Katholiken aus dem Lande.

So ist es; der wirkliche Katholik kann ohne die

das Priesters nicht leben; sein geistliches und ewiges Entgelt wird durch eine zu große räumliche Entfernung vom Pfarre auf's Bedenklichste bedroht. Während der Pontifikat nach seiner Lehre hunderte von Meilen von seinem Pfarre entfernt leben kann, ohne daß ihm irgend eine moralische Anforderung seiner Lehre dadurch verflümmert würde, so der Katholik im Leben und Sterben an die Nähe eines geweihten Priesters unauslöschlich gebunden. — Allerdings prägt die Erfahrung, daß trotzdem, durch äußere Lebensverhältnisse abdrückt, sich einzelne Katholiken weit entfernt von dem Orte ihres geweihten Priesters ansiedeln, und dadurch die Erfüllung ihrer religiösen Gewissenspflichten sich nicht nur erschweren, sondern häufig unmöglich machen; aber eben so gewiß ist es, daß diese selten gute Katholiken sind, und daß sie es auch selten bleiben, und ihrem Verderben mit geistlicher Verantwortlichkeit entgegengehen. — Warum nun, fragen wir, kehrt die großherzogliche Regierung auf dieser Unterscheidung zwischen Privatgottesdienst und Hausandacht? Will sie auf diese Weise den Katholiken unmöglich machen, außerhalb Schwerin und Ludwigslust, wo durch die christliche Botschaft eines früheren Regenten öffentlicher katholischer Gottesdienst gestattet ist, zu leben? will sie auf diese indirekte Weise die neuen Emigranten zwingen, das Land zu verlassen? — Nun wohl, man hat sie freilich das geeignete Mittel dazu ergriffen. Aber offen und ehrlich ist dann diese Verfahrensweise nicht; offen und ehrlich ist es nicht, wenn man den betreffenden Katholiken sowohl, als der übrigen Welt versichert, daß man ihre katholische Hausandacht ja gerne gestatten wolle, während man daneben doch recht wohl wissen kann, daß eine solche protestantische Hausandacht den Katholiken gar nichts nützt. Eine solche Duldung ist gar keine Duldung. Sie setzt die versteckte Bedingung voraus, daß man aufhören soll, Katholik zu seyn, daß man protestantisch werden soll. In der That ist nicht abzusehen, welchen andern Zweck die

großherzogliche Regierung bei dem Verbot des Privatgottesdienstes haben könne, als eine Princip-
 folgung und Unterdrückung der Katholiken. Hande-
 hier um Verhinderung des öffentlichen Gottesdi-
 würden wir billig genug seyn, um der großherzog-
 lichen Regierung plausiblere und weniger fanatische Motive-
 gen. Ein öffentlicher katholischer Gottesdienst, wo
 noch nicht stattgefunden, könnte allerdings Aerger
 der protestantischen Bevölkerung hervorrufen; auch
 eine protestantische Regierung nicht verpflichtet glau-
 Gestattung des öffentlichen Gottesdienstes der
 der katholischen Kirche förderlich zu seyn. Aber wo
 Welt kann es der großherzoglichen Regierung v
 auf welche Weise die Katholiken ihre Andacht stü-
 räuschlos zwischen den vier Wänden ihrer Privat-
 abhalten, sobald sie wirklich ehrliche Duldung
 und nicht auf Gewissenszwang und Gewissensverfol-
 geht? Wehe der protestantischen Confession in M
 wenn sie bereits so wenig an ihre innere Kraft u
 heit mehr glaubt, daß sie sich für gefährdet hält,
 zeln Katholiken in ihren vier Wänden ihre Sün-
 den und auf dem Todtenbette die letzte Belung e
 Aber so ist es immer gewesen; das Bewußtseyn der
 ist immer intolerant und verfolgungsfüchtig, das V
 der inneren Stärke ist stets milde und liebevoll.

Und ist man so kurzfristig, daß man ernstl
 auf diesem Wege der Verfolgung reussiren zu könn
 Gegentheil wird sich nur zu bald herausstellen. A
 denkenden Protestanten in Mecklenburg werden sich
 sen fanatischen Maßregeln erschrecken. Sie werde
 aus welcher Quelle sie entstanden sind, und werde
 gen seyn, weiter zu forschen. Was man verbinde
 befördert man. Und selbst in dem äußeren, Re
 (wir verweisen auf den nachfolgenden zweiten Art

herzogliche Regierung sicher unterliegen, und zu spät einsehen, daß sie sich vor ganz Deutschland ein Versehen ersparen können. Zuletzt wird der Bundestag, deren Wege nicht Abhülfe schaffen, eine Entscheidung fassen. Schwerlich werden Herr von der Kettenburg und Bogessang ihre Güter früher verkaufen und ihr Vater verlassen, bis sie alle Rechtsmittel erschöpft haben.

Schritt wird wohl seyn, daß Herr von der Kettenburg die Hülfe des Landtags, der im Spätherbste zusammen in Anspruch nimmt, und wir müßten uns sehr täuschen, müßten die mecklenburgische Ritterschaft sehr schlecht wenn ein großer Theil derselben, obwohl protestantisch der gerechten Beschwerde Gehör geben sollte. Da der betreffende katholische Priester auf den Kettenburg'schen Gütern bereits vollgültiges Helmathsrecht erlangt, ist Herr von der Kettenburg nicht in der Lage gewesen, einen Theil des Befehls, die Ausweisung desselben binnen acht Tagen, zu erfüllen; ob er sich verpflichtet dem zweiten Theile des Befehls, der Unterlassung katgottesdienstes, nachzukommen, davon haben wir keine Kunde.

XXIV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Alte Moden wieder neu.

(Auch eine „Rundschau“.)

Der „Rundschauer“ der Kreuzzeitung hat uns jüngst eindringlich an die Kraft und Entschiedenheit des gen Einflusses erinnert, den Preußen „seit nun bald Jahrhunderten“ auf Deutschland geübt habe, vielmals als das „römisch-josephinische Oesterreich“. Leider wird die Einwirkung des „römisch-josephinischen Oesterreichs“ auf deutsche Zustände in Staat und Kirche nicht so anschlagen; diese Blätter haben auch schon wiederholt, daß damals nicht wenigstens der in mancher Hinsicht richtigere Takt Friedrich's II. prävalirte. Wir sind aber gerade deshalb jetzt nur um so zuversichtlicher, daß wiederum auch das neuerstandene „römisch-josephinische Oesterreich“ nicht ohne den heilsamsten Einfluß auf unser Land bleibe. Dieser geistige Einfluß muß nothwendig leuchtender und hochragender hervortreten, wenn man reich allein von den schmähhlichen Fesseln veralteter Theile frank und frei erblickt wird. Ohne banges

Es würden wir in die deutsche Zukunft — so schwarze Wolken auch über ihr hängen! — sehen, wenn wir wirklich dem „Katholiken“ glauben dürften, der aus dem „guten Anfang“ prophezeit: daß „Preußen in seinem Innern die Revolution, mit Einschluß der eben so un deutschen absolutistischen Bureaucratie, durch deutsche Rechts- und Freiheitskämpfe überwinden“ werde.

Der „gute Anfang“ ist über allen Zweifel erhaben, und wir wollen nicht aufhören, das Beste zu hoffen, so lange ein guter Wille unbeirrt ist, an dessen flectenloser Lauterkeit zu zweifeln wir außer Stande sind, und den die guten Erfolge des mit unbefangener Einsicht angenommenen Standpunktes nur noch nur bestärkt haben können; denn daß jener „gute Anfang“, wie jeder andere, seine Herzwurzel in religiösem Boden birgt, ist unsere innigste Ueberzeugung! Wir haben aber die Parteien und ihr Drängen auf hundertfacher Haupt-, Neben-, Um- und Schleichwegen. Und in der That, welches Ende Weissagen dem „guten Anfange“ zu erwarten Zeichen der Zeit in Preußen?

Schon wenn die genannten Parteien, zu welchen in diesem Falle auch die „kleine, aber mächtige“ gehört, immer noch, alle historische Gerechtigkeit und Billigkeit bei Seite lassend, mit dem vielgerühmten Uebergewichte der protestantischen Bildung über den Katholicismus auftreten, welcher Stumpfheit über Land und Leute bringe — wie kann man das endlich anders auslegen, als daß sie bemerkt haben wollen, die Unterdrückung der alten Kirche zu Gunsten des staatlich zu fördernden Protestantismus sei Pflicht der Regierungen, nicht etwa bloß aus religiösen, sondern auch aus wissenschaftlichen, politischen, socialen, mit einem Worte aus weltlichen Rücksichten. Solche Meinungen äußern sie in Säben selbst fremde Eindringlinge, mehr noch durch die That, als durch Worte, und halten dabei ihre Blinde Wand, gleich der Magnetnadel, gegen Norden gerichtet.

Daß wir den „Rundschauer“ unter diesem „historischen literaturgeschichtlichen Janhagel mitunter streifen sehen uns herzlich leid! Er muß wissen, wer in der deutschen Literatur das große Zerstörungswerk betrieben, wer auf vativem Boden sein Möglichstes zu Bildungszwecken, hat. Er muß wissen, daß der reizenden Aussicht auf das Wiederfinden aller cordaten Seelen im alten Reiche vernichtender entgegensteht, als der eingefleischte Friedhässiger „Intelligenz“. Sie sollte sich gerade in Augenblick um so weniger überheben, als sie ja jetzt ihr protestantische Heimath bei — Bayern in die Schule schick bayerisches „Maß“ für sie nimmt.

Vor „bald zwei Jahrhunderten“ schon soll die vielbelobte Heimath des alles überstrahlenden Lichtes gewesen seyn! Wir wissen nicht, nach welchen Normen diese Marksteine der preussischen Lichtperiode gesetzt hat. Eines ist richtig: daß wir um Alles in der Welt nicht möchten: der Protestantismus sei es gewesen, was den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zum ältesten Feinde und höhnischen Verächter nicht nur aller Lehrsamkeit, sondern aller Geistesbildung und civilisirten Ziehung überhaupt gemacht! Ober das Princip der „Forschung“ habe ihm den 8. November 1723 die Orden Philosophen Wolf in Halle diktiert, binnen 48 Stunden Stadt und Land „bei Strafe des Stranges“ zu rufen. Ober das dem ganzen katholischen Süden so häufig gehaltene „Prädominat des Geistes über den Körper“ nothwendige Wirkung des Protestantismus, habe den, bewogen, alles Wissen für „bloße Windmachelei“ zu erklären, das nicht sofort und handgreiflich sich „nützlich für den Staat“ und vor Allem für die wucherische Wuchererei Sr. Majestät selbst bethätigte? habe ihn bewogen, Jahre 1722 die Gehalte aller Bibliotheksbeamten zu kürzen und viele Jahre hindurch kein Buch mehr anschaffen zu lassen.

1734 wieder vier; 1735 aber fünf Thaler auf Verleihen der königlichen Bibliothek verwendet werden durften? Man solches einem von den katholischen Fürsten nachfragen; nur aus der Geschichte der Hofbibliothek in München kann man ersehen, welcher Gewinn wäre das für eine gewisse Zeit! Oder wenn sie einem jener alten Gegner aufbringen, was ein Biograph Friedrich Wilhelms über diesen sagen muß: „Die Kartoffeln, deren Anpflanzung bei Berlin das Jahr 1728 zuerst versucht wurde, waren in jener Zeit ein wichtigerer Gegenstand der öffentlichen Pflege und Aufmerksamkeit, als die schönen Künste und Wissenschaften.“

Mit dem ebenso rohen und cynischen als tyrannischen Charakter Friedrich Wilhelms, einem Charakter, der selten einen solchen Grausamkeit erscheint, mußte freilich jegliche geistige Bildung unvereinbar seyn. Auch das höchste Maß von Erziehung für das alltägliche Leben war ihm unerträglich, weil er es selbst nicht besaß. Seine Söhne und die übrigen Prinzen von Geblüt durften nicht anders behandelt werden, denn als Soldaten und bloß in verschiedenen Chargen in der Armee, und keine andere Umgebung war ihnen vergönnt, als die naturwüchsiges ihrer Garnison. Ueber die traurigen Folgen eines solchen Jugendlebens weiß Friedrich Wilhelms Tochter, die spätere Markgräfin von Baireuth, nicht genug zu klagen. Der Bräutigam dieser Prinzessin selbst mißfiel dem Kaiser höchstens, und warum? bloß durch — sein artiges, leichtes Benehmen! Er wollte einen Eidam, der nur Lust, am Wein und am Rauschen Freude habe, einen „deutschen Gepräge“, nach der Qualität seines Lebens. Er machte daher in eigener Person noch den Versuch, den jungen Prinzen nach seinem Geschmacke zu erziehen, das ist, er füllte ihm täglich einen Rausch ein; daß der Jüngling, der ein Ziemliches ertragen konnte, doch immer noch im Sinne mächtig blieb, brachte ihn in die äußerste

Bath *). Königl. Erziehungsprincipien! Bei denen ist nicht zu verwundern ist, daß sein von Natur mit einem Geistesgaben ausgestatteter Sohn und Nachfolger, Friedrich „der Einzige“, weder in deutscher noch in französischer Sprache orthographisch schreiben konnte, eine Wissenschaft, die natürlich auch nicht zu den „façons allemandes“ des kaiserlichen Vaters gehört hatte.

Berlin hatte auch eine Akademie. Friedrich Wilhelm VI. stiftete sie erst im Jahre 1717 unter dem Namen „königliche Académie der Wissenschaften“, nachdem sie sich zur Errichtung anatomischen Theaters erboten; dadurch, glaubte der König, könne sie sich nun doch einmal „nützlich“ machen. Ihn hatte er für „einen selbst zum Schilbwaschen unbrauchbaren, närrischen Kerl“ erklärt, und der Nachfolger ernannte ihn als Haupt der Berliner Akademie wurde die Institution jener ausgelassenen und von niedriger Gemeinnützigkeit erfüllten Kneipbruderschaft des Königs, die unter dem Namen des „Tabakcollegiums“ bekannt und verrufen ist, der beliebte Hofnarr Gundling. Das Sitzungslokal der Gelehrten-Corporation Preußens befand sich, zum Schrecken für ganz Deutschland, bis in die neuesten Zeiten in der königlichen Maulesel-Stalle. Wenn der König sich ihr beschäftigte, geschah es fast immer nur, um sie zu höhnen. So befahl er zum Beispiel, um ihre Kenntnisse von den „geheimen Kräften der Natur“ zu prüfen, daß man untersuchte, woher das Schäumen des Champagners im Glase entstehe? Als aber die Akademie sich bereit erklärte, schwierigen Versuche anzustellen, sobald ihr aus dem kaiserlichen Keller vorläufig fünfzig Flaschen zum Experiment

*) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margr. de Bareith, sœur de Frédéric le grand. Brunswick 1810. I.

würden, belichte der König nicht, die Verhöre auf Kosten seines Champagners fortzusetzen!

Die ärgste Gottfä war noch für spätere Jahre vorbehalten. Der König hatte nämlich an seinem Hofe als würdigen Hofling einen gewissen Grafen zum Stein, „Grafen zum Stein“, der, aus seinem Kloster in entpungen und wegen einer antikirchlichen Laster aus Oesterreich verjagt, in Sachsen lutherisch und geworden war. Als Hofnarr des Königs und unzer von dessen nächster Nähe, diente er zugleich aus Nächten als Spion im preussischen Kabinette. Weil für einen großen Astronomen ausgab, von dem Könige „Herr Astralitus“ genannt, durfte das niedrige mit der Pudel-Seele im Tabakscollodium nie fehlte wachte Nachts im Zimmer des Königs. Da mußte und Schnurren vortragen, oder sonst irgend den Bedienten schwätzen, worüber dann der Kaiser. An dieses Geplapper wie der Müller an das der Räder gewohnt, wachte die Majestät auf, so die Pause eintrat; daher lag für solche Fälle, oder „Herr Astralitus“ sich etwa gar beikommen ließ, einzunehmen, für seiner Erfrischung die königliche Heppettsche be. So ging es neun Jahre lang bis zum Tode des Kaisers.

Diesen Menschen nun ernannte Friedrich Wilhelm I. durch Kabinettsbefehl zu Berlin den 19. Jänner 1732 zum — Präsidenten der Berliner Akademie. Der „in Ansehung weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Reputations“ befallte Vicepräsident, „Graf von Stein“, ward

*) S. Böttger: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. II, 348 ff.; vgl. G. Besse: Geschichte des preussischen Hofes und Adels und der preussischen Diplomatie. Hamburg 1851. III, 79 ff.

unter königlichem Inſiegel angewieſen: Erſtens: „ſie zu halten, daß ein jegliches Mitglied der löblichen Academie wenigſtens Ein Specimen Eruditionis alle Jahre durch Druck herausgeben müſſe“, ſollte aber ſelbſt „von ſolcher Pflicht diſpenſirt bleiben, obgleich ſein herrliches und erhellendes und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beſten Alesandrianer gleichkommendes Ingenium dergleichen productum in der Menge hervorzubringen, mehr als gar nützlich und geſchickt wäre.“ Zweitens: „auf das Kalendern im Königreich eine ſorgfältige und genaue Attention zu geben, damit keine Unterſchleiſe dabei vorgehen“ u. ſ. w., ſonſt beſondere auch darauf zu ſehen, daß „die güldene Zahl der Möglichkeit vermehrt, der guten Tage immer ſo viele ihrer ſeyn können, angeſetzt, die verworfenen oder böſen aber vermindert werden mögen.“ Drittens: „daß beſondere Veränderungen (am Himmel) anmerken, exempli gratia, daß der Mars einen feindlichen Blick die Sonne geworfen habe“, ſofort „ohne den geringſten Verluſt mit den übrigen Sociis zu conferiren, auch allein auf die Ergründung ſolcher Unordnungen, ſonderlich auf Mittel und Wege, wie denſelben am beſten zu vermeiden, bedacht zu ſeyn.“ Viertens: „Und ob es zwar den Unglauben der Menſchen dahin gebiehet, daß Teufel, Geſpenſter und Nachtgeiſter dergeltalt aus der Welt gekommen, daß ſie ſich kaum mehr ſehen laſſen dürfen, demnach dem Vicepräſidenten Graſen von Stein am Prätorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmäulen, Drachenkindern, Irrwiſchen, Nixen, Wehrwölſen, verworrenen Leuten und andern dergleichen Satansgeſellſchaften ermangele, ſondern deren Dinge eine große Anzahl in Seen, Pfühlen, Moräſten, Haideu, Gruben und Höhlen auch heiligen Bäumen, verborgen liegen, welche nichts Schaden und Unheil anrichten, und wird alſo Er, der von Stein, nicht ermangeln, ſein Neufferſtes zu thun,“

nehmen, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein festes
von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt
wird, mit sechs Thalern bezahlt werden.“ Endlich:
daneben eine beständige Tradition ist, daß allhier in der
Gegend, sonderlich in der Gegend von Kennin, Wilsnack
etc., considerable Schätze vergraben sind, zu deren Be-
suchung und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, alle
Jahre gewisse Ordensleute, Jesuiten und ander derglei-
chen Gesandte und Ungeziefer, von Rom anhero kommen,
aus dem Vicepräsident von Stein nicht allein diesem Pfaf-
fen selbst auf den Dienst passen, um sie wo möglich
zu machen und zur gefänglichen Haft zu bringen, son-
dern auch keinen Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünsche-
kugel, durch Segensprechen, Allrunden oder auf andere Art,
solche Schätze vergraben oder verborgen, ausfindig ma-
chen könne, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Ver-
langen die Zauberbücher, so in unserm geheimen Archiv vor-
handen, nebst dem speculo Salomonis verabsolgt werden, wie
dann auch von jeglichem Thresor, welchen er ausgraben
wird, den vierten Theil zu genießen haben soll.“ *).

Ob es dem Könige selbst mit den genannten „Satans-
gesellschaften“ und den periodischen Visitationen des be-
fährlichen „Pfaffenpads“ baarer Ernst gewesen, darüber kann
kein Zweifel bestehen **), wenn das jetzt auch so un-

*) Von Loen's gesammelte kleine Schriften, herausgegeben von
Schneider: I, 209 ff.; das unzweifelhaft ächte Dokument ist auch
in mehrere anderen Werke, z. B. in Förster's Geschichte Fried-
rich Wilhelm's, übergegangen.

**) Den 18. Februar 1725 erging auch für die Zellern'sche Grafschaft
Hechingen ein förmliches Ausschreiben, das jedem Bauern eine
durch den Oberjägermeister auszahlende Prämie zusicherte, der
einen Kobold, eine Nixe oder sonst derglei Wespenst fangen und le-
bendig oder todt einliefern würde.

glaublich erscheinen mag, wie manchem heutigen Protestanten vielleicht die Thatsache, daß die altlutherische Rechtfertigungslehre zweihundert Jahre lang allem Volk gepredigt und welcher „geistigen Einwirkung“ damals Deutschland und die Staaten Preußen sich erfreut haben mag, ist klar. Es scheint es aber, als wenn man in Preußen seit einigen und zwar noch mehr, als öffentlichen Blättern zu gesehn: wieder nach der Instruction verfahren, die einst „Grabenstein“ empfing: „gewissen Ordensleuten, Jesuiten und dergleichen Geschmeiß und Ungeziefer“ — im ganzen „Pfaffenpad“, „fleißig“ auf den Dienst zu und „considerable Schätze“ waren es freilich, die, zum Theil und unter scheelsüchtigem Reide Anderer, auf ihr Licht traten; was Wünschelruthe, Segensprechen, u. s. w. der Anderen ihnen anhaben werden, wird sich nicht Wüßten sie — sollte man meinen! — das rechte müßten die „Schätze“ schon längst erhoben seyn!

Es ist traurig, einen so „guten Anfang“, die Revolution sammt der Bureaucratie „durch deutsche Rechtsfreiheits-Ideen zu überwinden“, schon in den Winter kommen sehen zu müssen, kaum dreimal zwölf Monate dem Jahre 1848! Man hat (vielleicht nach dem so herumgebotenen bayerischen „Maße“!) in die betrübten vor den Kölner Wirren zurückgegriffen, gegen die verfaßt und den 16. Juli auch gegen das Studium legium germanicum oder in der Propaganda zu Rom auf irgend welchen von Jesuiten geleiteten Anstalten gegen die Niederlassung ausländischer Jesuiten und Jesuitenzöglinge in Preußen. Die erste Verfügung der Königin von brandenburgischer Kurwürde damals, als es unter dem Adel und sonst angesehenen Leuten constante Uebung war, die Herren Söhne auswärtigen Jesuiten zur Bildung anzuvertrauen, weil nach dem neuen von der Kirche und unter der Herrschaft der neuen

Polizei-Schranken und alles
frisch und freudig erwarteten
richten? „Was wunderl
ge?“ — ruft die demostra-
tion“ aus — „in einer Zeit,
ferne Hand über Alles legt und die
Alles gut heißt, was ihr von Oben
während die katholische Kirche innerliche
Festigkeit beweist“; „unaufhaltsamer
wenn man sich jetzt wieder auf jenes
wo man vor zehn Jahren so vollstän-
amals habe man ja noch mit dem „Sch-
tät“ gegen die „Finsterniß“ gekämpft,
dessen man verlustig gegangen, seitdem
die „Waffen der Freiheit von sich ge-

wenn irgendwo, so gilt hier der oft
hr werdet den Geist nicht in Fesseln
es der Allmächtige — Deutschland ge-
laren es nicht die Kalenburger, welche
igen und einsperrn wollten? Wie ge-
ern Mächte der Paulskirche! Wir wissen
ihnen gebeugt, wie viele nicht. Wie
n ihrem Banner das Todesurtheil über
essfreudig verkündeten sie es von ihrer
e, über Jesuiten, Liguorianer und Re-
Aberacht zu verhängen! Und was ist
Himmelssturm geworden? Antwort:
jen des Laumeljahres fluchen wollten,
während sie die Kirche fesseln wollten,
heit geben! Und vor ein paar Wochen

wir uns, „mit einem Blick voll freudiger Nahrung anßen“, sagen zu wollen: „Die gewissen Ordensleute haben jetzt missionirend ganz Deutschland unter protestantische wie unter katholischen Herren, allenthalben unbeirrt gar gern gesehen, mit einziger Ausnahme des — altsächsischen Bayerns“, und Aehnliches! Dermaßen uns zu rufen, standen wir im Begriffe, gerade damals, als der „politische Nachtwächter“, jetzt in München, öffentlich dem verkrüppelten Rücken eines armen Literaten einen Heldenfächer zu geben beliebte. Konnten wir uns auch denken, daß in der authentischen Interpretation funktionsmäßiger Bestimmungen durch dieselben Herren hier so schnell Ja auf Nein kommen werde? Daß die Aktion über Konfiskation erfolgen werde, wenn katholische Mönche das Nämliche sagen würden, was wenige Monate her die Herren Minister noch selbst ex cathedra proclama-

Ferner wollten wir damals das Bestallungsdekret „Graben zum Stein“ an Junker Plump von Pommern und an den großen Restaurator und Conservator der bringenden Wissenschaft von der „im Finstern schleichenden Partei“, jetzt und allzeit sattelgerechten Akademie-Präsidenten empfehlen. Das brauchten wir allerdings um so weniger zu widerrufen, als Männiglich, wenigstens aus der „Allgemeinen Zeitung“, bekannt ist, wie unübertrefflich genannter Pommer die bayerischen „Zauberbücher“ nach dem „speculo Salomonis“ aus „Unserm geheimen Archiv“ zu haben versteht, und wie der Letztgedachte, um gewagte Denkmäler zu geschweigen, keine Gelegenheit verlor an die ursprünglich jesuitenwidrige Bestimmung seiner Aufgabe zu erinnern. „Eins ist sicher geschehen (in Bayern und wird auch zur Geltung im ganzen Systeme gebracht) das ist die Niederhaltung des Ultramontanismus“ — genial wäre, zugleich zum Verständnisse des gemeinen Mannes und demnach zur „Hebung des Nationalitätsgefühls“

se Idee einzufleischen mit den specificirten „Satansgesell-
schaften“ nebst „Geschmeiß und Ungezieser“ aus dem Decret
„Graben zum Stein“!

Was werden aber alle Polizei-Schranken und alles
solche „Raß“ gegen den frisch und freudig erwachten
kirchlichen Bewußtseyns ausrichten? „Was wundert
sich über die katholischen Siege?“ — ruft die demostra-
tische Berliner „Urwähler-Zeitung“ aus — „in einer Zeit,
da der Staat seine eiserne Hand über Alles legt und die
katholische Kirche Alles gut heißt, was ihr von Oben
geboden wird, während die katholische Kirche innerliche
Unabgibtigkeit und Festigkeit beweist“; „unaufhaltsamer
wird dieser Sieg, wenn man sich jetzt wieder auf jenes
Gebiet begeben will, wo man vor zehn Jahren so vollstän-
dig unterlegen ist“. Damals habe man ja noch mit dem „lich-
ten Geist der Humanität“ gegen die „Finsterniß“ gekämpft,
den Dämonen, dessen man verlustig gegangen, seitdem
man in der Reaction die „Waffen der Freiheit von sich ge-
worfen!“

Und allerdings, wenn irgendwo, so gilt hier der oft
gesagte Satz: Ihr werdet den Geist nicht in Fesseln
legen! wenn anders der Allmächtige — Deutschland ge-
lassen wissen will. Waren es nicht die Kalenburger, welche
den Sonnenstrahl fangen und einsapseln wollten! Wie ge-
waltig waren die finstern Mächte der Paulskirche! Wir wissen
ja, wie viele sich vor ihnen gebeugt, wie viele nicht. Wie
heilig flammte von ihrem Banner das Todesurtheil über
den Geist; wie siegesfreudig verkündeten sie es von ihrer
Bühne; wie eilten sie, über Jesuiten, Liguorianer und Re-
demptisten Nacht und Abernacht zu verhängen! Und was ist
aus dem gigantischen Himmelssturm geworden? Antwort:
während die Gewaltigen des Laumeljahres fluchen wollten,
mußten sie segnen; während sie die Kirche fesseln wollten,
mußten sie ihr die Freiheit geben! Und vor ein paar Wochen

melbeten die Tages-Blätter: jene Rednerbühne an Paulskirche — vor der alle Fürstenthümer Deutschlands tert, nicht aber die Kirche! — sei in öffentlicher Ver-
 rung von der katholischen Gemeinde Bürger am Rhein
 lich erworben, in eine Kanzel zurecht gezimmert und
 einer Jesuiten-Mission eingeweiht worden!

So scheitert endlich alles Zeitliche und Menschliche,
 es feindlich gegen das Ewige und Göttliche anrennt!
 verlautet, haben sich die Bischöfe Preussens bereits zur
 theiligung der Rechte ihrer Kirchen erhoben. Vorstell-
 und Bitten sind ihre Waffen. Hinter den Bischöfen
 Kirche ist aber achtzehnhundert Jahre lang Einer ge-
 der, ohne zu fragen, auf Erden befehlt, seitdem er
 fügt hat: „Es werde Licht!“

II.

Der Kaiserzug in Ungarn und die Präsiden- Fahrt an den Rhein.

Die Märzsonne mit ihrem fahlen Scheine hat
 verfinstert, als ihre Anbeter aufhörten, sich den frohen
 genruß in der Frage zu bieten: „Wie steht's in Wien
 und seitdem die Freunde des alten Rechts nicht mehr
 mer vollen Herzens gen Osten blickten. Die Rollen
 umgetauscht! Jene hofften, daß Magyaren und Slaven
 herrliche Oesterreich zertrümmern und ihren Verwüsten
 nen die starke Hand bieten würden; ihre Zuerst-
 gebrochen. Diese suchten Oesterreichs Stärke und
 lands Zukunft im Osten; sie haben ihren Triumph
 Ungarn und die slavischen Nachbarländer sind durch al-

innig mit dem deutschen Oesterreich verwachsen;
 mung ginge beiden Theilen an's Leben und ließe an
 e eines lebensvollen Organismus zwei blutlose Lei-
 en, den nahe und ferne kreisenden Nasgeiern zum
 Daß Gott das Unglück abgewendet, ist ein Unter-
 gen Deutschlands Untergang. Es hat freilich, mehr
 d anderswo, Ströme von Blut und Thränen ge-
 r teuflischen Verückung eines sonst allzeit loyalen
 in Ende zu machen. Blut und Thränen konnten
 ht der Kitt seyn, jene in wahren Völkerschlächten
 erten Länder mit dem Kaiserreiche noch inniger als
 n verbinden, wie das beiderseitige Interesse gebieterisch
 Als daher Kossuth sich rüstete, dem durch seine
 gelangweilten Amerika und der allgemeinen Verach-
 der Stille, wie ein Verbrecher und unter fremdem
 p entfliehen, er, der noch vor Kurzem hunderte von
 Englands und Amerika's wie ein Triumphator durch-
 n derselben Zeit gürte sich Oesterreichs jugendlicher
 um mit eigener Hand seine Ungarn in unwandelba-
 re zu den viribus unitis zu versammeln. Ihre Her-
 ten nicht eiserne Militär-, nicht papierne Regierungs-
 eln, nicht constitutionelle Uniformität, nicht bureau-
 Centralisation gewinnen, Nichts und Niemand als
 on der apostolischen Majestät selbst konnte das. Es
 einer Auslassung über die Gefühle, mit welchen man
 und jenseits der Gränze dem großen Zusammentref-
 regensah, als der Kaiser in der nationalen Tracht
 lsten seines Ungarn-Volkes auszog. Mit dem ab-
 lten Schauer heiliger Freude berichtet ein Augenzeuge
 „Deutsche Volkshalle“: „Ueber die Stimmung des
 selbst ist kein Zweifel; wie ein Held in die Schlacht
 s Herz beklommen zugleich und erhoben, so trat er
 in verirrtes Volk. Der erste Empfang war kalt ge-
 r Kaiser ging sofort in die Kirche; hier kniete er

lange vor dem Altar des Höchsten, und da er aus dem Tempel wieder hervortrat, schwebte ein himmlischer Zauber auf seinem Antlitz; stummes Erstaunen ergriff Alle, die ihn sahen; als aber dem ritterlichen Jüngling das Ross vorgespannt wurde, als ihm plötzlich der edelste Kriegsmuth aus allen Zügen leuchtete, als er sich empor schwang, und wie ein Pfeil davon flog, das schönste Bild männlicher Entschlossenheit und Kraft: da erfüllte mit Einem Schlage die weiten Schaaren um ihn herum ein einziger Gedanke, der sich selbst in lautem jubelnden Zuruf Luft machte: „„Ein Herr, so frei von Gottesfurcht, so frei von Menschenfurcht, ein Fürst, der nur will, was er soll, und Alles kann, was er will, ein solcher Fürst ist Ungarns kaiserlicher Herr!““ Das war der Eine Gedanke, der alle Herzen erfüllte und dieser Eine Gedanke zog von nun an wie ein Siegesengel vor dem Kaiser her auf all seinen Wegen durch das schöne Reich. Demnach war diese Begeisterung nicht, sie war Allen höchst ungewohnt; nur der Kaiser soll im Vertrauen auf Gott schon in Wien auf eine solche Wendung hingewiesen haben.“

Der Kaiserzug ist nun beendet, und weder der Ehrgeiz der Demokratie noch die neidische Scheelsucht anderer politischen Richtungen vermögen den allgemeinen Jubel und die aufrichtige Begeisterung zu verächtlichen, mit der Kaiser Franz Joseph von allem Volke überall empfangen wurde, wo er erschien. Und er ließ die fernsten Enden des Landes nicht unberührt, kam zu Stämmen, die mehr als dreihundert Jahre lang keinen ihrer Herrscher mehr gesehen hatten. Mit Allen redete er ihre Sprache, grüßte ihre Farben, besprach ihre Verhältnisse, so daß sie sagten: „Er kennt unser Land besser als wir selbst“ — er, der jugendliche Held von einundzwanzig Jahren. Nirgends waren Empfangsfeierlichkeiten als zwingenden Programmen commandirt, wie sie anderwärts zum Voraus gedruckt in den Händen der Beamten liegen von den Hofceremonienmeistern heute verbessert, morgen er

weilert. Aber überall ging der Ruf lebendigen Gottvertrauens, ungeheurer Gottesfurcht, männlicher Willensfestigkeit, rüstiger Kraft vor dem Kaiser von Gottes Gnaden her, der wie ein abgehärteter Krieger reist, wie ein Sieger in vielen Schlachten auftritt, wie ein angehender Minister unermüdlich thätig ist, wie ein gewiegter Staatsmann Bescheid gibt, und betet wie ein frommer Katholik. Dieser Ruf schrieb in das Herzen des Volkes das Empfangsprogramm. Und wenn dann Hoch und Nieder den ritterlichen Jüngling selber sahen, wie er voll milder Herablassung und natürlicher Freundlichkeit auch an den schlichten, einfältigen Mann herantrat, mit stehender Frömmigkeit allenthalben den religiösen Heiligthümern des Volkes seine Verehrung bezeugte, nicht aus Ceremonie oder um des „Befehens“ willen, sondern in wahrer Innigkeit aller Orten die Gotteshäuser zuerst besuchte, und dann wieder „ungählige Proben von außerordentlichster Energie und ungläublicher Thatkräftigkeit“ gab (wie selbst die „Kreuzzeitung“ sich ausdrückt) — konnten die großartigsten Wirkungen auch auf ein minder unverdorbenes Volk ausbleiben! In einem solchen Kaiser erkannten die Ungarn den wahren Nachfolger ihres heiligen Königs Stephan, und aus den Herzen der Massen drang der Ruf: „Gott erhalte ihn, der wird noch ein berühmter Kaiser werden!“ Was Wunder auch, wenn die Augen und Hoffnungen von Millionen auf Ihn und Ihn allein gerichtet sind, von dem man sieht, daß er wahrhaft selbst regiert und wie er regiert — wenn man hofft: es werde der ganze Glanz christlichen Herrscherthums in diesem Fürsten noch einmal aufleuchten!

Ist das je wahr gewesen, so ist es doch jetzt nicht mehr wahr: daß „Oesterreich die Revolution nur durch die Gewalt der Waffen besiegt habe, daß es sie nur durch den Belagerungsstand unter seinem Fuße halte!“*) Bei den Siegen Franz

*) Wie der „Kunstschauer“ der „Kreuzzeitung“ meint.

Joseph's bedarf es auch keiner „kleinen aber mächtigen Pa-
 die „selbstständig, auch der Regierung gegenüber selbstständig
 die Revolution bekämpfte.“ Das Ringen der politischen
 teien um das Regiment ist vom Uebel, beweist nicht
 sondern Schwäche; nicht je eine Partei soll herrschen,
 denn keine; ihr Recht aber sollen alle in dem Einen M-
 chen finden. Anders hätte es keinen Kaiserzug in U-
 gegeben! Wir können uns den Fall nur zu gut denken
 in einem Lande eine „kleine aber mächtige Partei“ be-
 ohne einen Fuß breit Bodens im Volke zu haben, und
 der traurigen Illusion ihr Daseyn zu fristen, alljährlich
 dieser oder jener Provinz sorgfältig zubereiteten Volk
 vor der Popularitäts-Hascherel in Scene aufmarschiren
 Welche Frucht muß solches Spiel endlich tragen! Das
 in Ungarn aber hat sich im wahren wirklichen Leben,
 es ihm entgegentrat, mit seinem Kaiser vereinigt. Der
 ser hat gewonnen, was aller monarchischen und dynast-
 Gestaltung der Gesellschaft ursprünglich und allein zu-
 liegt: das schulbige Vertrauen des Volkes, unbedingt hingel-
 Vertrauen. Wer wird, wenn auch einseitige und unmi-
 Theorien Kopf und Herz zeitweilig in Widerspruch
 das heilige Gefühl jenes Vertrauens im Volke nicht ab-
 dei achten? Die christliche Ritterlichkeit des jungen A-
 hat es für sich gewonnen, und mehr bedarf er nicht
 sein Oesterreich einer würdigen Zukunft entgegenzuf-
 aus allen Schwierigkeiten der Lage, aus allem Wiber-
 zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit, zwischen schroffe-
 trallstrung und Selbstherrlichkeit der Glieder, zwischen
 reaukratischer General-Administration und parlamenta-
 Provinzial-Regierung, auf der richtigen Mitte zwischen
 förmigkeit und Zersplittertheit. Sonstige großen Probleme
 die deutsche Zoll- und Handelsfrage, werden sich von
 lösen. Denn für die alte Engherzigkeit und die neue
 guen-Spinnerei gegen Oesterreich ist die Zeit zu ernst

Allen gemeinſam, und wird es bleiben, wenn auch
mitten Mittelnöthen ihre in- und auswärtigen Reſidenten
inſichſen Sendlingen beſetzen.

Mit dem Kaiſerzug in Ungarn iſt die Rheinfahrt des
Königs der ſogenannten franzöſiſchen Republik der Zeit
pſammengefallen. Franz Joſeph kam als Erbe des Habs-
burch Kaiſerhauſes in ſein Land, und forderte als legiti-
mer Herrſcher von Gottes Gnaden von dem Volke freie-
kennung des ſchuldigen Rechtes, das er ſich mit Gewalt
Röſen wiedererobert hatte; Louis Napoleon kam als
der Revolution in das Land eines Andern, als Er-
be von ſo und ſo vieler Millionen Gnaden ſuchte er
mit anerkennendes und aufmunterndes Lob für geleiftete
Leuſtungen und um laute Beſtätigung der urſprünglichen Gnade
zu. Der Kaiſer rechnet nicht vor und beſücht nicht;
er ſpricht aber verhält ſich anders zu ſeinen Kunden,
Vater zu ſeinen Kindern. Dieſe ſind vertrauender
als jene preiſen heute den Mann, der viel, morgen
weniger, der mehr bietet. Der alte Rechtsboden iſt in
ſich untergegangen, dem unbegrenzten „Fortſchritt“ iſt
er verfallen, und damit naturgemäß auf die Materie.
Der Rollin triumphirt, gewiß wäre ihm nicht weni-
ger ſtaunender Jubel zu Theil geworden, und vermöchte
er Graf von Paris zu bieten, das Elſaß wäre nicht
entzündet. Man ſeilt nicht erſt ſeit 1848, wo die
Materie auf den Thron geſtiegen. Man hat ſeiner
den legitimen König Karl X. wie einen Triumph-
wagen ziehen laſſen, und ein Jahr darauf war er entthront,
wie Philipp mehr geboten hatte. Die „Kreuzzeitung“
iſt daher mit Recht an die durchaus materielle Unter-
lage napoleonischen Volksjubels; er muß eben darum
nicht wetterwendig und gefährlich ſeyn. Sie läugnet
nicht, daß der Enthuſiasmus der Ungarn ein ſittlicher
daraus verheißt er Dauer und opfernde Treue. Die

christlich-ritterliche Erscheinung des Kaisers hat alle monarchischen Sympathien in Ungarn wachgerufen; das gethan selbst die „Times“, dem Präsidenten aber wirft sie vor: sei mehr ein Wollüstling, als ein Hero, seine Politik sei durch Begünstigung des Luxus und der Staatsverschwendung den Geist der Unabhängigkeit und die männlichen Tugenden des Bürgers zu entnerven.

Wirklich scheinen im politischen Frankreich — und seine Nachbarn vielleicht noch weit zurück? — bereits höhern Motive in der Materie unterzugehen, alle Fragen Legitimität, der Regierungsform, der innern und äußern Politik vor der Berufung auf die socialen Interessen wegzufallen. Nicht als wenn die Autoritäten von den socialen Interessen abgelöst seyn dürften! Das wäre in unsern Zeiten schneller Tod! Aber wenn sie in der Besorgung der socialen Interessen ihren Rechtsboden finden und erhärten wollen, dann verfallen sie naturgemäß und unrettbar der — Materie. Weiß man dort nur vorzugeben, daß deren Forderungen Fesseln und Kettenfugeln für das Wort auf der Zunge, die Dinte in der Feder erheische, so läßt man sich die Diction ohne Maß und Ziel gefallen; sie ist willkommen. Man sich weder auf Seite der Vertrauenden, noch auf der Mißtrauenden mit der Ausübung des allgemeinen Wahlrechtes plagt, und die nöthigen Wahlen fast nicht mehr zu Stande kommen, ist schnurgerade Consequenz gegen schreiende Anomalie. Louis Napoleons Minister erklären sich die Friedlichkeit mit seiner Reaktion aus einem wunderbaren Zuversetzen in einem gewissen poetischen Gefühle, das in schweren Zeiten wie eine urplötzliche providentielle Offenbarung die Nation über Gefahr und Retter erleuchte. Wäre dem so, und noch mehr! Das ist — zu wünschen, aber nicht zu glauben. In jenem ruhigen Zusehen liegt wenig Wunderbares, aber viel Furchterliches! Um hier nicht von Erscheinungen zu reden, die Jeder von uns tagtäglich mit Händen greift, und in

selten Einer in ihrer wahren Bedeutung erkennt —
 stärke Centralisation in Frankreich hat lange genug
 wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens be-
 , und Louis Napoleon sie unter Anrufung der socialen
 essen auf die Spitze getrieben, als daß nicht end-
 der „Bolschewik“ auch des Einzelnen der Fürsorge der
 len Verwaltung in aller Unbefangtheit unterstellt wer-
 sollte. Wie lange Napoleon den erregten Zumuthungen
 en, das heraufbeschworene Ungeheuer, das er nicht zu
 vermag, hinhalten wird, das ist die Frage, aber kein
 el, daß die Massen sich so gänzlich in socialistische
 mental-Anschauung hineinleben müssen. Es überrascht
 nicht, wenn scharfblickende Franzosen entsetzt aus-
 „Der Socialismus ist niemals so mächtig gewesen,
 unter, und täglich nehmen seine jetzt disciplinirten Kräfte
 zu, „disciplinirt“ durch das eiserne Regiment Louis
 selbst. Der jubelnde Enthusiasmus der Massen
 hat etwas Grauenhaftes; er verkündet alle dunkeln
 den einer ungeheuerlichen Zukunft. Schon mehrten sich
 richte über die emsigste Rührigkeit der versteckten Schaa-
 en Drängern, der argusäugigen Strenge der massen-
 verstärkten Polizei zum Troste. Es ist gleichsam eine
 deutsche Journalistik, die alles Preßzwangs spottet.
 unsonst rief unter ähnlichen Betrachtungen die „Kreuz-
 g“ jüngst aus: „Wachet und betet! schwer sind diese
 L“

Während Wien im heimkehrenden Kaiser den morali-
 Sieg der Legitimität und des alten staatlichen Rechtes
 e, mit einer selbst in der Kaiserstadt nie gesehenen
 Heiligkeit und Herzlichkeit, verehrte Paris am 15. August
 Triumph des Utilitäts-Princips und der darüber gebau-
 napoleonischen Ideen. Aus dem ungeheuern Pomp und
 Selbstehre des Napoleonsfestes aber, aus den Illumina-
 tionen, Feuerwerken, Freitheatern, Seeschlachten auf der

Seine, Ballsälen für die Pariser Marktweiber u. wie aus dem aufgeschaukelten Grabe der zusammengefallenen alten Ordnung die Loosung hervorzubrechen: Pöbels! Auf den Titel „Imperator“ kommt da an! Selbst aus Landstrichen, welche die hartnäckigen Kämpfer für die rothe Fahne gegen den Staatsstreich vom 2. December in's Feld gestellt, kommen jetzt Hieser Louis Napoleon möchte sich doch die Kaiserkrone d. h. ihr Princip auf den Thron erheben. Unmittelbar vor dem großen Feste, in einer auf Befehl des Prinz-Präsidenten durch die horribeln der französischen Presspolizei passirten Brandschrift und zu wissen thun: er habe endlich in Louis Napoleon, den er bislang bekämpft, den Haupthebel der Revolution erkannt; ein Erzeugniß verhängnißvoller Ereignisse sei Napoleon gerne oder ungerne der Repräsentant der Revolution, ihr Mandatar bei Strafe der Verurtheilung durch den Staatsstreich vom 2. December nur ein neues Stadium zur rothen Republik. „Louis Napoleon Socialismus“ — ruft er aus — „ist der Antichrist, daher kühn seinen verhängnißvollen Titel! er setze an die Stelle des Kreuzes das Emblem der Freimaurer, das Zeichen des modernen Constantin, dem die Inschrift heißen ist: *in hoc signo vinces*.“ So der Louis Napoleon Socialismus! Ganz anders denkt freilich Louis Napoleon, er achtet die Religion, die Kirche und ihre Repräsentanten, er säumt keine Gelegenheit, ihr seine Devotion öffentlich zu zeigen, wie aus dem Gefühle, daß nur Gott das Beste könne, was er in verführerische Aussicht gestellt hat, von ihm erwartet wird! Aber der Geist weht, wo er will, und jedenfalls nicht als Mittel

*) Das Dreieck als Symbol für Aneinanderreihung der Stände.

reden. Man lacht über Proudhon als über einen Ber-
litz; aber man thäte besser, an König Lear's Narren zu
denken: viel Wahrheit hinter dieser Nartheit!

In Frankreich sind alle politischen Grundlagen zu einem
Neubau, den Zuständen unserer Tage angemessenen Neubau
bereit; die Geschichte Louis Napoleons wird das noch voll-
ständig beweisen. Frankreichs nächste Nachbarn in Deutschland
sind nahe daran, in denselben Abgrund zu stürzen. Oester-
reich aber besitzt von jenen Grundlagen noch genug, um ei-
nen Neubau, nicht aus unmöglicher Theorie, sondern aus
reife Natur, zu tragen. Wie Europa's Geschehnisse zu gro-
ßen Gegensätzen von Ost und West sich entwickeln, ist au-
ßerordentlich; was dazwischen liegt, scheint her oder hin fal-
len zu wollen, wird nicht selbstständig und entscheidend ein-
wirken. Gott erhalte Oesterreichs jugendlichen Kaiser für die
bedauerliche Krisis!

XXV.

Das Antonius-Glücklein.

Eine Reliquie von Guido Görres.

Es ist vor vielen Jahren zu Ende des Franzosenkrieges
geschehen, da war ich in Salzburg, Mozarts Geburtsstadt.
Lebendige Tage hatten wir damals durchlebt, als der glän-
zende Ehrgeiz des Franzosenkaisers die zahllosen Schaaren
der großen Armee in den Winter Rußlands hinausgeführt;
vor ihren Augen hatten sie Moskau in Rauch aufgehen ge-
sehen; ohne daß sie es wußten, hatte es ihnen als Todes-

fadel ihres Leichenbegängnisses geleuchtet; in den Schneefilden waren sie dem Hunger und der Kälte, den Kugeln und den Pfeilen der verfolgenden Feinde erlegen. Auch Bayern waren auf Befehl des Unerfättlichen Dreißigjährigen hinausgegangen, die Ihrigen harrten noch immer von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat banger Erwartung auf die Heimkehr ihrer Angehörigen. Doch nur herzerreißende, unglückliche Botschaften, nur gewisse Gerüchte trafen statt ihrer ein, und hier und da Einzelner, der wie durch ein Wunder dem Tode entging. Und doch mochten die Eltern und Geschwister die Hoffnung nicht aufgeben, die immer wieder auch bei dem tiefsten Schimmer aufwachte. In dieser Zeit machten wir einmal in die so wunderschöne Umgegend Salzburgs einen Ausflug. Wir gingen Michelsbach zu; der Weg war reizend; anfänglich führte er durch die reiche wiesengrüne Ebene, dann erhoben sich walddgrüne Hügel, und dahinter mächtigen, zum Himmel hinanragenden Felswände des bairischen Alpenzuges. In der ländlichen Stille und Einsamkeit vernimmt das Ohr schon in weiter Ferne jeden Hahnenschrei, jeden Hahnenschrei. Doch darauf achtete ich nicht, war vielmehr der helle Ton eines Glöckleins, der mich aufmerksam machte. Sein lauter, silberner Ruf tönte von Zeit zu Zeit in unregelmäßigen Absätzen weit vernehmbar in die Runde in die Stille der großartigen Natur hinein. Es war kein Dorf, keine Kirche in der Nähe, von woher der Ruf kommen konnte; in der Einsamkeit selbst mußte das Glöcklein stehen. Der Ruf klang einmal kürzer und dann wieder länger, einmal leiser und dann wieder überlaut, als wenn das Glöcklein von einer nach Hülfe ringenden, verzweifelnden Hand gezogen. Allein wer sollte es läuten, und wie konnte hier sein weit in die Ferne hallendes Klingen betreten? Da es indessen nicht aufhörte, und eben wieder so hell und vernehmlich aus seiner Einsamkeit in unsere Einfam-

hinüberrief, frag ich einen Geistlichen, der mich begleite, welches Verhältniß es doch mit dem Blöcklein hätte? Es ist das Antoniusglöcklein, erwiderte er, das wird freilich gar oft von denen, die vorüber gehen, geläutet. Ich bat ihn, mir darüber näheren Aufschluß zu geben, und erzählte mir Folgendes: Wie Jedermann weiß, wird die Kapelle des heiligen Antonius in großen Nothen, und besonders dann angerufen, wenn uns ein kostbares, werthvolles verloren gegangen ist. Nun gehört das Blöcklein, welches wir heute so oft gehört, einer kleinen, dem heil. Antonius geweihten Kapelle. Es sind aber gar Viele, Wodurch es, in der gegenwärtigen Zeit, deren liebste Angehörige und Freunde nach dem fernen Rußland gezogen; die Waisen wissen nicht, ob sie erschlagen auf dem großen Schlacht- und Leichenselde liegen, oder ob sie, erstarrt auf Schnee und Eis gebettet, den tiefen Todesschlaf schlafen; oder ob sie gefangen und leiden Hunger und Kummer; oder ob sie schwer verwundet in irgend einem Hospitale auf hartem Schmerzenslager; Niemand kann es ihnen sagen, Wodurch es allein; da nehmen dann die betrübten Gläubigen zu ihrem Vertrauen ihre Zuflucht zu dem gnadenreichen Hülfsengel. Wer mit bangem Herzen einen seiner Angehörigen zurückerwartet und des Weges vorüberwandert, der läutet das Antonius-Blöcklein und betet ein andächtiges Vater unser und Ave Maria dazu, und verläßt mit der festen Zuversicht die Kapelle, daß der Verlorene in Jahr und Tag umkehre; denn er hat ihn ja gesucht und gerufen, so gut es immer vermochte; ist dies aber nicht Gottes Wille, erwidert Gott nicht den klagenden, suchenden Ton des Blöckchens und die Fürbitte seines Heiligen, so ergibt er sich in Gottes Willen, getröstet, ihm noch den letzten Liebedienst zu leisten zu haben, und überzeugt, daß er dann seiner armen Seele im Hesperfeuer zu Gute kommt. An städtische Sitte und Lebensweise gewohnt, wollte mir dieser Brauch gar seltsam

erscheinen; der Geistliche fuhr indessen fort: „O, lebensarme Städter, der sich gar so klug und weiß und so vornehm auf den einfachen Glauben des Herabsteht, was thut denn der im gleichen Falle? Ist oft zum Erbarmen, ihn sich so abmühen und abhezen. Hundert- und hundertmal hält er immer wie Neuem vergebliche Nachfrage, auch selbst an solche Leute er einen Boten nach dem andern, wo er schon vorher herein überzeugt seyn muß, daß dort der schwer nicht zu finden seyn wird. Mit der eigenen schwach möchte man Hülfe erzwingen. Der Kleingläubige kann sich ja nicht in sein Schicksal ergeben; er greift jedem Strohhalme, und sucht vielleicht gar bei einer schlägerin Trost, läutet an allen Glocken, nur nicht rechten; bei Gott seine Zuflucht zu nehmen, in dessen unser Aller Schicksal liegt, daran denkt er nicht.“ Als der Geistliche so sprach, läutete das Glücklein mit lautem Rufen lange, lange in die stille Nacht hinauf, dachte, welche bekümmerte Seele mag dem Glücklein Schmerz anvertrauen? Gott führe ihr den Verlorenen rüd, den sie sucht!

XXVI.

Die Egstersteine in Westfalen *).

Die seit ohngefähr drei Jahrhunderten massenhaft angeordnete Literatur über eines der merkwürdigsten Denkmale alter Kunst, hat in jüngster Zeit mit zwei höchst erfreulichen Handlungen wahrscheinlich ihren Schlußstein erhalten. Maßmann's Arbeit durch E. v. Bandel's getreue Abbildungen unentbehrlich geworden, so hat doch erst Gießer's, jüngste Bearbeiter (Paderborn 1851. 8. 64 S.), die in Frage stehende Frage auf den richtigen Standpunkt gesetzt und gelöst.

Dort im Lippe-Detmold'schen, wo gegenüber den schönen, sanftgeschwungenen Hügelreihen Westfalens die Klüfte und Auswaschungen gleichmäßig des Feuers und Wassers Gewalt lehren, wo gleich wunderbarem Riesenwerk die Marksteine in's Land geschleubert liegen, die der Mensch zu seinen Dörfern und Dingstätten nicht erst zu setzen hatte, an den

*) Die Erter- oder Egster- oder Eggestersteine, eine Viertelstunde vom westfälischen Städtchen Horn, eine kleine Stunde vom Baselerort Melen- oder Reimberg, zwei kleine Stunden von Detmold entfernt.

übrig gebliebenen Klippen eines von den Flüssen fortgespülten Gebirgsrückens, die schon ihr Aussehen bezeugen, daß sie aus grauem Alterthume kundige Benediktiner-Mönche — die im 11ten unter Bischof Meinwerk aus dem Kloster Elsey in der Architektur, herübergekommen waren, nern gefundenen Blasen und Grotten zu höhlt und an dem lebenden Felsen ein großem Gemälde anbrachte.

Die älteste Arbeit ist unstreitig die größte Felsengrotte, wozu die Mönche bauten; erst vielleicht um ein Jahrhundert später den kühnen Plan, droben auf dem Grottenartig emporstrebenden andern Felsen mit Fels eine zweite Kapelle auszuhauen. Wie die Auffindung des heiligen Kreuzes, an dem die Marter gelitten, die Verehrung desselben in Partikeln überall hin verbreitete, und das steg ganze Leben bezeichnend, an Thüren und Fenstern und auf den Dächern der Häuser, Kleidern und Waffen, auf den hohen Bergen und Stegen prangte, weil es gleich dem Evangelium den Erlöser selbst vertritt: so wurde die Kapelle nach einer in derselben befindlichen Inschrift im Jahre 1115 „zu Ehren des heiligen Kreuzes“ bald von allen Seiten lange Scharen Wallfahrender zu den ehrwürdigen Felsen. In der That, wo die Begeisterung wie ein Feuer über den Völkern lag und Tausende nach dem heiligen Lande wallten, wo eine große Macht die Völker des Abendlandes ergriff, in Felsen gehauene Grab des Gottmenschen, man auf den Gedanken gekommen, jenes Land des Heimathlandes nachzubilden, und

mit unwiderstehlicher Gewalt den Stein zu Gott
in die Höhe emporheben, und die Gemüther der ver-
samelten Menge mit heiligen Gefühlen erfüllen und zur
Entflammung ansetzen. Daher ist es leicht zu erklären, wenn
es wird, daß an dieser Stätte nicht wenige außeror-
dentliche Zeichen und wunderbare Heilungen stattgefunden
haben. Abgesondert von allem Verkehr des Lebens und
in die heilige Stille einer höhern Welt hineinge-
führt, sieht sich der Pilger hier vor den staunenerregenden
Werken der Natur seinem Gott näher; hier ward sein
Himmelsflamme und brachte wunderbare, nie
vorhergesehene Wirkungen hervor. Deshalb wallten so Viele gläu-
biges, voll frommer Begeisterung im Frühling und
zu jenem wundersamen Felsentempel hin, und such-
ten darin Hilfe in des Lebens Trübsal und Noth,
und die Andacht daselbst hörte erst auf, als sich die Bewoh-
ner des Rappelschen Landes von der katholischen Kirche los-
sagten.

Das Wichtigste und Bedeutendste aber ist ein großes —
zehn Fuß hohes und zwölf Fuß breites — Altarbild in
Lebener Arbeit, an der nördlichen Außenseite des ersten
Ausganges, das, wie in der Poesie der Helianth —
wundersame Dichtung eines armen, gottbeglückten säch-
sischen Landmannes — das älteste, bis jetzt bekannte Werk
der Skulptur von so großer Ausdehnung ist.
Das Bild umfaßt zwei horizontal getrennte Gruppen,
wobei die obere, besser erhaltene die Abnahme Christi

vom Kreuze, die untere, verwitterte und absichtlich verstümmelte, das erste Menschenpaar darstellt.

Zur oberen Gruppe hat der Künstler gerade den Moment gewählt, wo der durch übermenschliche Größe charakterisirte Leichnam des Herrn vom Kreuze herabgenommen wird. Joseph von Arimathia, zur Linken des Erlösers auf einem Sessel mit reichverzierter und seltsam gebogener Lehne sitzend — wodurch die unangenehme Leiter glücklich vermieden ist — hält sich mit dem rechten Arme am Querbalken des Kreuzes, indeß er mit dem ausgestreckten linken Arme den Erlöser eben hat hinabgleiten lassen, so daß Nicodemus, welcher am Boden auf der rechten Seite des Kreuzes steht, die ganze Last des zusammensinkenden Leichnams auf der Schulter hält. Hinter Nicodemus steht die Mutter des Herrn, schmerzenvolle, im faltenreichen Gewande, nicht ohnmächtig und theatralisch hingesunken, wie sich die Sitte oder Unsitte erst im glorreichen Zeitalter der Renaissance eingeschlichen und von den Künstlern noch nicht gänzlich verwunden worden. Sie empfängt, unvergleichlich sinnig und zart gebend mit beiden Händen das Haupt des geliebten Sohnes und stützt dasselbe, damit es sich nicht ganz zum Boden hinabsenke; ihr eigenes Haupt, das jetzt leider ganz fehlt, hat sie, nach dem noch übrigen Rumpfe zu schließen, in edler und sanfter Reigung an das seinige gelehnt. Ihr gegenüber steht der Jünger, den der Herr lieb hatte, wie in den alten Mystereien und heiligen Schauspielen, gleichsam ein Ausleger und Herold, bei der Handlung selbst nicht betheilig, sondern mit der Linken das Buch der Offenbarung haltend, die Rechte sanft erhebend und das Haupt, schmerzzerfüllt zur Klage senkend.

Ueber dem einen Arme des Querbalkens, und somit wie man nicht ohne Grund sagen könnte, in der dritten Theilung des Gebildes, erscheint Gott Vater als ehrwürdiger Greis mit langem Barte und herabwallendem Haupthaar

Glorienglanze umflossen, in der Linken die Siegesfahne, Arme die — nach der Auffassungswelse des Mittelalters andesgestalt gedachte — in seine Hände empfohlene Seele Erlösers tragend, inder die zum Schwur ausgestreckten r der rechten Hand — versinnlichend das: juravit Dominus et non poenitebit eum — auf die mit dem Kreuzestode eingebornen Sohnes eingetretene Erlösung des sündigen Renschengeschlechtes deuten, das, im ersten Menschenpaare ten, auf des langersehnten Siegers Niedersahrt harret. Im untersten Felde, hat der Künstler nicht jenen Ort gewählt, wo sie im Paradiese der Schlange Gehör gab — der ja an den Sockel des Taufsteines gehörte — sondern sie dargestellt, wie sie vom Teufel, dem Weltbrachen, ist und gefesselt, zu dem kommenden Erlöser die Hände anporstrecken. Auch hier ist die Schönheit der Composition beachtenswerth, indem der Künstler den Drachen zum Manne hingestellt, um dessen Blöße zu decken, das theilweise bekleidete Weib von den Ringen gewaltumwunden ist; in der festen Umschlingung der Leiber, r fortgesetzten zweifachen Ringelung des freien Halses wie des Schweifes, im kräftigen Hinausstrecken des wichtigen Kopfes spricht sich sattsam die Gewalt, wie horn des Unthieres aus; den beiden Menschenkindern nur zum Theile die Arme, über deren Schultern das thüm sich fortwälzt, zum Gebete, zum Flehen freien.

So ist denn das ganze Bild, durch drei gesonderte ne hindurchgeführt, eine tiefgedachte Trilogie. Aus dem Himmelstraume, der durch des Kreuzes Querbalken vom irdischen geschieden ist, schaut der ewige Vater voll Siegesreue und mit Wohlgefallen auf das Opfer hinab, das sein eingeborner vollbracht hat, und weist die schuldbeladene Menschheit an diesen, als ihren Erretter; zu beiden Seiten einen Sonne und Mond, wie in den gleichzeitigen Mi-

niaturen personificirt, mit langen Tüchern ihr Angesicht verhüllend und die Thränen trocknend; auf der Erde steht neben dem Opferaltar erhöht, auf welchem das Lamm gelegen; zu unter des Kreuzes Stamme, in der Vorhölle, hatten die Abgeschiedenen, mit aufgehobenen Händen, von dem noch nicht gefesselten „helletrachen“ umstrickt, den flehenden Blick nach Oben gerichtet.

Hier an diesem merkwürdigen und ehrwürdigen Naturspiel, als ein wunderbares Götter- oder Riesenwerk, die Egstersteine der Schöpfung liegen, wo einst die Varusschlacht verüberbrauste, wo später der sächsische Heerbann zum Kampfe gegen den großen Karl sich scharte, wo also die Götter haust und Thunars Streithammer im Schwunge flang, wo noch sein Thuneresberg liegt und Hünenringe umherlaufen und Sigfried der Sage nach den schatzehütenden Riesen schlug, wo die Helwege zur Unterwelt hinabführten, dann wahrscheinlich bald darauf die Predigtstätte des neuen Glaubens sich erhob — hier erhalten die Bilder doppelte Bedeutung. Die alte Welt Schlange, an der Wurzel des Weltbaumes nagen, sich kräftig gegen Osten vorstreckend, blickt mit scharfem Blicke mächtig und neidig nach Nordwest, woher Karl und mit ihm das Christenthum kam; des alten Weltbaum mußte an die Stelle der alten Irmenfölen ersetzt werden, dessen drei Theile Himmel, Erde und Hölle beherbergen. Wo aber gehörte ein solches Bild vom sterbenden Menschen, der, wie es in den Glaubensbekenntnissen heißt „nidar steic zi helliu“, geeigneter hin, als an solche zerklüftete Felsenwand, da es ja vom Augenblicke seines Verschwindens in der heiligen Schrift heißt: *et terra mota est et petra scissae sunt*. Daneben dann das Grab, „thar sia thia stein habdun an ênon stêne innan handon gihauwen“ *) (Heljand

*) Da sie die Stätte hatten an einem Steine innen, von Göttern gehauen.

an der Eingangstüre das riesengroße, der Kangel, als die Verkündigung des heiligen Wortes, zugewendet. Das heiligen Petrus, des petra, darauf Christus sitzte, und dem darum frühe Jahrhunderte schon „Isheten“, wie z. B. das in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts in der Münchener Bibliothek aufbewahrt; ein Bild, das recht eigentlich an das Fellenthor geht, wo St. Petrus, der Gewaltige an des Himmelreiches Thoren stehend, angerufen wird, die zum Herrn bringenden herein einzulassen.

Was nun den Kunstwerth dieses kostbaren Monuments betrifft, das seit acht Jahrhunderten dem Wetter und der Zeit der Zerstörungswuth frevelhafter Hände ausgesetzt ist, so haben sich die verschiedensten Stimmen immer in Anerkennung desselben vereinigt. Die Composition ist klar und mit Freiheit hingestellt, die Figuren füllen den räumlichen Raum auf das Beste, nirgends ist eine Leere bemerkt und jede Lücke mit der größten Unbefangtheit symmetrisch ausgefüllt; die Ausführung ist an vielen Stellen fein und meisterhaft, die langen Gewande, z. B. der Maria, so wie der gefaltete Leibrock des auf dem Stuhle sitzenden Mannes, sind mit gutem Verständniß der Formen einfache Falten gelegt, die von einem wahrhaften Kunstgenie; nicht minder schön ist das lange, herabwallende Gewand des heiligen Johannes; wie überhaupt die Figuren mit hohem Adel und edler Einfachheit, so ist auch Joseph, die Kinnathia trefflich dargestellt, der zart Herabhelfende, Nicodemus, der die theure Last in Empfang Nehmende, nicht minder wahr der Schmerzensbild Beider, so daß auch hier wieder die alte Wahrnehmung bestätigt, wie die Skulptur der Malerei in der Entwicklung der Kunst auf die Entfernung immer vorangegangen.

Wir übergehen die nähere Beschreibung der höchst merkwürdigen Grotten, und werfen noch einen Blick auf die

weitere Geschichte dieser Stätte. Als kein Benedictiner den Egstersteinen mehr wohnte, ließ sich ein frommer Einsiedler dort nieder, dem bald andere Klausner und Eremiten der Reihe nach folgten, bis die der neuen Lehre zugewandten Bewohner der Gegend einen Ort der Andacht zu haben verschmähten, wo so viele ihrer Väter Trost und Hilfe im Gebete gesucht und gefunden hatten; die Eremiten wurden verjagt, die zum Gottesdienste getroffenen Einrichtungen und Anstalten verfielen. Nachdem seit dem westfälischen Friedensschlusse der Versuch, auf dem Wege Rechts die Egstersteine wieder in den Besitz der Katholiken zu bringen, gescheitert war, knüpfte im Jahre 1659 der Großherzog Florenz mit dem Grafen von Lippe wegen Ankaufs derselben Unterhandlungen an, welche durch den damaligen Babornschen Dombachant betrieben wurden und schon so weit gediehen waren, daß von Seiten des Großherzogs 60,000 Florentiner Kronen als Kaufpreis geboten wurden. Aber die Unterhandlung wurde von Lippe'scher Seite abgebrochen, der Verkauf kam nicht zu Stande. Weßhalb ein Fürst so weiter Ferne eine solche Summe für die Felsen bot, wissen wir nicht anzugeben, da über dieser ganzen Verhandlung ein Dunkel schwebt, das sich schwerlich jemals vollständig wird aufklären lassen. Kurz nach jenen Unterhandlungen ließ der Graf Hermann Adolph zur Lippe hier ein Jagdschloß errichten, das, bald wieder vernachlässigt, sich in eine Ruine und Herberge verwandelte. Am größten war die Zerstörung, im Jahre 1756 ein Rath Behmer zu Horn von der Regierung die Erlaubniß erhielt, die zum Baue eines neuen Festes nöthigen Steine dort zu holen; alles daselbst befindliche Mauerwerk ward niedergerissen, und die Skulpturen frühere Jahrhunderte gelegentlich abgeschlagen und zerstört.

Erst die Fürstin Pauline schenkte im Anfange des laufenden Jahrhunderts den Egstersteinen wieder größere Aufmerksamkeit; der Schutt ward weggeräumt, neue Stufen

Die Felsen gehauen, verbindende Brücken und Geländer angelegt und eine Straße zwischen den zweien Felsen hindurchgeführt.

Dort, wo Bäume und Wälder, Felsen und Steine, das Erschaffene, verehrt wurden und angebetet, da steht das Bild ihres Schöpfers riesengroß erhoben; und so noch heute die Steine von der Frömmigkeit der Vorfahren, die den Epigonen längst zum Gespötte geworden.

XXVII.

Preussischer Commentar zu den neuen „Verordnungen“ in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Fünfter Brief.

Der Streit mit den „fremden Gelehrten“ in Bayern; Stellung der Parteien zur damaligen Weltlage: die „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ im Lande; die „christkatholischen Romantiker“ in Landshut; die napoleonisch blau=weißen „Patrioten“.

Die falsche Philosophie und die widerchristliche „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts vollendete, was der Protestantismus des sechszehnten angefangen hatte. Die katholische Einheit des Geistes schien für den Augenblick plötzlich vernichtet; alle individuelle und corporative Freiheit und Selbstständigkeit im Staate verschwand, aller nationalen

drohte der Tod. An die Stelle der alten geistigen Einheit sollte die Religion der menschheitlichen Vernunft, und eine neue sichtbare Kirche der philosophische Staat treten. Bethätigten sich die aufgeklärten Geister offen und in geheime Gesellschaften. Es kam bald genug zur Incarnation des Gedankens: zuerst und dem Wesen nach in der französischen Revolution; seine vollendete Form aber erhielt er im napoleonischen Kosmopolitismus, wie denn Napoleon überhaupt der Revolution bloß endgültige Gestalt gab. Zugleich ging doch das Streben nach einer falschen und verkrüppelten Einheit des Geistes in große, sich grimmig verseindete Parteien auseinander. Der napoleonische Kosmopolitismus lehnte sich offenbar mehr an den Katholicismus an, nicht als weil er deshalb der Freiheit und Selbstständigkeit der Nation Corporation und Nation günstiger gewesen wäre; aber der religiösen Gleichmacherei suchte er sich doch abzumachen durch Fernhaltung der lebendig gewordenen letzten Konsequenzen des zerfallenden protestantischen Geistes. Dieser Geist dagegen gerade der Kern des Kosmopolitismus der späteren deutschen „Aufklärer“. Ihm mußte auch die dem Protestantismus ureigene Antagonie eines exklusiven Nationalismus gegen den Schwindel gegen die große geistige Einheit anhängen, jene nationale Seite, als die populärste und offenbar gerechteste, kehrte er im Kampfe gegen den napoleonischen Kosmopolitismus fast ausschließlich hervor. Der Kampf erhielt somit das Ansehen eines deutsch-nationalen gegen eine nationalitätsfeindliche Weltherrschaft Napoleons; in Wahrheit aber war der protestantisch deutsch-nationale Geist nicht weniger nationalitätsfeindlich und eroberungssüchtig im Inneren, als der napoleonische im Großen, und darum nicht weniger despotischer geartet, weil er seinen Hauptzweck in die religiöse Propaganda setzen mußte. Wenn der napoleonische Kosmopolitismus als eine lächerlich verzerrte Carrikatur der katholischen Einheit des Geistes erscheint, so ist ihr

Gegenbild in jenem modern protestantischen Verma-
ß gegeben. Der ganze welthistorische Streit aber bietet
schütternde Schauspiel verzweiflungsvollen Ringens nach
erlorenen höchsten Gute der Menschheit, einer geistigen
über aller nationalen Verschiedenheit, das man nur
suchen, wo es allein zu finden ist.

Ich wüßte keine einzelne historische Erscheinung, an der
weltgeschichtliche Parteistellung getreuer abspiegelte, als
den Streite zwischen den napoleonisch-gefinnten „bayer-
Patrioten“ und den „norddeutschen und protestanti-
Schlehrten“ in Bayern seit 1809, dessen in den „histo-
rischen Blättern“ jüngst obenhin Erwähnung ge-
m. Der Streit gewinnt dadurch mehr als bloß bayer-
nationale Bedeutung, und ist deshalb einer einläßlicheren
Behandlung wohl werth. Alle großen geistigen Richtungen
kamen in demselben aufeinander, nur Eine ausgenom-
men, nämlich die ihrer selbst noch wenig bewußt gewordene,
katholische. Bloß sie verhielt sich still und ruhig als
Zuschauerin der mörderischen Schlacht, welche die Ideen der
Zeit sich lieferten. Unter der Wuth der Illuminaten, dem
Hass der Napoleonisten, der listigen und giftigen Bitterkeit
protestantischen Propaganda war sie um allen direkten
Einfluß auf das politische Leben gekommen, vermochte kaum
einiges Organ aufrecht zu erhalten, und wagte selten
Namen den Nachstellungen der großen und einflußreichen
Presse preiszugeben, welche, mit der „Weihe der Kraft“ aus-
gerüstet (der polizeilichen zumal), dem ganzen cultivirten Eu-
ropa Lob- und Dankopfer für Luthers Reformation diktirte,
die alte Kirche mit Insulten überschüttete. Selbst die
öffentlichen Organe der Napoleonisten rechtfertigten die häufige
Angriffe katholischer Schriften mit der Verfolgungssucht
der Partei. Diese fühlte sich des Triumphes sicher; der
Glaube des Volkes diene ihr nur mehr zum Popanz
gegen Anfeindungen von liberaler Seite — ein Kunstgriff,

der auch wieder practicirt wurde, als in jenem Etr Versuch mißlang, die bayerische Justiz gegen die aufgelegten Gegner in's Feld zu führen. Der Bannfluch des deutschen Liberalismus wurde jetzt gegen sie herabgelassen und das geschah, hiez wie auch nachher immer, am besten dadurch, daß man den politischen Handel zur Hauptsache stempelte *), das bloße protestantische Bekenntniß

*) Als im J. 1815 die „Allemanuia“ mit den Vorkämpfern der preussischen Hegemonie, die zur Zeit an Sachsen den Starkmuth erprobten, in geriech, entstand bald wieder Höllelärm über die religiöse Antipathie zwischen Katholiken. Religiöse Antipathie — war allerdings wieder in gerathen, aber nicht von Seite der — Katholiken. Ein Mitglied der „Allemanuia“, Katholik, aber von der kühnsten Sorte, mit Recht: „Die Ausfälle gegen den Protestantismus waren weit solche gewesen, durch frühere und heftigere auf den Katholismus, oder durch lächerliche Prahlereien einiger Protestanten vorirt.“ War es ja doch gerade damals, daß Herr Martini die freie Stadt Frankfurt ausganke, weil sie die Katholiken gleich den — Juden behandle; daß der pseudonyme Werner den Katholicismus „ein System von ungezügelterm Aberglauben, willkürlicher Frömmerei, von immerwährender Furcht und Wuth“ u. s. w. nannte, und ihm nicht nur die Vertilgung aller Tugend und Wissenschaft, sondern selbst Euchen und Fungen schrieb; daß der gleichgesinnte Verfasser des „Schneiders“ (1814) erklärte: „das Princip des Protestantismus ist nicht sondern Erregung des Geistes, das Princip des Katholicismus mysteriöse Faulheit“; daß ein lutherischer Predikant den Kurfürsten von Sachsen der Intoleranz anlagte, weil er nur Katholiken Hoflöhne aufstelle; daß ein anderer seine Kirche als die „allein machende“ ansah; daß der Verfasser der im Jahre 1815 in Leipzig erschienenen und allenthalben als ein neues Weltlicht gepriesenen Schrift: „Die neue Kirche oder Verstand und Glauben im Bunde“ die Protestanten aufforderte, ihre so lange, brauchten Waffen einmal wieder zu ergreifen und in offenen Kampf gegen den Katholicismus zu treten, ihr Verlangen im „Göttinger Jahrbuchern“ aber dazu bemerkte: „B

enden Gelehrten“ als den Grund des lauten und allgemeinen Hasses angab, den nur „ihre Intoleranz, ihr Unerschrockenheit, ihre Rabalensucht“ entzündet hatte, so diese „letzte Fackelung des intokanten Papismus gegen Protestantismus“ schrie, über die „Streiter der schwarzen Fahne“ und ihr Beginnen, gegen den Geist und die Gewissen des Auslandes „eine chinesische oder Teufelsmauer“ zu bauen, über diese Leute, „die immer im Finstern schleichend“ — eine Phrase, die sich durch die Fürsorge des erin- nungreichen Herrn Thiersch bis auf diese Stunde ver- breitet hat.

Das waren freilich lauter bewusste Lügen! Zu allererst war dies nicht gerade ein protestantisches Organ, der „Er- ster „Kameralcorrespondent“, gewesen, der das Gebahren der napoleonischen Gelehrten im Süden angegriffen hatte; es waren der napoleonisch-revolutionäre, jakobinisch-re- publicanische „Morgenbote“ und die nur etwas verschämtere „deutsche Literatur-Zeitung“, nie aber eine streng katho- lische Zeitschrift. Gegen die Verdrängung des Handels zur Re- chenschaft protestirten in München selbst zwei höchst aufge- klarte Blattschriften: „Welche Ausländer hassen wir Bayern, warum?“ und: „Schreiben aus der Hauptstadt an einen Münchener u.“ Jene berief sich auf ein von dem Hof- rath der Königin selbst zu erlangendes „Attestat“ und auf die Zeugnisse jedes einzelnen „Lutheraners“ in der Stadt, ob dieser seines Bekenntnisses in München der Religion we- chelt oder nicht? Diese bemerkte: „Der aufgeklärte Theil der Bevölkerung sowohl, als der minder aufgeklärte, beküm- mern sich schon seit mehreren Jahren nur um den inneren

werthe Worte! Wird dieser Streit nicht bald geistig zu reinere- n Entscheidungen fortgeführt, so wird er die Gänze wieder in Bewe- gung setzen.“ u. s. w. — Man kann sich dabei mit Mühe der Or- dnung an gewisse Vorgänge in unsern Tagen enthalten!

Werth eines Individui und nicht um die Form, in welcher es das höchste Wesen verehrt; und diese Tendenz würde viel allgemeiner werden, wenn — die Katholiken auf der Seite der Protestanten eine ähnliche Duldung erwarten hätten.“ Aber was half dies Alles? Die Synode in München schickte nur ihre Schriften über die Gefahr einer „neuen Ketzerverfolgung“ für die „protestantische Religion in Bayern“ an alle protestantischen Gemeinden des Königreichs, und nur ihre Berichte kamen in die Journale, welche damals ganz allein die „öffentliche Meinung“ machten.

Noch vor den napoleonischen „Patrioten“ hatte sich gegen die angemessene geistige Diktatur der Fremden in München eine Parteibildung erhoben, welche man nicht gerade als katholische bezeichnen kann, obwohl nicht zu läugnen daß sie die verlorene geistige Einheit in der Richtung suchte in welcher allein sie zu finden gewesen wäre. Ich sage in der Richtung! denn es war nicht die alte geistige Einheit selbst, in ihrem ewig feststehenden Wesen, sondern nur aus grauer Zeit in die vernünftelnde Philisterhaftigkeit der Aufklärungsperiode herüber leuchtender Widerschein in Kunst und Poesie, was sie anzog — die „neuen Romantiker“ ihre Schule, welche ich meine, und welche damals als neue Erscheinung in Deutschland austraten. Freilich darf nicht fehlen, daß inniges Verständniß und wahre Begierde für christliche Poesie und christliche Kunst des Mittelalters endlich auf das Wesen der alten geistigen Einheit führen muß. So kam es, daß Novalis, der Erste unter den „neuen Romantikern“, von kirchlichem Geiste durchdrungen, Friedrich von Schlegel, neben Tiede Hauptvertreter der Romantik, Zacharias Werner, Wilhelm von Schlegel, Adam Müller u. s. w. wirklich katholisch, Andere, auch geistreiche und liebenswürdig-ernste Alchim von Arnim

thätig, der Hinneigung zum Katholicismus verdächtig
 waren. Lutheraner, Calvinisten und Juden liefen in Schaar-
 dem Panier der „neuen Romantiker“ nach; aber es war
 den Meisten bloß aus rein poetischem Bedürfnisse, bei
 Wenigsten der tief gefühlte sittliche Ernst jener Edeln.
 ächten oder katholischen Geist der Poesie und Kunst
 Jahrhunderte lang das Buchstabenregiment des Prote-
 stantismus ferngehalten, und als endlich der Freigeist die
 alte Symbol-Orthodoxie glücklich ladirte hatte, da riß mit
 der unbeschränkten Herrschaft des „gesunden Menschenverstan-
 des“ der Nikolai'schen „deutschen Bibliothek“ eine Platitude,
 Gleichheit, Herz- und Geistlosigkeit in allem Leben ein,
 eine ausssprechliche Langeweile voll verschmachtender Dürre
 farbloser Leere, daß auch die wunderlichste Reaktion zu
 welchem Positiven, zu irgend einem Stück von mehr
 menschlichem Gesichtskreise, Beifall finden mußte.
 Es ist sonst unerklärlich, daß man selbst den kühnen Griff
 der reichen Mannigfaltigkeit jener großen Zeit gutgeheißen
 welche, durch die „Reformation“ abgeschnitten, und fol-
 gend durch Schule und Leben beseitigt, kaum mehr in der
 Erinnerung des coäven Geschlechtes existirte. Das Publikum
 sah den entdeckten Schatz als eine Art christlicher Mythologie
 an; daß man damit, im Mittelpunkte des Pro-
 testantismus selbst, voll unbewußter Scham und Reue den ka-
 tholischen Geist aus dem Exil hole, und die „neue Roman-
 tik“ den unausbleiblichen Sieg des ewig jungen Katholicis-
 mus verkünde, das sahen sehr Wenige ein. „Die Poesie der
 deutschen Protestanten“ — so äußert sich einer aus den pro-
 testantischen Jüngern der Romantiker selbst — „ging beim
 Katholicismus betteln; als ob sie vor dem nüchternen Tode
 hätten, krallten sich mit convulsivischer Begeisterung unsere
 Dichter an die katholische Kirche fest.“ *) — Ich bin weit

*) Ich möchte Dich hierbei aufmerksam machen auf ein über das Ni-
 kolai gewöhnlicher Merkwürdigkeit erhabenes Werk: „Glaubens-

entfernt, der „neuen Romantik“ zu viel Bedeutung beizulegen; aber ein unabwiesliches Anathem über die unergründliche Erbärmlichkeit jener „norddeutschen und protestantischen“ — Bildung, welche damals den Ton angab und jetzt noch nachwirkt, sprach sie aus.

Ich habe schon in meinem letzten Briefe bemerkt, daß damals nicht alle protestantischen und aus der Fremde berufenen Gelehrten in Bayern sich unter das Commando der Münchener-Schuppe beugten; einige derselben vertrugen sich auf das Beste mit den eingebornen Katholiken, und auch die napoleonischen „Patrioten“ hatten gegen sie nichts einzuwenden; sie wurden weder geheimer Verbindungen und der Freimaurerei, noch des religiösen und politischen Propaganda-Machens überhaupt beschuldigt. Dagegen unterlagen sie dem bittersten Haffe der „protestantischen und norddeutschen Gelehrten“ in der Residenzstadt, welche das große Wort an der akademischen Central-Erleuchtungs-Anstalt führten. Sie gehörten eben jener „neu romantischen“ Richtung an, deren Hauptstich in Bayern Landshut war. Dort bildete sich allmählig ein Kreis jüngerer Männer um Sailer, dessen Schutz ja selbst Feuerbach genoß. Diesem Kreise gehörten auch Savigny, der den Herren an der Münchener Akademie bald genug zu katholischen schlen, und andere Fremden an. In jener frühern Zeit, als der nachherige Abgeordnete Dr. Karl von Kottmanner gegen die Schmähungen der akademischen Eröffnungsrede direkt auf das Mittelalter und indirekt auf Bayern sich erhob, war es besonders der treffliche Aist, welcher in seinen historisch-philosophischen Schriften die her

„Lehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Geistes“ (München bei Regensburg 1852); des Freiherrn von Eichendorff und durchaus lehrreiches Buch: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnisse zum Christenthum“ (Berg 1852) bedarf keiner Empfehlung.

Die Entfaltung geistigen und moralischen Reichthums im Mittelalter behauptete. Feuerbach hatte vor ein paar Jahren Land Dreyer von Jena her nach Landshut gezogen; er war jetzt schon Akademiker und in München; nicht der landshutische Vertreter der „romantisch-katholischen“, in das Mittelalter zurückgreifenden Richtung, sondern der „Sonetten-Schlegel“, Feuerbach schon im Jahr 1802, zugleich unter den ehrenrührigsten Jünglingen der „Idealisten“ Schelling, als einen „Dichter und Sentimentalphilosophen“ bezeichnet hatte, der die „Wiederherstellung der wahren Poesie mit dem Schwerte des Fanatismus predige“. Ihm konnte damals in Bayern statt solches Sentiments nur der Hohn der sipperschaftlichen Organe zu Theil kommen. Es war mehr als Eine Versündigung, welche Aist im Inneren 1808 durch eine Journal-Polemik voll niederknienheit im „Morgenblatte“, im „Jason“, in der „Göttinger divina“ u. s. w. zu büßen hatte. Rottmanner's hatte ihn gelobt; er wagte es, über Geschichte zu schreiben, er war dem gepriesenen Geschichts-Compendium nicht ungetreu ergeben, das Dreyer aus andern Werken oft entlehnt, aber im reinsten Geiste der propagandistischen Clique, verunstaltet hatte, und das Jahrzehnte lang in den bayerischen Schulen eingeführt blieb. Kurz — er gehörte zu den „katholischen Romantikern“ und zu dem „allerneuesten Antreiben der Zeit“, den „gesetzten Bayern“ den „ganzen bayerischen poetisch-ästhetisch-philosophisch-katholisch-romantischen (und un deutschen) Wirrwarr“ einzutrichtern — zu dem „Schwarm junger Kräftlinge“ („wozu ein paar Männer, Schlegel, Tieck u. A., sich herabließen“), welche nicht nur die „edelsten Anbauer deutschen Geistes“ (einen Bock und Consorten), sondern auch die alten Klassiker verkleinerten, Alles für den „dummen von Hierarchen und Damen abhängigen Rittergeist“ — zu den Fantasten, welche „schamlos“ genug waren, eine Zeit voll „romantischer Wildheit“,

wie das Mittelalter, anzurühmen, welche offen herauslag! „Wir wollen uns lieber dahin wenden, wo wenigstens Thätigkeit und Lebensmuth sich regte“ (d. h. zum „Mittelalter!“, „als euern Vorurtheilismus für Deutschlands eintseitige Kultur für absolute Gebildetheit halten“ — ja! welche verkündigten: es müsse „ein bräutlicher höherer Geist“ seyn, durch den „wieder Ein Deutschland, Ein Europa“ werde.

Offenbar war die Propaganda der Central-Erleuchtung-Anstalt in München gefährdet! Man denke sich ihre Zuneigung und den Zorn ihrer correspondirenden Miethlinge, unter denen der junge Sachse „mit dem Dolch im Rücken“ nicht zu verkennen ist — über Alst, den verrätherischen Ueberläufer und die ganze Partei. Vor Allen und für Alle raste Heidegger aus der rationalistisch-protestantisch-antischolastisch-herametrisch-platte Vergötterer des Alltagslebens und Träger der „alten Schwächlinge“, Boß, dessen Poesien heute Toleranz und Humanität, morgen von den bittersten niedrigsten Schmähungen des katholischen Glaubens floßen. Er stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit Akademie-Präsidenten Jakob; bei seiner unübertrefflichen Urphilisterei und der hochmüthigen Händelsucht, die immer und überall die eigene welthistorische Person angeglaubt *), war es Kinderspiel, den alten Versifer voran-

*) Görres, der das interessante Exemplar modern-protestantischer Verzopftheit zu Heidelberg in nächster Nähe betrachten zu schildert ihn: „Er hatte neben seinem klassischen Pipsse auch die Jesuitensucht, damals noch ein seltenes Uebel, das aber zu eine europäische Influenza geworden, und beide Uebel hatten ihm den Charakter atrabillärer Reizung. In der Kürze war fixe Idee, die in ihrer Komplikation als Krankheitsstoff in Uebeln unterlag: wie vor Luther in der neuen Zeit nicht Finsterniß, Überwitz und Pfaffenfrucht gewesen, so in der Zeit vor dem Homer nichts als Dünkel, Barbarei, Aberglaube.“

nem Streit zu hegen, durch den er die gefährdete pastorische Schale und Pantoffel-Boese der höchstheiligen Mühschweireiten zu müssen glaubte. — Aber wer sich nicht einschüchtern ließ, das waren die „Romantisch-Katholischen“ in Landsbut; man mußte endlich wieder zur hohen Polizei und bekamen andern sippchaftlichen Mitteln die Insucht nach dem Leben noch im Oktober 1808 wagten die „jungen Kräfte“ sogar, eine Wochenschrift: „Jugendblätter“ anzukündigen, welche die „Vaterlandsliebe und das Nationalitätsgefühl“ in der „annoch kräftigen Jugend“ mit „vollgötter Weihe“ beleben sollte. Solches sei jetzt — äußert das Programm — fast notwendig, „da im Gebiete der Wissenschaft gerade jene Menschen noch herrschen wollten, die durch eine mäßige Gleichsamkeit ohne Geist, durch eine kluge Erziehung ohne Religion, durch eine Bildung ohne wahres göttlich gewirktes Leben schon veraltet und ohnmächtig geworden, ohne Jugend, ohne Begeisterung, ohne Enthusiasmus, ohne innere Wärme und Inbrunst, sondern kalt wie der Tod, lieber in Ruhe Ruße thun und sterben sollten, statt ihre innere Fruchtbareit durch eine unseelige Geschäftigkeit pfeifflig zu verbreiten.“

Das war freilich deutlich gesprochen, und die eigenthümliche Bewegung in Landsbut um so bedenklicher, als sie unter den Studirenden selbst bereits ansteckend zu wirken schien. Es bildete sich ein Kreis von solchen jungen Männern, die mit dem feurigen Ernst und der zähen Kraft, welche ihrer Nation innewohnt, voll von dem tiefen sehnächtigen Gefühl, daß ihnen der edlere Theil im Daseyn ihres Volkes durch trübsalige Tropfen gestohlen worden sei — von der buchstabensuchenden, modern-protestantisch-freigeistigen Schulmeisterei ohne East und Mark jubelnd sich emancipirten, und dem künftigen Geiste voll der kräftigen Schönheit des christlichen Mittelalters in die Arme stürzten. Es ließ sich nicht hindern, daß sie von dem gefundenen Schatz, in Ber-

sen und in Prosa, unter wenig schmeichelhaften Rückblicken auf den falschen Trödel erzählten, den man ihnen von Staatswegen aufbezingen wollte. Den 4. April 1809 wendeten sie sich mit ihren „Blüthenkelmen“ an Görres, dessen Geist sie schon früh als Vorbild ihres Strebens mit Muth und Kraft entzündet habe, dem Höhern zu leben.“ Sie erklärten dabei dem Verehrten: „Der Geist, der nun in Deutschland durch höhere Bildung und durch die Anklänge der edlen Dichtung wieder zu erwachen anfängt, ist mit der noch bestehenden Schlechtigkeit in einem Gegensatze, der nicht länger als solcher sich halten kann: die großen Männer der deutschen Nation haben lange genug ausgeharrt, sie haben lange genug dem gemeinen Haufen unserer Gelehrten ihr edles Selbst zum Spiele niederer Lüste hingeben müssen. Die Jugend, in der diese Geister den höhern Sinn für Wahrheit und Liebe entzündeten, würde gleiches Loos haben, wenn nicht gleiche Kraft in ihr sich erschließen müßte, mit Leben und Muth für die Würde der edeln Sache zu kämpfen. Wenn je eine Jugend vorzüglich dazu aufgefordert ist, so ist es die unseres Vaterlandes, in dem sich eine neue Staatshalterschaft der ärmlichen Gelehrsamkeit gründen will; durch sie ist Enthusiasmus und alles Herrliche und Schöne bedroht. Mag der einmal durch die edlen Geister entflammte Sinn für die politische Seite und die bestehende Verfassung einen Einfluß haben, welchen er will, uns ist es genug, daß in ihm der Keim des schönern würdigern Lebens und der bessern Zukunft liegt. Daß im Leben zu begründen, was vor dem Geiste liegt, muß der Drang und der kühne Trieb in der deutschen Jugend seyn.“ — Dazu brachte es nun freilich die Romantik nicht; bedeutungslos für das Leben im Großen und Ganzen blieb sie im Kreise des bloßen Kunstschönen beschloßen. Ihre Freunde in Landshut fühlten auch wohl, daß der Kampf gegen eine finstere Macht geht, die bereits eine ganze Welt erobert und verderbt hatte; die

ichen der Zeit sind außerordentlich — Erdbeben, Pestilenz
 „allgemeinen Religionstriege erwarten wir“ — so hatten
 schon den 22. August 1808 an Görres geschrieben, ge-
 r damals, als das Erscheinen einiger von ihren poetischen
 kunkten in der „Einfiedler-Zeitung“ (Achim von Arn-
 s's „Tröst-Einsamkeit“) sie mit stolzer Freude erfüllte *).
 usgeschlossen waren wir vorhin, wenn sich in unserm Deutsch-
 „nicht neues Leben entzündeten würde, nach Amerika
 wandern, wo die Flamme der Religion und des jungen
 ems mächtig emporlodert“ — fügten sie bei. Bald darauf
 n die projektirten „Jugendblätter“ vor dem Nachtgebot
 akademisch dirigirten — Polizei!

Der Erhebung der „Romantisch-Katholischen“ in Lands-
 gegen den propagandistischen Despotismus der protestan-
 ten Norddeutschen in München hatten die napoleonisch-
 unpolitisch-liberal-kirchenfeindlichen „Patrioten“ mit Wohl-

*) In jenen Gedichten gehört unter Anderm die „Herausforderung“:

„Da warum, warum verachtest du mich
 Du kalte Brut, du der anderen Zone;
 Heraus du kalte, heraus will ich dich
 Auf den Sand hier des bayerischen Bodens! — —
 Und also schlage ich Jeden in Staub,
 Der Bayerns Söhne nicht ehrt!“

Ihr Verfasser ist Rep. Ringsels. Er und sein Bruder Se-
 bastian haben auch neben Dr. Karl von Kottmanner, ge-
 folgt von je acht Rittern ihrer Tafelrunde, die angeführten Briefe
 an Görres unterzeichnet. Ringsels hat die edle Begeisterung für
 das Wahre, Gute und Schöne aus jenen traurigen Tagen bis auf
 diese Stunde getreu bewahrt; heute noch richten sich die Alten und
 die Jüngern an seiner ritterlichen Geradheit auf, wie damals.
 Aber auch die „kalte Brut“ ist dieselbe geblieben; aus feigem Ver-
 stehet hinter der Gewalt fällt sie Ehrenmänner, und läßt hohnla-
 send sich „herausfordern“ — „auf den Sand hier des bayerischen
 Bodens!“

gefallen angesehen; so drückend fühlten sie jenen Despotismus, daß sie nicht einmal eifersüchtig wurden auf den „dritten höheren Geist“ der Landshuter, durch den nun „wieder Ein Deutschland, Ein Europa“ werden solle. Kaum waren aber die „Romantiker“ geschweigt, so schlugen die napoleonischen „Patrioten“ selbst los; Angst und Bangigkeit vor dem losbrechenden Donnerwetter hatte die Schuldberuften ohnehin schon lange gequält.

Die Partei der napoleonischen „Patrioten“ ist wohl zu unterscheiden von den gewöhnlichen Revolutionärs, welche wie in andern Ländern, so auch in Bayern, den Franzosen zuzubellen, als diese bei einem zweimaligen Einbruche ihre freibeuterische Fertigkeit bethätigten, wie überall. Der Geist der neuen Regierung selbst begünstigte ein üppiges Wachsthum letzterer Sorte; in München bestand davon ein eigener geheimer Klub, der seit dem Einmarsch der Franzosen sich so gerirte, daß selbst der französische Commandant an diesen „großen Schuften“ Aergerniß nahm. Fälschlich verdächtigte man auch das Haupt jener napoleonisch-kosmopolitischen „Patrioten“, den Freiherrn Christoph von Arétin, der Betheiligung an der famosen Petition, welche im Jahre 1800 von General Moreau republikanische Staatsform für Bayern forderte; aber ebenso fälschlich stellte man ihn, wo es zweckdienlich schien, als „Obscuranten“ hin, welcher Ausdruck damals, wie jetzt „ultramontan“, „nur erfunden war, um ruhige Männer von der Aeußerung ihrer Meinung abzuschrecken und ihnen wo möglich das öffentliche Vertrauen zu benehmen.“ Entschledener und durchaus rücksichtsloser Verfechter der „Vollrechte“ und des liberalen Constitutionalismus, verdiente er vielmehr in religiöser Hinsicht wirklich fast den Vorwurf des „Illuminatismus und Jakobinismus“, wie er denn auch zu Lippert's Zeiten als Illuminat verfolgt worden war. Ueberhaupt zeichneten sich die deutsch-napoleonischen Kosmopoliten durch unverholenen Haß gegen alles positive Kirchenthum

h mehr aus, als das System selbst bedingte, wenn sie gelegentlich den politisch anspruchlosen Katholicismus an den politischen Protestantismus in Schutz nahmen. Die ganze der Partei in Bayern: die „Oberdeutsche Literaturzeitung“, auf illuminatischem Boden erwachsen, und der „Vorgänger“ mit seinem „Europäismus“, „in der politischen Schule Kaiser Joseph's erzogen“ — kämpften mit gleichem Eifer gegen die „Fesseln der Gewohnheit, der Despotie und des Aberglaubens“, gegen die „Existenz einzelner Religionsformen“ gegen die „Priester, als die gefährlichsten Feinde der Völkervereinigung“, für die „Wiederherstellung der Grundsätze des Urchristenthums, welche durch die französische Revolution eingeleitet und von Napoleon fest begründet sei“ — wie gegen Österreich „sammt seinem Barbarismus“, gegen das „neue Evangelium, das Erzherzog Karl so herabbrechend in seinen Predigten gepredigt habe“, und für alle Schöpfungen des „rheinischen Bundes“, zumal für den „rheinischen Bund;“ wie gegen jeden „Fanatismus und falsche Religionsbegriffe“, so besonders gegen das Trachten der „Gelehrten des nördlichen Deutschlands, die Nationen durch geheime Verbindungen, z. B. den Tugendverein, oder durch andere Triebfedern, anders durch die der neuesten Politik entgegengesetzte Deutschland zu empören“ — ein Trachten, das mit den schon seit langer Zeit auch in Bayern angestellten Versuchen zusammenhängt, durch zahlreiche Flugschriften die öffentliche Meinung zu bearbeiten und „an die Idee einer Diktatur Preußens zu gewöhnen.“

Ich besorge fast, mit meiner, aus allerlei Quellschriften *) zusammengetragenen Schilderung der damaligen Parteistellung

*) S. Oberdeutsche Literaturzeitung 30. März 1810, 17. Okt. 1809, 27. Apr. 1809; — Balermann's Gastmahl (Allemanica. 1815. IV.) 138, 168 ff.; — Dellin's Schrift: die Akademie und ihre Gegner. S. 10 ff.; — Zschokke's Miscellen für die neueste Welt:

zu großem Aufse gelangte, wenn sie nur eine allgemeine
Anschauung, wie sonst nirgends geschehen, wiederholt
Pläne Napoleons und seiner Gegner, besonders in
land und Oesterreich." Zu München im Juli 1809
und von der Partei für eine „längst gefühltes Bedürfniß“
digende „Staatschrift“ erklärt, ging sie in verschied
lagen, Nachdrucken und Uebersetzungen in alte
Sprachen, von Andern noch mit Zusätzen versehen,
halb Europa. Ihre Grundgedanken sind: Napoleon,
fules der Revolution, hat diese auf ihr ursprüngliche
cip zurückgeführt, sie zur Segnung für alle Völker
was Frankreich zu seinem großen Schaden durch die
tion von Unten erlangen mußte, wahrhaft populäre S
das erlangen nun die übrigen Völker dadurch, da
gierungen ihre unblutige Revolution von Oben her
eine Verbesserung der Staatsverfassung und Verwa
diesem Wege leitet Napoleon für ganz Europa
Bereinigung des Rechts mit der Gewalt im —

Num. 14. März 1810; — Aft's Zeitschrift für Wiss
Kunst. 1808. II. 1. S. 149 ff.; vgl. Rottmanners

er noch viel mehr als bloß Gesetzgeber und Staaten-
ber; er ist von der Vorsehung berufen, „für die drei In-
Welten des Menschen: Moral, Politik und — Religion
der veralteten Formen neue zu erschaffen“; sein Ziel
besserung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes und
gt das Interesse der ganzen Menschheit; ist es einmal
ganzen Erdboden realisirt, dann ist der Krieg mit
otiven von der Erde verbannt, der ewige Friede un-
lich fest gegründet; das „Völkerrecht“, voll Wider-
ischen Moral und Politik, wird dem „Weltbürger-
tichen, wie es der größte Weltweise, Kant, theore-
stellt, Napoleon praktisch durchführt; der Weltherr-
Napoleon's sich widersetzen wollen, ist Wahnsinn,
it oder Uebelwollen; die einzelnen Vorwürfe, z. B.
oleon alle Länder ausplündere, sind höchst unverständ-
che Spoliationen liegen ja „im Plane und in der
s der Natur“, „ohne die Zusammenhäufung einer
geistiger und körperlicher Kräfte Europa's nach Frank-
a, würde man jetzt vergebens einem energischen Auf-
ge der Menschheit entgegensehen.“ Wahrscheinlich des-
achten die „politischen Miscellen für und über Süd-

tischen Gegnern der Napoleonisten aber kam die Sache etwa lächerlich vor; sie mußten wissen, wer den Teufel genug an die Wand gemahlt, bis er endlich in rerum erschien, und fürchteten ihn. Wußten sie es nicht selbst sagte man es ihnen in's Gesicht. Was das heißen solle bejammerten die deutsche Nationalität! Aber aller und in den schönern Perioden der Literatur Deutschlands — die waren ja gerade der Ruhm und Preis des protestantischen Nordens! — herrschende Geist sei nicht Rationalismus, denn Kosmopolitismus gewesen; von Deutschland und Bildung sei zuerst die hohe Idee ausgegangen, und hier habe sie eifriger verbreitet, als die bewundertsten deutschen Schriftsteller; die französische Revolution habe die Grundschauung nur von ihnen entlehnt; „so wie der einzelne Mensch nur durch den Opfertod der Individualität zur Einfahrt des Geistes gelange, so auch die Nationen“ — da ja ausgemacht; und darum „liegt in Napoleons System Deutscherheit, d. h. Kosmopolitismus, denn es hat das Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis.“ man wolle — das sehe man jetzt nur zu klar! — über nicht Deutscherheit, sondern Norddeutscherheit, eigentlich — russismus und Anglicismus!

Was war an diesen Vorwürfen, das die Angegriffenen hätten widerlegen können? Nichts! Sie wollten aber nichts, als ihren — „deutschen Sinn“ fest verläugnen! Und ihn, wie immer gestaltet er war, offen zu bekennen, war Zeit ja gefährlich; nicht umsonst warnte Jacobi selbst 25. Jänner 1810 und wiederholt den Buchhändler Neumann in Hamburg: „der französische Kaiser scheine den Gelehrten die nicht bloße Mathematiker und Physiker seien, zu mißtrauen vorzüglich aber den deutschen und Protestanten.“ weiß, wie Preußen selbst seit dem Ausbruche der französischen Revolution sich gehalten; es war da wahrlich kein Grund zum Vorwurfe gegen die napoleonisirende bayerische Regierung die Tage von Erfurt fielen nicht unversehens vom Him-

so weniger war es den „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ in Bayern zu verargen, wenn sie jetzt auch klageten. Als freilich nachher der Löwe an's Berenden ging es bei ihnen und bei Preußen anders! Border- aber erklärten sie öffentlich mit allem Eifer: sie seien solche — „Bösewichter“, die Napoleon zuwider zu gedächten — oder wie den 3. März 1810 in Zschok- in „Miscellen“: „Wer arbeitet gegen Napoleons große weise Entwürfe, wenn nicht diejenigen, welche die Hyder Religionshasses (die bereits erwähnte Verdrehung Sachverhaltes!) wieder von der Kette losreißen wollen, die sein kräftiger Arm das Ungeheuer band?“ — oder in München vor Gericht: damit daß Aretin „den falschen Beweis der Conspiration gegen den Kaiser Napoleon“ auf geladen, habe er sich einer „Injurie des höchsten Grades“ schuldig gemacht, sie des Hochverraths und Majestätsverbre- schuldig.

Da Strellt über die „zwei Deutschheiten“, eigentlich über „norddeutsches“ Gebahren gegen „süddeutsches“ Wesen, hatte eingeborne Protestanten, „romantisch Katholische“ und napoleonische „Patrioten“ einträchtig gegen die „Fremden vom Norden“ im Felde gesehen. Herr Thiersch hatte die Geographie zu Hülfe genommen, um den „Mönchsgeist“ zu vertilgen, daß er jenes sonst gar nicht existirende „Ungethüm“ in den beiden Deutschheiten aus der Hölle geholt, „um die Nation durch erdichteten Haß und Verachtung zu spalten.“ Wir haben jedoch bereits gesehen, daß man sonst und besonders in Vertrauen anders redete, auch den einzig wahren Grund der Verschiedenheit nord- und süddeutschen Wesens, der freilich geographischer war, nur zu wohl kannte. Raum ist z. B. der von Gotha „berufene“ Jakob in München gekommen, so schrieb er auch schon (den 5. März 1808) an Halle: „Hier kam ich in eine fremde Welt; der Unterschied des katholischen und protestantischen Deutschlands ist

welt größer, als man in der Ferne zu glauben geneigt. Ich habe auch bereits gezeigt, daß schon in diesem Stadium des Streites die religiöse und politische Antagonie zu den Eingebornen und dem Kerne der berufenen „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ zur Sprache kam. Aber klärten sich die Stellungen durch die genannte Aretin's; es standen von nun an bloß die Letzteren, politisch-preussisch-hegemonischer Strebungen beschuldigt, und napoleonisch-kosmopolitischen „Patrioten“ einander gegen

XXVIII.

Zeitläufe, Erinnerungen und Aphorismen

Den 10. August 1851

Wer sich ex professo mit den Ereignissen der jüngsten Jahre beschäftigt, wird oft schon die Bemerkung machen, daß die Quellen der Geschichte der Revolution von 1848 immer spärlicher und spärlicher fließen, und theils schon nahe daran sind, völlig zu versiegen. Diese Erscheinung ist theils eine ganz natürliche und im notwendigen Laufe der irdischen Dinge begründete, theils gewiß auch aus der Absicht und dem berechneten Willen einer Partei hervor. Da Niemand gerne von seiner eigenen Schande spricht, und am wenigsten geneigt ist, der darüber ausführliche Berichte zu erstatten, so ist es begreiflich, daß nach dem über allen Ausdruck schimpflichen Ueberliegen der politischen Bewegung von 1848 die geschichtliche revolutionäre Partei sich in ein tiefes Stillschweigen

Leider sind die Sieger (und man muß hinzusetzen: wie immer) zu faul und zu sorglos, auf diese Lücke in der Geschichtsschreibung zu ergänzen. Daneben waltet aber auch eine Berechnung ob. Nach spätestens zehn Jahren wird es sich zeigen, wie dann dieselbe Partei ihr heutiges Schweigen ausdeuten verstehen wird. Dann wird die Allgemeine Zeitung (wenn dieses Organ der Geschichtsverbreitung dann noch existirt), mit der unschuldigsten Kieme von der Welt, ihr Verdict an den Tag legen, wie hoch die bösen Ultramontanen und Fürstenknechte jene unschuldige Bewegung, jenen weltlichen Aufschwung der deutschen Nation, die in Frankfurt lagte, als Revolution verdächtigt und verläumdete habe! Werthet wir uns dessen versehen, wird diese Species der Presse, die als Fehlerin hinter allen politischen Verbrechen hergeht, um die Gefallenen in Sicherheit zu bringen und den Rückzug zu decken, die geschichtliche Wahrheit verwischt und verwischen, die die Revolution compromittirenden Thatsachen glücklich bis auf die letzte Spur aufgefogen, den Spieß umgedreht, und die Männer der Ordnung und des Rechts zu den allein und wahrhaft Schuldigen umgestempelt haben. Jedo nothwendiger ist es, den Mittheilungen eben dieser Blätter für die Sache der Umwälzung, welche in ihrer unüberlegten Siegesfreude mehr ausschwaften, als dem Interesse der Revolution frommt, doppelte Aufmerksamkeit zuzuwenden, ihre wenig bedachten, frühreifen Aeußerungen zu vergleichen, und jene Folgerungen daraus abzuleiten, welche die Träger der Autorität nicht genug beherzigen können.

Eine der Schriften, die vorzugsweise in diese Kategorie gehört und sich unsere Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade in Anspruch zu nehmen eignet, ist die Broschüre des Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, Adolph Bichler, „Aus den März- und Octobertagen 1848.“ Wir gestehen frei, daß wir aus diesen Mittheilungen viel Neues und Interessantes gelernt haben, vielleicht mehr, gewiß aber Ander-

res, als der Verfasser wollte und beabsichtigte: Fasser zunächst dessen Person in's Auge, die uns ein deutliches Bild bei der Revolution mitwirkenden größten Theils österreichischen Jugend bietet. Wir würden sehr irren, ten wir in ihm einen Inbegriff spezifisch-revolutionäre Schlechtigkeit und teuflisch-verrückter Bosheit suchen Gegenstück etwa zu den Schreckensmännern des Wohlfahrtsausschusses von 1793. Im Gegentheil! Häß und feindselige Leidenschaft sind in diesem Gemüthe keineswegs vorherrschend; der revolutionäre Grimm ist keineswegs festgewurzelt. Der Verfasser dieser Bruchstücke macht uns durchweg den Eindruck eines Menschen, der, der rechte Mann über ihn käme, nur zu geneigt wäre gütlich zureden zu lassen. Das Unglück ist, daß wir niemals in genügender Weise belehrend, seine Irrthümer richtigend, seine Verfehrtheiten zurechtstellend auf ihn geworden ist; daher die schwankende, unsichere, charakterlose Haltung; ohne feste, systematisch zusammenhängende Überzeugung, ohne klar durchdachte Grundsätze glaubt der glückliche Jüngling jedesmal dem, der zuletzt gesprochen hat und dennoch hätte die Wiener Revolution ein anderes Gesicht haben sehen gehabt, oder richtiger: sie wäre nicht zu Stande kommen, und hätte nie sich bis zu diesem Punkte entwickelt wären bloß junge Männer, wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre dabei betheiligt gewesen, dessen besseres sich, trotz der grauenvollen Verwirrung des Kopfes, völlig verläugnen kann. Aber ein unglückliches Verhängnis wollte, daß eine Unzahl von Judenhurschen sofort bei ersten Beginne der revolutionären Bewegung dieser sich angeschlossen und dieser Umstand vornehmlich ist es gewesen, welcher die Wiener Revolution, in sofern sie von den Studenten ging, jenen namenlos häßlichen und ekelhaften Charakter aufdrückte, den sie für alle kommenden Zeiten, und so es eine Geschichte gibt, tragen wird. In dem jungen E

Alter, von dem hier die Rede ist, begegnen wir zunächst dem
 Juge, der bei den gebildeten Jünglingen Oesterreichs
 häufig vorkommt, daß er füglich als charakteristisches Merk-
 mal dieser Nationalität betrachtet werden kann. Dieß ist das
 Bedürfnis nach Enthusiasmus, welches mit einer vorherr-
 schenden Thätigkeit der Phantasie und einer Naturanlage zu-
 sammenhängt, die sich in manchen Individuen bis zum poeti-
 schen Talent steigert. Hat die Natur durch diese Begabung
 ein Liebiges gethan, so hat sie aber auch auf der andern
 Seite den also Begünstigten eine Fähigkeit genommen, deren
 Mangel im Leben nur allzu fühlbar wird. Dieß ist der
 Mangel jener angeborenen Logik, die der deutsche Sprachge-
 brauch als gesunden Menschenverstand zu bezeichnen pflegt.
 Auch unser jugendlicher Autor ist der Kunst: Obersatz und
 Untersatz (Major und Minor) in eine Verbindung zu brin-
 gen, aus welcher die Schlussfassung (Conclusio) sich von
 selbst ergibt, schlechthin unfähig. Von einer praktischen An-
 wendung der Logik ist wenigstens in seinen Reden, wie in
 seinem Thun während der Revolutionstage auch nicht die
 geringste Spur zu entdecken. Doch kann auf der andern
 Seite dieser Mangel an natürlicher Logik es erklären helfen,
 wie es möglich ist, daß in einem menschlichen Herzen und
 Beweisen der Sinn für Recht und Unrecht dermaßen unter-
 gehen, die Loyalität des kaiserlichen Unterthans (oder wie der
 heutige Sprachgebrauch will: Staatsangehörigen) in solchem
 Grade erlöschen und jede Spur einer ernsten, wahren, prakti-
 schen Vaterlandsliebe also verschwinden kann, wie wir es
 hier in einem schauerlichen Exempel vor uns sehen. Warum
 hat denn die Bevölkerung Wiens zu dem gräßlichen Noth-
 stand der bewaffneten Empörung gegriffen, welche den Zu-
 stand der Anarchie als eines ihrer nächsten Stadien mit ma-
 thematischer Nothwendigkeit nach sich ziehen mußte? Wo sind
 die Gräuelt der Bedrückung, welche dieses äußerste und letzte
 Mittel der Nothwendigkeit rechtfertigen oder entschuldigen

konnten? Waren überhaupt solche Beschwerden der Regierten gegen die Regierenden vorhanden, daß die helle Verwundlung, welche Alles wagt und selbst den Untergang der Gesellschaft auf sich nimmt, gerechtfertigt oder wenigstens erklärlich erscheint? Ach, nicht doch! wir machten die Revolution nicht, getrieben durch unerträglichen Druck, überhaupt nicht aus Noth, sondern weil uns zu wohl war und aus denselben Gründen: warum jener berühmte Müllergehülse auf dem Glacis ging, wo ihn nach einem unglücklichen Falle der sprüchwörtlich gewordene Weinbruch ereilte. Es war eben Revolution in der Welt; was hätten die Leute von uns gesagt, wenn wir nicht mitgethan hätten? Die Herren Franzosen waren wieder in der äußersten Bewegung, durften wir denn zurückbleiben?

„Seit den letzten Jahrhunderten“, sagt unser Autor, „hat sich der Schwerpunkt europäischer Geschichte so sehr nach Frankreich verrückt, daß man bewußt oder unbewußt gewohnt wurde, von dorthin die Wendung politischer Geschehnisse, oder den Ausgangspunkt neuer Verhältnisse zu erwarten. Nach jener Richtung blickt bei der leisesten Bewegung Alles, sowohl die Diener der Legitimität, als auch die Verfechter der socialen Republik, und was in zahllosen Schattirungen zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte liegt: man weiß ganz wohl, daß die Ereignisse jener Kreise eine ganz andere Wichtigkeit haben,“ als wenn im fernen Pendschab oder China die Völker aufeinander schlagen. Es ist daher leicht zu begreifen, welche fieberhafte Erregung die Nachrichten aus Paris im Februar 1848 zu Wien hervorbringen mußten, wo der Druck des alten Systems zum Unerträglichen gestiegen war. Wie viele Hoffnungen erregte die Flucht Ludwig Philipps! Man wußte, daß die Räuber der Völkerrechte und ihre Schranken jetzt zitterten; ob so, ob so — schlechter konnte es nicht mehr werden, es stand eine neue Ära in Aussicht.“

Es ist nicht leicht möglich, in weniger Worten mehr größere Albernheiten zu sagen. In dieser Menschen Herz hat heute noch keine Ahnung gekommen, daß ihr geheimes Treiben gerade so verständig und gewissenhaft war, als eines Menschen, der mit brennender Cigarre in einem Kabin herumbagert, in welchem 2000 Etr. Pulver verstreut liegen. Was diesem wahnfinnigen Raisonnement zu Grunde liegt, läßt sich ungefähr auf folgenden Satz zurückführen: es ist eben Revolution und da müssen wir Schimpfschrei mitrevolutioniren. An die naturnothwendigen Folgen im Beginnens denkt diese Menschengattung gerade so viel, als der langarmige Affe, der mit unsäglichem Jubel unter Lachen und Springen den Wald, der seine Wohnung ist, nach dessen Früchte ihn nähren, einen Raub der Flammen zu sehen steht. Auch der Wiener verstand in jenen Tagen nicht das einfache und augenscheinliche Interesse; die wilde Lust der Unbeständigkeit ging ihm über die Gewißheit, daß eine Revolution, die den österreichischen Staat in seine Elemente auflöst, das sichere Verderben der Hauptstadt sein müsse; er schloß sich mit der schlimmen Gegenwart und der noch drohenden Zukunft durch den Schaum einiger Redensarten ab, als sie von der Oberfläche der allerordinärsten Tagesliteratur abgeschöpft hatte. „Es ist ein unumstößliches Wort: Revolutionen kann man nicht machen, sie wachsen mit organischer Nothwendigkeit, und haben sie ihre Reise erreicht, so ist ihr Ausbruch eben so wenig durch Polizeimaßregeln zu verhindern, als jener des Besens durch ein aufgespanntes Regennetz. Auch die Motivirung der Wiener Revolution in der oben erwähnten Broschüre sucht ihres Gleichen. „Die Erregung der öffentlichen Meinung steigerte sich noch mehr durch die gleichzeitigen Revolutionen zu München und Anderorts; manche sann darauf, in Wien Aehnliches zu beginnen. Man ertheilte von Adressen, welche die Buchhändler und der niederösterreichische Gewerbeverein an den Kaiser zu richten gedach-

ten; dadurch wurden mehrere Studenten auf eine ähnliche Idee geleitet. Was sie ihren Freunden als einen Einspruch theilten, wurde von diesen und der Menge mit Feuer erfaßt und sollte unmittelbar verwirklicht werden. Jüngere Mediziner und Politechniker setzten sich in's Einvernehmen. Samstag den 11. März versammelten sich um 6 Uhr in einer Kneipe der Alservorstadt heimlich einige Redner zur Berathung des Entwurfes. Ein so kleiner Anfang hatte so großartige welterschütternde Folgen! An jenem Tage hatte ich zur ganzen Sache sehr wenig Vertrauen: die Regierung, welche bisher keine Einsprache gegen die Stimme von Jünglingen achtete, die sie stets als Buben im Schulzimmer behandelte, um jeden Fortschritt der Selbstständigkeit in ihrer Brust auszulöschen? . . . Aber nächste Zukunft sollte diese Regierung hinstellen als ein Popanz, ähnlich dem Traumbilde des Nebukadnezar, welcher mit seinen Füßen aus Lehm auch nicht einmal dem Widerstand eines Sandkornes Widerstand zu leisten vermochte.“

Der Verfasser erzählt nun die Ereignisse des Monats vom 13. März, wo bekanntlich eine Kossuth'sche Rede die Lage des österreichischen Kaiserstaates, welche in der Landhausgasse vom Brunnen herab verlesen, und von der versammelten Menge gar nicht, oder nur mit äußerster Anstrengung verstanden wurde, die Richtung der Bewegung und somit das Schicksal des Tages entschied:

„So wurde es 2 Uhr Nachmittags. Da hieß es einmal, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schloßthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen herbei, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten: Frauen, alte und Greise lagen erschossen in der Herrngasse. „Gott erbarme dich!“ rief Jemand, „jetzt hat die Freiheit die Oberhand, jetzt kann es was werden.“ Ich ging nach Hause und holte meine Pistole.“ (Für die Rebellion mit den Waffen in der Hand zu nehmen, verstand sich in jenen Tagen einfach von selbst.)

Ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte
 ammelt. Wir hörten neuerlings das Krachen von Gewehr-
 n, ein Wuthschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die
 t, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir
 hrend, er faßte mich am Arme und flüsterte mir in's Ohr:
 s es gut sein; wenn es dämmert, kommen die Arbeiter, und
 soll es ernstlich losgehen.“ Wir rüsteten unterdeß nach
 kstelt Waffen. Beim Zirkellicht eilte ich über das Glacis.
 auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen
 ämmerung den Blick von einer Reihe Gewehre: bei den kai-
 n Stellungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten
 soll stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits auf-
 igt, von einem Widerstande des Militärs war hier kaum
 de. Hier soll ein riesengroßer Mehrgerknecht eine Laterne
 ften und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben,
 n eiliche Schüsse an den Mauern der Bastei hinstreckten.
 ng zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Juden-
 an der engsten Stelle der Quergasse lag als Versuch einer
 lade ein Wagen mit Rehricht umgeworfen, unweit davon
 teten Blutspuren die Stelle eines Angriffes. Finster und
 stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eil-
 : Aula. Um 7 Uhr Abends waren alle Räume der Uni-
 : angefüllt. Hier herrschte gewaltige Aufregung; Deputa-
 an Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaff-
 zu erlangen, endlich festgesetzt, man werde, wenn bis halb
 Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stür-
 Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuch-
 rden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit frucht-
 barren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes,
 der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich
 die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen
 ten heran zur Universität, unter den Versammelten trat laut-
 Stille ein; die Studenten!! — drang der Ruf des Volkes
 , Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und
 gen. Ich ging mit einigen vor das Thor. Die Arbeiter
 n schaaarenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Aerte
 andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, ober den

Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung raucher Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, daß dämonische Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Leben. Da trat vor halb 9 Uhr der Rector in die Aula und sagte: „Der Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Beugeharnisch würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Facultäten, welche sie hörten, auf die Hüte gezeichnet; man wollte jetzt in Abtheilungen von 6 Mann, je einen Führer voraus, zum Rathhaus marschiren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, zerfiel sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeß, so groß war das Gedränge! Stand ein Bürgeroffizier mit einigen Jüngen. Er hielt uns auf und fragte: „Meine Herren! wollen Sie zur Vertheidigung der Nation und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen Sie mit uns Bürgern und für uns sein?“ Lauter Zuruf erfolgte, er schied ab. So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren wir aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar Manchen ein wenig erschreckte. Wenn man diese Namen zählte, wie wenig würden es im Verhältniß zur späteren Zeit seyn, wo auch die Muttersöhnchen und die Mädchen, um an den Aufzügen Theil zu nehmen, aus ihren Schutzwinkeln wie das Ungeziefer nach dem Regen hervor krochen. In der Nacht“ (welche, wie derselbe Schriftsteller so eben sagte, die dämonischen Kräfte entfesselte) „ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte, und wenn auf etwas, so bin ich darauf fest, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen der Vorkämpfer stellte.“

„Nach der Einschreibung geleitete man uns ins Rathhaus. Wir erhielten Musketen, welche sich freilich eher zum Einheften als für ein Gesicht eigneten. Dann theilten wir uns in große Schaaren, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus, und zogen wir die Stadt unter gränzenlosem Jubel, uns überall dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wen hat keine größeren je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlicheren sehen. Leider deutete selbst in diesen Stunden, wie fernes Weib leuchten, Manches auf Elemente, die in stets wachsender Gähr-

„jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohen, als der ältere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärthiger junger Mann, dessen Physiognomie von seiner Abstammung verrathen haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wies mit dem Finger auf ein schäbliches Gebäude: „Gefällt es das Haus?“ Die Arbeiter, vermunbert über diese Frage, antworteten: Ja! — „Nun gut, fuhr er fort, es gehört euch, es euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Geht gefüllt euch diese Latrine? Da könnte man die Reichen daran setzen, nicht wahr?“ — Noch verstanden die Arbeiter die Sprache nicht, sie sahen sich kichernd an und ließen den Redner, ohne nur auf ihn zu achten, stehen.“

„Bisher war im Ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch Muth und damit die Möglichkeit, Alles zu erringen durch Thatkraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Beschlüssen berathen wurde, deswegen beschloßen wir, ohne zum Kampf überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich aber: wir beschloßen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines Instinctes, den man wahrhaft einen welt-historisch-großartigen nennen darf.“

Dieser rohe Nachahmungstrieb, das Herz und Gewissen verblüthend, zur Revolution stachelte und mit dem absoluten Löschen jedes natürlichen Rechtsgefühls gepaart war, charakterisirt genugsam die Einwohner Wiens in jenen Tagen; die knabenhafte Eitelkeit der Studirenden reichte diesem Wahnsinn bereitwillig die Hand, und kam ihm zum gemeinsamen Werke auf halbem Wege entgegen. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre schildert die Stimmung der Wiener Bevölkerung am zweiten Revolutionstage folgender Gestalt:

„Das Volk sympathisirte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht, mehr als wir verzehren konnten. Ein biederer Wirth ließ von seinen Knechten ein paar Hühner herbeischleppen: „Trinken's, trinken's, meine Herren, Sie

Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung der Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, dämonische Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Da trat vor halb 9 Uhr der Rector in die Aula und sagt Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Gewürden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Abtheilungen von 6 Mann, je einen Führer voraus, zum Haus marschiren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir einfachen Reihen das Lugeß, so groß war das Gedränge! stand ein Bürgeroffizier mit einigen Bügen. Er hielt uns an und fragte: „Meine Herren! wollen Sie zur Vertheidigung der Stadt und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen Sie mit uns für die Bürger und für uns sein?“ Lauter Zuruf erfolgte, es lautete: Ja! So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren wir aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung auf eine Maßregel, die gar Manchen ein wenig erschreckte. Man sah diese Namen zählen, wie wenig würden es im Verlaufe der späteren Zeit seyn, wo auch die Mutttersöhnchen und die Mädchen, um an den Aufzügen Theil zu nehmen, aus ihren Ecken und Winkeln wie das Ungeziefer nach dem Regen hervor krochen. „Nacht“ (welche, wie derselbe Schriftsteller so eben sagte, durch die dämonischen Kräfte entfesselt) „ist geweiht durch die Weltgeschichte, und wenn auf etwas, so bin ich darauf daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen der Fronte stellte.“

„Nach der Einschreibung geleitete man uns ins Zeughaus. Wir erhielten Musketen, welche sich freilich eher zum Umdrehen als für ein Gesicht eigneten. Dann theilten wir uns in Scharen, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus zogen wir die Stadt unter gränzenlosem Jubel, und über dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wien hat kein Fest je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrliche Fest sehen. Leider deutete selbst in diesen Stunden, wie fernes Licht, Manches auf Elemente, die in stets wachsender

Die jungen Freiheitler eben so gefühllos zu werden drohten, als der
frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Hausen Ar-
beiter, darunter ein härtiger junger Mann, dessen Physiognomie
seine Abstammung verrathen haben würde, wenn ich ihn
nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach.
Er wies mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „Gefällt
euch das Haus?“ Die Arbeiter, verwundert über diese Frage,
antworteten: Ja! — „Nun gut, fuhr er fort, es gehört euch,
wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein.“
Wie gefällt euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran-
hängen, nicht wahr?“ Noch verstanden die Arbeiter die Sprache
nicht, sie sahen sich bestrebt an und ließen den Redner ohne
weiter auf ihn zu achten, stehen.“

„Bisher war im Ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch
Waffen und damit die Möglichkeit, Alles zu erringen durch That-
kraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Be-
rathungen berathen wurde, deswegen beschloßen wir, ohne zum
Angriff überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich
sage: wir beschloßen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden
gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines
Instinktes, den man wahrhaft einen welt-historisch-großartigen
nennen darf.“

Dieser rohe Nachahmungstrieb, das Herz und Gewissen
verläugnend, zur Revolution stachelte und mit dem absoluten
Erlöschen jedes natürlichen Rechtsgefühls gepaart war, Cha-
rakterisirt genugsam die Einwohner Wiens in jenen Tagen;
die knabenhafte Eitelkeit der Studirenden reichte diesem Bahn-
sinn bereitwillig die Hand, und kam ihm zum gemeinsamen
Werke auf halbem Wege entgegen. Der Verfasser der vor-
liegenden Broschüre schildert die Stimmung der Wiener Be-
völkerung am zweiten Revolutionstage folgender Gestalt:

„Das Volk sympathisirte voll Begeisterung überall mit uns.
Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht, mehr als wir verzeh-
ren konnten. Ein dicker Wirth ließ von seinen Knechten ein paar
Bägen herbeischleppen: „Trinken's, trinken's, meine Herren, die

werden durstig sein; Sie habens heiß genug gehabt. Sehens, zu wieder losgeht, hab' ich mich schon auch bewaffnet!" Er klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als „Kuer“ mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmuthigen Vorwill ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tag viel tausend ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu und befestete mir die Busenschleife auf die Brust. Wir waren Ende wie Bänderträger von oben bis unten geschmückt. Uebrig muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz so war. Fern von dem Centrum der Entscheidung mußten wir Stadt und Aula die widersprechendsten Gerüchte hören, wir setzten daher gar sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um Uhr eine Schaar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne; schon weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: „Der Kaiser, Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!“ traten in Reih und Glied, die überall zerstreuten Posten sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Gloggnitzer Bahnhof vorüber. Da kamen einige Arbeiter und ten uns an, durch den Hof zu ziehen, damit sie uns alle begrüßten. Als wir eintraten, stürmten sie mit einem Jubelgeschrei wie ich es meiner Lebzeit nie mehr hören werde, auf uns diese schwarzen, rüßigen Gesellen, sie rißen uns vor Freude in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn losgehe, seien sie gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich anzuschließen.“

„Durch die Kärnthnerstraße steckten wir weiße Bänder als Zeichen des Friedens wegen den gemachten Bewilligungen. allen Fenstern wehten uns zum Gruße Lächer entgegen. einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäbchen. Er trug eine weiße Seidenfahne, mit Blumenkränzen geschmückt, in Hand. Es ließ sie auf uns herabfallen, wir machten Frank steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. erzähle diese Begebenheiten, wie ich sie eben erlebte; sie lassen auf den Schluß auf das Ganze machen, welches in einen Rahmen zu setzen, wohl schwerlich je eine Gelfestkraft ausreichen wird. Beweismassen in geschlossenen Reihen wirken, und nur durch

so daß die Armer Maschinen seines Willens sind, ist es in
meisten Fällen schon schwer, klar und überflächlich zu berich-
ten; aber, wie im März, jeder handelt, da läßt sich wohl
einem Geiste reden, der die Massen bewegt und in wilde
Bewegung treibt, es lassen sich wohl Einzelheiten erzählen, der
Maler mag die Folgen und Errungenschaften des Kampfes ab-
zeichnen und beurtheilen; wer aber immer richtig ist, wird die Un-
möglichkeit einsehen, das, was man gewöhnlich Geschichtsschreibung
nennt, hier zu versuchen."

Auf dem Universitätsplatze versammelten sich alle Kotten,
die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf Dreitausend. Da
erregte sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können.
Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge,
um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden
von uns selbst aus der Stadt schicken, und diese dann in Bela-
gerungsstand versetzen. Im Nu verschwand die weiße Farbe,
ein braunes rothes Tuch wurde aufgebunden und wogte als Bluts-
fahne über den Schaaren; die Frauen warfen rothe Bänder herab;
Sturm, Sturm! hauchte es durch alle Reihen. Eine junge Dame
riß das rothe Halstuch ab, und gab es uns todtenschild mit den
Worten: "Roth ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut
fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen — als Gelben!"
Es zeigte sich jedoch, daß alles falsche Gerüchte seien. Man
sagte, es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Elites
gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns zum Aeußersten zu
drücken und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen."

Der Verfasser steht zu all diesen Begebenheiten im Ver-
hältnis eines Kindes, welches sich über die bunten, prasselnden
Flammen herzlich freut, aber keine Ahnung davon hat,
daß sie seiner Eltern Haus verzehren und es selbst zum Bett-
stein machen werden. Es ist unglaublich, wie weit in unseren
Tagen, wo die Phrase am Regimente ist und die Tirade
begeistert, die sentimentale Gefühlslüge gehen kann:

"Für den Abend des zweiten Revolutionstages", schreibt
er ferner, "wurde ein großer Unzug durch die Stadt ange-

sagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht von Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligskeit der Nacht schildern. Noch jetzt, bei der Erinnerung daran, wird mir Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Mütter in jenen Stunden — aus Schmerz, daß jetzt allem ein Ende zuneigt, wo die Kraft der Aufspannung, die Begierde der Phrase weicht. Welch ein Reichthum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Aergste wüthete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet, jetzt aber stieg der Jubel einer wahren Springfluth; wie sich fromme Christen vor dem Kreuze neigen, so wurde überall sein blumenbekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt. Später kam mit der Fluth eine große Schaar Juraten von Breßburg, böhmisches Volk im Nationalkostüm mit krummen Türkenäbeln.“ (Daß diese noch größerm Jubel empfangen wurden, zeigt deutlich, wie sehr die Begeisterung für den unglücklichen, kranken Kaiser Ferdinand Wahrheit werth war.) „Herzlich lachen mußten wir über die Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unsern Reihen überging und beständig rief: „Kann zwar nit deutsch! Kann zwar nit deutsch!“ und babei Jeden, den er nur erwischen konnte, an's Herz brückte und umarmte. Endlich setzten sich die Reihen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren besetzt, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns nur hinwandten, wurden wir mit grüßendstem Enthusiasmus begrüßt. Ich habe Oeffen Freudenthränen weinen gesehen, Alles neigte sich vor uns, wie vor Fürsten, Mütter hob ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Unsere Kinder sollen davon erzählen, was Sie gethan haben“ (nämlich Curia auf den Kopf und die Hüte geschwenkt); „diese werden die Früchte der Muthes genießen, wenn wir selbst das Reisen derselben nicht erleben!“ Ueberall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein Kaiser erlebt hat. Man wird es glauben, daß Manchem von uns, der wir so gefeiert und geehrt dahin zogen, Thränen auf die Wange niederfloßen. Wir hatten das stolze Bewußtsein, ein von

Blatt der österreichischen Geschichte, der Weltgeschichte aufgeschlagen zu haben, mit unserem Blute (???) sind die ersten Buchstaben auf diesem Blatte geschrieben; wir durften damals eine großartige Entwicklung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes in uns vorhanden waren; wir hatten ein Vaterland, werth dafür zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängniß fordern sollte."

Und dennoch durchschaut selbst diese kindische Gedankenlosigkeit der Anführer und Vollführer der Revolution die wahre Lage der Dinge, und die bei solchen Unmündigen obwaltende Abwesenheit alles politischen Verstandes fühlt immer noch ihre relative Berechtigung, sich über die Träger der Regierungsgewalt zu stellen. „Wenn man mich fragt, ob es möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Streitkräften die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so muß ich jenen, die alles nach mechanischen Mitteln abwägen, unbedingt sagen: es war möglich! Noch ist mir die grenzenlose Feigheit, mit der sich das alte System selbst begrub, unbegreiflich; von einem Kampfe im eigentlichen Sinne des Wortes war nirgends die Rede, das Volk forderte und man bewilligte."

Leider war es so; nur war, was der Verfasser hier „Volk" nennt, ein Haufe unmündiger Buben, geführt von einigen, auf Mord und Brand spekulirenden Judenburschen. Die Revolution stieß in jenen Tagen in Wien auf die allervollständigste Willenlosigkeit und moralische Nullität der Träger der Gewalt. Schon nach wenigen Tagen zeigte sich, wer jetzt am Ruder der Regierungsgewalt sei. Der Versuch, ein repressives Pressgesetz zu geben, bot dazu die Veranlassung, und der Verfasser der vorliegenden Broschüre stellt sich selbst ein charakteristisches Armuthszeugniß aus, wenn er lange nach der Aufregung jenes Moments in den gangbaren Phrasen des Liberalismus mit Leidenschaft und Emphase Partei für die zur Pressanarchie hinstrebenden Studenten ergreift, welche auch diesmal den Beweis lieferten, daß die unver-

münstige Masse durch revolutionäre Anführer und Aufbeher
weit leichter in Fluß gebracht als beschwichtigt werden kann.

„Am 1. April schien endlich einzutreffen, was man schon
längst befürchtete: es werde nämlich die Partei bureaukrati-
scher Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Es
wurde ein Preßgesetz veröffentlicht, mancher Punkt desselben
deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien
Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder
auf der Aula, die Sache wurde besprochen, man wollte in
Schaaren auf den Graben ziehen, und dort die erschienene
Verordnung verbrennen. Da trat Professor Hye auf; sein
Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man er-
wartete, und erst als eine Deputation von Pillersdorf die
Antwort brachte, daß man die fraglichen Punkte umgestalt
wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig
ruhen zu lassen. So stellte sich die Universität auch hier an
die Spitze, und mußte der öffentlichen Meinung den Sieg
zu verschaffen.“

Am ekelhaftesten ist es mit anzusehen, durch welche Be-
helfe diese auf absolutem Mangel an eigenen Gedanken
beruhende politische Nachäfferei sich zu einer Art Begei-
sterung empor arbeiten wollte, von der sie kaum nur historische
Kunde hatte, geschweige denn im eigenen inneren Herzen
durchdrungen war:

„Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — ja
Joseph! Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Götze-
leien; er hat diesen Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen
sollte: wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen
hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz,
Vor der Micheler-Kirche steht der Erzengel Michael auf dem
Drachen. „Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zer-
tritt den Drachen!“ rief Jemand — Gelächter durch die Rei-
hen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Stu-
dent konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche

Band und rief ihnen zu: „Sehen Sie, das sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!“ — Ja, ja! antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster, und wurde mit Jubel empfangen. Wieder stimmten wir das deutsche Lied an: Was ist des Deutschen Vaterland! und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner: „Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der je auf Oesterreichs Thron gesessen. Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort. Frei trete sich Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verächtlichung scheu vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Den Thron unseres guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit, Alles aufzubieten. Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand!“ Der Kaiser wurde freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Thor der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Thor, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung ersticke jeden Laut, nur Ein Gefühl, Ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!“

Die widerslichste Form der Lüge, die gedacht werden kann, ist unstreitig die Gefühlslüge. Dieselben Burschen, welche jetzt ihre Arme ausbreiteten, deren Stimme die Bewegung ersticke und die nur Ein Gefühl beseelte: der Gedanke: Deutschland, Deutschland! dieselben Burschen hatten diesen belebenden Gedanken vielleicht erst Tags vorher, vielleicht erst an demselben Morgen und im günstigsten Falle seit dem 13. März aus der Schmutzpresse herausgelesen. Diese Unwahrheit des Herzens und der Phantasie ist vielleicht das Größte aller moralischen Uebel, unter welchen die österreichische Jugend zu leiden hat.

Bei der Würdigung des literarisch-politischen Charakters unseres Autors bleibt noch eine interessante Frage übrig; daß

an einer Jugend, welche durch solche Ereignisse aus gewohnten Bahnen gerissen und in Gefahr gerathen i maßlosem Hochmuth unterzugehen, jede menschliche Lehr Unterweisung verloren wäre, bedarf unseres Beweises. Hier muß Gott selbst das Lehramt übernehmen und dur Begebenheiten die wahre politische Doctrin dem Herzen Gemüthe der Menschen zugänglich machen. Haben nu das Gemüth des Verfassers die weiteren Ereignisse des res 1848 einen orientirenden, beruhigenden, im guten des Wortes aufklärenden Einfluß geübt? Er erzählt folgt:

„Ein an der Ladorbrücke entstandenes Gefecht zog sic in die Stadt hinein, wo es Bürger und Studenten, obwohl Bewohner des Rärnthnerviertels feindlich gegen sie auftraten, reich durchführten. Später erfolgte die grauenvolle Ermatours, bei der Wien den schrecklichen Beweis lieferte, daß schengefühl selten in den aufgeregten Volksmassen zu find. Wer den Gang der Ereignisse und das Eingreifen der Men, befangen beobachtet, und sein Urtheil von Thatsachen, nicht schwärmerischen Träumen abhängig macht, wird mit tiefem Sugeben: jene hehren Begriffe von Freiheit und Gleich, welche unsere Jugend begeistern und die Thatkraft des M

*) Die vermeintlich hehren Begriffe von Freiheit und Gleich, nichts weniger als Ideale und Zielpunkte des Strebens der. Es sind thörichte Wahnbegriffe, welche nichts können, als chneration in's Verderben locken, die die ewigen Leitsterne zur heit aus dem Auge verloren hat. Daß diese Zeit willkürlichen, die sie sich selbst geschaffen, nachläßt, ist ein Armuthszengniß, sich die glaubenlose Gegenwart selbst ausstellt. Wo der der Ideen ausgegangen ist, beginnt das Reich der willkür und unwahren Ideale. Und welche unheilbar geistlose und sche Platttheit, eben diese „Ideale“ als solche zu bezeichnen nicht verwirklicht werden können, und dennoch zu verlangen, sie die Zielpunkte des Strebens der Besten seien!

hantieren, seien zwar als Ideale die Zielpunkte des Strebens zu sein, können aber ihre Verwirklichung in den Massen nicht jemals hoffen. Die alten, durch die Märzwoche so un-
 gewöhnlich aufgehobenen Zustände wird nur ein in Sünden verrotteter
 Mensch wünschen; die Bessellosigkeit aber und jene freche
 Macht, die einst vor dem Throne kniete und in den Wind-
 schütteln mitkämpfte, während sie jetzt mit der Jakobinermühe
 in jacobinischen Blouse händelt, erfüllen mit Grauen und
 Schrecken. Wie nahe liegt hier der Gedanke einer Alles rächenden
 Gerechtigkeit!

Am 7ten October Mittags ging der Verfasser in die
 Stadt, „um aus den Spuren der Verwüstung ein Bild des
 kriegshungrigen Geschlechtes zusammen zu setzen“:

Das Schottenthor war bis auf einen engen Zugang ge-
 räumt, und durch vorgelegte Pflastersteine verammelt; gleich
 davor herrte eine Barrikade, der man es wohl ansah, daß sie
 aus Leuten, welche die Wirkung des schweren Geschüßes zu
 spüren wußten, gebaut sei, die Straße. Durch die Lücke drohte
 ein erobertes Kanone, auf dem Ramm standen Ar-
 beiter und Studenten um die schwarz-roth-goldene Fahne, und
 ein lustiges Lied. Auf allen Wegen zum Zeughaus be-
 sahen wir zahlreiche Schaaren von Leuten, welche Waffen je-
 der Art davon schleppten. Es war ein buntes Gemenge: hier ein
 Mann, der kaum unter einem rostigen Helm hervorgucken konnte,
 ein anderer mit einer alten, elfenbeinausgelegten Flinte, hier
 ein Bauer, die blaue Schürze umgebunden, mit Pflücke und
 Schere, dort ein Akademiker im Kürassierharnisch, den langen
 Degen eines spanischen Hidalgo schwingend. So wurde man-
 ches Mal ein ruhmvoller Siege fortgetragen, um dann später von
 Christen und Juden für etliche Groschen auf immer verdröbelt zu
 werden. Man wird den Schmerz bei diesem Anblick entschuldigen.
 Wer da will, mit bürren Stammbäumen und dynasti-
 schen Stolz, daran liegt nicht viel; was aber groß und ehrwür-
 dig für alle Zeiten, steht der denkende Mensch nur mit
 der Entehrung und Verwüstung.

„Die Wände des Zeughauses, so wie die Gebäude geg-
trugen die häufigen Male der Kartätschen- und Flinten-
Eines Umstandes will ich erwähnen, den meine frommen
leute in Tirol gewiß als ein Wunder deuten. Eine Schan-
schen betrachtete neugierig die Statue der heiligen Jungfr
dem Christkind auf dem Arm in der Nische über dem Th
Zeughauses. Obwohl an der Mauer ringsum die Kugeln s
reich eingeschlagen hatten, daß man oft auf eine Spanne l
zwei bis drei Löcher sah, so wurde doch das Bild nicht g
nur der Saum des rothen Kleides zeigte die Spur unbed
Verletzung. Ich wandte mich gegen die hohe Brücke, da
mir überall aus den Blutlachen der frische Mord entgegen
hier lagen die Todten haufenweise geschichtet. Mit Grau-
nerte ich mich jener Verse des Aeschplos, wo Kassandra be-
tritt in die Hallen des Atridenpalastes die verübten Gräu-
und sich entsetzt abwendet. Es war der Geruch einer E-
bank; mir schien, als schaute ich jene Schreckensgestalt
Erinnern, welche der Geist des Dichters im Blutdampf
gen sah.“

„Von hier ging ich auf den Hof, dort stand der be-
Gastandelaber, auf welchem Latour nackt und verstümmelt
ganze Nacht hindurch hing. Volksmassen drängten sich an
bisweilen hörte man einen Sanskulottenwitz über den d
Strickes, welcher droben im Wind hin und her schwankt
Labenthüren in der Nähe und bis zur Bognergasse waren, d
Eisenbeschlages, überall durchschossen, das gleiche Schau-
sich an der Ecke gegen den Stock am Eisen. Unterdeß
dunkel geworden; auf dem Pflaster glitzerten am Licht d
flammen wie Eisnadeln unzählige Splitter von eingese
Fenstern. Der Stephansdom mit seinen Steinblumen sta-
und düster in der Dämmerung, auf dem weiten Plage
summend die Menschen hin und her: Buben und Weiber
mit widerlich gellender Stimme Karrikaturen und Tagblät
Ich flüchtete mich aus dem wüsten Gebränge in die Stille
des Gotteshauses. Hier fand ich Raum und Ruhe genu
die Menschen hatten jetzt keine Zeit zum Gebet, und d
Lärm von draußen fand keinen Widerhall in diesen heh-

erhoffungen, deren Dunkel ganz die ungewöhnlichsten Färbungen erreicht, aber nicht mehr das Auge. Edwige hat wieder herrschte hier — eine Mahnung der Unmündigen an das mit Vergänglichem beschänigte Herz. Ich erzählte lange, endlich drängten sich meinen Gedanken unmittelbar die Sprüche des Propheten Jeremias auf: „Richtet euch zum Krieg wider Babel, wehlauf, laßt und hinaufziehen, weil es noch hoch am Tag ist, es soll Abend werden und die Schatten werden groß. Wehlauf, so laßt und auf sein, und schenkt mir bei Nacht Hülfe, und ihre Paläste zerstört. Lasset Bäume und Büsche schallen wider Jerusalem; denn sie ist eine Eracht, die eingeseht werden soll!“

Dem Verfasser fehlt das Auge nicht für die damaligen Zustände. „Legionäre und Nationalgarden sprachen voll Zorn; jeder, der nicht beistimmte, kam in Gefahr, als Feind der Freiheit angesehen zu werden, wie man nicht bei Andersdenkenden terrorisierte, sondern auch solche, welche, so und für sich dem alten Eryth abhold, zur Mäßigung riefen, schimpflich verdächtige. Jede offene Rede war gebrandt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen der Freiheit geübt ward.“

Uebrigens erhält die Gefinnung der Wiener kein besonders ehrenvolles Zeugniß, wenn der Verfasser den Geist der Bevölkerung der Hauptstadt, Widerstand zu leisten, als Augenzeuge sehr entschieden bezeugt:

„Wo die Quergassen in Hauptplätze einmündeten, fanden Kinder und Mädchen unbereit durch die Gefahr aus Längern, Steinblöcken und verschiedenen Hausgeräthen verurtheilt, während kräftige Weiber mit Pöbeln und Schanzen das Pflaster umwühlten, daß von den Granitwürfeln bei jedem Schlage die lichten Funken sprühten. Man rüßte sich überall zum Widerstande; wollte man keine Unannehmlichkeiten haben, so durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Hän-

fern, fingen Unbewaffnete auf, und zwangen sie rückwärts mit der Muffette an den Wall zu gehen. Es fehlte keineswegs an Stoff zu lachen, besonders gaben ihn die hier häufig genug; empören mußte es aber, wenn man wie Knaben und Greise zu einem Kriegsdienst gezwungen wurde, von dem sie jedenfalls billiges Urtheil hätten zählen sollen.“

Während der Verfasser die ihn umgebenden Zustände solcher Weise größtentheils richtig auffaßt, beobachtet er der Eroberung von Wien und der Wiederherstellung der mäßigen Autorität gegenüber, eine Haltung, die nur zu sehr sich beweist, wie wenig bis jetzt eine tiefere Sinnesänderung an ihn gekommen, wie wenig er die großen Fragen des Lebens sich auch nur richtig gestellt, geschweige denn beantwortet hat. Er affectirt eine gewisse Unparteilichkeit; indem er für die Rebellen und Hochverräther das Recht und Gesetz des bürgerlichen Krieges in Anspruch nimmt, während, wie man schon in den Tagen der Times richtig sagte, der Rebell keinen Anspruch hat: den auf den Galgen. Unser Verfasser stellt sich somit von vornherein auf eine Basis, die falschen Folgerungen hätte führen müssen, selbst wenn nicht auf jeder Seite nur zu deutlich verriethe, bei welcher Partei die wahre Neigung seines innersten Herzens sei. Er hat ein tieferes Rechtsgefühl, von einer Anhänglichkeit an die Dynastie, ohne welche es kein Oesterreich gibt, von Parteinehmen des Herzens für Wahrheit, Recht und geschichtliche Erinnerungen auch nicht die leiseste Spur. Er darf aber auch nicht verschweigen, daß Gründe vorfindbar sind, welche uns die Stimmung eines großen und nicht unbedeutenden Theiles der österreichischen Jugend, als einen gewissen Grad entschuldbar erscheinen lassen. Dieser Gründe liegt in der nicht ohne eigene große schwere Schuld der vormärzlichen Regierung herbeigeführten politischen Verdummung des gebildeten Publikums.

war die schwerste Schuld, die auf dem Bewusstsein der Bevölkerung lastete: daß sie aus Mangel an Schwärze nicht die Bürger für den Staat empfand: nur immer das aufmerksame wie bei den Kriegen der letzten Jahre: es bewegten, waren ihnen nur die kurze Phantasie und häufiger kalt rechnende Egoisten. Sie sind nicht die Aufhebel der Bewegung im Leben haben.

Wenn, Erziehung für den Staat ist viel leichter als: Erziehung eines solchen Grades der politischen Bildung, die für eine Monarchie wie Österreich nichtig ist, wenn sie ist, so läßt sich gegen diese Mängel nicht etwas anwenden. Gewaltthäter, welche auf den politischen Verhältnissen den contrat social verletzten, die Kirche aber mit ihrem heucheligen Beistand verlegen lassen, und die das Volk in einer politischen Unwissenheit erhalten, welche höchstens für Kinder unter zehn Jahren geeignet gewesen wäre, die in der Wirklichkeit aber den zahlreichen Begünstigten durch Genüssen die inämpe Rechte gestatten — dergleichen Gewaltthäter haben das Recht, sich über die nach langem Zaudern thätlich herabstehende Revolution zu beklagen, oder auch nur zu wundern. Ein weiterer Grund, der uns die an sich so empörende Unparteilichkeit unseres Autors in einem milderen Lichte erscheinen läßt, liegt in der widersinnig anomalen Stellung, in welcher der in Wien tagende sogenannte Reichstag zur Regierung des Kaisers einerseits und andererseits zur Wiener Bevölkerung stand. Es lag in der einfachen Consequenz der Dinge, daß, wenn Fürst Windischgrätz das Standrecht über Wien verhängte und die rebellische Hauptstadt zu unterwerfen sich anschickte, der Reichstag gleichzeitig aufgelöst, und Jeder als Rebell und Hochverräther bezeichnet werden mußte, der ferner noch in und auf demselben dem Kaiser seinen Herrn gegenüber irgend eine Regierungsgewalt in Anspruch zu nehmen versuchen würde. Bekanntlich ist dieses

aber durch den Einfluß des unglücklichen Grafen nicht geschehen; der Reichstag blieb eine Art souveränisation neben der des Kaisers, und die Frage: wer der Herr des Landes sei? vier Wochen lang in susp. Dadurch wurde aber die Verwirrung der ohnehin schon überaus großer Schwäche des politischen Verstandes und der Bevölkerung von Wien auf einen Grad gesteigert, uns in unserem Urtheile über die Zurechnungsfähigkeit der Betheiligten behutsam machen muß. Der junge Mann, dessen Broschüre hier die Rede ist, hat es in diesem belächelichen Gemüthszustande zu folgender Philosophie der Geschichte jener Revolutionstage gebracht:

„Am nächsten Morgen“ (nachdem Fürst Windisch das Standrecht über Wien ausgesprochen hatte) „erklärte der Reichstag das Verfahren des Windischgrätz mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach Außen war damit gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Geschrei ihres Opfers, das sie fester und fester umfaßt bekümmert, eben so wenig fragten die Führer der Herren, deren Ringe sich stets enger um die Stadt zogen, nach dem Beschlusse einer Versammlung, in welcher sich nach ihrer Meinung nur die Mörder Latours befanden. Bei der Menge brachte jene Erklärung mehrfache Wirkung hervor. Der gesammte Muth wurde dadurch gehoben; denn es gab noch viele, die hinter den Vertretern der Provinzen im Reichstage die Beschlüsse selbst sahen, und nun von dieser Seite Entsatz hofften. Sie bemerkten sie dabei nicht, wie sehr gerade seit den Oktobertagen das Ansehen dieser Versammlung, welche den zügellosen Muth der Latours gegenüber keine Würde zu zeigen wußte, gelitten sein mußte. Sie hatte sich dadurch, daß sie nicht den Namen hatte, das Verbrechen Verbrechen und die Schande Schande zu nennen, selbst gerichtet. Als heilsamste Wirkung jener Erklärung kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun der Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigt schien, durch dieses Bewußtseyn in den Schranken der Gerechtigkeit erhalten wurde. Verübten auch Einzelne Missethaten, so

doch die Zahl derselben in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Lage der wild aufgerorgten Massen, und dieses darf man ohne Bedenken zum Theil dem oben angeführten Umstande zuschreiben. Viele, sonst in jeder Beziehung rohe Leute sahen mit großer Begierde dem Beschlusse des Reichstages entgegen, und gingen, nachdem dieser erfolgt war, mit voller Beruhigung in den Kampf. Mancher äußerte sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert der Gewalt in die Scheide gebannt? — sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den inneren Stand der Dinge aufgeklärt würden, und der Absolutismus nicht einmal wie beim alten Ständewesen den Schein, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten, retten könne. Dürfte man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so würde doch der Fortschritt der Zeit, ein mächtigerer Bundesgenosse als alle Heere, die Niederlage zum Siege machen. Obwohl nun Jene nicht beabsichtigten, daß der Reichstag, indem er durch obige Erklärung über seine Befugniß hinauszugehen, sich selbst außer das Gesetz stelle, so war doch auch im Herrnbilde die Macht stüllicher Ideen, sogar da, wo Alles im schrecklichsten Umsturz gährte, bewundernswerth und lobenswerth: sie sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf beschleibt, aber doch der Schild, der die Brust des Kämpfers schützt. Das wissen die kämpfenden Parteien, welche ihre Siege mit Lebeums-Gesang in den Kirchen anräuchern lassen, gar gut, und auch oft die himmlische Gerechtigkeit sich von solchen Siegen mit Abscheu wegwendet.“

Wird sich aus diesem wüsten Chaos durcheinander gährender Gedanken jemals das glückliche Eiland einer klaren, ruhigen, ihrer selbst bewußten Ueberzeugung hervorheben? Wir wissen es nicht, und pflichten bis jetzt, auf eigene Lebenserfahrungen gestützt, unbedingt weder Jenen bei, die solche Irrthümer für immer und alle Zeiten verloren geben, noch Jenen, welche allzuleicht an gründliche Sinnesänderung und innere Umkehr glauben. Eins aber wissen wir mit Bestimmtheit: es gibt keine bloß politische Bekehrung, und wo

Glaube zu messen.

XXIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

L

Katholische Missionen und protestantische
Kirchenhandel mit dem „Wort“.

Auch die eingefleischtesten Katholiken-Fresser |
stantischen Norden haben eingestandenermaßen in |
bigten der katholischen Missionen kein polemisches
entdeckt. Man hat diese dennoch an allen Orten ver-
viele Protestanten, wenn auch nur von Weitem, Ze-
lassen sehr klug. Denn die Missionen waren

in Antiken zur Verklärung schon ganze Quadratklaftern
 des gelben Papiers überdrückt. Schon längst hat sie ge-
 sagt, daß jede katholische Lebensregung Angesichts protes-
 tantischer Augen, z. B. die Errichtung eines Klosters in den
 rheinischen Rheinlanden — „katholische Propaganda“ sei.
 Eine solche Lebensregung auch nicht den leisesten polen-
 schen Schatten tragen, das macht nichts; es regt sich ein-
 mal, sie sind doch im Herzen rebellisch“ — sagt Luther.
 Es gibt es für Protestanten verbotene Proselytenma-
 cherei oder „protestantische Propaganda“ — gar nicht; da ist
 das unantastbare „Apostel“-Werk. Erst noch am 2. Sep-
 tember hat jenes Blatt dafür einen Beweis geliefert, dessen
 Wahrheit den Leser erschüttern könnte. Es ist eine Correspon-
 denz „von der Lahn“ über die Fortschritte des Protestantis-
 mus in Frankreich, welche unläugbar seien. Da dieselben
 nicht existiren, mit englischem Gelde (von der Société
 évangélique) bezahlt werden, ist es natürlich, daß sie haupt-
 sächlich „am Ocean“ rumoren und von „Reformirten“ aus-
 gehen, deren energisches Auftreten, auch der Regierung ge-
 fährlich, der scharfgetadelten Demuth der Lutheraner in Frank-
 reich von der „Allgemeinen“ als Muster der Nachahmung
 vorgeführt wird. Wie treiben nun jene „Reformirten“ ihr
 Missionswerk? Der Lahn-Correspondent erwidert wörtlich,
 er folgt: „Der rege Eifer der reformirten Kirche Frank-
 reichs besteht dormalen in einer Lebendigkeit, wie in den
 besten (freilich nicht den äußerlich glücklichsten) Zeiten der
 reformirten Kirche Frankreichs. Dieser Eifer findet seine Or-
 gane in den Agenten der Société évangélique. Es ist et-
 was Paulinisches (!) in diesen trefflichen Männern; wenn
 man ihre Wirksamkeit mit ansieht, muß einem das Wort des
 Apostels einfallen: „Predige das Wort, halte an, sei es
 zu rechter Zeit oder zur Unzeit.“ So wird zum Exempel
 in Lyon kaum ein Haus seyn, in dem die Bibel nicht
 von ihnen gelesen worden ist. Weist man sie heute ab, so

kontinuen sie in vierzehn Tagen wieder und bitten Schloß um die Günst, nur ein Capitel vorlesen zu dürfen; sie setzen sich durch keinen Spott, keine Gleichgültigkeit, keine Duldung abhalten, sie kommen wieder, bis man ihnen zu Willen ist, und bis sie, was fast immer der Fall ist, gern gelesen und gehört werden.“ Das Alles ist, wenn es ist — höchst catholisch. Es fällt bei der „Allgemeinen Zeitung“ nicht unter die Rubrik: „Propaganda“, welche nur für Katholiken gilt; sondern unter die Rubrik: „Aufschwung der u. p. Kirche.“ Dagegen ist „bekanntlich (in Mecklenburg)“ den katholischen Glauben unter der Aristokratie im letzten Jahre mit Erfolg — Propaganda gemacht worden“. Und während jenes Blatt heute erzählt, wie oben angeführt, lancirt es morgen über Bedrückungspläne der Regierung gegen die französischen Protestanten, und hält übermorgen an Ungerechtigkeiten gegen die Katholiken in aller Herren Ländern Lob- und Dankreden. Das ist die „Toleranz“ und „Parität“ der dürren Geister! Uebrigens ist das „Papstnische“ an den „Agenten“ der Sociétés um so erklärlicher, als sie, dem Vernehmen nach, neben ihrem festen Gehalte noch Lantiemen oder Prämien per Kopf der Eingelieferten beziehen.

II.

„Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts“ — und die confiscirte „Staatskrankheit“

Wir haben uns wiederholt gegen die übertriebenen Hoffnungen verwahrt, die von sanguinischen Naturen in die unheillose Bewegung der Gegenwart gesetzt werden. Zu ent-

schuldig wissen wir es aber wahrlich wohl, wenn sie sich auch in den lieblichsten Träumen wiegen, im Vorschauen bereits von Jugendfrische blühende Kirchen auf den dreihundertjährigen Dedungen des deutschen Nordens erblicken, und dem warmen Leben schon in regenerirender Rückwirkung aufste und an Alter erlahmte Glieder im Süden begriffen sehen. Wir wissen das zu entschuldigen! Denn trotz allem Fortschritt und Belfern der hohen Polizei und aller lichterloh bekannten Befessenheit des verneinenden Principes gehen in Wahrheit die wunderbarlichsten Gestalten am hellen Tage geistlich und weißagen unerhörte Dinge. Den Dr. Zarncke im vorigen zum Beispiel, der über die katholische Reaction in der Literatur stündlich tiefer in's Entsetzten stürzt, lassen sie fruchtlos in seinem „Centralblatt“ donnern: jetzt „mehr denn je sei die Zeit und groß von Röthen, allen Evangelischen Luthers. Dem zu rufen: Deus vos impleat odio papae!“ Armer Central-Zarncke! siehst du denn nicht, wie es um dich her-
 umher Raum hat ein treuer Sohn der Kirche, der seit dem Jahre 1848 mit geschärftem Sensorium über der Betrachtung der Weltlage sitzt, irgend einen Schluß gezogen, welchen er in Triefaugen der alltäglichen Kritik oft kaum zu unterstellen wagt — so kommt auch schon eine jener wandelnden Stimmen aus dem andern Lager, und sagt direkt oder indirekt: „Recht hast du!“ Wir wollen nicht versäumen, nach und nach eine Anzahl solcher Stimmen in diesen Blättern klingen zu lassen, und hemit den Anfang machen.

In Wort und Schrift haben die Katholiken seit Jahren und immer lauter über den stereotypen Text gepredigt: „Die Kirche allein kann retten aus der Trostlosigkeit unserer politischen Zustände“, und haben damit unter Anderm auch den weltlichen Nachhabern zu verstehen gegeben, warum die Kirche — frei seyn müsse. Im Beweisen ihres Sages sind sie aber von den Andern fast noch überboten worden, und das — wider Willen dieser. So hat den unübertrefflichsten

Beweis gerade jetzt aus der bloßen empirischen Vernunft. Inner der bedeutendern Publicisten Deutschlands in Berlin geliefert. „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder: sagt Nichts“ — es ist Herr Constantin Franz, welcher so urtheilt, der Verfasser „Unserer Politik“, flehentlich Kämpfe gegen die Fiktionen der eigentlich „Constitutionellen“, mit dem 2. Dezember 1851 aber zum überschwänglichen Bewunderer der „napoleonischen Ideen“ convertirt *). So jedoch, Herrn Franz in allen Ehren! Jüngst meldeten uns die Zeitungen: Herr Franz habe in Berlin einen ansehnlichen Ministerial-Posten erhalten, und ein paar Tage später des Herrn Franz neueste Schrift: „Die Staatskrankheit“, (bei ihrem Erscheinen augenblicklich confiscirt worden. Die geheimnißvollen Mienen ließen sehr Arges ahnen. Im Grunde ist jedoch diese Schrift wieder nichts Anderes, als eine historisch-politisch-genetische Apologie der „napoleonischen Ideen“ von deren principieller Uebersetzung in's Deutsche allein uns Heil zu erwarten sei. So will Herr Franz seine Ansicht ausdrücklich verstanden wissen; indem er sie aber mit gewohnter Meisterschaft und Klarheit der Anschauung begreift, gibt er wider Willen auf das Glänzendste — Zeugnis für die Kirche. Folgen wir dem Gange seiner Untersuchung! Abgesehen von dem Princip, das für Herrn Franz nun einmal die Materie zu seyn scheint, sagt er so viel Wahres, daß wir aufrichtig wünschen, seine Schrift möge nicht in Beschlag, sondern lieber überall zu Herzen genommen worden seyn.

Herr Franz prätendirt der Erste zu seyn, welcher die Muth habe, den salbungreichen Predigern der banalen Restaurationspolitik die volle Wahrheit in's Gesicht zu sagen. Er jammert, daß man es nicht über sich bringe, die Dinge

*) S. Band 29. S. 189 ff. der hist.-polit. Blätter.

sich zu betrachten und zu fragen: was ist das? worauf ist es an welche Bedingungen ist es geknüpft? Man opereire mit Phantasien und speculativen Begriffen; das thue keine Schule um seine Sinne weniger, als die revo-
lutionäre, nur daß sich diese mehr auf Logik und Metaphysik, jene auf Dogmatik und Sophistik stütze. Wenn der Conservatismus seit 1848 unaufhörlich schreit: *torrität läßt uns stärken und befestigen!* — so lacht Herr Franz (und wenn auch ein Stahl sammt der *lung* an der Spitze stünde!) in's Gesicht und fängt an zu quäken: Wo ist denn diese „Autorität“ überhaupt zu finden? Wie ihr euch nur selbst so arg betrügen ließe! Man sieht auch, wie ihr Autoritäts-Politiker unge mit der „Autorität“ geht, als diese „Autorität“ gegen euren Ansichten entspricht, indeß ihr dieselbe „Autorität“ bekämpft, wenn sie euren Ansichten nicht entgegensteht. Sei der König absolut, wenn er unsern Willen befolgt. So Herr Franz über die Versuche der vulgären *die „Staatskrankheit“ zu heilen.*

Wir können ihm, bis auf einen gewissen Punkt, mit Frechheit folgen, wenn er sich mit den „Autoritäts-
n“ auseinandersetzt: Alle germanischen und romanischen Völker im westlichen Europa sind bedenklich krank; das ist, weil sie ihr einheitliches Princip verloren aus dem sie ursprünglich hervorgegangen sind; Nordamerika sind gesund, weil sie ihr jedes das seinige, noch besitzen; auch England ziemlich wohl, obwohl sein Princip auch schon schwankt. — Während aber (wie wir uns in je ausdrücken können) England im Feudalismus, im Patriarchalismus, Nordamerika im Autonomischen, was das jetzt verloren gegangene Princip jetzt im westlichen Europa das — in der hierarchischen Organisation verkörperte Autoritäts-Prin-

etc. Im Mittelalter stand dieses Princip aufrecht über der Grundlage; jede Stufe in der Gesellschaft hatte höhere über sich, vom geringsten Knechte an bis zur Höhe hinauf, welche der Papst bildete. Im Laufe der letzten Jahrhunderte absorbirten aber — nachdem jedesmal die Ordnung im Organismus zuerst abgeworfen und zerstört war, hätte Herr Franz befehlen sollen! — die Landesherrn die Gewalt der Zwischenglieder (der Stände) und machten sie absolut; damit verlor das Autoritäts-Princip einen Theil seines Fundaments, und endlich, je mehr die Herren sich in demselben Verhältnisse ihrer ehemaligen Stufen verloren, wurden, alle reelle Bedeutung. So sind unsere Stände verworfen, ohne ihre ursprüngliche feudale Grundlage, nur Körper ohne Seele und scheinen in der Luft zu schweben; vergebens suchte man sie bis jetzt mit allen möglichen Mitteln zu stützen. — Sie machen sich als Autorität geltend, aber in der modernen Gesellschaftsbildung findet sich keine Spur mehr von Autorität. Schon die moralisch-politische Grundanschauung der modernen Welt ist mit dem Autoritäts-Princip unverträglich; im Mittelalter gab es neben der Freiheit verschiedene Stufen der Freiheit, und galt diese als etwas dem Menschen Eigenes, sondern als etwas Fremdes; da war natürliche Autorität. Jetzt aber behauptet der Mensch ist frei geboren, und wo bleibt die Autorität?

Ferner haben sich die öconomischen und socialen Verhältnisse bis in's Ungeheure verändert — Veränderungen, welche wichtiger sind, als die politischen, in der Regel aber weniger beachtet werden; die alte Naturalwirthschaft ist durch die moderne Geldwirthschaft verdrängt — das ist der beste Ausdruck für diese fundamentale Veränderung. Die mächtigsten Staaten müssen mit der Geldmacht contrahiren, und das Eine Haus Rothschild übt ohne Zweifel einen sehr größeren Einfluß in Europa aus, als viele souverainen Fürsten. Wo bleibt da die Autorität? — Autorität im

he des Wortes kommt nur dem Einsamen zu und dem
für göttlich gehalten wird, oder auch derjenigen Macht,
welchen sich das Bewußtsein in sich selbst begreift. Aber
hat die Entwicklung der Naturwissenschaften und der
Künste den Ecepticismus politischen Institutionen gerade
befördert. — Zur Autorität gehört das Diktiren. Wo
ist nun die Autorität, seitdem Jedermann mit dem Be-
fehle sich befaßt und den Herrn Kaiser die Gesetze
auslassen kann? Mit der Publizität ist sie verschwunden, am
ehesten da, wo die Publizität am größten ist, also in den
Verfassungen. — Kurz, was das Palast vom Autoritäts-
begriff etwas noch übrig gelassen, das hat der Dampf ge-
wisst, denn Bewegung macht frei. Und seitdem der Mensch
so gar wie der Vogel durch die Lüfte segelt! Die Auto-
rität aus den Menschen festhalten könnten, wenn sie etwas
Mächtiges seyn soll; aber der Mensch fliegt jetzt davon, und
wo die Autorität ist es vorbei! — Wehlerkenntnis: etwas
von Autorität ist Disziplin; bei aller Autorität gab es
keine Disziplin fast nichts von Disziplin; in der modernen
Welt dagegen herrscht bei mangelhafter Autorität eine starke Dis-
ziplin. Diese ist aber etwas Erworbenes und Angebildetes;
das schon das Wort selber sagt, nicht etwas Ursprüngliches
und Unmittelbares; und das ist endlich gerade der Kern in
der Ausführung des Herrn Franz: daß die ethischen Ueber-
zeugungen des heutigen Menschen durch das Selbstbewußt-
seyn hindurch gegangen sind, und „keine Autorität mehr
reagalisieren.“

Demnach gäbe es für die germanischen und romanischen
Länder im westlichen Europa in keiner Weise mehr eine —
Autorität. Und das meint Herr Franz wirklich, sobald
man versteht: politische Autorität. Daß aber doch noch
eine Autorität existire, die kirchliche nämlich, gibt er nicht
an. Von jener behauptet er: ihr fehlten bei der ras-
chen Umkehr in Institutionen, Sitte und Lebensweise alle

reellen Grundlagen, und man möge daher von Autorität sprechen, so viel man wolle, es bleibe eine — Phrase. Gegen erklärt er: Autorität im vollen Sinne des Wortes für das heutige Bewußtseyn nur in der göttlichen Offenbarung zu finden, und diese Autorität allein habe sich dem Mittelalter gerettet. Gerade die Erhärtung dieses Satzes nun ist es, was dem scharfsinnigen Politiker wider sein ein Urtheil über sein eigenes religiöses Bekenntniß abzugeben wie ein härteres nicht leicht auszusprechen wäre. Anstatt läßt er nämlich auch noch im Protestantismus — Autorität existiren, weil dieser über die menschliche Freiheit das Evangelium setze, wie der Katholicismus die Kirche. Im Laufe aber corrigirt er sich selbst, wie unwillkürlich, es ihm denn nur beigegeben seyn, daß ein „Evangelium“, welches der subjektiven Willkür eines jeden einzelnen Menschen unterliegt, doch nicht Autorität ansprechen könne. Schließlich fährt er daher die „Autoritäts-Politiker“ barsch an: „Autorität bedeutet mehr, als etwa Gehorsam gegen die Kirche, es bedeutet etwas Unbedingtes, wie es sich nur in der katholischen Kirche, aber nicht mehr in der heutigen Gesellschaft findet“ — und wenn er von dem Unterschiede zwischen Autorität und Disciplin redet, gegenwärtig mit Macht gegen die protestantischen Reactionskoryphäen los: „Autorität im vollen Sinne findet sich in der katholischen Kirche, und wer Autorität sagt, sagt den Papst, oder er sagt Nichts. In allen weltlichen Verhältnissen aber findet sich die Autorität nicht einmal mehr in den katholischen Ländern, weil auch dort die modernen Institutionen, Sitten und Lebensgewohnheiten herrschen. Es ist nun also davon zu halten, wenn man gar in protestantischen Ländern die Gesellschaft nach Autoritäts-Principien reorganisiren, und damit den Staat zu restauriren vermag, indem man sein protestantisches Grundprincip alterirt, ihm dafür katholische Principien unterzuschleiben? Wahrlich, wohl das allerbedenklichste Symptom der Staatskrankheit.“

Es ist, und wenn Herr Franz nachgerade mit besonderer
 mit dem Thema von der alleinigen „Autorität“ in der
 kirchlichen Kirche“ verweilt, was wäre auch besser, um
 die ausschließliche Autoritäts-Politiker recht zu demüthigen!
 Er sucht er noch einmal Gelegenheit, dem Prote-
 stant die totale Unfähigkeit zur Autorität handgreiflich nach-
 zuweisen. „Anstatt zu analysiren“, sagt er, „stellen die rene-
 scirten Philosophen ihre Idee als ein Dogma auf, um auf
 diesem die autarkische Welt abzubauen, was
 unmöglich sein kann, aber doch schließlich ohne allen
 Erfolg bleibt. Schon deshalb, weil es überhaupt sich selbst
 verneint, die Autorität durch ein speculatives System be-
 zurechtzuweisen, weil sie ja dadurch etwas Abgeleitetes
 wird, während die Dialektik, welche ein solches Autoritäts-
 system erzeugt, doch als die Macht darüber steht. Dieß
 ist die katholische Kirche sehr wohl, welche sich wahrlich
 nicht auf Autorität versteht, und stützt sich darum nicht
 auf Dialektik, sondern sie fordert vorweg Unterwerfung, un-
 bedingten Glauben, und bleibt eben dadurch mit sich selbst
 im Einklang. Und sie allein kann als eine solche Autorität
 auftreten, weil sie ihre Organisation auf eine direkte
 Offenbarung Gottes zurückführt, ihre Erklärungen für eine fort-
 währende Offenbarung ausgibt, und durch das Dogma der
 Transsubstantiation, die sich unter den Händen des Priesters
 ereignet, Gott selbst tagtäglich vergegenwärtigt. Man
 sieht die Messe und die Lehre von der Tradition, und
 man sieht, wo die Autorität bleibt.“

Herrn Franz gibt es also bei uns nur noch die Eine
 Autorität in der katholischen Kirche. Die reelle Existenz dieser
 Autorität behauptet er mit aller Schärfe; und doch sagt
 er, es gibt keine Autorität mehr in der — „heutigen Gesell-
 schaft“. Was soll das heißen? Gehört denn die Kirche nicht
 zur „heutigen Gesellschaft“? Nein! — scheint Herr Franz
 nicht zu verstehen. Jedenfalls spricht er ziemlich deutlich die

Ansicht aus: die kirchliche Autorität habe bloß durch das bauliche System politisch wirksam, d. i. zugleich eine Autorität der „Gesellschaft“, werden können. Daraus erklärt sich dann leicht die Erscheinung: daß das Autoritäts-Princip selbst in den katholischen Ländern nicht mehr herrscht, obwohl die katholische Kirche als solche ihre hierarchische Organisation bewahrt. Herr Franz konnte eben — bei sonstiger Klarheit der Anschauung, hier dennoch von seinem protestantischen Standpunkt behindert! — nicht unterscheiden vor Allem zwischen ursprünglicher Autorität und abgeleiteter Autorität. Jene kommt bekanntlich nach katholischer Lehre von der ächt und consequent protestantischen Ablehnung eines „göttlichen Rechts“ der Fürsten nicht, weil sie nur weltlichen Gewalt zu, sie sei wie immer geartet. Aber die zweite oder abgeleitete Autorität in „katholischen Ländern“ nicht mehr „herrscht“, so ist das nicht die Schuld der Kirche. Herr Franz hätte fragen sollen: „Woher jenes Autoritäts-Princip bei den — Katholiken, d. h. bei den treuen Anhängern der ursprünglichen Autorität, man deshalb „Ultramontane“ schilt? Die Antwort wäre bedingt bejahend ausgefallen!

Wäre freilich Herr Franz solcher richtigen Unterscheidung fähig, so möge er zusehen, wohin es mit ihm noch kommen muß. Wir dachten, indem wir dem Verlauf seiner Untersuchung folgten, öfter als einmal: „Nun, hastig! wird er gleich den niedergebannenen Autoritäts-Prinzipien zuherrschen müssen: katholisch werdet mir, und auf der Stelle sammt eurer Kreuzzeitung und Gefolge!“ Ihr nehmt mir das Wort „„Autorität““ nicht mehr ab! Mund!“ Da bleibt er aber immer wieder in Zufriedenheit stehen. Anstatt sich den Autoritäts-Prinzipien mit solcher Consequenz fürchterlich zu machen, gibt er sich eine Blöße nach der andern, und erhebt vorerst, aus seiner Verwirrung zwischen Autorität und Autorität, gegen sich

lächerliche Controverse: nicht die Unglaubens-Philosophen (die unaufhörlich einbläueten), sondern das Pulver und Dampf seien der Autorität an's Leben gegangen. Es ist Schluß seiner Schilderung, wie vor der Gewalt des Feuers der Feudalismus habe fallen müssen, wo er wieder ausruft: „Welch eine grundlose Meinung ist es demnach, als wären es nur einige Philosophen gewesen, welche mittelalterliche Autoritäts-Gebäude zerstört!“

Wir wissen nicht, was die interpellirten Autoritäts-Personen darauf antworten werden; ein Katholik aber wird einwenden: Qui bene distinguit, bene docet! was das mittelalterlich-feudalistische Autoritäts-Gebäude betrifft, so war es allerdings nicht die Unglaubens-Philosophen, die es zerstörten; aber als diese abgeleitete oder politische Autorität an's natürliche Sterben kam, da waren sie es, welche die Basis aller Autorität, die kirchliche Autorität, zu zerstörten, und von der neuen selbstherrlichen Staatsform abzutrennen trachteten; wie weit es ihnen bei einem großen Theile gerade bei den Angesehenen und Mächtigen in der Gesellschaft gelungen ist, das hat Herr Franz selbst am besten gesagt.

Wenn er der einzig noch existirenden „Autorität“, der katholisch-kirchlichen, einen Platz außerhalb der „heutigen Gesellschaft“ (wir wissen nicht, wo?) anweist, so ist es natürlich, daß das religiöse Moment überhaupt nicht im Betracht zur Heilung der „Staatskrankheit“ beigezogen wird. Wir wissen aber von diesem gefährlichen Uebel bis jetzt noch nicht mehr, als daß ihm Autoritäts-Mangel zu Grunde liegt. Nehmen wir also, was Herr Franz weiter, und zwar wieder Entschuldigendes, über die Natur der „Staatskrankheit“ vorbringt. Wenn er die moderne Gestaltung der Dinge überblickt, so findet er, daß durch alle einzelnen Erscheinungen ein Grundzug hindurchgehe: die Auflösung des alten complexen Zusammenhangs nämlich in den Menschen wie in den

Dingen, im freien Individuum und dem individuellen die neuen Lebensformen verharren in egoistischer Isolirtheit, daß sie gegen die größten politischen Katastrophen gleichgültig bleiben können; man geht ruhig seinen Götzen nach, während die Revolution in der nächsten Zeit ihre blutigsten Schlachten schlägt; Republik oder Monarchie kümmern sie alle Verfassungsformen. Es gibt eben ein Privatrecht, das außer aller Verbindung mit der Staatsverfassung steht, und zwar seitdem aus der landesherrlichen Gewalt eine Staatsgewalt geworden ist. Staatsrecht und Privatrecht sind jetzt getrennt, ein tatsächlicher Riß, den die staatswissenschaftliche Theorie zu fitten vermag. Das ist die nothwendige Incarnation des neuen Freiheitsbewußtseins. Mit diesem ist wieder nothwendig das Gleichheitsbewußtsein verknüpft; die Egalitäts-Tendenzen des modernen Lebens unverkennbar und so allgemein, daß auch der ausgesprochene Reactionär ihnen sich nicht entziehen kann; sie sind die Entwicklung des modernen Lebens selbst, seitdem die alte Naturalwirthschaft in die jetzige Geldwirthschaft, die alte Lehnspflichtigkeit in allgemeine Beweglichkeit übergegangen. Die Massenbewegung unserer Tage macht das Egalitäts-Streben unvermeidlich; Gesetzgebung, Industrie, der Verkehr, das gesammte Leben folgt dem Zuge. Alle egalisieren sich, z. B. in Kleidung und Wohnung; wir sind nur ein Menschenalter zurück, so sehen wir, wie noch die ganze Hierarchie der Stände selbst in den veränderten Methoden des Reisens ausbrüht; Eisenbahnen, Dampfschiffe aber egalisieren! Die Egalitäts-Tendenz beobachtet sich nebenbei die größten Ungleichheiten in Besitz, Bildung und Macht finden, ja obwohl diese Ungleichheiten vielfach sogar sich steigern. Dieß sind aber individuelle Ungleichheiten, nicht Ungleichheiten der allgemeinen Form, eben darin liegt das Entscheidende, daß die allgemeinen Formen sich egalisieren. Vom Bettler zum Millionär ist

großer Abstand, ohne Zweifel ein größerer, als zwisch-
 ■ Bauern und dem Edelmann; aber gleichwohl war
 mann ehemals eine Autorität für den Bauer, wäh-
 re der Millionär keine Autorität für den Bettler ist,
 de in denselben Formen auftreten.

er Franz kommt endlich zum Ziele seiner Beweis-
 : das Autoritäts-Princip ist gefallen, und auf allen
 Gebieten eine nach Nivellirung aller Gesellschafts-
 sse strebende Entwicklung unverkennbar, wir könnten
 die Auflösung der Gesellschaft in ihre Atome ist im
 Vom alten Baue sind bloß noch die Gipfel, die —
 dien vorhanden, und bilden inmitten der socialen
 ng allein noch einen, wenn auch nur passiven Cons-
 ens-Punkt. In — der Form nach — dynastischen
 hat doch das dynastische Princip der Sache nach
 Boden, keine Macht mehr; sie befinden sich also in
 sanern Disharmonie, und diese ist eben die
 krankheit, welche alle Staaten des germanisch-
 schen Europa's ergriffen hat.

omit steht nun Herr Franz vor der gefährlichen Klippe,
 alle unsere Staatsärzte zu scheitern pflegen, und wir
 nicht sagen, daß er sein Schifflein unzerschellt hin-
 bracht hätte. Die Diagnose hat die Krankheit in ihr-
 ften Sitze erkannt; es handelt sich bloß noch um eine
 rett, um Heilmittel, ihr abzuhelpen. Da geräth aber
 pedition in's Stocken. Mein politischen Staatsärzten
 k Methode nicht anstehen, welche gewisse Leute unbef-
 anrathen. Die ursprüngliche Autorität — sagen sie —
 h eigenem Geständnisse des Herrn Franz, ja noch
 ken und wird auch bleiben, bis an's Ende der Welt;
 ht der Feudalismus an sich, der sich selbst vielmehr oft
 zu verschlingen drohte, hat in der alten Ordnung Für-
 b Völker zusammengeknüpft; es bedarf auch jetzt nur
 Biederanererkennung von Oben und von Unten, und

die abgeleitete oder politische Autorität ist wieder da, sei die neue sociale Ordnung geartet, wie immer sie wolle. „Wir sollen also katholisch werden!“ — wird man sagen. — uns vielleicht verlachen, als redeten wir irre. Wer sich nicht in unsere Anschauung von der unmittelbar göttlichen Einsetzung der Kirche hineinfinden kann, muß uns über unselbstbar für Narren halten. Glaubst er uns nicht, mag er an aller Besserung verzweifeln, wie wir daran zweifeln müßten, wenn wir den Glauben nicht hätten.

Herr Franz schärft den Autoritäts-Politikern ein: nicht durch speculative und dogmatische Systeme, noch durch geist- und Militär-Gewalt, noch durch die schematischen Combinationen des Constitutionalismus — sei die „Staatskranke“ zu heilen, und das „sociale Band“ herzustellen, welches finden die Lebensfrage für die sonst unhaltbaren Zustände der dynastischen Staaten sei, das „sociale Band“, welches die Dynastien mit der Nation wieder zu einem Ganzen knüpfen könne, wie es einst das sociale Gefüge der ersten Weltordnung gethan. Damit sind wir von ganzem Herzen einverstanden! auch bezüglich der „speculativen und dogmatischen Systeme“ — denn wir meinen nicht solche, sondern den göttlichen Geist in der Einen wahren Kirche, welcher Heilung bringen solle. Von den Gegenvorschlägen, welche Herr Franz den Autoritäts-Politikern zur Herstellung des benötigten „socialen Bandes“ macht, können wir nicht mehr hoffen, als von den Heilmitteln der rückwärtigen Reaction, wenn jene absolut und unbedingt zum Ziele führen sollen. Unter der Bedingung freilich, daß Autorität aus der ursprünglichen Autorität dazu komme, wären so Vorschläge meistens ganz vernünftig. So meint es Herr Franz nicht. Die Autorität, das Höhere und Geistige, ist ihm für die Gesellschaft unwiederbringlich verloren; sein Princip ist demnach das der Utilität; er hat mit der neuen Welt in Materie unter und aus der

er will er das rettende Band zwischen den Dynastien der modernen Gesellschaft weben; wegen materieller Nützlichkeit und Nützlichkeit soll der rebellisch gewordene Staat unterwürfig seyn, nachdem die göttliche Autorität abgelehnt ist.

Bei solcher nur materiellen Anschauung kann auch freilich Autorität gar nicht bestehen, wie die Kirche als ursprüngliche Autorität sie aufstellt, indem sie aus göttlicher Macht predigt: Seid euern Herren unterthan! Und es ist richtige Consequenz, daß Herr Franz sofort seine Autoritäts-Politiker hart anläßt, wie folgt: „Durchaus falsch ist es, wenn die reactionäre Philosophie die Revolution aus dem Willen von Gott erklären will, und die Revolution mit dem Götze identificirt, was außerdem dem Gefühle aller widerspricht; bequem freilich mag es seyn, durch den Schein der Gottlosigkeit eine geschichtliche Bewegung mit Worten abzuurtheilen; allein es wird damit nichts erreicht. Ja, nachdem einmal die ursprüngliche Autorität verloren ist, bedarf es gar nicht der Consequenz jenes materialistischen Princips zu der Behauptung: die Revolution hänge mit der Irreligiosität überhaupt nicht zusammen, wie Herr Franz sagt. Denn was ist „Religiosität“? Wem ist sie abzuwehren? Herr Franz ahnt daher: es möchten in nächster Zukunft „religiöse“ Sekten für den Communismus auftreten. Ihnen durchaus nicht vorzuwerfen wäre, daß etwa „ihr Glaube der Atheismus“ sei. Allerdings: sie werden sich sogar auf dieselbe Weise wieder auf die — Bibel berufen, aber gewiß nicht auf die Kirche.

Wie wie gesagt, seinen Autoritäts-Politikern gegenüber und von seinem religiösen Standpunkte aus hat Herr Franz das Mögliche gethan, um Mittel und Wege zur Herstellung des rettenden „socialen Bandes“ zwischen den Dynastien und der von ihnen losgetrennten modernen Gesellschaft zu finden. Er gibt in diesem Büchlein zwar erst

einem Theil, seinen Rathschläge zum Besten; es ist aber dem genug, und kopfschüttelnd auch über seine verzweigten Anstrengungen zucken zu lassen. Nur das Eine will ihm hier noch bemerklich machen: Louis Napoleon das bewunderte Vorbild des Herrn Franz, hat von seiner politischen Restauration die Kirche nichts weniger als ausgeschlossen, und er würde in den folgenden Vorschlägen abzu- und unbedingte Heilmittel selbst nicht erkennen, die dazu gehört nothwendig protestantische Anschauung. Es auch im Grunde vor Allem die Alterirung dieser protestantischen Anschauung durch katholische Vorstellungen, was, wie wir gesehen haben, Herr Franz seinen Autoritäts-Politikern zu Vorwürfe macht, indem er wider Willen für die Kirche Zeugniß gibt.

Die Dynastien — sagt er — stehen in keiner Lebensgemeinschaft mehr mit der Nation, sondern isolirt, und laufen in dieser Isolirung Gefahr, in sich selbst abzustorben. Man sollte meinen, die Monarchisten müßten das einsehen: sie von ihrem „monarchischen Princip“ reden, das doch ein Schemen und Schatten ist. Was hat auch all die Schreien, Lehren und Predigen der Restaurationsphilosophie seit sechzig Jahren geholt? Gewiß — nichts! Denn diese Leute bildeten sich ein, die Revolution komme nur von gewissen Irrlehren her, während sie doch auf einem realen Proceß beruht, und also das dynastische Princip unvermeidlich verloren ist, wenn es nicht in sich selbst eine reale Umbildung erfährt. Die Aufgabe ist, daß die Dynastien sich selbst regeneriren, indem sie in die Elemente der modernen Gesellschaft eingehe (mit Einem Worte: sich ebenfalls „egalisiren“). Zur Warnung, zur Lehre, zum Muster dient Frankreich mit Louis Napoleon. Die Stellung des Präsidenten ist sehr fest (was wir freilich von jeher bezweifeln und bei den sich täglich mehrenden Berichten über bedeutende Währungen von überwiegend republikanischen

lung vielleicht bald auch Herr Franz selbst bezweifeln wird).
Warum sehr fest, selbst unter diesen Verhältnissen? Weil er
sein System auf die wirklichen Zustände Frankreichs basset,
während die Parteien nur ihre Doktrinen im Auge haben,
und zwar die Doktrinen der Romantiker (Legitimisten), der
Philister (Orleanisten), der politischen Metaphysiker (Republi-
kaner); weil er persönlich handelnd hervortritt, wie es das
Volk verlangt; weil er in die Bedürfnisse der Gesellschaft
eingeht, sich persönlich mit den betreffenden Fragen beschäf-
tigt und man ihm zutraut, daß er hier etwas leisten werde.

Es ist gewiß viel Wahres an dieser Ausführung. Wenn
aber das schon „in die Elemente der neuen Gesellschaft ein-
gehen“ hieße, warum gerade und bloß Frankreich und Louis
Napoleon als Muster aufstellen? Wir wenigstens dachten
habe unwillkürlich an den jugendlichen Kaiser Franz Jo-
seph von Oesterreich. Er steht freilich „sehr fest“; denn
er hat noch dazu die Autorität für sich. Man hofft auch
gewiß nicht umsonst, daß Herr Franz nicht minder bei dem
Folgeren divinatorisch von Oesterreich rede. Frankreich —
fährt er nämlich fort — ist uns bis heute noch überlegen,
weil es sich auf die modernen Lebens Elemente stützt, während
wir fortwährend von Restaurations-Ideen geplagt werden,
die unfähig etwas zu schaffen, doch gleichwohl stark genug
sind, um die moderne Entwicklung zu lähmen, überall Con-
sulte hervorzurufen, und die ganze Stimmung der Gesell-
schaft zu verbittern. Die Stärkung der Regierungsgewalt ist
nicht identisch mit der Befestigung des Thrones; jene hat
vielmehr in Frankreich diesen unmöglich gemacht. Gäbe es
dort selbständige Gemeinden, Kantone, Bezirke, Provinzen,
trotz welcher lokale und communale Autonomie, so würden
alle diese autonomen Organisationen in dem Throne die
Grenze ihres Rechtes erblicken und daher den Thron selbst
plagen. Die Regierungsgewalt wäre dann schwächer, weil
sie in gewisse Sphären gar nicht eindringen könnte, aber der

Thron stünde fester, und in Frankreich wäre ein Königthum möglich, während — hätte Herr Franz befehlen sollen: Louis Napoleon jetzt jene natürliche Stütze dadurch zu sehen suchen muß, daß er einen möglichst großen Theil des französischen Volkes in Civil-Uniform steckt.

Uebrigens gewiß sehr vernünftige Vorschläge für die Beherrschung großer Reiche in unsern politisch so armseligen Tagen, ausgesetzt jedoch immer die — Autorität! Diese ist eben unwiederbringlich verloren! — sagt Herr Franz, darum ist er mit jenen Vorschlägen noch keineswegs fertig. Wir könnten ihn durch ein argumentum ad hominem widerlegen und auf das verweisen, was diese Blätter jüngst über den Kaiserzug Seiner apostolischen Majestät von Deutschland erzählt haben! Wir wollen aber doch lieber hören, was Herr Franz die angeblich ganz und gar verlorne Autorität zu ersetzen gedenkt; es ist dieß das beste Mittel, um das Glaubens an die Autorität und an ihre reale Existenz zu alle Zeit, wenn auch nicht für alle Arten von Staatsregierungen, recht froh zu werden. Wie soll also das neue „sozialistische Band“ zum Ersatz der Autorität, die „reale Umbildung“ der Dynastien, ihr „Eingehen in die Elemente der modernen Gesellschaft“ zu Stande kommen? Man könnte die Vorschläge des Herrn Franz sehr kurz fassen, und zwar als: „Der Dynaste muß sich mit Einem Worte nützlich machen: er muß die glänzendste Partie für einen allgemeinen Convent heirathslustiger Staatsbürgerinnen, der erste Handelsmann, der erste Bauer u. s. w. im Staate seyn.“ Wir stehen nicht! Herr Franz verlangt nämlich: zum Ersten Reformen in der zu üppigen Hoflebens und Begräbnung der Ebenbürtigkeit Gesetze, schon aus physischen Rücksichten, dann aber, weil die Continuität des Blutes in einer Nation erhalten und die Isolirung der Dynastien schon wesentlich gemindert werden. Ferner: die Monarchen sollen persönliche und nationale Aktivität und Führerschaft äußern, z. B. ihre Prinzen groß

überseelischen Rohmaterialien gründen lassen; sie sollen Banken und besonders eine große deutsche Färbenbank aus eigenen Mitteln anlegen und die Juden zu überflügeln suchen, zumal da Geld nun die reale Macht ist; überhaupt gemeinsame deutschen Unternehmungen, deutsche Akademien, deutsche, den territorialen Schranken überhobene Universitäten, volkstümliche Kunst, nationale Feste bevorzugen; sie müssen von Rechtswegen selbst die ersten Rational-Ökonomen seyn, weil sie nur dann die socialen Fragen verstehen und lösen können, müssen selbst wirtschaften, nicht sowohl um zu erwerben, als um sich dadurch mit dem Rationalleben zu vereinigen.

So also glaubt Herr Franz die mangelnde Autorität ersetzen zu können; so sollen die Höfe, da die Romantik (d. i. die Legitimitäts-Glaube) die Dynastien zu Grunde richte, auch ein Stützpunkt der Romantik zu seyn, vielmehr ein Stützpunkt der socialen Reform seyn, wenn die republikanischen Ideen wie die constitutionellen Prätenstionen endlich verschwinden sollen; denn selbstverständlich ist Herr Franz — ist conservativ. Gewiß aber haben wir mit Recht gesagt: gedenke das neue „sociale Band“ aus purer — Material zu weben! Er folgt darin nur dem allgemeinen Zuge der Zeit; die Sachen fangen bereits an, mehr zu gelten als die Personen. Ob der Strom, mit dem sie schwimmen sollen, nicht endlich die Dynastien selbst begraben muß, wenn nicht etwas Anderes, das nicht der Strom ist, sie über dem Wasser erhält — das geben wir Herrn Franz zu bedenken. Er kann freilich von seinem Standpunkte aus — eine erhaltende Macht nicht finden. Wir Katholiken dagegen haben leichte Mühe mit unserm Conservatismus. Wir wissen, daß die rückwärtende Reaction nicht weniger an Utopien leidet, als die Revolution; uns vermögen alle Errungenschaften des menschlichen Geistes und alle socialen Veränderungen, welche sie herbeiführen können, nicht zu erschre-

den; wenn auch die Eisenbahnen über das Meer, die Schiffe durch die Luft, die Aeronauten über alle Pläne die Telegraphen bis zum letzten Fixsterne gingen, so schließlich doch nicht weiter als bis in's — Grab. — nur Eine Anstalt auf Erden, die noch weiter reicht. uns der Urquell aller Autorität, und ihn suchen wir gemeinern Fluß zu bringen. Was an politischen Gingen dennoch nicht zu halten ist, das lassen wir getrost denn wir wissen, daß jene ursprüngliche Autorität wüßlich ist, und es deshalb nie an Gesellschaftsformen wird, welchen sie sich anzupassen vermag. Für ein res haben wir die Verheißung der Dauer nicht. Wir arbeiten daher in politischen Fragen voller Hoffnung an ewigen Gebote jener Autorität, auf die Gefahr hin verstanden und als „Romantiker“ abgeurtheilt zu werden und halten zum Schlusse von den Vorschlägen des Franz: „Das Alles mag gut seyn, aber Eines ist — wendig.“

XXX.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Dritter Artikel.

Entstehung und Regierung der Welt.

Den Glauben an einen heiligen, allmächtigen Gott an eine Schöpfung der Welt durch einen Act des göttlichen Willens darf man in der griechischen Religion nicht fehlen. Aber man muß sich auch hüten, den Glauben des griechischen Volkes unter eine der uns geläufigen Kategorien von Pantheismus, Synlogismus, Materialismus bringen zu wollen. Die erste Bedingung für Jeden, der die religiöse Weltanschauung der Griechen verstehen will, ist die, daß er sich in eine Vorstellungsweise zu versetzen wisse, in welcher die Abstraction von Geist und Materie, von organischen und unorganischen Wesen noch nicht vollzogen ist, in welcher vielmehr alles Seyn unter dem unklar gefaßten Begriff einer menschenähnlichen Persönlichkeit, alles Werden unter dem Bild der Zeugung dargestellt wird.

Vergleichen wir die betreffenden Mythen, wie sie sich bei Homer, Hesiod und den folgenden Dichtern finden, so

tritt uns überall der Grundgedanke entgegen: die I
sammt den das Geschick derselben beherrschenden M
das Ergebniß eines langen Entwicklungsprocesses, d
net worden durch die Liebe, und in welchem sich st
das Vollkommnere aus dem Unvollkommneren unter
und Streit herausgebildet hat. — Aber dieß war
chanischer Proceß, keine Evolution der Art, daß sich
chaotischen Naturleben erst nach und nach Organis
porgehoben hätten, in denen geistige Kraft sich re
endlich im Menschen dieselbe in höchster Potenz e
und zum Selbstbewußtseyn gelangt wäre; sondern
eine Reihe von Zeugungen, in welcher zwar eine
rung, eine von Generation zu Generation erfolgte
rung der Individualität, statt fand, von welcher jede
Persönlichkeiten, Wesen mit Willen und Selbstbe
begabt, den Anfang machten. Das Interessanteste u
genreichste dabei ist, daß diese Weltanschauung ga
theistisch beginnt, aber durch eine eigenthümliche I
den Pantheismus verläßt und sich zu einer vollst
Trennung von Gottheit und Welt erhebt. Zuerst
nämlich die nach und nach entstehenden Theile der I
werdende Götter aufgefaßt, und Kosmogonie und I
fallen in Eins zusammen; nachdem aber das Welt
das Daseyn eingetreten ist, entsteht noch eine Re
Wesen, die nicht, wie ihre Ahnen, Theile der W
dern die Herren derselben sind, und die, über die
ken der Naturbedingtheit erhoben, das höchste Ibe
stümlich-geistigen Existenz in Bezug auf Genuß un
Denken und Wollen zur Erscheinung bringen.'

Ohne hier auf die Frage einzugehen, ob jene
rung des Gottesbegriffs in der geschichtlichen Ent
der griechischen Religion ihren Grund gehabt, und
Fortschritt von einer pantheistischen Naturreligion z
ethischen Polytheismus Hand in Hand gegangen se

Wir uns zu Homer und Hesiod, um die nach ihren allgemeinsten Zügen charakterisirte Weltanschauung etwas genauer kennen zu lernen.

In den Gedichten des Homer finden wir nur gelegentliche Andeutungen über die Entstehung der Welt. Folgendes dürfte die Summe davon seyn. Okeanos und Tethys (das Wasser als Princip der Bewegung und Ernährung) sind die Urwesen; die Götter und die gesammte Welt sind aus sie, oder vielmehr aus ihnen zum Lichte gelangt. Im ersten Rang unter ihren Nachkommen nehmen die Titanen ein, und die vornehmsten und mächtigsten von diesen Kronos und Rhea (Vollendung und Werden); Kronos leitet den Ausbau des Weltganzen und wird Vater eines Geschlechts von allen früheren verschiedenen Göttergeschlechtes. Zeus, den Zeus, Kronos' ältesten Sohn an der Spitze, führt mit Kronos und den übrigen Titanen einen gewaltigen Kampf um die Herrschaft der Welt, Zeus geht als Sieger daraus hervor und wirft den Kronos mitjammt allen Titanen, die ihm als Feinde gegenüber getreten waren, in den Tartaros; da, tief unter der Erde, werden sie in strengster Gewahrsam gehalten, sie leben zwar fort, aber ohne auf den Gang der Welt irgendwie Einfluß auszuüben, und werden nicht weiter erwähnt, als wenn Zeus sie als abschreckendes Beispiel hinstellt, oder wenn die Götter einen neuen Eid schwören wollen. Als jene Katastrophe eintrat, war Here noch ein kleines Kind, sie wurde von ihrer Mutter Rhea den Großältern Okeanos und Tethys übergeben, welche schon damals am Ende der Erde einen Palast besaßen und von den welterschütternden Kämpfen nicht betroffen wurden, sowie sie auch auf dieselben keinerlei Wirkung ausübten. Sie erzogen ihre Enkelin Here, und diese machte Anstalt, zu ihnen zurückzukehren, um sie mit Hülfe des Hades der Aphrodite zu versöhnen; denn sie lebten schon lange in Zwietracht und enthielten sich der Umarmung, d. h.

sie hatten aufgehört, schöpferisch thätig zu seyn, nach Grundanschauung, daß die Liebe die Quelle des Lebens göttliche Schöpfertrieb sei. Okeanos, der Vater des All in der Welt, wie sie unter Zeus besteht, nichts als ein: dieser Welt, und zwar ein von dem Mittelpunkt des All äußerst entfernter; er ist der „tieferregende“ Meeresfließ welcher die Erde im Kreise umfließt, und dem Zeus gegenüber ignorirt Homer ganz, daß er dem Okeanos die Entstehung der Welt zugeschrieben; denn nun ist ihm Zeus Vater der Götter und Menschen, Okeanos nur noch Vater untergeordneter Elementargottheiten, nämlich der Wassergötter, und selbst in dieser Sphäre wird er von Zeus betrachtet, da die Göttinnen der Quellen und sogar ein Quellgott, Kanthos, den Zeus und nicht den Okeanos als Vater erkennen.

Dem homerischen Bewußtseyn ist der Zustand der Welt vor Zeus ein ganz im Werden begriffener, und ist in die fernste Vergangenheit hinaus gerückt. Der Sieg über die Titanen ist schon in unvordenklicher Zeit erfolgt, wie eine halbverklungene Sage wird der Periode geworfen, wo die Herrschaft des Zeus noch nicht ganz befestigt und gegen revolutionäre Angriffe geschützt werden muß. Also ist Zeus die höchste Potenz der weltlichen Entwicklung und als solche von Göttern und Menschen anerkannt; hat zwar seinen besonderen Wohnort im Weltganzen, er bildet nicht mehr, wie die früheren Götter, einen Bestandtheil der sichtbaren Welt, er ist vielmehr eine vollkommen freie, plastisch ausgeprägte Persönlichkeit, der Begründer und Lenker einer sittlichen Weltordnung. Diese aufrecht zu erhalten, hat er den übrigen Göttern einen bestimmten Wirkungskreis unter seiner Oberhoheit angewiesen, und Götter, welche irgendwie einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des Lebens ausüben, sind ihm dem Wesen nach untergeordnet, nicht qualitativ, sondern quantitativ von ihm ver-

sie bilden nicht bloß sein Gefolge, sondern auch seine Mütter, und sind demnach seine Geschwister, oder Gattinen, Kinder, oder in entfernterem Grade Verwandte. In diesem Verband sind auch manche der Titanen aufgenommen haben eine Potenzirung ihres Wesens erfahren, z. B. Leto, in der frühern Weltperiode die Göttin des Rases, ist als Gattin des Zeus zugleich seine Beisitzerin in der olympischen Götterversammlung und die Patronin des Rechts und der staatlichen Ordnung auf Erden.

Diesem Geschlechte von Göttern mit freier Persönlichkeit und bestimmtester Individualität stellt dann Homer die der Natur verwachsenen, nur in unklarer Personification faßten Elementargötter als eine eigene, niedere Götterart entgegen, und leitet geradezu jene von Zeus, diese von Poseidon ab. Die Verschiedenheit beider Götterarten in Bezug auf Wesenheit und Machtvollkommenheit, die Freiheit der einen und die Naturgebundenheit, die elementare Abhängigkeit der andern, damit aber auch zugleich das Leben der Natur als das stetige Resultat göttlicher Kraft und göttlichen Wirkens ist trefflich geschildert in dem bekannten Kampfe des Achilles und des Ekamandros.

In den hesiodischen Dichtungen ist wesentlich dieselbe Anschauung ausgesprochen; die Abweichungen sind wenig der Art, daß sie mehr die Form, als die Sache selbst betreffen. Aber was Homer gelegentlich und mit naivster Einfachheit vorbringt, das finden wir bei Hesiod, namentlich in der Theogonie, systematisch behandelt, und es trägt mehr den Gepräge der Speculation, als des einfachen Volksglaubens. Da wird als Anfang der Welt und Urgrund alles das ein ganz Unbestimmtes, Gestaltloses genannt — Chaos. Aus diesem erheben sich dann erst auf nicht näher bezeichnete Weise göttliche Wesen, die wie die ersten Generationen bei Homer Theile und Potenzen des Weltganzes sind, dargestellt in der Form menschenähnlicher Persönlich-

keit, nämlich Gāa und Eros. Gāa, von Eros befruchtet, wird nun eigentliche Urmutter alles dessen, was die räumlich erfüllt und geistig beherrscht; abgesondert von ihr geht unmittelbar aus dem Chaos nur noch eine Reihe Wesen hervor, welche die Nachtseiten des natürlichen sittlichen Lebens repräsentiren: die Nacht, die Finsterniß, Tod, das Elend, die Falschheit, der Streit, die Aufrerren und andere der Art. Dagegen bringt Gāa den Kosmos und Pontos und die Gebirge hervor, und als Gattin des Uranos (wo dann Uranos und Gāa dieselbe Stelle einnehmen, wie bei Homer Okeanos und Tethys): die Titanen, ferner die Cyclopen und Tritonen (Gewitter und Orkane); als Gattin des Pontos gebar sie Wesen wie Thaumas, Phorkys, Korymbos (die Reize und Wunder des Meeres) und wurde die Urmutter eines ganz eigenthümlichen, gespensterhaft und schauerlichen Geschlechtes, zu welchem die Gorgonen, Harpyien, Kerberos, Echidna, Chimäre gehören, und in welchem gleichsam ein dämonischer Spud mit der luxurirenden Schöpfungskraft der Natur wetteifert, um abenteuerliche, phantastische Gestalten hervorzuzaubern; mit diesen verwandt ist Typhoeus (Personification der feuerspeienden Berge und der heftigen Winde in Gestalt eines bösen, unheilvollen Dämons). In den Gāa später, erst nach dem Sturze der Titanen, in's Daseyn setzte, und welchen Zeus nach hartem Kampfe nur dadurch bändigen konnte, daß er einen ganzen Stein auf ihn warf.

Aber unter der gesammten Nachkommenschaft der Titanen war am bedeutendsten das Geschlecht der Titanen — männliche und sechs weibliche Wesen, in denen die Kräfte und die Vorstufen aller künftigen Bildungen personificirt sind, und durch welche der Uebergang zu Gottheit mit freier, plastischer Persönlichkeit vermittelt wird. Der erste ist Okeanos, der jüngste Kronos, d. h. das 4

Die Bewegung eröffnet einen Proceß, in welchem alle Kräfte thätig, alle Stoffe mit einander in Berührung gebracht werden, und der jüngste der Titanen (die Zeit?) vollendet den Proceß. Der Verlauf desselben stellt den Fortschritt von den allgemeinsten Principien des Seyns zum endlichen Aufbau des Weltganzen, namentlich des gestirnten Himmels, und einer festen, gesetzmäßigen Ordnung alles natürlichen Lebens. Um diesen Zustand der Welt herbeizuführen, stürzte und entthronte Kronos den Uranos, der die Erzeugnisse seiner üppigen Productionskraft selbst vernichtete und die gesetzmäßige Entwicklung unmöglich machte. Aber Kronos ging sofort über sich selbst hinaus, indem er Kinder erzeugte, die ihrer Natur und Wesenheit nach alles, was bis zu seinem Daseyn getreten war, weit übertrafen. Vergebens suchte er die Gefahr, die ihm von diesen drohte, abzuwenden. Seine Gattin Rhea täuschte ihn, als er den jüngsten zu verschlingen wollte. Dieser, Zeus, nöthigte ihn dann, die verschlungenen Kinder herauszugeben, begann, mit seinen Brüdern und einiger Gottheiten früherer Generationen einen furchtbaren Kampf mit Kronos und den übrigen Titanen, errang den Sieg und stieß die Ueberwundenen in Tartaros hinunter. Nun ist Zeus Herr des Weltalls, er begründet auf dem Boden der ihm überlieferten natürlichen Welt eine geistige und sittliche, ein Reich der Freiheit, das dem der Naturnothwendigkeit.

Während bis dahin die hesiodische Theogonie zugleich Kosmogonie und Theogonie enthielt, wird sie nun ausschließliche Theogonie; denn die Kroniden und deren Nachkommen sind keine Persönlichkeiten, nicht mehr Personificationen von Theiletheilen der Welt. Zeus, der Herrscher des Ganzen, hat als Spender des Lebens seinen speciellen Sitz in der oberen Luftregion, von woher Licht und Feuchtigkeith, die Bedingungen alles Werdens und Wachsens auf Erden; im Gegensatz zu ihm bildet der finstere Hades, der unter

der Erde thront und neidisch alles Lebendige in sein düß Schattenreich hinabzieht; zwischen beiden steht Poseidon der Herr des Meeres, der den Sturm und das Erdbeben seiner Gewalt hat, und den Menschen vergönnt, das ! durch Schiffahrt sich nutzbar zu machen. Die drei Söhne sind vorherrschend Repräsentantinnen des sittlichen Lebens: Hestia repräsentirt die Gemeinschaft des Staates, Familie, der Religion, Demeter die mütterliche Fruchtbarkeit und Liebe, Hera die Würde der legitimen Gattin.

Zeus vertheilte nach erkämpftem Siege die Welt ! die Götter, und wies Jedem einen bestimmten Wirkungskreis an, damit sie ihm in der Regierung der Welt behülflich ! Um die nöthige Anzahl solcher Gehülfen zu erhalten, ziel einige von den früheren Gottheiten in seine Sphäre ab und abelt gleichsam ihr Wesen durch die eheliche Verbindung. Dieß geschieht namentlich, wie auch bei Homer, mit Themis, und die Kinder, welche diese hervorbringt, sind den deutlich genug, daß sie selbst zu einem höheren ! emporgehoben worden; es sind nämlich die Horen und Moiren. Jene wie diese werden von Hesiod mit ähnlichen Worten als die Ordnerinnen des menschlichen Lebens bezeichnet, und von ersteren verkündet unzweifelhaft schon vom Dichter angegebenen Namen: — Dike, Eunomia, Eirene (Recht, Ordnung, Friede), daß er sie nicht, Homer, bloß als die Lenkerinnen des regelmäßigen Ablaufs, sondern vielmehr als die Schützerinnen der höchsten sittlichen Geseze und der Lebensformen, in welchen diese Geltung kommen, betrachtete.

Ähnlicher Natur sind auch die übrigen Söhne und Töchter des Zeus. Sie participiren alle an der höheren ! des Vaters, und sind Wesen, welche nach sittlichen und nützlichen Motiven handeln; die meisten sind auch vorwiegend oder ausschließlich im Reiche des Geistes thätig, Apollon und die Musen.

Diese Götter nun waren es, denen Tempel erbaut, Opfer dargebracht, Feste gefeiert wurden; denn wenn sie nicht als die Schöpfer der Welt betrachtet wurden, so ließ dem Glauben, daß sie die Welt regierten, Alles in Natur und Menschenleben nach ihrem Willen, ihrer Leitung und steten Mitwirkung geschehe, keinen Raum. Eben so wenig waren die Griechen durch den Glauben, daß Menschen und Götter derselben Abstammung seien, daran verhindert, das Wesen der Götter in eine über menschliche Natur unendlich erhabene Sphäre zu erheben, mit größter Ehrfurcht zu ihnen emporzublicken, mit größter Hingebung sich ihnen unterzuordnen. Dafür zeugen die gottesdienstlichen Gebräuche, die Mythen und die Dichtungen der Dichter in einer Weise, daß es völlig unbeschreiblich ist, wie man den Griechen das Gefühl der Demuth gegen die Götter und dafür als Grund hat angeben können, daß der griechische Mensch die Fülle des Göttlichen in sich empfangen schien. So fügt Pindar dem Satz: „die Götter und Menschen sind einer Mutter entsproßt“, sogleich die Bemerkung hinzu: „aber eine unübersteigliche Kluft trennt beide, die Götter sind ein Nichts, jene dagegen unvergänglich wie der Himmel.“ Und ebenso zieht schon Homer zwischen Gott und Mensch eine scharfe Gränze. Ihm sind die Götter unsterblich, nie alternd, selig, über alle Noth und Sorgen der Creatürlichkeit erhaben, „sie können Alles und schaffen Alles“; dagegen bezeichnet er die Menschen als Sterbliche, die hinwelken wie das Gras und unter steten Anstrengungen ein mühseliges Daseyn fristen. Ihres Wesens Unterschiedes wohl bewußt, erklären die homerischen Götter mehr als einmal, es sei unter ihrer Würde, sich mit den Geschöpfe wegen wie die Menschen zu entzweien.

Daß diese strenge Sonderung des göttlichen und menschlichen Wesens und das Abhängigkeitsgefühl des letzteren von dem ersten überhaupt die Voraussetzung des griechischen

Glaubens und Gottesdienstes ausmacht, so erklärt es sich, daß die Griechen, trotz der unendlichen Vielheit der Götter, so klar und deutlich vorschwebte, als der Begriff einer aus unzähligen Individuen bestehenden Welt, wie in dem Polytheismus der Griechen die Idee einer allmächtigen Vorsehung, d. h. einer planmäßigen Weltregierung, nicht bloß eines willkürlichen und vereinzelter Einflüsse derer Potenzen auf Natur und menschliches Leben, war. Der Glaube an eine Vielheit göttlicher Wesen unzertrennlich mit der Grundanschauung der Griechen verbunden; denn sowie sie das gesammte Weltleben in jedem Moment und in jeder Sphäre als das unmittelbare göttliche Wirksamkeit auffaßten, und weit entfernt von Abstraction bloßer Naturgesetze und Naturkräfte immer überall concrete Persönlichkeiten als die treibenden Kräfte annahmen, mußte ihre Religion nothwendig polytheistisch und die Zahl ihrer Götter ebenso in's Unendliche gehen, wie die Erscheinungen, Richtungen und Repräsentanten des natürlichen und geistigen Lebens unendlich sind. Die Vielheit schloß die Einheit nicht aus; denn sie war nicht gedacht als die mechanische Verbindung widerstrebender und isolirter Atome, sondern als die organische Verbindung von Wesen derselben Art. Wie in der Natur die Fülle der Wesen und Gestalten sich nach Art und Maß zusammenschließt und so in unbestimmter Reihenfolge und Ordnung in der Einheit des Weltganzen aufgeht, so auch die Götter nach Abstammung und Eigenthümlichkeit classificirt und Alle der einen Idee der göttlichen Welt eingeordnet. Dazu kam aber noch, daß sie auch den nach eingetheilt waren, daß Einer über alle andern in Macht seiner Persönlichkeit erhaben, zugleich an Machtvollkommenheit unbestritten für den Ersten und Besten galt, und daß alle übrigen Götter mit und unter ihm

die ~~schon~~ ausgeprägte Form des monarchischen Staates verbunden waren.

Die der griechische Geist in allen Vorstellungen die größte Deutlichkeit und plastische Bestimmtheit erstrebte, so konnte er auch nicht mit einem vagen Bilde hinsichtlich der Beschreibung des Olymps begnügen, sondern stellte das Zusammenleben und Zusammenwirken der Götter als einen bestimmten Organismus dar, und wählte dafür die geschlossenste und prägnanteste Form, welche vernünftige Wesen mit einander vereinen kann, nämlich den Staat. Daß die Griechen ihrem Götterstaate die monarchische Form substituirt, erklärt Aristoteles folgendermaßen: „Die Griechen lassen die Götter allgemein deshalb von einem König beherrscht werden, weil sie selbst zum Theil noch jetzt, zum Theil in der Urzeit von Königen beherrscht wurden; denn wie die Menschen die Gestalten sich verhältnißten, so auch die Lebensverhältnisse der Götter.“ Wir können uns diese Erklärung gefallen lassen, nur dürfen wir darin nicht zugleich den Beleg finden wollen für die neuerdings ausgesprochene Ansicht: „das älteste mythologische Erkenn der Griechen sei ein politisch-ethisches,ersonnen von einem uralten König, der zugleich Priester war, und durch seine Gotteslehre den politischen Verein seines Staates selbst heiligte, indem er die Götter in gleichem Regiment organisiert seyn ließ, wie die Menschen, und ihre Wirksamkeit verugsweise zu einer politischen machte.“

Indeß hatte die Sache gewiß noch einen tieferen Grund, als den, daß die monarchische Staatsform in Griechenland anfangs die herrschende war, und auch in den spätern Zeiten nie ganz verschwand. Dieser lag in der alle andern überragenden Persönlichkeit des Zeus. Homer hat denselben schon in einer Weise geschildert, daß es unmöglich wäre, ihn

*) Bd. I, 1, 7.

mit den andern Göttern auf Einen Rang zu stellen; die folgende Zeit aber ist diesem monotheistischen Zuge gefolgt, in weit entfernt, mit der Republikanisirung und Demokratisirung der Staaten zugleich den Götterkönig abzusetzen und die Demokratie im Olymp einzuführen, hat man im Gegentheil das Wesen des Zeus immer mehr idealisirt, und seine Machtkommenheit immer mehr erweitert. Eine genauere Betrachtung zeigt übrigens auch bald, daß der Götterstaat von dem menschlichen schon in der ersten Anlage verschieden, daß jener diesem zwar analog, aber keineswegs gleich war. Zeus ist in Homer ein König im wahren Sinne des Wortes, ein König, der zugleich herrscht und regiert, legitim durch die Geburt *) und persönliche Ueberlegenheit; höher und gewaltiger thront er in seinem olympischen Palast, umgeben von den vornehmsten der übrigen Götter, seinen Geschwistern und Kindern; er versammelt dieselben um sich wie zu einer Staatsrathe, er theilt ihnen mit von seinen Plänen, so wie ihm beliebt, und nimmt von ihren Rathschlägen an, so wie ihm beliebt, und in außerordentlichen Fällen beruft er an die gesammte Götterschaar zu einer allgemeinen Versammlung um seinen Thron, nicht um die Weisheit souverainer Vollredner aus dem Geschlechte Silens oder Pans zu vernahmen, sondern um Allen die gemessensten, unverweigerlichen Befehle zu ertheilen. Wenn in all diesem der Götterstaat viele Analogien zu dem der Helden vor Troja bietet, so doch nicht zu verkennen, daß überall Zeus den Göttern gegenüber eine viel absolutere Stellung einnimmt, als Agamemnon gegenüber den Vornehmen und der Masse des Heeres. Dazu kommt, daß Zeus ja nicht bloß für den Lenker der Ordnung, sondern für den Begründer derselben gilt, daß er alle andern Götter erst in ihre Aemter eingesetzt hat.

*) Ilias 15, 204. Daburch wesentlich von Hesiod's Darstellung, nach welcher Zeus der jüngste ist unter seinen Geschwistern, verschieden.

und fortwährend die bestimmtesten Befehle an sie richtet, ja daß er selbst so oft in ihre Sphäre eingreift, daß dieselben vielfach nur als seine Stellvertreter, als die Vollstrecker seines Willens, die Momente und mittelbaren Aeußerungen seiner eigenen Thätigkeit erscheinen.

Und dieser Stellung entspricht sein Wesen. Er hat die Macht und den Willen, die von ihm gegründete Ordnung in der moralischen und natürlichen Welt aufrecht zu erhalten. In ihm hat sich die göttliche Natur in einer Fülle und Höhe ausgeprägt, wie in keinem andern Gotte. Seine Bräutigame haben es wohl einmal gewagt, ihn von seinem Throne zu stoßen, allein er hat ihr Unternehmen in einer Weise vereitelt, daß sie für immer von einem ähnlichen Unternehmen, ja schon von dem Versuch des Ungehorsams, abstehen. So schwer auch der Gehorsam manchmal dem Poseidon, dem Herrscharen Gott des Meeres, wird, so fügt er sich doch in das Unvermeidliche und rechtfertigt die Forderungen des Zeus selbst damit, daß diesem als dem Älteren und geistig wie körperlich Ueberlegenen die Oberherrschaft gebühre.

Jede seiner Aeußerungen kündigt Kraft und Hoheit an; er schleudert den Donner und Blitz, und die Erde erbebt, er winkt mit dem Haupte, und der Olymp zittert, und sein Wort gilt soviel, als ein Schwur der übrigen Götter. Unter seiner Leitung halten die Jahreszeiten ihren regelmäßigen Kreislauf, spendet die Natur alle Schätze, die der Lust und Nothdurst der Menschen dienen; er setzt die Könige ein und ordnet alle politische und sociale Verfassung; er ist der Hüter des Rechtes und der Wahrheit, der Rächer des Frevels, besonders des Meineids, er ist der Schirmherr der Verbannten und Bettler, der Hort aller Armen und Unglücklichen. Er thut durch Orakel und Zeichen seinen Willen kund, und warnt vor Sünde und Strafe; er liebt die guten Menschen, welche Gerechtigkeit und Wahrheit üben, die Götter fromm verehren, besonders aber die großen Heroen, die

Vorbilder aller Heldentugenden, die glorreichen Stützen Menschengeschlechts; er bestraft durch Zuspandungen von allerlei Uebel nicht nur die einzelnen Sünder, sondern se auch Sturm und Ueberschwemmung, Seuchen und I ärndten, Krieg und Zerstörung, um ganze Städte und I ter zu züchtigen.

Dabei ist die Art und Weise seines Wirkens wohl beachten. Niemals zeigt er sich den Menschen persönlich konnte doch selbst Semele seine übermächtige Erscheinung nicht ertragen — Alles, was er thut, geschieht entmittelbar durch die ihm untergebenen Götter, oder unmittelbar durch seinen Geist. So ist es z. B. „der Geist Zeus“, der den bewußtlos niedergesunkenen Hector wieder aufrichtet, und Apollon gibt ihm dann auf des Zeus Befehl seine volle Kraft und Streitlust wieder *). Hiermit ist ein schönes Zeugniß gegeben, wie in dem religiösen Bewußtseyn der Griechen die Idee lebte, daß das göttliche Wesen in seiner höchsten Potenz ein geistiges sei. Und aus erwächst uns eine weitere Erklärung, warum die griechische Religion polytheistisch war; das plastische Bedürfnis der Griechen nämlich verlangte eine Reihe von Zwischenstufen zwischen der Welt und ihrem Regenten, um indirect das Walten desselben zu veranschaulichen, da seine directen Beziehungen zur Welt der Sphäre sinnlicher Darstellung zogen waren.

Aus dem Gesagten dürfte sich ergeben, daß die Worte Monotheismus und Polytheismus an sich und weiter nichts die Prüfsteine sind, an denen wahre und falsche Religion sich leicht unterscheiden läßt; auch dürfte es Unbefangenen einleuchtend seyn, daß ein genialer Dichter ganz unrecht nicht hatte, als er die „Götter Griechenlands“

*) Ilias 15, 244.

Kosten der „reinen“ Lehre des rationalistischen Theismus
 mischte. Das specifisch Heidnische der griechischen Reli-
 gion bestand weniger in dem Glauben an viele göttliche
 Wesen, als darin, daß unter dieser Götterschaar viele wa-
 ren, die nicht sowohl der göttlichen, als vielmehr der crea-
 turen, ja dämonischen Wesenheit angehörten, und daß
 die edleren Göttergestalten, ja die erhabene Person des
 Himmels Gottes selbst, vielfach in diese niederen Regionen
 gezogen, und als die Träger und Urheber sehr ungött-
 licher Bestrebungen hingestellt wurden. Sehen wir genauer
 zu Homer das Leben im Staate der Olympier und den
 Verhältnissen der Götter und Menschen schildert, so finden wir die
 meisten Inconsequenzen: „die leichtlebenden, die seligen“ sind
 die Epitheta der olympischen Götter, aber bisweilen
 ist recht viel Zwiespalt, Jammer und Unseligkeit unter
 ihnen. Ebenso wird ihnen die höchste Macht und Intelligenz
 zugeschrieben, aber nicht selten klagen sie, von denen es doch
 heißt: „sie wissen Alles und sie können Alles“, daß sie be-
 trübt sind, daß sie gewaltthätig behandelt worden sind, und viel-
 leicht können sie, die sich doch bewegen „wie ein Gedanke“,
 Interessen nicht wahren, weil sie weit entfernt sind von
 Orten, wo sie verletzt werden. In gleicher Weise er-
 scheinen die Repräsentanten alles Guten und Schönen, die
 Hüter des Rechtes, die Wächter der Sittlichkeit gar oft mit
 menschlichen Schwächen, und hie und da selbst mit dämoni-
 scher Bosheit behaftet; sie huldigen ihren Begierden und Lei-
 sten, ertheilen Gutes und Böses nicht nach Verdienst,
 sondern nach Laune und Egoismus, sie verlocken den Men-
 schen Thorheiten und Schlechtigkeiten aus Neid und Scha-
 den. Und endlich erhebt sich aus dunkeltem Hinter-
 grund die finstere Gestalt oder vielmehr der gespensterhafte
 Faden des Schicksals, und macht den Glauben an gütige
 gerechte Vorsehung zu Schanden, denn von ihm geht
 Alles aus und mit unabwendbarer Nothwendigkeit Gutes

und Böses aus, und kein Gott kann dagegen helfen, Zeus selbst und alle Götter sind vielmehr seiner Gewalt unterworfen.

An Spuren solcher Verdüsterung des religiösen Bewußtseyns fehlt es auch nicht im Cultus der Griechen. dürfen wir über den Schattenseiten die Lichtseiten ganz übersehen? Sollen wir nicht vielmehr auf die Mahnung hören, die ersteren nicht als Regel, sondern als Ausnahme zu betrachten, als Inconsequenzen, die bei der Weltlage, in welcher die Griechen lebten, unvermeidlich waren? Und was hat die Geschichte des griechischen Cultus, der griechischen Mythologie und Poesie mit Aufmerksamkeit verfolgt, jene Mahnung vernommen zu haben? Unabweisbar drängt sich hier jedem Unbefangenen die Beobachtung auf, daß die intellectuelle, sittliche und religiöse Entwicklung der Griechen in schönster Harmonie erfolgte und immer schönere Fortschritte trieb, bis die natürliche Kraft des Volkes sich auslebte und ihrem Untergange entgegeneilte. Von Homer zu Hesiod, von Theognis und Alcäus zu Pindar, Aeschylus, Sophokles werden die Göttergestalten immer reiner und edler, tritt die Person des Zeus immer bedeutsamer und erhabener allen übrigen hervor; und in gleichem Maße, als der Begriff der Gottheit sich läutert, verklärt sich auch die Idee der göttlichen Vorsehung, und damit schwindet auch die Dissonanz zwischen dem freien göttlichen Walten und dem nothwendigen Gange des Schicksals: dieß tritt klar und bestimmt als das hervor, was es seiner Natur nach war und vom Anfange an seyn sollte, nämlich das allgemeine Gesetz der weltlichen Entwicklung, dem die Götter als entstandene und in dieser Entwicklung befindliche Wesen sich nicht entziehen konnten, mit dem sie aber mehr in Conflict kommen, sobald sie über subjective Begierde und Laune erhaben, die in der Natur der Dinge begründete Gesetze mit ihren eigenen Willensregungen identificiren.

Jedes Stück der großen Tragödie gibt den Beleg zu diesen Sätzen, mag man nun die Idee derselben und den Verlauf der Handlung im Großen, oder die Kernsprüche betrachten, in denen die höchsten religiösen Wahrheiten zur Erscheinung kommen. Dasselbe gilt von den Oden des Pindar. Solchem Eichte betrachtet wird Jedem klar, was in den Dichtern Kern und Schale ist, was dem Wesen der griechischen Weltanschauung und was Zeitlichen und irdischen Angelegenheiten angehörte. Doch reden diese auch selbst schon deutlich genug zu dem Verständigen: der Gang der homerischen Epen und die Idee derselben lassen Niemanden im Zweifel über den Glauben der alten Griechen an eine geordnete Weltordnung; gleiches gilt von Hesiod, und wenn auch die „Werken und Tagen“ oft eine trübe, an Gott und die Zukunft verzweifelnde Stimmung durchbricht, so kann diese niemals den Glauben an eine Leitung der Welt durch gewaltige allwissende Götter verdrängen. Wir können kaum einen ganzen Blütenstrauss frommer Gedanken griechischen Dichtern beizufügen; doch beschränken wir uns auf einige Verse des Hesiod, in welchen die Gerechtigkeit und einige des Pindar, in welchen die Allmacht und die Herrlichkeit der Gottheit gepriesen wird. Hesiod sagt:

Ihr Könige, selber bedenkt in der Tiefe des Herzens
eures Gerichts! Denn nahe die Menschenkinder umschwebend,
überwachen die Unsterblichen zu, wenn wo durch krumme Gerichte
der Mann im Andern verletzt, unbesorgt um die Rache der Götter.
Denn die Unsterblichen rings auf dem Erbkreis,
Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
tragen die Obhut des Rechts und der schönen Vergehung,
in der sie in Arglist gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erbreich.
Denn die Gerechtigkeit ist des Zeus jungfräuliche Tochter,
die und lehrt auch dem Göttergeschlecht auf dem hohen Olympos.
Denn sobald sie Einer verfehrt, mißhandelnd beleidigt,
dann schreut zum Vater Zeus, des Kronos Sohne, sich sehend,
denn sie das Unrecht an der Sterblichen, bis ihr gebüßt hat
alles Völl für die Sünden der Könige, welche mit Bosheit
Anderen hin abbengen das Recht durch verdrehten Ausspruch.“

Bei Pindar lesen wir unter unzähligen andern gottgegeisterten Sprüchen folgende:

„Wenn die Götter wirken, erscheint auch das Wunderbare unglaublich. — — Tagesgeschlecht, was bist du, was nicht?“

Eines Schattens Traum ist der Mensch; aber wenn von Zeus kommt des Ruhmes Glanz, dann umstrahlt schimmerndes die Menschen und süß ist das Leben.

Zeus, große Tugenden kommen den Sterblichen von Dir!

Durch Gott blüht ein Mann mit weisem Sinn für und für!

Von den Göttern kommt jede Tüchtigkeit zu menschlichen Tugenden. Durch sie gibt es weise und starke und berebte Männer.“

Wer mit ruhigem, unbefangenen Geiste die griechischen Mythen über die Entstehung der Welt, wie sie die Dichter darstellen, betrachtet und so viel Selbstveränderung besitzt, um sich in eine ganz fremde Anschauungsweise setzen zu können, der wird zugeben, daß jene griechische Lehre dem Wesen nach viel Wahres enthält und wohl die Beste, was sich dem umdüsterten Bewußtseyn der heidnischen Völker erschlossen hat; der wird ferner gestehen, daß die Form derselben hochpoetisch ist, und daß nur der Unverstand gottlose Frivolität darin entdecken kann. Wahr ist der Gedanke, daß die Liebe die göttliche Schöpferkraft sei, daß sie Alles in's Daseyn gerufen. Dieselbe erscheint nämlich nur in Gestalt der Geschlechtsliebe und alles Werden in Form der Zeugung; aber dieß war nothwendig, so lang die Idee des Schöpfers und der Unterschied zwischen Gott und Creatur nicht in aller Reinheit und Schärfe offenbart worden war. Ebenso war es der ganzen Vorstellungsweise, welche jenen Mythen zu Grunde lag, gemäß, den Uebergang von einer Weltperiode zur andern als einen Kampf darzustellen; und auch die Schilderung dieser Kämpfe verliert sehr das Anstößige, sobald man sie vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet. Wir wollen indeß nicht behaupten, daß die Theogonie des Hesiod eine besonders heilsam

Lectüre für Schüler sei, zumal wenn die Erklärung des Lehrers nur eine sprachliche ist, und alles Uebrige nur der jugendlichen Phantasie überläßt; aber auch bei der schlechtesten Methode wird die Lectüre des Hesiod und Homer immer noch mehr Früchte tragen, als wenn man diese Dichter sorgfältig inspectirt und es dem Zufall anheimgäbe, welches von den wüthigen mythologischen Lehrbüchern mit ihren sinn- und schmacklos erzählten Göttergeschichten die Jugend in die irdische Götterwelt einführen würde.

Jedenfalls ist die griechische Weltanschauung viel wahrer Geist und Gemüth befriedigender und der göttlichen Lehre des Christenthums näher, als die modernen Systeme mit ihren sinnlichen Materie und ihrer entgötterten, todtten Gesezen entworfenen Natur. Bei allen ihren Mängeln hat sie den Kern und Kern aller Religion gehegt, nämlich den Glauben an die sittliche Weltordnung und die Leitung derselben durch die gerechte und gütige Gottheit. Dieß wird noch mehr erhellen, wenn wir in einem folgenden Artikel nach dem in allgemeinen Umrissen entworfenen Bilde der göttlichen Weltregierung den griechischen Glauben in Bezug auf die Bestimmung des Menschen und das Verhältniß des Menschen zu Gott einer nähern Betrachtung unterwerfen.

XXXI.

Historischer Commentar zu den neulichen „Bey- fungen“ in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

S e c h s t e r B r i e f .

Anlagen der napoleonischen „Patrioten“ gegen die „
stantischen und norddeutschen Gelehrten“ in München;
bayerische Schulwesen in deren Händen; der Injurien-
in den Partei-Blättern und vor Gericht; wiederholtes
schreiten der hohen Polizei; der Mordanschlag auf Thier
die „berufenen“ Fremden als freimaurerische Sendlinge
Schluß.

Ich habe nicht nöthig, die allgemeine Lage der D
zu schildern, unter welcher bereits ganz Deutschland sen
als auch zwischen den beiden liberalen Partelen in Bay
die längst vorbereitete Entscheidungsschlacht geschlagen von
Napoleon war überall Herr! Die Opposition gegen ihn h
aber seit einigen Jahren Kraft gewonnen, freilich in m
lichster Stille und Heimlichkeit. Das Jahr 1805 wäre
rechte Zeit gewesen, edlen Enthusiasmus für die Frey
und Unabhängigkeit Deutschlands an den Tag zu legen

, nachdem alles Volk durch die französischen Plünderungen die Verzweiflung gestürzt und Napoleons große Armee Rußlands Schnee und Eis verschwunden war, im Jahre 1813 also, war es keine Kunst mehr, solchen Enthusiasmus zu zeigen. Bis zum Jahre 1806 hoffte man noch von Frankreichs Gnade ein preussisch-deutsches Kaiserreich. Diese politische Propaganda war mit der religiösen den Protestantismus immer Hand in Hand gegangen; noch ein besonderer Schlag für Letztere war die Emanzipation des Katholicismus in den protestantischen Rheinländern. Man datirt von dieser Zeit den Umschlag der öffentlichen Stimmung des tonangebenden Nordens, und als „Morgenbote“, durch Veröffentlichung von Auszügen aus der zweiten Auflage oder einem Wiener Nachdrucke der Schrift: „Die Pläne Napoleons“ u. s. w.*), die „berufenen“ Protestanten in München directe zum Treffen herausforderte, erregte deren feindselige Gesinnung gegen Napoleon geradezu die Folge bitterer Enttäuschung der protestantischen Propaganda. Die Ansichten, welche diese Zeitschrift dabei über die Politik und über die Bemühungen der gegnerischen Partei äußert, sind sehr merkwürdig. Daß man wirklich schon in voller

Unter dem Titel: „Besondere Beschwerden der protestantischen Priesterschaft gegen Napoleon“ erklärt der Verfasser: „Das werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, daß er sie für consequenter hält, und daß er sie öfter als einmal öffentlich über alle andern erhob. Es ist ihnen ein Grauel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und daß dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniß, das sie schon auf dem ganzen Erdenrund triumphiren zu sehen glaubten. Kurz, sie verabscheuen jetzt den großen Napoleon, wie ehemals den Papst. Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen großen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden. Dieser

Arbeit war, durch „Gelehrte“ und in den Schulen den Glauben in katholischen Ländern zu vertilgen, und den

• Bund, welcher größtentheils aus norddeutschen Gelehrten glaubte wirklich auf dem Punkte zu seyn, den vom Geiste längst schon überbotenen Protestantismus unter allerlei Verleumdungen eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehreren damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Pläne Napoleons sind diesen finstern Rabalen hinderlich, und die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser. Außerdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Interessen auf's engste mit den Engländern verbunden, und das ist dieser Nation muß auch das ihrige seyn. Wenn England verliert, verlieren sie ihre größte Stütze, besonders seit Preußen nichts mehr thun kann. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Italien, aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen zu können, suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen, durch Censuren und literarischen Despotismus. Aller Mangel großer Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen zu geben. Wenn man den ausgelassensten Lärm und die heftigsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons will, so gehe man nur in eine ächt lutherische Gotterle. Da man eine geheime Allianz vorbereiten sehen zwischen den Königen und den Bühnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ewigen Bündnisse des Papstes mit den Türken bildet. Man sieht dem französischen Kaiser ein Unglück begegnen sollen, und wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen miteinander tanzen zu sehen, wie die Mönche und Pfaffen von Salamanca. Dieser protestantische Bund ist ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen französischen Fanatikern in Verkehr zu setzen. Daß er sich für Napoleon verwendet, sehen wir noch täglich; es sind aber Beweise vorhanden, daß er diese Nation auf's schändlichste hintergehen will, und den Krieg nur für sich benutzen wollte. Dessen ungeachtet geht die lutherische Liga noch in manchen Staaten einen energischen Schutz.“ (Die erste Auflage [München 1809] enthält nur die ersten sieben Bellen.)

Protestantismus zum Triumphe zu verhelfen, werde diesem Briefe noch weiter nachweisen können, als bis reits geschehen; was die übrigen Behauptungen des „boten“ von der protestantischen Propaganda betrifft, ist geradezu mit der „Freimaurerei“ identificirt. Und solche am Schlusse meines Briefes noch eigens zu machen ist, so sind sie zu unumwunden gegen die Geheimität der deutschen Protestanten gerichtet, als daß durch den Gegnern eine Blöße geboten worden wäre, sie klug zu benützen verstanden.

Wägliche Erklärungen, daß freilich nicht „alle Protestanten“ bei diesen Beschuldigungen gemeint seyn könnten, nichts; die wirklich Betroffenen gaben den bequemen Schilder aus den Händen, wie aus Jakobs', im Uebrigen der Gegenschrift *) zu ersehen ist. Man wolle, hieß es, hier gegen die Protestanten überhaupt das Volk aufreizen, „ohnehin, eifrig in seinem Glauben, den Sturz der alten Religion fürchte und — in der Vertilgung des Aberglaubens und kirchlicher Mißbräuche in Bayern so gerne sei, protestantische Ketzereien zu wittern.“ Besonders noch bemerkt, daß man „eben jetzt die Protestanten zum Gegenstande des Böbelhasses mache“, wo die Königin protestantisch, und „der mit Recht geliebte König gerade im Begriffe sei, aus dem vielfach in Bayern und Norddeutschland eine protestantische Princessin zu nehmen.“ Endlich schärfte man ein: schon die incriminirte Flugschrift alle Regierungen, welche die geheimen Machinationen der Propaganda unterstützen, mit Napoleons grimmiger Rache bedrohe — und gerade jetzt mitten in dem Siegeszuge des Kaisers gegen England! — könne „nun keine Regierung in der

*) Der Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Pläne Napoleons u. s. w. Gotha 1810.

Welt eine ruhige Zuschauerin abgeben“, dem Treiben der „Obscuranten“ und katholischen Fanatiker gegenüber. Umdrehte man die Sache natürlich auch jetzt wieder, obgleich in „Morgenbote“ und seine „Patrioten“ nicht weniger gegen den antinapoleonischen Papst und seine „Ersesuiten“, als gegen die germanistisch-protestantische Propaganda, donnerten *).

Die „Patrioten“ waren jetzt selbst verlegen über den Geschrei der akademischen Alarmschläger in München, daß der ganze Protestantismus „hochverrätherischer Conspiration“ schuldig sei; sie standen ja vielfach mit norddeutschen Protestanten in freundschaftlichsten Beziehungen, und hatten es in Wahrheit hauptsächlich den in Bayern eingewanderten und ihren Verbindungen im Auslande vermeint. Diesen gegenüber zu tergiversiren, fiel ihnen nicht ein; die Fremdlinge hätten sich ja doch — erklärte der „Morgenbote“ — allen augenscheinlich getroffen gefühlt und „vor dem ganzen Publicum öffentlich gekraßt; so sei es diesem nicht zu verargen, wenn es zweifle, ob die Herren eine ganz glatte Haut hätten und jetzt mit Fingern auf sie deute. Um aber die zu allgemeine Haltung in jenen Vorwürfen des „Morgenboten“ nachdrücklich zu verwischen und „die norddeutschen und protestantischen Gelehrten in Bayern“ in den Vordergrund zu stellen, ergriff das Haupt der bayerischen „Patrioten“ ein eigenthümliches Mittel, das von dem glänzendsten Erfolg begleitet war. Den 12. Dezember 1809 erschien nämlich in der „Neuen Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung“ eine Recension der „Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Regierung der Königin Christina, nach dem Französischen des Ritters Arleholz. 1809. in 4.“ Da die Geschichte der Stockholm

*) Schöffe's Miscellen 3. März 1810; — Erklärung des Morgenboten betreffend, von Fr. X. Huber, Redacteur dieser Zeitschrift (1810).

ebenfalls für den Politiker sehr interessant sei, gab
erfolgend folgenden gebrängten Auszug aus genanntem
Buche:

Als Christina die ausländischen Gelehrten nach Schwe-
den berief, um dort eine Akademie zu errichten, waren im
Reiche selbst mehrere ausgezeichnete Schriftsteller, von wel-
chen Arkenholz ein ansehnliches Verzeichniß liefert. Viele
patriotischen Schweden muthmaßten also gleich Anfangs,
das häufige Eindringen von Ausländern könne wohl einen
andern Zweck haben, als bloß den wissenschaftlichen. Und
so war es auch in der That. Der spanische und der
päpstliche Hof hatten die geheime Absicht, den katholischen
Glauben in Schweden zu verbreiten. Man konnte hierzu
am besten solche Männer brauchen, denen das Interesse
des schwedischen Reichs fremd war, und die das Geschick
hatten, den Gang zum Katholicismus unter tausenderlei
verschiedenen Formen anzufachen und zu nähren. Anfangs
ging Alles nach Wunsch. Die fremden Gelehrten beeiferten
sich in die Wette, das ungemeessenste Lob der neuen
Akademie allenthalben zu verbreiten. Unter der Leitung
des Belletristen Bourdelot erreichte auf solche Art der
Einfluß der fremden Gelehrten in Stockholm den höchsten
Grad. Um ihren Plan dauerhaft zu begründen, waren
sie bedacht, vor allem auf die Jugend zu wirken.
Man berief daher den bekannten Comenius, um die
Unterrichts-Anstalten des ganzen Königreichs zu leiten.
Bald wurde die Uebermacht Bourdelot's, der nach dem
Urtheile aller Zeitgenossen von soliden Kenntnissen ganz
entblößt, und nur durch große Dreistigkeit, verbunden mit
einigen gesellschaftlichen Gaben, so hoch gestiegen war, für
Jedermann fühlbar und drückend. Hätten ihn nicht die
Politik der oben genannten Höfe und die Macht der zu
diesem Ende in Schweden errichteten geheimen Ver-
bindung aufrecht erhalten, so wäre er schon damals ge-
fallen. Er trieb aber sein Wesen noch lange fort. Mehrere
Ausländer, die er als höchst brauchbar empfahl, weil

sie in seinen Plan, Schweden katholisch zu machen, ein-
 geweiht waren, wurden mit großen Besoldungen ins Land
 gezogen. Alle diejenigen, die er für Gegner seiner Absich-
 ten hielt, wurden von allem Einflusse entfernt. Eben als
 Bourdelot's Gewalt den höchsten Gipfel erreicht hatte, ka-
 men drei verkleidete Jacobiten in Schweden an, welche
 von der Congregation de propaganda fide den Auftrag
 erhalten hatten, in der Stille für die katholische Religion
 zu wirken. Diese Mission ward glücklicher Weise ent-
 deckt. Die Götze, welche von denselben gewußt hatten, kün-
 digten sich von ihr weg. Die Missionarien hatten Mühe, mit
 heller Haut aus Schweden zu kommen. Auf Bourdelot
 allein fiel der Vorwurf des ganzen Unternehmens. Er
 er, mit Schimpf und Schande und mit dem Fluche des
 ganzen Volkes belastet, kaum sein Leben retten konnte,
 und eiligst das Reich verlassen mußte, wie nach seinem
 Sturze die Genossen seiner Pläne versprengt wurden, wie
 Christinen zuletzt dennoch ihre Nachsicht für die Anklä-
 ger nachtheilig ward, wie endlich die Schweden nach Be-
 jagung der fremden Gelehrten sich mit neuer Kraft em-
 porhoben — dieses und Anderes mehr möge man in
 dem durchaus lehrreichen Werke des Ritters Arken-
 selbst nachlesen.“

Die fremden Herren an der Münchener Akademie schen-
 den zum zweitenmale auf; sie hielten dafür, daß ihr Treiben
 in der fraglichen Geschichte der Stockholmer Gelehrten-Ver-
 bis zur Portrait-Ähnlichkeit getroffen sei — eine Ansicht,
 auf welche gewisse Fremdlinge in Bayern leicht in diesen
 Augenblicke wieder gerathen könnten! — und hatten auch
 dessen gar kein Hehl, zum Entzücken der „Patrioten“ und
 zur erschütterndsten Erheiterung des bayerischen Publikums.
 Ganz München lachte, nur die fremden Herren nicht. Bour-
 delot-Jakobi und Comenius-Niethammer, königl.
 Ober-Schul- und Kirchenrath, thaten ihre Schritte. Letz-
 terer hatte in vertraulichen Schreiben erst noch den 1. Sep-
 tember 1808, bei Gelegenheit zweier Vacanzen am Münchener

him, schmerzlich bedauert: „Katholiken müssen die
 nder nothwendig seyn, die ich hier als Lehrer *)
 ken wagen darf, wenn ich nicht für sie und mich zu
 zen will“, war aber nachher doch auf Auswege, unter
 zu Gunsten des Herrn Thiersch, verfallen. Derlei
 racticirte Bagehalsigkeit war es, welche ihm doch allerlei
 jmllichkeiten zuziehen mußte, die ihn endlich bewogen,
 Plätzchen in Halle oder Göttingen“ „für einen ab-
 en theologischen Professor“ (nunmehrigen Beherrscher
 perischen Schulwesens) sich umzusehen, denn: „mein
 dieser Barbaria wird mir alle Tage schwerer, ich
 s nicht aushalten können.“ Er hielt es aber aus,
 e Lage wurde sogar von Jahr zu Jahr glänzender,
 lben Maße, als die Opposition gegen die propagan-
 Fremdherrschaft ermattete. Die Clique dieser „Be-
 konnte bis zum Jahre 1816 die bayerischen Schu-
 b- besonders die Universitäten, bereits so ganz
 lfür preisgegeben und nach ihrem Belieben zugeschnit-
 n, daß sie allen Ernstes an allgemeine Einführung
 testantismus in Bayern dachte. Gerade jener königl.
 schul- und Kirchenrath Riethammer und Feuer-
 er soeben den glänzendsten Triumph seines niedrigen
 ts gefeiert hatte, sollen im Uebermuthe sogar vor
 auf „den Untergang des Katholicismus“ sich
 len haben. Es war dieß damals, als Feuerbach, um
 tretung an Oesterreich zu hintertreiben, nach Mün-
 den Tag über sich todtkrank und halbverrückt stellte,
 iber verumumt die Maskenbälle besuchte, und mit
 isischen Gesandten wegen eines „Rufes“ nach Ber-
 umdelte. Damals war es auch, daß man eine Art
 ertischem Unterrichts-Ministerium schaffen, und — wer

*) handelte sich um einen Rector und um einen zweiten Professor
 : Philologie.

sollte es glauben! — diesen Menschen „zum Präsidenten aller bayerischen Schulanstalten“ machen wollte. Das bayerische Schulwesen in den Händen eines Feuerbach und eines Riethammer! *) Uebrigens erklärt sich schon daraus die un-
bändige Wuth der Clique über das bald darauf abgeschlossene bayerische Concordat.

- *) Mir liegt ein vertrauliches Schreiben von einem genannten Bekannten Feuerbach's (datirt am 13. Juni 1816) darüber vor. Ich entnehme demselben Folgendes: „Man wollte den Feuerbach allerdings der österreichischen Regierung aufladen. Als er es merkte, kam er im Jänner hieher, ward oder stellte sich krank, und erklärte in seiner Kaserne allen von König, Königin, Kronprinz, Minister an ihn geschickten Spionen, Staatsrätthen, Gesandten, Generalen, die ihn in seiner Krankheit trösten wollten: „„der König habe zwar beschlossen, ihn nach Salzburg zu senden; er aber (F.) habe unabänderlich beschlossen und beschliesse, hier in Bayern zu bleiben.““ „„O, mein Gott!““ erwiderten die Tröster, „„bedenken Sie, was wollen Sie thun?““ Feuerbach hat in einer Eingabe um Abänderung des Entschlusses. Resolution: die Versetzung nach Salzburg bleibt unabänderlich. Neue Fieberraaserel! die sich äußerte: „„Ich Johann Anselm beschliesse nochmal feierlich, in Bayern zu bleiben, und untersteht sich Jemand, anders zu beschließen, so werde ich im Angesicht Europa's erklären, daß Bayern außer dem Völkerrecht sei, daß kein Staat mehr Bündnisse mit ihm schließen könne, weil es die feierlichst eingegangenen insgeheim furchtbar verletze u. s. w.““ Abermals allerunterthänigste Eingabe: Seine Majestät möchten doch von allergnädigster Strenge der Versetzung nach Salzburg abgehen. Neue Resolution: unabänderliches Verbleiben hiebei; also gleich abgehen; wo nicht — so! Dritter heftigster Paroxysmus: „„Ha, ha! ihr meint, ich spasse; aber so wahr ich Anselmus heiße, ich beschimpfe euch vor Europa, wenn ihr nicht widerruft. Ihr glaubt: dem wollen wir das Maul schon stopfen! Ja, den Leib könnt ihr tödten, aber hört und staunt, wie pfliffig Anselmus ist: einen Koffer so hoch und so dick habe ich schon vor'm Jahr nach Frankfurt geschickt an einen wichtigen Mann; in dem Koffer so hoch und so dick sind lauter Papiere, worauf es geschrieben steht, was ihr für Lumpen seid, und wenn der wichtige Mann Wind be-

Es ist demnach leicht zu ermessen, daß die Geschichte Stockholmer Akademie den Herren tief in das Herz schnitt. Sie sahen sich aber stets des höchsten Schutzes erfreuten, so

kommt, daß ihr mich caput gemacht habt, flugs läßt er Alles branden, damit die ganze Welt nun urkundlich erfahre, was sie freilich schon weiß, daß ihr Sch. . . . selbst, und zwar die größten, und daß man für den Justizminister ein neues Zuchthaus bauen müsse, weil die alten allzu gut für ihn sind.“ Nach diesem Paroxysmus gegen die Trüster — drittes allerunterthänigstes Ersuchen um Verbleibendürfen in Bayern. Da die Aerzte meinten: ein vierter heftigerer Paroxysmus werde den Kranken in die größte Lebensgefahr bringen, so beschloßen Seine Königliche Majestät „wegen neu eingetretener wichtiger Umstände“ Herrn Anselmus in Bayern zu belassen. Dieses hat mir Herr Anselmus selbst erzählt, und weiter sagte er mir: „Rehre Napoleon zu, so falle er ihm mit Haut und Haar zu; denn Schelme, Schlingel und Lügner wären wir Andern hier auch, aber noch recht dumm dazu; es sei geschelbter, einem geschelbten, als einem dummen Schelm sich zu verschreiben; wer wisse, ob er, wenn er wieder käme, nicht damit umgehen werde, die Völker zu befreien.“ Er sagte mir auch: man habe ihn zum Präsidenten aller bayerischen Schulanstalten machen wollen. Man erzählt: dieß wäre ohne folgenden Vorfall geschehen. Feuerbach und Riethammer waren mit Mehreren in Gesellschaft, und dieser habe ein Glas ausgebracht: „auf den Untergang des Katholicismus“; sie hätten sich zusammen der Unversität bemächtigen wollen, um den Katholicismus auf's Todt zu machen, und den Protestantismus einzuführen u. s. w. Einige Veranlassung zu diesem Gerücht bestätigen manche Umstände.“ — Der Schreiber des Briefes fügt Diesem noch bei: „Sollten die Herren für den schlechten Katholicismus, den sie erschlagen wollen, uns nichts Besseres geben und geben können, weil sie selbst kein Christenthum haben und kennen, so mögen sie uns nur ungeschoren lassen.“ Und über die bayerischen Zustände im Allgemeinen bemerkt er: „Wir gleichen einer angehungerten Festung, in welcher die Verhungerten den H...n durch die Schießscharten zeigen, daß man glauben möge, sie hätten wohlgenährte Gesichter.“

waren ihre Schritte auch jetzt wieder von den kaiserlichen Staatsgewalt gefolgt. Das General-Commissariat in freies forderte von Aretin das recensirte Buch, und eine Erwiderung: er sei eben im Begriffe, die angezeigte drucken zu lassen, deren Belege in den Memoiren der Königin Christine von Archenholz zu finden seien, erglühöchster Stelle das Verbot des angekündigten Drucks hätten nun die ausländischen Gelehrten es flüchtig bewillassen sollen, konnten aber dem Rigel nicht widerstehen von der Regierung über die Sache geworfenen Schanden. Sie wollten durchaus als verfolgte Märtyrer dem großen Publikum erscheinen. Den 20. Jänner erschien daher, von Jakobs und Niethammer verfaßt, eine Extrabeilage zum „Morgenblatte“ die famose „Kritik literarischen Falst“, und den 19. Februar der „früher Bericht über die Rüge“ u. s. w. Sie hielt sich an dem darüber auf, daß ein „gar nicht existirendes Buch“ werde; daß dem Archenholz noch dazu allerlei anzuwerde, wie er denn z. B. nicht sage, daß Christin ihre „Verufungen“ sich compromittirt habe, wogegen des Archenholz eigene Worte noch nachträglich zum Notabene für die fremden Herren dienten: „Die wir sind mit Recht über die großen Einkünfte und andern großen Erkenntlichkeiten eifersüchtig geworden, welche wir den genossen, und man muß sich diese Eifersucht werden nicht befremden lassen, da es gewiß keine einzige Person gerne sehen würde, daß Fremde sich Alles zueigneten. Landeskindern alle Vortheile vor dem Munde wegschnühen.“ Daß die Recension „Anspielungen und stark markirte Stellen“ enthalte, deren Absicht und Deutung Niemand felhaft seyn könne, dem „nur etwas von den Begebenheiten bekannt geworden, welche mehrere protestantischen Gelehrten in Bayern seit der Erneuerung der Akademie erfahreten“, wogegen Aretin freilich bemerkt: wie ihnen denn

hatten" hätte begegnen können, bei der Erstfakt, mit welcher die Regierung den leichten Zutritt von dem fremdländischen Händlern abwehre, und ihnen auch jetzt wider die beste Behörde des Handels in Oester geübt habe: endlich das man „gegen sie den Fanatismus zu entzünden und den alten Religionshaß wieder zu beleben" könne, ohne das man nur die Censur dagegen eingeschränkt wäre.

Während das „Morgenblatt" so ellenlange „Rügen" der „Rügen" brachte, wies es jedes Wort zur Verteidigung Arretin's consequent und unter den wichtigsten Vorwänden ab. Ebenso machten es die „National-Zeitung der Deutschen" und der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen". Die „allgemeine Literatur-Zeitung" war mit einem Artikel im größten Maße durch Zafels und Riethammer selbst vertreten und sorgsam unterrichtet worden: die „Rüge" aus dem „Morgenblatt" abzudrucken, „mit ein paar Worten des Urtheils über das Faktum", dann mehrere Artikel in kurzen Zeilenräumen folgen zu lassen, und endlich eine Hauptrede mit Endurtheil, denn „die Sache fange an, ernsthafter zu werden, und rufe von selbst die öffentlichen Blätter zu ihrer anzunehmen." Die bayerische Regierung — Riethammer fort — müsse jetzt öffentlich, so gut und so möglich, von „Richtern, die von ihr unabhängig bewahrt werden, das „sie durch Nachsicht gegen solchen nicht ihre eigenen Zwecke zerstöre", das „ein solcher (wie Arretin, dieses „Ungeheuer von einem politischem Uebelthäter") „in den gegenwärtigen Zeiten sehr leicht zu werden könne", und das „er die Regierung mit Schandflecken in der Geschichte bedrohe"; besonders gute Mühe möchte es auch thun, wenn Arretin „als sehr guter Patriot" in der Weise erklärt würde, weil er „in dem Pamphlet die Bayern als ein höchst verfinstertes Volk (man denke!) darstelle, das an solchen Schändlichkeiten eine Freude haben könne." Die „öffentlichen Blätter"

parirten Ordre auf's Wort. Nur Zschokke brachte
 nen „Miscellen“ außer dem Artikel der fremden
 München auch einen aus unparteilicher Feder über die
 rige und oft so zarte Saiten berührende Fehde“, in
 das „schon lange unter der Asche glimmende, durch
 Reibungen des fremden Uebermuthes mit gekränkten
 nalstolze unterhaltene Feuer“ endlich ausgebrochen.
 erging aber das allgemeine Galloß über ihn, und
 Zschokke trock eilig zum Kreuz: er werde nun nicht
 über diese Sache aufnehmen; der „Patriotismus“
 werflich, der sich gegen den „Geist einer der aufge
 Regierungen unseres Welttheils“ erhebe, und sich so
 Gefahr aussehe, den National- und Religionshaß der
 zu erregen, und den kaum abgewehrten Vorwurf der
 leranz wieder auf Bayern zu laden; das „Volk für
 prüfen, nicht richten“, darum hätten die „Patrioten“
 die „höchsten Behörden“ wenden, d. h. den Teufel
 ner Großmutter verklagen sollen *).

Indeß waren die „Patrioten“, welchen die M
 von den Gegnern occupirten großen Journalistik
 zu München in ihrer Art thätig; es regnete Pasqui
 lin selbst hatte öffentlich erklärt, er werde sich weiter
 enthalten, da die ganze Fehde „nichts weniger als
 sondern rein politisch sei“, und nicht auf dem Papie

*) S. die interessanten Briefe bei F. R. J. Schüz: Chr
 fried Schüz, Darstellung seines Lebens, Charakters u
 ses. Halle 1835. II, 280, 283; — Arctin's „All
 Intelligenz-Blatt zur Oberdeutschen Literatur-Zeitung
 Jan. 1810; — Zschokke's Miscellen vom 14. März
 vom 17. März 1810. — Der „Auserlesene Briefwechsel
 enthält davon nichts, da der Herausgeber der auch sonst
 dauerlichsten Weise verstümmelten Correspondenz (K
 Roth) alle diese „gehässige Sache“ betreffenden Briefe
 bracht hat.

werden könne. Die Fremden gedachten aber nicht zu
 der König und sein erster Minister waren zur Zeit in
 so vermeinten sie, diesmal sich mit stadtgerichtlichem
 Gnügen zu wollen. Ein nicht nur in München
 ich vertheiltes, sondern auch allen protestantischen
 des Landes zugeschnittenes Flugblatt „An das Publi-
 cete die Injurienklage gegen Aretin an. Dieser hob
 -Festen Vertheidigung gegen die unsichtbaren Ge-
 Bayern“ (vom 7. Febr. 1810) den hingeworfenen
 auf, indem er jedoch wiederholt erklärte: „Ich
 er mit einigen protestantischen und norddeutschen
 in Bayern zu thun.“ Die Klage selbst stützte sich
 in mir bereits angeführten Schriftstücke gegen die
 von den „Planen Napoleons“ bis zur Recension
 Sichte der schwedischen Akademie“, und stellte dem
 n Stadtgerichte vor *): der fragliche Rechtsfall sei
 x für die Kläger, „sondern für den bayerischen Staat
 pt von unzuberechnender Wichtigkeit“, überschreite sogar
 nem Interesse die Gränzen des Königreiches;“ Aretin
 heine als „Calumniant von nie erblickter Gräßlichkeit
 röße mit Criminationen, die an Ehre und Leben grei-
 r mache aber auch zugleich „eine zahlreiche Religions-
 ist bayerischer Staatsbürger und den ganzen Norden
 ands, ja Europa's selbst“, zu Mitschuldigen der Klä-
) darum werde die Haltung des königlich bayerischen

Die Sammlung der Aktenstücke in Sachen des Präsidenten der kgl.
 ademie der Wissenschaften zu München, Fr. G. Jakobi und fünf Con-
 zen, nämlich des Generalsekretärs Schlichtegroll, Hofraths Breyer,
 raths Jakobs, Hofraths Hamberger und Ober-Schul- und Kir-
 raths Riethammer, als Kläger gegen den königl. bayer. Ober-
 bibliothekar Christoph Freiherrn von Aretin als Beklagten
 noto injuriarum atrocissimarum et satisfactionis. Bayern
 10.

Stadtgerichts „in diesem Rechtsfalle von einem großen des bayerischen Publikums beachtet und — von Dentselbst mit Aufmerksamkeit fixirt.“

Nichts desto weniger erfolgte alsbald die Abweisung Klage als unstatthaft, was um so mehr Heiterkeit, weil ihre Fassung von dem als juristische Gelehrtheit „nen“ Feuerbach herrührte. Den 16. Februar zeigt her die betrübnen Eltern: Anselm Bachfeuer und Henriette Bisoja den Tod ihres Töchterleins Gulalia Obscura an, das nach neuntägigem Leben an organischen Fehlern in der ganzen Struktur verschieden sei. Au Appellationsgericht ließ sich zu nichts herbei, und die Herren mußten schmerzlich bereuen, anstatt, wie bloß bei Hof und bei der Polizei Schutz zu suchen, mit der bayerischen Justiz angebunden zu haben. „gleich“ — schreibt Schlichtegroll den 8. April 1810, gehend nach Halle — „Herr von Aretin nicht sagen, „die Sache sei gegen uns entschieden“, wie er in neuerlichen Erklärung thut, so bleibt doch — dieser D immer fatal.“ Nicht als wenn die Herren sich nicht diesmal wieder direkt an den König gewendet hätten! war seit dem 12. Februar 1810, also noch vor der Entscheidung über die gerichtliche Klage, in einer Reihe von Stellungnahmen und mit dem besten Erfolge geschehen. Als Aretin die gegnerische Klagschrift drucken ließ, wurde gleich alle Exemplare auf höchsten Befehl confiscirt, u Verbreitung jeglicher Schrift über den Handel bei Thalern Strafe und Cassations-Verhängung gegen Bediener verboten. Den fremden Herren aber war jetzt um so wohler, als sie von Zeit zu Zeit königliche Überweisung und Unschuldserklärungen und Schutzversprechen aller Welt zu vermelden hatten. Schließlich that das mit der gränzenlosesten Unverschämtheit noch den 6. September 1810 in einem Artikel: „An die Leser des M“

„verfügend: „Das Publikum lobt die Mäßigung der
gelehrtesten Akademiker, welche die königliche Erklärung
in richterlichen Aussprüche vorgezogen haben, der in Injurien
gefallen, ist unvollständig genug ist.“

Er Martin befestigte sich inzwischen, der Einbringlinge und
des Ueberrumpels müde, selbst von der vortrefflich geführten
Besetzung der Centralbibliothek, an der er durch seine ge-
lehrten Leistungen das monopolisirte nordische „Verdienst“ so-
baldig überstrahlt hatte, und kam als Regierungs-Präsident
Hallenburg, wo er sich erst im Jahre 1815 wieder gegen
hundert Dränger erhob. Sonst hielt nur der Gothaer
König, durch seine Insolenz in eine respectable Anzahl
in Jurien-Processen verwickelt und sogar unter polizeilicher
Aufsicht gerathen, für gut, hin zu gehen, wo er her-
kommen war, zu welchem Zwecke übrigens Seine Majestät
wegen Aufhebung des Stadtarrests und Stadtgerichts-
Entlassung gegen Caution intercediren mußte. Boll-
mann und Schörmuth über diesen „Rationalverlust“:
„Am 30. November 1810. Schlichtegroll nach Halle:
„Wir haben viel zu kämpfen, aber ich hoffe, man soll einst
sagen, daß wir einen guten Kampf gekämpft ha-
ben für den uns alle Protestanten und alle Gelehrten Dank
zu wissen.“

Der Kampf war aber noch nicht ausgestritten! Zum
Ueberdies hebt sich die Besprechung, welche die „Historisch-
politischen Blätter“ jüngst dem „berufenen“ Criminalisten
von Feuerbach gewidmet haben, der Schilderung
der Scenen, welche der allgemeine Unwille mit der herr-
schenden Fremden-Sippe sofort durchspielte, bis mit dem
„Attentat auf Thiersch die Katastrophe herein-
brach. Ich verweise Dich auf die bezeichneten Artikel! Was

1811

1811, 18. Schicksalige Correspondenz. I, 212; II, 434.

insbesondere dieses Attentat betrifft, so war, wie alle Relationen verwandter Blätter, auch Schütz in Halle über den Vorfall instruiert worden, und zwar durch Feuerbach selbst. Schütz dankte Gott, daß wenigstens Freund Jakob von Massacre noch glücklich nach Gotha entronnen sei, die nun dem bayerischen Fanatismus bevorstehe. Der getretzte Jakob selbst aber rescribte (den 17. März 1811): Thiersch, der jugendliche Blutzeuge, habe, wie von leiser Ahnung des nahenden Martyriums erfüllt, noch kurz vor seiner Abreise gegen mich geäußert: „wenn nun unsere Gegner Alles erschöpft haben, was bleibt ihnen noch übrig, als Mordbrand und Delation?“ Ueber die Urheberschaft des Neuchelmordes befragt er den halle'schen Freunde, der den Freiherrn von Krosigk noch halb und halb eines solchen Verbrechens für unfähig hielt: „Als ich Zweifel äußerte, ob die Catilinarier an dem Attentat gegen Thiersch Antheil hätten, ließ mir Weishaupt sagen: „er wundere sich über meine Gutmüthigkeit; man müsse von diesen Schurken immer das Schlimmste glauben, wenn man das Rechte treffen wolle“ — und wer konnte sicherer Auskunft geben, als Freund Weishaupt, das alte Haupt des bayerischen Illuminatismus, der den neuen Regeneratoren Bayerns an dem thüringischen Wittwenstige großer Geister zu Handen saß, und als flüchtiger Hochverräther seine — bayerische Pension verzehrte.

Jedenfalls blieb dem guten Schütz der Schatten an den Gliedern stecken. Das zeigte sich, als ihn gerade ein Jahr nachher die Nachricht traf, daß Hamburger in München wahnsinnig geworden sei. Zwar waren schon früher allerlei Gerüchte über häufige „Diätfehler“ des ehemaligen Adlatus Aretin's bis nach Halle gelangt; aber doch äußerte Schütz jetzt gegen Jakob (den 11. Februar 1812) den dringenden Verdacht: „Sollte denn etwa gar, da das Stilett den Professor Thiersch verfehlt hat, sich nun ein Teufel gefunden haben, der dem Hamburger mit einer Art von aqua Tofana

gesetzt hätte *)? — Ueberhaupt beschäftigte man sich seit dem großen Streite mit den fremden „Gelehrten“ in der protestantischen Journalistik auf eine Weise mit Bayern, die gerade der Regierung selbst unbequem werden mußte. Ein „norddeutscher Magister“, der, „mit dem reichlichen Gehalt nicht zufrieden, den ihm der Staat gewiß über sein Verdienst bezahlte, sich noch mit Klatschereien im Morgenblatte ein paar Louisdörchen verdienen wollte“ (wie es scheint, von Thiersch selbst), veranlaßte endlich die Verordnung vom 22. August 1811, welche den Staatsdienern verbot, Nachrichten über die bayerischen Staaten in ausländische Zeitungen einrücken zu lassen, ohne sie vorher der Censurbehörde vorgelegt zu haben. Nur gegen einige Pastoren im katholischen, denen dadurch eine Erwerbsquelle versiegt war, trat Rücksicht in der Art ein, daß die Regierung sich mit der Angabe ihrer Correspondenz-Zeichen begnügte **). — Das war einer der ersten Fleden an dem Westerhemde der bayerischen Freisinnigkeit; er wurde scharf genug gerügt.

Unter den Anklagen, welche die „Patrioten“ gegen die bayerischen Akademiker öffentlich erhoben hatten, war diesen das wichtigste: sie stünden in geheimen Verbindungen mit dem Auslande zu politischen Zwecken, und der sogenannte „Eugenbund“, dem sie angehörten, sei ein Ausfluß der Freimaurerei, wie denn auch sonst dem an sich nicht politischen Akademiker-Orden hier und dort höhere geheime Grade von freimaurerischer Tendenz eingepfropft worden seien. Den 24. August 1810 schärfte die „Oberdeutsche Literatur-Zeitung“ noch einmal besonders ein: nicht nur der „Eugenbund“ sei ein Ausfluß der Freimaurerei, sondern eben denselben Ursprung

*) G. a. a. D. I, 211 ff.; 284; 292.

**) G. de „Allermannia“. 1815. I, 200.

hätten auch die Studenten-Verbindungen, mit welchen sich ein höchst gefährlicher Unfug sogar auf Gymnasien getrieben werde. Dachte man sich im Allgemeinen „Freimaurerei“ als gleichbedeutend mit „protestantischer Propaganda“, so erklärte man sich insbesondere auch die politische Haltung der freimaurerischen Ausläufer aus religiösem Grunde, nicht aus deutschem Nationalitäts-Gefühle. Auffallend war allerdings die Stellung voll bitterster Feindseligkeit, welche die zumal im Norden Deutschlands gewaltige Maurerei plötzlich gegen Napoleon einnahm, den sie noch kurz zuvor auf die Höchste venerirt, und seit dem Einbruche der Franzosen in Deutschland mit allen Mitteln subventionirt hatte. Ein unverdächtiger Zeuge, der preussische Generallieutenant von der Marwitz auf Friedersdorf, bemerkt z. B. darüber aus eigener Anschauung: „außer der französischen Unruhe und Verderbtheit“ sei den Franzosen damals „noch ein Band der Affinität“ sehr zu Statten gekommen, die Freimaurerei. Er definirt dieselbe als eine der ältesten Verbindungen „gegen jede positive Religion“, angeblich, um die menschliche Vernunft auf den Thron dieser Welt zu setzen, in der That aber, um die bestehende Ordnung in Kirche und Staat zu zerstören, und die Herrschaft über beide den an der Spitze stehenden Betrügnern in die Hände zu spielen. „Napoleon“, erzählt er weiter, „welcher wohl wußte, welchen Schaden der Orden anrichten könne, und wozu er sich brauchen ließe, hatte ihn unter Aufsicht gestellt und seinen Schwager Murat zum Großmeister aller Logen in Frankreich wählen lassen. Der säumte nun nicht, so viele verschmißte Kerle, als er unter den Officieren, Commissarien und Employés nur aufreiben konnte, ebenfalls in den Orden aufnehmen zu lassen, und wie nun dieser Schwarm in unser Land kam, besuchten sie die Logen, redeten dort als Freunde der Menschheit, wurden bekannt, stifteten Freundschaften, und so kamen sie ganz unvermerkt zu allen Nachrichten, deren Napoleon so

ke und selbst hinter Staatsgeheimnisse“ *). Die plötzliche
Umwandlung zum grimmigen Hasser der deutschen Freimaurerei

*) *Republikanische Briefe*, „Nachlass“ (Berlin 1852). I. 194 ff.

Was der ruhige und klar sehende Marwitz von dem Orden selbst
weiter mittheilt, mag manchen Wink auch über die oben besproche-
nen Vorgänge in Bayern geben. „Im Ganzen“, sagt er, „steht
es mit der Sache so: Obenan stehen die Bösen, welche Reichthum,
Herrschaft und Genuß für sich selbst verlangen, und welchen alles
Andrige nur Mittel zum Zweck ist. Dann kommen die Enthusiast-
en, welche die Herrschaft der Vernunft verbreiten wollen, es koste,
was es wolle. Dann die Sentimentalen, welchen es um das
Glück der Menschen zu thun ist, und welche glauben, es durch
Stiftungen befördern zu können. Endlich die Albernern, welche
mit etwas Geld Gutes thun, dabei aber sich selbst amüsiren wol-
len. Jede dieser Hauptklassen glaubt, mit ihr sei der Orden ab-
geschlossen, und ein Meister vom Stuhl unter den Albernern würde
Paul und Nase aufsperrn, wenn er erführe, daß es über ihm
noch Enthusiasten gibt; ebenso würden die Sentimentalen es als
eine Lüge bestritten, wenn sie behaupten hörten, daß die Bösen
ihre Hauptrolle wären. Wie gefährlich ein solcher Orden ist,
springt in die Augen: denn selbst die Unschuldigsten unter ihnen,
die Albernern und Sentimentalen, stiften doch immer den Scha-
den, daß sie sich gegenseitig durch die Welt helfen, sich einander
zu Anstellungen empfehlen, und andere ehrliche Leute verdrängen.
Es ist wirklich erstaunlich, welche Menge schlechter und unbrauch-
barer Kerle auf diese Weise zu Anstellungen und zu Einkünften
gelangen, und wie nachsichtig sonst rechtschaffene Vorgesetzte gegen
Hintergebene sind, mit denen sie in der Loge verkehren. Von den
höheren Graden vernahm man in Zeiten der Ruhe und Ordnung
nicht viel. Sie verstärkten ihren Haufen, und lebten auf Kosten
der Betrogenen. Aber sie treten schon in den achtziger Jahren als
Münchener auf, dann als Jakobiner in Frankreich, als Carbonari
in Mailand, als Leiter der Wirtschenschaft in Deutschland, als Juste
milieu in Frankreich, als Liberale in Spanien, als Giovino Ita-
lia, als St. Simonisten, und frecher noch als diese eben jetzt
(1836) als junges Deutschland. — Ich will hiemit nicht sagen,
daß der gesammte Freimaurer-Orden alle diese Verirrungen und
Verbrechen angestiftet hat; aber sie gingen von nicht wenigen Mit-

Sei aber Dem, wie ihm wolle! So viel ist die fremden Akademiker in München und ihr jenen „öffentlichen und geheimen Anklagen gegen die Tugend und Großheit“ sich geberdeten, Tarantel gestochen. Der Regierung selbst scheint heimlich zu Muth geworden zu seyn, wenigstens ter Andern auch Aretin und Professor Schultes gerichtlich zu deponiren, was ihnen von jenen Verbindungen bekannt sei, und bald darauf erhielt Orts die „vollständigen rechtsförmlichen Beweise.“ tete wenigstens die wohlunterrichtete ministerielle „als sie im Jahre 1815 mit dem officiellen Organ „bundes“, den Brockhaus'schen „Deutschen Blättern“ stieß, welche die Partei der „Allemannen“ als Illuminaten, Verfolger, Jakobiner, Kiecher, Hyp Feinde der National-Repräsentation, der deutschen unter Einem Herrn und des Volksglücks, als Despotismus u. s. w. bekämpften. Was übrigen führten Aufstellungen über die politischen Ausländermaurerie selbst betrifft, so secundirte der „Allemanomala Niehuhr's Schrift: „Ueber geheime

in München jedenfalls die Grundzwecke der Freimaurerei dem Eifer verfolgten, bewies die augenscheinliche Uebereinstimmung ihres offenen und geheimen Treibens mit den jene Zeit erschienenen Maurer-Schriften, welche den Mysterium als „Propaganda für protestantische Moral“ bezeichneten, und den Satz ausführten: für die bürgerlichen Zustände der Gegenwart könnten Staat und Kirche nicht genügen; es sei noch eine dritte Institution nöthig, welche Moral aller Menschen in den lebendig machenden Geist des Protestantismus verwandeln müsse“ — und das sei die Freimaurerei.

Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich wirklich die Propaganda der fremden Akademiker in München begreifen, und es gab die Schrift des preussischen Rathes Grävel: „Ist die Freimaurerei?“ schon im Jahre 1810 eine Waffe gegen sie ab. So war allerdings die Propaganda Feuerbach's geartet, bei dem wir einmal auch die „Freimaurer-Parole“ treffen, da, wo der geheime Ratherring im Begriffe gestanden haben soll, mittelst eines Individuums das caput mortuum des Criminalisten zu den Leichen in seinem Präparaten-Kabinett zu versammeln. War die Propaganda aller andern fremdländischen Protecto-Beiller's, z. B. des holdseligen Weltschmerz-Poeten Schlegel's, der gar nicht genug Vocationen in Anträgen konnte, und schon den 6. September 1807 den Mäcenat aufstellte: „O! es ist des Guten in Bayern so wenig Reim und sichtbarer Entwicklung, daß mich jeder Anblick eines Priesters im Tempeldienst freut, inniglich. Er wußte eben, daß alles Heil „für die ganze Welt“ von Preußen kommen müsse, weil „die Summe der Wissenschaft und Weisheit und Sitte, die dort bis in die Land- und Dorfschulzen verbreitet sei, doch nirgends auf einem ebenso großen Erbfeind“ sich finde. Aber auch den unglücklichen Beiller unterschätzte er nicht. Den 25. Okto-

ber 1812, sendete er die jüngste Rede desselben, deren Du wegen ihrer zügellosen Schmähsucht gegen die alte Kirche selbst in Bayern Anstand gefunden hatte, an Schüss in Göttingen und andere Freunde, mit dringender Empfehlung: „Sie sey mir wie ein Evangelium des Friedens vor, wie das eines wahren Weisen; wenn hie und da Philosophen in Profession *) das auch fänden, so wollte ich, daß es laut gesagt würde.“ So war endlich die Propaganda des Jakobs und anderer in Bayern eingebrungenen Freundschaft des alten Illuminaten-Vaters Weishaupt. Die Dringlichkeit ist bezeichnend genug, mit der Jakob (den 13. Dez. 1812) in der Halle'schen Literatur-Zeitung das schmutzige Rampenstück des giftigen Ritters von Lang, weiland preussischer Advocats: Amores P. Jac. Marelli, „ergriffen von so vielen Danken, die ihm dabei aufstiegen“, empfahl, als eine solche Waffe gegen das „Ungeziefer“ der Jesuiten, die ja am preussischen Rhein sich festzusetzen drohten: „Die Sache verdient es gewiß, daß man sie mit gehörigem Ernste beleuchtet.“

Daß überdies nicht Feuerbach allein unter den „romantischen und norddeutschen Gelehrten“ in Bayern nach geschilderten Weise mit der Verfassungssache der katholischen Kirche des Landes sich befaßte, beweist die Kümmerneiß.

*) Das war von dem großen Schl. auf den armen Schelling gemünzt. Ueber die Gründe des Hasses solcher Creaturen gegen ihn äußert W e r r e s im Jahre 1805 in der Vorrede zur „Exposition der Physiologie“ kurz und gut: „Man kann haben die Pflücker ausgestellt, die Conspiration der Dichter, Philosophen, allen alten Aberglauben wieder aufzumachen; Ersten den Mysticism unter dem Namen des Romantischen, mit ihm jede Art von religiöser Schwärmerei, Geistesfäulnis, Wunderwesen und den Heiligenkram; die Andern unter dem Titel Idee allen cabalistischen Unsinn, Alchymiam, Astrologiam, Chirromantiam; so werde die Menschheit in ihrem Gange regiert und das ganze Packet wohl zugeschnürt wolle man dann den Jesuiten übergeben.“

dem Jacobo über das — bayerische Concordat. Ich
 führt er den 17. December 1817 nach Halle. In
 einigen Tagen ganz bestimmt durch das bayerische Con-
 cordat. Zwar habe ich von München aus noch gar nichts
 gehört, aber mich dünkt, ein größerer Rückschritt sei
 bereits jetzt gar nicht vorgekommen. Welche Reaktionen
 das geben! Welch ein Chaos! Wer mag die Folgen
 solchen Inconsequenz berechnen? Diese obere Bischen-
 hat der Bischöfe; dieses Recht der Kirche zu erwerben;
 die Welt in dem Verlehrs der Unterthanen mit dem
 päpstlichen Stuhle! Klöster sogar! Ein Nuntius! Wie mag
 die Pest der Phalanx der Geistlichkeit vordringen! Wie
 schrecklich! Und welcher Geistlichkeit! Das sind mir die
 — Man hat hierbei die Grundzüge des Preß-Höllen-
 des beschlossen, der sofort unter Feurbach's Direction und der
 ganz Mithilfe aller Genossen der protestantischen Invasion
 das Concordat aufgeschlagen wurde, und ganz Hölle
 im nächsten Jahre reiste Jacobo selbst nach Mün-
 chens auf Alles voll freudiger Zuversicht, daß der „un-
 anfechtlich abgeschlossene und feierlich ratifizierte Vertrag“
 zur Ausführung kommen werde, wie es in Rom ge-
 schehen war. „Werthwärdig ist“ — berichtet er den 8. Sep-
 tember 1818 — „daß es Niemand gemacht haben will, und
 vielleicht Niemand unzufriedener damit ist, als der Kö-
 nig, der eben, um ihm ein Gegengewicht zu geben,
 die Constitution der Verfassungsurkunde mit größtem Eifer
 durchführt.“

Indessen glaube ich, daß hiemit aus der jüngsten Ver-
 einbarung Bayerns genugsam erörtert sei, gegen welche

*) Vgl. zu dieser Auseinandersetzung über die freimaurerisch-protestantische
 Propaganda: die „Antwort einiger Altemannen auf die Flugschrift:
 der neuen Obscuranten im Jahre 1815. Ostdeutschland. 1816.“ S.
 21 ff., 2, 19 — und die Schüssische Correspondenz. II, 432 bis
 441; I, 230 bis 237.

„Berufungen“ in Bayern wie in jedem andern Lande sich nothwendig erheben muß, und welche „fremd“ sind und für alle Zeit „fremd“ bleiben werden; von Fällen gar nicht zu reden, wo die Fremdlinge tüchtigen und verdienten Eingezogenen und diese verkümmern ließ. Auch der auffällige Scheinung brauche ich nicht weiter zu erwähnen, aber, wie damals, aus dem Norden eingewanderte beschuldigt werden, in Bayern gegen die Interessen des und zu Gunsten der Gelüste ihrer Heimath zu wollen; ihr giftiger Haß gegen die alte Religion und gegen alles mit ihr Verwandte ist offenkundig. Meine Briefe aus einer Periode der bayerischen Geschichte, in der eine wahrhaft tückische Regierung ohne Gleichen, von verblendeten und vor „Irrthum“ um ihren gesunden Menschenverstand Leuten geleitet, auf der alten Kirche lastete, das Sprüchwort entstanden ist: „Bei Gott und Alles möglich!“ Wie glänzend König Ludwig die Misere durch eine lange und glückliche Regierung und auch bessere kirchlichen Zustände trotz aller, in der That schätzenden, Ungunst der Zeit, wie der Sachlage angebahnt hat, ist bekannt; nicht weniger, wie die Feinde dafür an ihm sich gerächt haben. Dagegen das heftigste, von den Einen wohl überlegte, von den Andern unbedacht nachgesprochene Lob jenes traurigsten Regiments bis dahin über Bayern gekommen war, auf allen und auf allem Papier der Liberalen und der Katholiken bis zu dieser Stunde fort. Warum? das liegt in der Hand! Sie wollen offenbar zum Rückfall und zum Scheitern jener angeblich „populären“ Regierung beitragen. In wenigen Jahrzehnten hinter jeder Regierung tritt aber eine theilsche Geschichte auf, und ich habe in Einigem zu sagen, wie sie einst sagen wird.

XXXII.

E. P. W. Lütkenmüller

und seine neueste Schrift: „Unser Zustand von dem Tode
bis zur Auferstehung“ *).

(Als Beitrag zur Geschichte der „Fortschritte des Protestantismus“.)

Es ist seit einiger Zeit an der Tagesordnung, daß man mit großem Rühmen von protestantischen Eroberungen spricht. Will man damit sagen: „wir haben nicht Zeit, die freilich schon verwirrten Angelegenheiten im eigenen Hause zu ordnen, weil wir ganz von dem Sammeln der Lorbeern in Anspruch genommen sind, welche uns von Außen zufallen?“ Fast scheint es so, als wenn man die tödtlichen Schäden im Innern mit solchen hamarbasirenden Lügen verdecken wollte! Denn als Lügen haben sich alle die Berichte über massenhaften Abfall von der Kirche, wie früher in Schlesien, so neuerlich in Frankreich, herausgestellt. Gerade jetzt kommt uns wieder aus der letzten General-Conferenz der fast über ganz Europa vertheilten Evangelical-Alliance, welche jüngst in Dublin lagte, zu Ohren: wie die „irisch-lebenden Agenten“ der Alliance

* Leipzig bei Reclam sen. 1852.

„des Nachts, wenn die Priester schlafen,“ ihre unter die „Römischen“ gemacht und 50,000 Irlande hätten, deren arme Seelen sie, wenn das wahr ist, so sel auch gleich baar bezahlt haben.

Aus der jüngsten Gustav-Adolf-Vereins-Ver- zu Wiesbaden vernimmt man, neben zahlreichen A gen die Kirche, sogar: wenn die Türken an der I richtig miteinander sprechen wollten, pflegten sie si drücken: „wir wollen protestantisch miteinander reden hohe Achtung habe sich der Protestantismus in d bereits gesetzt. Kurz — man thut das Ungeheuerl gegenseitigen Ermuthigung. Wenn sich, wie gewöhli tennach das Alles als leerer Wind herausstellt, so br gar nicht aufkommen zu lassen, daß man den „letz von Mann und Roß“ daran gewendet, um mit I jetzt wieder überaus kriegslustigen „Kreuzzeitung“ man kann sich dann ja einfach, wie dieses Blatt mögliche Sprengung des Zollvereins und Isolirung! mit der Sentenz trösten: „Einsamkeit ist besser als Gesellschaft.“ — Wie man aber zum Zwecke solcher gung nothwendig nach Außen greifen muß, weil si nern nur höchst Niederschlagendes findet, hat erst Tagen z. B. die energische Erwiderung des Bi Domkapitels auf den Erlass des Berliner Oberk gegen den kranken Cardinal und Fürstbischof M zeigt. Also „Fortschritte“ und „Aufschwung“ trotz f rechtweisungen, welche vernichtend einfallen, sobald n macht, willkürlich das ureigene Geld der durchgehe gation zu verlassen! Ja! so lange man, wo Berliner Generalsynode von 1846, „nach einem be nissen der Zeit entsprechenden neuen Glaubens suchte“, da konnte man allerdings von „protestantif schritten“ sprechen! Man hat auch gesehen, wohin die

Jedenfalls fällt aber gewiß mit Recht schon das

den großen Schaaren neugeuener Convertiten auch einziger ist, den man bei Namen nennen dürfte, denn, daß man nur ein einzigesmal sagen könnte:

befindet sich darunter, der in der Literatur nicht ist, oder dergleichen. Da stellen wir Katholiken nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität; und wie es uns in demselben Augenblicke, als wir die handschriftlichen Aegiden des verstorbenen Pastors E. B. W. Lütkenmüller in den Händen nahmen, und in ihm erkannten, daß der Herr vor dem Richtersthale der Geschichte und der Bibel, und des Gewissens nicht beschwanken würde, und so die Lehre gerade das sei, was der Berliner Oberkirchenrath „verwünscht“ heißen beliebt. Man steht, wie man auch unsere Tage sind, begierig zu hören, was die „Stimmlosen“ öffentlichen Parteien dazu sagen werden; denn der Herr Lütkenmüller ist seit vierzehn Jahren unter ihnen. Unser Interesse nimmt der Träger desselben in Anspruch, als er stets in einer äußern Stellung in der Berührung unter den hervorstechenden Vornehmen einer kirchenfreundlichen Erziehung am besten gefördert pflegt. Er steht zur Zeit im besten Mannesalter, evangelischer Pfarrer zu Selchow bei Storkow in Brandenburg. Wir nehmen nämlich keinen Anstand, den Titel „evangelischer“ Pfarrer zu lassen, und so, wie die preussische „Landeskirche“ daselbst thut.

Väterlicher und mütterlicher Seite aus alten Preussischen Familien, hatte sich der junge Lütkenmüller ausbehorst dem theologischen Studium zugewendet, er in Wahrheit um so tiefere Abneigung fühlte, in dem vulgären Rationalismus untergegangen

war. Diese Richtung dominirte auch auf den theologischen Rathedern zu Halle; nur der bald darauf suspendirte Professor Guerike widerstand unter Spott und Hohn. Aber gerade durch ihn wurde Lütkenmüller gewonnen, und seit 1814 noch dazu in den pietistischen Zirkeln Berlins gestärkt, trat sobald der berüchtigte Agendenstreit losbrach, aus der preussischen „Union“ zu den Altlutheranern über. Als hervorragendes Mitglied der separirten Gemeinde zu Berlin übernahm er darauf eine Mission nach Sachsen, wohin er denn auch zu Dr. Scheibel und Dr. Rubelbach in Glauchau völlig hinstellte. Von seinem Streite mit der Partei des Pastor-Phan zu Dresden berichtet eine eigene Schrift *); er war reits eine vielbesprochene Persönlichkeit, als er im Mai 1817 auf den Ruf von drei oder vier lutherisch Gesinnten in Brüssel gieng, um daselbst mit Hülfe der Sociétés evangeliques Belge eine flämische Gemeinde zu gründen. Dort belebte er mit einem Seeleneifer, welcher der guten Werth gewesen wäre, hielt aber unter den Plaudereien „evangelischen Brüder“ von andern Sekten, namentlich independentischen, nur wenig über ein Jahr aus. Mit dem Hunger entronnen, aber reich an schätzbaren Erfolgen, lehrte er nach Preußen zurück. Er hatte auf dem kirchlich-republikanischen Boden der Separation nun selbst gesehen und die heimlichen Tüden eines vielköpfigen Regiments, von allen schlechten Leidenschaften unter geistlicher Maske, kostet; es wollte ihn unter Anderm bedünken, darin seien Papisten doch noch klüger, daß sie nur die verstorbenen Weiber als Heilige in der Gemeinde Gottes wollten stehen lassen. Und nun gar die Lage eines Predigers in Separation! Ohne höheres Ansehen, ohne feste Stelle jeder Laune des Moments schutzlos preisgegeben, kam

*) Lütkenmüller: die Lehren und Umrtriebe der Stephanisten. Leipzig 1838.

schleifen und brodlos seyn, ohne Recht zu finden, zu erfahren, daß die schönste Behandlung, die ärgsten Injurien, es nicht nach dem Kopfe der Stimmführer geht, Gottes Wort und Stimme des heiligen Geistes gelten, und so Weiber, Schuster und Schneider über das Doctorat und Doctorat der Theologie sich erheben. „Das muß nicht haben!“ — seufzte Lüttkemüller, und es erschien ihm die Disciplin einer „Landeskirche“ und eine Kirchenverwaltung als große Wohlthat, bei der doch auch bürgerliches Recht wenigstens respektirt werden muß.

Er sah nun, daß ja auch in der preussischen „Union“, die er bisher beharrlich und öffentlich bekämpft hatte, das lutherische Bekenntniß gepredigt werden könne, und als ihm mit ehrenvollen Anträgen entgegenkam, trat er sofort in geistliche Dienste unter dieser „Union“.

Immerhin setzte er auch in dieser Stellung seine Studien mit großem Eifer fort, und namentlich beschäftigten ihn mannigfaltigen kirchlichen Parteien, die er aus eigener Erfahrung im Inlande und im Auslande in Unzahl kennen lernte. Beste Gelegenheit dazu hatte er bei seinem Aufenthalte in Belgien und Holland gehabt; auch jetzt machte er noch immer weiterlangen Reisen, einmal sogar „auf höhere Reise“ zur Erweiterung seiner kirchlichen Kenntnisse.“ Da er aber um eines großen literarischen Namens willen, sonderlich für das Heil seiner Seele forschte, so konnte ihm nicht fehlen, er mußte in der preussisch-„evangelischen Kirche“ wie ein Magnetnadel, bevor sie ihren Pol findet, innerlich in ständiger unstäter Bewegung seyn. Eine Art von Ruhe fand er noch einige Jahre lang in der Ueberzeugung, daß im Papstthum das volle mysterium iniquitatis lebendig worden sei; an heftigen Declamationen gegen die alte Kirche gegen lutherischer Sprachweise und aus der unerschöpflichen Fundgrube anerzogener Vorurtheile erholte er sich von

war. Diese Richtung dominierte auch
 Rathhern zu Halle; nur der balt.
 fessor Guerike widerstand unter Spott
 rade durch ihn wurde Lütkenmüller ge-
 noch dazu in den pietistischen Zirkel
 sobald der berühmte Agendenkreis
 „Union“ zu den Altlutheranern
 Mitglied der separirten Gemein-
 darauf eine Mission nach
 zu Dr. Scheibel und Dr.
 siedelte. Von seinem
 phan zu Dresden be-
 reits eine vielbespro-
 auf den Ruf, wo
 Brüssel gieng,
 liqua. Belge.
 beliet er
 ein Goldbrin-
 werth ger.
 Verlobten tragen ihn
 „evange-“ „unverzeihlich“ zu finden:
 indeß des Herzens nicht hat unan-
 dem, sondern es auf das verkehrte
 ger (Verehrung) verpflanzt und zu
 „ausbeutet.“ Den Papst und die
 „das tägliche Handwerk der al-
 los gemacht, wie Henkersknechte.
 Es ist nöthig, sich diesen streng li-
 chkeit zu vergegenwärtigen, auf dem
 feng, zu studieren, um wirklich zu let-
 zel der Wahrheit sich zu vergewissern
 Herzen zu beten, daß Gott ihm gnädig
 helfe — wenn man das große Gnaden

*) Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegen-
 deutschen, belgischen und holländischen
 1842.

so durchgehende Umwand-
 ung innerhalb zehn Jahren be-
 trachtet, und besonders dessen
 Müller in Aufricht verlegt
 von 1842 schließt ohne
 er warf diesem vor,
 vorgespielt und so
 lassen zu ha-
 schen Kirche
 wo möglich mit
 es gethan. Nur Gines

en als nachahmungswürdig
 en Christen: ihr treues Anhalten
 an aufopfernden kindlichen Gehorsam,
 Abkehrung des Rechts; das sei es, was —
 menschengrund und ohne Evangelium! — den
 äußerliche weltliche Stärke bewirke, welche heute
 in Neuem wieder in Erstaunen setze, und im Gegen-
 satz auf offenbaren Auflösung und Zersplitterung im Pro-
 testantismus manche trefflichen Leute solchen Eindruck mache,
 der „katholisiren“ schienen, wie z. B. Böhmer in
 der große deutsche Historiker. Jetzt sieht er, daß das
 allein in der katholischen Kirche gerettet wor-
 den sei, der Protestantismus es sei, der, wenn er noch
 herrsche, bloß „äußerliche weltliche Stärke“ habe und
 auf „Menschengrund“ beruhe.

In der Regel sind es nicht nur dogmatische Bedenken, welche
 schwere Untersuchungen über das katholische Kirchenwesen
 unter Protestanten zuerst veranlassen; man ist in solchen Fäl-
 len eben gewohnt, sich bloß und in letzter Instanz an die
 natürlich ausgelegte Bibel zu halten. Bei Herrn Edel-
 mann aber stand ohnehin, schon durch seine äußern Erleb-
 nisse, die kirchliche Verfassungsfrage zu sehr im Vordergrund,
 daß nicht sie zunächst ihm eine unbefangene Würdigung

seinen protestantischen Irrfahrten. Das Buch, in dem er seine niederländische Mission beschrieb*), ist voll von dieser Praxis.

Gerade vor zehn Jahren ist es erschienen. Natürlich war damals Luther noch der Engel der Apokalypse, der mittelst durch den Himmel geflogen und das ganze ewige Evangelium wieder an's Licht gebracht hat. Er hatte auf seinen weltlichen Reisen die herrlichsten Monumente alter Frömmigkeit und Kunst gesehen; was aber eigentlich zu seinem Herzen sprach, das waren: Luthers Patmos auf der Wartburg, die kleine Kammer an der alten Kirche in Schmalkalden, wo er damals gelegen, die Kanzel, auf der er gepredigt, und der Schwereisenstein bei Eüzen. Dem „an sich abgeschmackten und geschmacklosen, bornirten Hierarchismus“ wirft er vor, daß er sich in voller Tücke, von Außen „mit den fremden Federn der Kunst“ zu ausschmücke, und eine läppisch-ernste Discussion über die Frage, ob eine rechte Christin ein Goldringlein zum Andenken an ihren verstorbenen Verlobten tragen dürfe? gibt Veranlassung, am Papste „unverzeihlich“ zu finden: „daß er auch die Heiligkeit des Herzens nicht hat unangetastet und unberührt gelassen, sondern es auf das verkehrte kirchliche Gebiet (Reliquien-Verehrung) verpflanzt und zu Abgötterei und Egoismus ausbeutet.“ Den Papst und die Seinen hat eben überhaupt „das tägliche Handwerk der abermaligen Kreuzfahrer“ gefühllos gemacht, wie Fensterknechte.“

Es ist nöthig, sich diesen streng lutherischen Standpunkt lebhaft zu vergegenwärtigen, auf dem Herr Lüttkemüller aufsieng, zu studieren, um wirklich zu lernen, zu forschen, und bei der Wahrheit sich zu vergewissern, aber auch recht vom Herzen zu beten, daß Gott ihm gnädig aus allen Zweifeln helfe — wenn man das große Gnadenwunder begreifen will.

*) Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild des deutschen, belgischen und holländischen Kirche. Leipzig bei Nech 1842.

es an ihm geschehen, und das eine so durchgehende Umwandlung seiner ganzen Anschauung innerhalb zehn Jahren bezeugt hat. Damals war es Görres, und besonders dessen *Monismus*, was den ganzen Lüttemüller in Aufruhr versetzte; kaum ein Capitel des Buches von 1842 schließt ohne ein auf Görres und seine Jesuiten. Er warf diesem vor, seine Erscheinungen in's Allgemeine hinübergespielt und so ein wahres Monstrum in einer Windmühle geschaffen zu haben, gegen welche er nun als gegen die protestantische Kirche aufmarschire. Jetzt aber malt er selbst wo möglich mit noch schwärzeren Farben, als einst Görres gethan. Nur Eines ist er damals an den Katholiken als nachahmungswürdig und beßend für die wahren Christen: ihr treues Anhalten an alten Glauben, ihren aufopfernden kindlichen Gehorsam, den Sinn für Wahrung des Rechts; das sei es, was — auf einem Menschengrund und ohne Evangelium! — den *„äußerlichen weltlichen Stärke“* bewirke, welche heutzutage von Neuem wieder in Erstaunen setze, und im Gegensatz zu der offenbaren Auflösung und Zersplitterung im Protestantismus auf manche trefflichen Leute solchen Eindruck mache, daß sie zu „katholisiren“ schienen, wie z. B. Böhmer in Frankfurt, der große deutsche Historiker. Jetzt sieht er, daß das „Evangelium“ allein in der katholischen Kirche gerettet worden, und daß der Protestantismus es sei, der, wenn er noch nicht verrotte, bloß „äußerliche weltliche Stärke“ habe und auf „Menschengrund“ beruhe.

In der Regel sind es nicht nur dogmatische Bedenken, welche tiefere Untersuchungen über das katholische Kirchenwesen unter Protestanten zuerst veranlassen; man ist in solchen Fällen eben gewohnt, sich bloß und in letzter Instanz an die natürlich ausgelegte Bibel zu halten. Bei Herrn Lüttemüller aber stand ohnehin, schon durch seine äußern Erlebnisse, die kirchliche Verfassungsfrage zu sehr im Vordergrund, als daß nicht sie zunächst ihm eine unbefangene Würdigung

der alten Kirche hätte nahe legen sollen. Das Resultat der rein objektiven Anschauung, zu welcher er sich forcierte, war, daß er endlich gerade das kirchliche Verfassungssystem für die richtige halten mußte, welches er stets am heftigsten bekämpft hatte — das Papal-System nämlich. Das fand er jetzt deutlich und klar in der Bibel ausgesprochen, wie er ja das Gegentheil deutlich und klar aus derselben Bibel herausgelesen hatte; denn unter protestantischer Auslegung enthielt die Bibel eben nur vorgefaßte Meinungen. Als die „protestantische Cäsareopapie“ eine neue Kirche, „Union“ genannt, zu fehlen beliebte, hatte Herr Rüttgemüller das unselige Prinzip der solchen Kirchenherrschaft erkannt und aus dem Gewissen der Conflikt mit der staatlichen Kirche auf den Boden der lutherischen Opposition sich salvirt. Diese mußte nun selbst eine kirchliche Verfassung wählen! Welche sollte sie nehmen? Die Cäsareopapie war von der Opposition, die bischöfliche Verfassung von den symbolischen Büchern verworfen. Es blieb nur die demokratische übrig. Die Häupter der Altlutheraner griffen zur Bibel und siehe da! die Bibel sprach deutlich und klar: die demokratisch-kirchliche Verfassung sei die acht apostolische. Freilich widersprachen bald die trübseligen Erfahrungen; man gerieth aus der Scylla in die Charybdis und Herr Rüttgemüller flüchtete in die „evangelische Landeskirche“, also unter die „Cäsareopapie“, zurück. Nicht ob er damit bereits aufgehört hätte, die apostolisch-kirchliche Verfassung für eine rein demokratische zu halten! Nur betrachtet er sie jetzt als ein pures Ideal, dessen Realisirung bei den veränderten politischen Umständen unmöglich geworden. Nach diesen habe sich ja schon das alte orthodoxe Lutherthum gerichtet. Als aber nun die „politischen Umstände“ sich wirklich und gründlich änderten, als der im J. 1848 revolutionisirte und von allem Christenthum losgezählte Staat die „Kirche“ regierte, von Unten nach Oben demokratisch volksbeglückend die „Kirche“ reorganisirte, da zerrissen

ang die quälendsten Zweifel, Tag und Nacht tiefna-
 Kummer. Er nahm wieder die Bibel zur Hand; sie
 ihm jetzt sagen: ob denn wirklich die Demokratie die
 ung der heiligen apostolischen Kirche sei, und ob diese
 in ihrer cäsareopapistischen Verfassung jedem Atheisten,
 sten und Rothrepublikaner Folge zu leisten habe? Dieß
 ihn nun freilich die Bibel wieder ganz anders an;
 schuppen fiel es ihm auf einmal von den Augen;
 „vom ersten Buche Moses bis zur Offenbarung Jo-
 die monarchische Einrichtung des Reiches Gottes“
 die Kirche auf Erden das monarchische Princip als
 ungsprincip vorgeschrieben; der Primat im Papstthum
 die bischöfliche Ordnung in der katholischen Hierarchie
 ihm jetzt in der — Bibel klar und deutlich!

Man könnte dieser Veränderlichkeit biblischer Stimmun-
 gstrauen! Scheinen ja doch auch nichttheologische Au-
 m jetzt wieder ganz andere Dinge aus der Bibel her-
 rufen, als sie im J. 1848 klar und deutlich in derselben
 ab. Wenn Herr Lütkenmüller bei „veränderten politischen
 ouden“ damals das Papal-System in der Bibel fand,
 er nicht bei abermals „veränderten politischen Umstän-
 -wieder eine andere kirchliche Verfassung für apostolisch
 blüß erkennen? Gewiß wäre das denkbar, wenn sich nicht
 die seine religiöse Grundanschauung umgewandelt hätte!
 gerade in Uebereinstimmung mit jener Lösung der kirchli-
 Verfassungs-Frage ergab sich ihm: „daß man in Glau-
 benth sich nicht selbst die Befähigung zutrauen dürfe,
 Wahrheit der heiligen Schrift von dem subjektiven Stand-
 aus vollkommen zu finden.“ Man denke doch — fährt
 — „um sich zu veranschaulichen, wohin der Grund-
 der sogenannten freien Schriftforschung die Vernunft
 die Autorität der wahren Kirche führt, an den Abend-
 breitt. Jede Partei, Luther, Zwingli und Calvin ru-
 „Es ist Alles deutlich, die Bibel hat sonnenhelle Klar-

heit!“ Jeder Partei ist deutlich, daß die Auslegung andern verkehrt und gottlos sei. Wer hat Recht? Wer entscheidet? Luther? Er gesteht offen selbst zu, daß er Lust zum Widerspruche zur Gestaltung seines Lehrbegriffs treibt!“ „Sehe man doch, was die freie Schriftfor und das Geschrei: Geist! Geist! gegen den Geist veranrichtet. Jeder behauptet von sich, die Bibel zu geben die That und unzählige Zersplitterung zeigt das — Spiel vom Pfingsttage.“

Also — Anerkennung der göttlichen Institution der lischen Hierarchie! Herr Lütkenmüller kennt die volle Bedeutung seines Zeugnisses. „Was werden“ — fragt er — mir unvergeßlichen Freunde, selbst über Deutschland in Dänemark, Belgien, Holland, Frankreich und der Schweiz, wenn sie es hören, sagen zu diesem meinem ehrlichen Verständnisse? Ich bekenne offen, daß ich seitdem die katholische Kirche in einem ganz andern Lichte betrachte; ich wo ich früher — ich meinte, in einem ehrenhaften ritterlichen Kampfe — das Schwert zog. Ich kann die heilige Kirche nicht mehr als ein Unhistorisches annehmen, als ein Unsichtbares, oder wenn sichtbar, als ein todt Abstraktes, existirt in einer subjektiven Auffassung von einer „Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangeliums gereicht“ werden. Dieses ist ebenso unbestimmt und undeutlich, wie der Paragraph einer modernen Verfassung. Aber so viel ist klar, daß in der Augsburger Confession, der diese Worte entnommen sind, die Kirche als die Versammlung aller Gläubigen wieder unhistorisch gestellt ist, als ein Ideal, als ein nur in der Idee Existirendes, etwa gerade so, wie man auch von einer allgemeinen Vernunft spricht.“ Das ganze neue Testament sagt nicht, „daß die Kirche hier auf Erden kein solches Hirngespinnst ohne Fleisch und Bein, sondern eine wah-

historische ist. — Und an die neugetwonnene Ueberzeugung knüpft sich ihm unmittelbar, wie ein Lichtblitz im dunkeln Gebiete der Politik, die Bemerkung: „Die anglikanische Kirche steht durch Beibehaltung ihrer bischöflichen Verfassung, wenn dieselbe auch inconsequent ohne Zuspitzung gelassen wurde, höher als alle andern protestantischen Kirchen. Von ihrem erhaltenen Bestandtheile der heiligen Kirche aus erhebt sich nun auch die blühendere Aristokratie in England, die denn schon das Ritterthum überhaupt eine Blüthe war, welche die katholische Kirche auf weltlichem Boden getrieben hat. Eine Mahnung für alle Fürsten und Edeln, daß sie sich, mit ihren hohen Ahnen und mit deren Glauben, nicht, Gott verzeih' mir, des Teufels geworben haben, auch nicht ihres kirchlichen Ausgangspunktes zu vergessen.“ Er macht bemerflich, wie schon die Mäntel der Reformation nur zu gut wußten, daß unser Adel das Ritterthum eine Blüthe der katholischen Kirche auf weltlichem Boden sei; daher die alsbald auftretende giftige Feindschaft gegen die sociale Stellung des Adels, welcher gemäß Luther selbst im Jahre 1522 vorschlug: der Unterschied zwischen dem adeligen und dem Bürgerstande solle wegfallen.

Es war, wie gesagt, ein schwerer Kampf, bis Herr Schumacher durch das Princip der Apostolicität und Katholicität die inveterirt protestantischen Vorstellungen von einem geschlossenen, territorialen oder Landes-Kirchenthum und von einer unsichtbaren Kirche der Gläubigen überwand, mit welcher Lehre man seit Luther der heideln Frage auswich: wo war denn die wahre Kirche während der mehr als tausendjährigen Periode evangelischer Verlassenheit? und wo ist sie bei dem ungeheuern Widerstreit der Meinungen? oder ist etwa die heilige Kirche jemals abhanden gekommen, welcher doch der Herr die Verheißung ertheilt hat, daß die Mächte der Hölle sie nicht überwältigen sollen? Angegriffen von allen Seiten, von Reformirten, Pietisten, Rationalisten,

Altlutheranern und Unionisten, seitdem er als Lutheraner in der preussischen „Union“ stand, war er auf die innern Widersprüche im Lutherthum selbst aufmerksam geworden, indem er nach den Ursachen der allgemeinen Zertrümmerung forschte, die endlich in ein gänzlichcs Atomistren auslaufen mußte, so sah er mehr und mehr eitel subjectives, nur persönliches Christen- und Kirchenthum im Protestantismus der Reformation. Die Geschichte der lutherischen Kirchenvorfassung ward ihm jetzt klar. Luthers falsche, aber von Parteien bis zur Stunde beibehaltene Bibelübersetzung: eos in die als „Gemeinde“ statt „Kirche“, hatte das demokatische Princip in die Kirche getragen; die Wiedertäufer und die rebellischen Bauern vom Jahre 1525 bauten consequent darauf fort, wie in neuester Zeit die „freien Gemeinden“, Luther aber verläugnete, entsetzt vor dieser Consequenz, ein eigenes Princip; und seitdem ist Inconsequenz und Abschneidung gegen alle Consequenzen das Loos der Lutheraner, das Daseyn daher eine fortgehende Niederlage geworden. Das Verbot der freien Gemeinden innerhalb der Union bei uns ist eine neue Auflage der Inconsequenz Luthers selbst, solange dieselbe die falsche lutherische und reformirte Bibelübersetzung („Gemeinde“ statt: „Kirche“) fortbestehen läßt. Sehen wir recht: was ist denn unsere sogenannte evangelische Kirche in den preussischen Landen Anders, als ein großes Bündel freier Gemeinden? Das Kirchliche macht es nicht der Unterschied in der bis jetzt überdies nur für intermistisch erklärten Verfassung, nicht der staatliche, polizeiliche Hinterhalt, den wir haben und welchen jene jetzt entbehren.

Seitdem Herr Lüttemüller im Jahre 1848 praktisch gehabt hatte, daß die Welt nur zu wählen hat, entweder zur Rechten oder zur Linken des Herrn zu stehen, daß es in diesem Falle kein rechtes und kein linkes Centrum gibt, kein Vor- und Hinten nach zwei Seiten — erst seitdem sieht er überhaupt auch die preussische „Union“ im rechten Lichte an:

mit ihrem heillosen Subjektivismus und praktischen Unvermögen schon im Princip Christus verschachert, wie sie endlich auf dem absoluten Nullpunkt steht, in ihrem kirchlichen Privilegium der rein persönlichen Willkür, in dem Resultate der absolute kirchliche Banquerott ist, der sich schon auf der Berliner Generalsynode vom Jahre 1844 deutlich genug herausstellte. Irgend welche kirchliche Reform mag in ihr gar nicht mehr zu Stande zu kommen; die preussische „Landeskirche“ ist rein — „unverbesserungsfähig.“ Soll man daher von den neuen Repristinations-Verhandlungen halten? „Die Union ist mehr als hundertjährige Tradition in Preußen. Nachdem sie da ist, ist sie die Sadgasse, auf der bei uns der Protestantismus zu seiner rettungslosen Auflösung verlaufen hat. Wollte eine fromme Landesregierung auch die Union wieder auflösen, so wird sie doch nicht mehr im Stande seyn, aus der kirchlichen Demoralisation, unter der Union die Massen zu einem verlassenen, beängstigten, verunsicherten confessionellen Bewußtseyn zurückzuführen.“

Daß die sich befestigende Ueberzeugung von der göttlichen Institution der Hierarchie von speciellen dogmatischen Anschauungen gefolgt seyn mußte, versteht sich von selbst; die entscheidende Frage war: „Hat die katholische Kirche oder der Protestantismus die wirkliche christliche Wahrheit?“ Merkwürdiger Weise consentirte Herr Lüttkemüller gerade in jenen Punkten zuerst und zunächst, mit welchen die anerkannte protestantische Anschauung sonst am allerschwersten sich befaßt. Es ist: die Verehrung der Heiligen und das Marien Cultus. Die Firma „Berliner Oberkirchenrath“ hat erst nach dem erhabenen Kirchenfürsten von Breslau in Preußen diese zwei Lehrpunkte als „verworfenen Wahn“ verworfen; Herr Lüttkemüller aber erklärt: daß die katholische Kirche diese zwei Dogmen aufstelle, sei schon der allein genügende Beweis, daß sie die volle christliche Wahrheit besitze. Im Erkenntniß gelangte er in dem ersten Punkte auf prof-

Altlutheranern und Unionisten, seitdem er als Lutheraner bei der preussischen „Union“ stand, war er auf die innern Widersprüche im Lutherthum selbst aufmerksam geworden, und indem er nach den Ursachen der allgemeinen Zertrümmerung forschte, die endlich in ein gänzlichcs Atomisiren auslaufen müsse, so sah er mehr und mehr eitel subjectives, nur persönliches Christen- und Kirchenthum im Protestantismus seit der Reformation. Die Geschichte der lutherischen Kirchenverfassung ward ihm jetzt klar. Luthers falsche, aber von den Parteien bis zur Stunde beibehaltene Bibelübersetzung: *ecclesia* als „Gemeinde“ statt „Kirche“, hatte das demokratische Princip in die Kirche getragen; die Wiedertäufer und die rebellischen Bauern vom Jahre 1525 bauten consequent darauf fort, wie in neuester Zeit die „freien Gemeinden“; Luther aber verläugnete, entsetzt vor dieser Consequenz, sein eigenes Princip; und seitdem ist Inconsequenz und Abschließung gegen alle Consequenzen das Loos der Lutheraner, ihr Daseyn daher eine fortgehende Niederlage geworden. „Das Verbot der freien Gemeinden innerhalb der Union bei uns ist eine neue Auflage der Inconsequenz Luthers selbst, so lange dieselbe die falsche lutherische und reformirte Bibelübersetzung („Gemeinde“ statt: „Kirche“) fortbestehen läßt. Sehen wir recht: was ist denn unsere sogenannte evangelische Kirche in den preussischen Landen Anders, als ein großes Bündel freier Gemeinden? Das Kirchliche macht es ja, nicht der Unterschied in der bis jetzt überdieß nur für interimistisch erklärten Verfassung, nicht der staatliche, polizeiliche Hinterhalt, den wir haben und welchen jene jetzt entbehren.“

Seitdem Herr Lüttemüller im Jahre 1848 praktisch gelernt hatte, daß die Welt nur zu wählen hat, entweder zur Rechten oder zur Linken des Herrn zu stehen, daß es in diesem Falle kein rechtes und kein linkes Centrum gibt, kein Dazwischen und Hinten nach zwei Seiten — erst seitdem steht er überhaupt auch die preussische „Union“ im rechten Lichte an: wie

mit ihrem heillosen Indifferentismus und praktischen Unvermögen schon im Princip Christus verschachert, wie schließlich auf dem absoluten Nullpunkt steht, in ihrem Verfall kirchliche Privilegierung der rein persönlichen Willkür, in dem Resultate der absolute kirchliche Banquerott ist, der sich bereits auf der Berliner Generalsynode vom Jahre 1844 lagend genug herausstellte. Irgend welche kirchliche Reform mag in ihr gar nicht mehr zu Stande zu kommen; die russische „Landeskirche“ ist rein — „unverbesserungsfähig.“ Was soll man daher von den neuerlichen Repristinations-Versuchen halten? „Die Union ist mehr als hundertjährige Lehen in Preußen. Nachdem sie da ist, ist sie die Sadgasse, die sich bei uns der Protestantismus zu seiner rettungslosen Auflösung verlaufen hat. Wollte eine fromme Landesregierung auch die Union wieder auflösen, so wird sie doch nicht mehr im Stande seyn, aus der kirchlichen Demoralisation unter der Union die Massen zu einem verlassenen, befruchteten erloschenen confessionellen Bewußtseyn zurückzuführen.“

Daß die sich befestigende Ueberzeugung von der göttlichen Institution der Hierarchie von speciellen dogmatischen Untersuchungen gefolgt seyn mußte, versteht sich von selbst; die allseitige Frage war: „Hat die katholische Kirche oder der Protestantismus die wirkliche christliche Wahrheit?“ Merkwürdiger Weise consentirte Herr Lütkenmüller gerade in jenen drei Punkten zuerst und zunächst, mit welchen die anerkannte protestantische Anschauung sonst am allerschwersten sich bekennt. Es ist: die Verehrung der Heiligen und das Jüngfer. Die Firma „Berliner Oberkirchenrath“ hat erst längst noch dem erhabenen Kirchenfürsten von Breslau in specie diese zwei Lehrpunkte als „verworfenen Wahn“ vorgehalten; Herr Lütkenmüller aber erklärt: daß die katholische Kirche diese zwei Dogmen aufstelle, sei schon der allein genügende Beweis, daß sie die volle christliche Wahrheit besitze. Zur Erkenntniß gelangte er in dem ersten Punkte auf prak-

thischem Wege durch seine innige Frömmigkeit, in dem jüden, was sehr sonderbar scheinen möchte, zunächst durch eine gelehrte Liebhaberei für das Studium der Udda! Daß beide Lehren nachträglich klar und deutlich in der Bibel stehen sah, ist natürlich!

Schon als Jüngling war Herr Lüttkemüller voll glühender Liebe zum Heilande und reinen Eifers für Alles, was ihm als Wahrheit galt. Als er einsam und verlassen Brüssel stand, und das geistige Babel unter seinen Lebensgenossen täglich sehen und erfahren mußte, da marterte ihn bald die trübsten Gemüthsstimmungen. Wir können uns von der trostlosen Lage solcher innerlich zerrissenen Seele nicht leicht einen Begriff machen, und es wird uns schwer Beschreibungen von Scenen richtig zu würdigen, in denen zwei solcher Betrübten zufällig zusammentreffen, halbe Tag lang nebeneinander sitzen, unter heißen Thränen über biblische Erfahrungen und Bibelworte sprechen, und es endlich kaum über sich bringen, sich wieder zu trennen. Herr Lüttkemüller beschreibt solche Scenen. Er war ein starker Beteter, und fühlte sich besonders mächtig von der Lektüre der alten Mystiker angezogen. Aus den wachsenden Nothen strebte er wie ein Verzweifelter nach lebendigerer Gemeinschaft mit Christus, und als die Geistesqual aufs Höchste gestiegen war, wurde ihm klar, „wie in der römischen ungelehrten Kirche ein äußerliches Gebot dem Priester gebietet täglich eine Messe zu lesen.“ Er überwand endlich die Scham das Sakrament sich selber zu reichen, und suchte nun in „täglichem Abendmahlsgenuß“ Heilung zu finden, wie er sagt, mit großem Erfolge. Aus dem Schatze der Kirche, den er lästerte, weil er sie nicht kannte, floss ihm die Gnade ohne daß er es wußte. Durch sein redliches und bewußtes von aller Gefühlschwärmerei freies Ringen wurde indes sein Glaube immer objektiver, in demselben Maße aber für ihn zumal als geistlichen Mann und „namentlich (später) auch

in unermessbar mühtigen Zustände in der unierten evangelischen Kirche“, die Anfechtung schwerer und das Seelenleiden tiefer, trotz des fortgesetzten Abendmahlsgenusses. Er hat nun einen starken Schritt näher zum Gnadenbörne vor-
 gethan. „Einsam und elend“ — erzählt er selbst davon —
 mußte ich endlich, sollte ich in der Versuchung nicht innerlich
 so äußerlich unterliegen, niedersinken und mit Origenes
 sprechen: „Ich will niedersinken auf meine Knie, und da ich
 von meiner Missethat willen nicht wage, Gott selbst mein
 Heil darzubringen, so will ich alle Heiligen um ihren Bei-
 stand anrufen. O, ihr Heiligen des Himmels, ich flehe euch
 in meiner von Seufzen und Thränen erfüllten Betrübniß,
 set dem Herrn der Barmherzigkeit zu Füßen für mich elen-
 den Sünder.“ So übte ich den apostolischen Glauben zum
 erstenmale vollständiger, und so erschienen mir im feurigen
 Licht der Zeit weiß und liebe ich die Gemeinschaft aller Hei-
 ligen, nämlich nicht bloß die auf Erden, und staune darü-
 ber, durch eine schmachlich unrichtige kirchliche Erziehung so
 lange daran gehindert worden zu seyn. O wie reich und
 froh bin ich seitdem in meiner hiesigen größten Verlassen-
 heit und geistlichen Einöde!“

Jetzt erfuhr er an sich selber, wie kläglich durch die Verwer-
 lung der Gemeinschaft mit den Heiligen des Himmels „auch
 im Gebete die Flügel gewaltsam verschnitten worden seien“,
 und er sah, daß die Reformation auch „hierin wieder, wie
 auch bis jetzt die eifrigen Klopffechter des Protestantismus,
 der katholischen Kirche den durch ihr Princip unverschuldeten
 Mißbrauch aufgemußt, um damit zugleich den Gebrauch zu
 kappen, also wieder, ächt revolutionär, das Kind mit dem
 Bade auszugießen.“ Auf die seit Reformationszeiten stän-
 dige Phrase aber: die Verehrung der Heiligen entziehe Christo
 die Ehre! entgegnet er jetzt: gerade umgekehrt nähmen dieje-
 nigen in Wahrheit Christo die Ehre, welche gegen die Ver-

ehrerung der Heiligen als gegen eine Abgötterei eiferten, weil gerade sie Christus mit jedem Heiligen vollkommen gleich stellten, und als ungeschickte Gesellen ihn täglich und in jeder Angelegenheit nur direkt anlaufen wollten, als sei er ganz unseres Gleichen, aus unserer Gnade ein Bahlmann, nur so zu sagen ein nordamerikanischer, von uns gebungener Methodisten-Prediger. Und in der That braucht man, um diese Bemerkung faktisch begründet zu finden, nur etwa an die ekelhaft unverschämte und bis in's Blasphemische gehende Familiarität vieler protestantischen, und besonders der herrnhutischen, Kirchenlieder mit dem Herrn des Himmels und der Erde sich zu erinnern.

Schon früher, wie es scheint, hatten seine Studien über die Mythen der alten Völker, namentlich über die altnordische Edda, seiner geistigen Anschauung eine Richtung gegeben, welche dem protestantischen Standpunkte über kurz oder lang tödtlich werden mußte. Seit frühester Jugendzeit übte die uralte Sagenwelt auf ihn einen eigenthümlichen Reiz, und erst vor Kurzem gab er sich noch alle Mühe, eine Reise nach Island zu ermöglichen, um selbst an den Stellen zu weilen, von wo die erhabenen Urkunden des germanischen Naturglaubens auf die Nachwelt übergingen. Es war auf einer Collektenreise von Brüssel nach Holland, daß die Mythen der Nordsee, welche ihn übertrugen, die Wunder der Saga des Nordens in seinem Herzen wieder wach riefen, und die trüben Wolken für den Moment verscheuchten, die aus der Trostlosigkeit seines missionarischen Wirkens auf den Geist drückten. Da wurde es ihm denn auf einmal, als ob er in den theuern Jugendgespielen etwas Ernsteres erblicken dürfe, das auch dem Manne noch anzusehen gezieme; als ob die Funken des göttlichen Logos, der uralten Offenbarung, darin ruhten; als ob in diesen Mythen noch ein Gemeingut der Völker, ein Abglanz und Rest und Widerschein von der Uroffenbarung selbst liege, für Jeden, der nur Augen habe,

verborgenen Schatz zu erkennen. Er nahm sich sogleich das Nibelungenlied, die Ilias und die Edda zur Untersuchung vor, und man sieht, wie wohl es ihm that, auf dem festen Boden der Geschichte den Fuß anzusetzen. Der Ton wird hier plötzlich wie umgestimmt und von der bitteren Bitterkeit frei, die sonst sein streuerfülltes Buch von sich charakterisirt. Während er sich aber von jener Zeit an und oft damit beschäftigte, den Uroffenbarungskern aus den Mythen des Nordens und des Südens herauszuschälen, wurde ihm allmählig das Maß seines protestantischen Lehrbegriffs zu kurz. Er fand in seinen Mythen tiefe Lehren eingeschlossen und auf das bestimmteste vorgetragen, von denen er in seinen „symbolischen Büchern“ keine Spur, vielmehr deren Verwerfung und Verdammung erblickte. Wie sollte er sich das denken? Mußte sich doch die ganze Uroffenbarung in der lutherischen Lehre, nur geläutert und vergeistigt, wiederfinden! Vor besonders die mythische Lehre von der Unterwelt, die ihm zum Prüfsteine wurde. Er griff zu den „symbolischen Büchern“ und zu den Schriften Luthers! Denn „nicht die Philosophie“ — sagt er — „stellt diese Mythen auf, wie auch die Opfer bei den Heiden für ihre Todten nicht bedacht hat, sondern wir finden in unsern angeführten Mythen die Tradition der Uroffenbarung, nur in volksthümlichem Gewande. Enthüllen wir sie, streifen wir das Kleid ab, so ist uns auch Virgilius im 6. Buche seines Aeneis über die Fahrt in der Unterwelt mehr als eine altmütterliche Fabel; auch Homer; selbst Ovidius im 2. Buche seines Festus; und Aristoteles; ja selbst der Alcoran! — Sollen wir diesen als Christen nachsehen? oder sind wir durch bloßes Lügen mehr als sie?“ Und in Wahrheit! nichts als „bloßes Lügen“ fand er in den „symbolischen Büchern“ bei Luther höchstens noch die (von seinen Anbetern unterdrückt gehorsamst fortgepflanzte) widersinnige und antibiblisches Lehre vom „Seelenschlase“. Dagegen fand er Alles,

was die Mythen von der „Unterwelt“ ihm andeuteten, was die Bibel ihm davon sagte, und was er umsonst im Lehrbegriff der protestantischen Parteien — das Alles — er als Dogma in der katholischen Kirche vor und — Tridentinum!

Nun leuchtete die große und entscheidende Thatsache in seiner gedängstigten Seele auf: daß es der Lehre der Reformation eigen sei und bleibe, ihr heiliges Reich auf den alten Stein einzufropfen zu können, auf die Grundlage der Edda so wie auf das alte Testament; daß dagegen solches mit willkürlichen und rein subjektiven Einfällen der Reformation platterdings unmöglich gewesen. Ihre „rationalisirende, auflösende, nur zersezende Subjektivität“ war das „Gott Wort“, aus dem die „glaubensstarken und frommen Väter“ des Berliner Oberkirchenraths „verworfen haben“. Sie, „Männer des Volks“, beachteten den natürlichen volkstümlichen Stamm der Religion ganz und gar nicht. „Unfähig zu unterscheiden“, und mit der Tradition, die so alt als Menschengeschlecht ist, ihrem todtten Bibelwort zu Hülfe kommen, wurden sie die Gründer eines christlichen Judenthums, und verlästerten die seit Urzeiten von Mund zu Mund im Volke fortgepflanzten Spuren der Offenbarung und, mit die nachgewiesene apostolische Weisheit der katholischen Kirche, als heidnisches Rom, als Heidenthum, Abgötterei, den Antichrist u. s. w.“ Ihr Werk, eine todte Negation, nicht erzeugen, nur zerstören kann, hat überall nur angeräumt, und, was am Alten nicht zu entbehren war, „nachahmt in äußerlicher Mosaikarbeit“; es hat, wie die Revolution, tabula rasa gemacht, um sich mit usurpatorischer Fälschung an die Stelle des naturwüchsig-Christlichen, legitimen, Historischen zu setzen, „den wurzellosen todtten Freiheitsbaum statt des natürlichen, wurzelnden, immer grünen, veredelten Lebensbaumes aufzupflanzen.“

Und allerdings ist der Gegensatz, mit kurzen Worten!

net, daß der Katholicismus als die nothwendige Ent-
 wicklung der göttlichen That in der Menschheit der Weltge-
 schichte eingelegt ist, der Protestantismus aber daneben steht,
 die zufällige Carrikatur neben dem Original. Die pur sub-
 jektive Willkür der Reformatoren ist Herrn Lütsemüller vor-
 aus an der Lehre von der „Unterwelt“ klar geworden.
 Er J. B. gestand unumwunden, daß er die wichtige
 1. Petr. 3, 19 ff. nicht zu erklären wisse; die Kirche
 er aber dennoch nicht fragen, „vielmehr thut er ganz,
 wie diese mit ihm erst an“. Was er durch alle den-
 kbar widersprüchlichen und Fälschungen zu seinen dogmatischen
 Lehren mit der Lehre von der Unterwelt machte, dazu fan-
 den die Reformirten schon in Folge ihrer gänzlich un-
 gerechten dualistischen oder manichäischen Grundanschauung
 keinen Grund; bei den neuern Theologen aber stößt man auf eine
 „Tradition“; jeder nach seiner Sonderrichtung schreibt
 Vorgänger aus, und zwar „in der Neuzeit mit Ver-
 werfung der Namen“. Und zum Schlusse erklärt Herr Lüt-
 semüller: „Wir sehen, daß bei uns nur noch eine abstrakte,
 willkürliche Auffassung des großen Reiches Gottes,
 der Kirche, wie unter der Erde, so auf und end-
 er der Erde, geblieben ist, wo eine solche überhaupt
 geblieben ist.“ „Die Lehre von der Unterwelt hat man
 stumpf und Stiel schnöder Weise ausgerottet, um da-
 her dem Rufe: Freiheit! Freiheit! seinem gläubigen
 wahrhaftig mit der absoluten Hölle auf den Raden zu

nach dem Entwicklungsgange, durch den Herr Lütse-
 müller durchweg katholischem Verständniß der Offenbarung
 ist, kann es nicht verwundern, wenn er die Lehre
 von der Unterwelt nach dem Wortlaute des Tridentinums
 als „Wurzelstamm des wahren christlichen Glaubens“
 und ihre Verwerfung für die Quelle des ganzen Lehr-
 fehler-Babels außer der Kirche. Der Inbegriff der ka-

tholischen Dogmen bildet einen so enggeschlossenen Kreis das Centrum, den göttlichen Geist in der Kirche, daß jeden Punkt in der Peripherie zum Ausgangspunkt des ganzen Systems machen kann. Herr Lütkenmüller hat die vom Fegfeuer als den Radius zur Hand genommen dem der Kreis zu beschreiben sei; von ihrer Wiederan hofft er eine vollständige katholische Restauration. Der Sturm des sechszehnten Jahrhunderts ist ihm eigentlich gegen eine Bastille, gegen den Kerker Gottes in der Welt, gegen das Fegfeuer, gegangen; die Lehre von eigenthümlichen Theile der Kirche Gottes ist aber der Fundamentalfelsen für das Christenthum; zieht man ihn so stürzt das ganze Lehrgebäude ein; eben um es zu ren, hat der Protestantismus willkürlich nur einen H und eine Hölle angenommen; er hat sich dabei auf die „Schriftforschung“ gegen die Bibel selbst berufen; auf desselben „Rechtes“ ist es aber endlich und consequent als Verläugnung des Himmels und der Hölle, wie der B

*) An einem andern Orte äußert Herr Lütkenmüller: „Wie zu viele Beweise von der falschen Uebersetzung, absichtlichen Fälschung und von dem Mißverstände der heiligen Schrift die heilige Kirche gehabt, als daß ich darauf nicht noch einmal unserm Protestantismus zurückkommen sollte. Steht dieses warum nicht auch die Kritik der „freien Schriftforschung“ der Bibel selbst? Ihre Ergebnisse liegen zu Tage, seit Luther den Brief des heiligen Jacobus, bloß weil er nicht zu seinem Sinne stimmte, eine „stroherne Epistel“ nannte. Nahm er auch später zurück, so begrüßen ihn die Rationalisten noch heute als ihren kritischen Vater in Betreff der Bibel. Jedem nun die Bibel nach seinem Kopfe, und paßt etwas mit der Sache ganz und gar nicht, so daß keine Verdrehung und Umwandlung des Textes möglich bleibt, so hilft man sich durch die Kritik erklärt das dem Kopfe nicht Zusagende für unächt! Genug, sehen, daß der Stern der heiligen Kirche bis zu der Zeit der Kirche im Protestantismus vom Himmel gefallen, und im

genommen. Begreift Herr Lüttemüller aus der apostolischen Lehre von der Unterwelt zunächst das katholische Dogma vom heiligen Opfer, indem er erklärt: „Wer die Messe für ein heiliges papistisches Nachwerk ausgibt, der muß die Lehren der heiligen Kirche von dem heiligen Paulus abspalten“, und ordnet sich ihm darnach die ganze Anschauung von dem Verhältnisse des Menschen zu Gott, so wie er consequent auch noch: daß außerhalb des lebendigen Glaubens der Kirche gar nicht einmal eine richtige Sittenlehre aufgestellt zu werden vermöge, und eben so wenig eine wahre Theorie von der jetzigen Natur und ihrer Entwicklungsgeschichte.

Im Wesentlichen ist, wie gesagt, nichts dagegen einzuwenden, wenn Herr Lüttemüller das katholische Lehrgebäude auf Grund der Lehre von der Unterwelt sich reconstituirt. Wenn er aber den historischen Gang der von Luther eingeleiteten dogmatischen Verwüstung in's Auge faßt, so würde sich herausstellen, daß ihr sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere bezüglich des Fegfeuers, die aus den eigenthümlichen Seelenzuständen des desperaten Mönchs entstandene neue Rechtfertigungslehre zu Grunde liegt. Es ist nichts Anderes, was entschiedener über die rein persönliche Willkür jener Neuerungen Zeugniß gäbe, als diese weniger bibelwidrige und unvernünftige, als antikirchliche Lehre. Und doch möchte man jetzt wieder gerade in ihr das Band erblicken, mit welchem die tausendfachen Splitter, welche der stolze Bau des Protestantismus zerplatzt ist, zusammenzufassen und zum allgemeinen Sturme gegen die alte

abstrakte, rein persönliche Begriffe, statt der Sache selbst in ihrer Wahrheit, erloschen ist. Daher nun die fortgehende Auflösung des schon an sich Todten!“ — „Die Aufopferung der Reblichgeanteten Hergogen schafft nichts, weil ihnen irgend welcher kirchliche Anhaltspunkt fehlt, je länger, je mehr!“

ſchen Seelen, in die Rege!“

Wenn nun nach jener Lehre der Specialglaubensvertretende Genugthuung Chriſti ohne Conſcientiöſen Liebe, alſo ohne Rückſicht auf die ſittlichkeit, das ſündenbemäntelnde Kleid der fleckenloſen Feiſt Chriſti ſofort an ſich reiſt, wie ſollte da die von einem Reinigungsorte, oder einem Mittelzuſtande zum Tode Paß greifen können? Entweder hat er im Moment des Abſcheidens den Specialglauben Chriſtus für ihn gerecht geſehen und genuggethan, fährt er von Mund auf gen Himmel, oder er hat den Specialglauben nicht, und dann geht es ſchnurſtreck in die Hölle. Es handelt ſich ja nur um die „angenehme“ Rechtfertigung Chriſti, und die wird man doch nicht „reinigen“ wollen. Am graſſeſten trat die Beſchuldigung der Rechtfertigungslehre darum auch im lutheriſchen A und in der Vorbereitung der zum Tode verurtheilten hervor. Erklärte der Malefikan auf den das er den Specialglauben habe, und ſchwebte „Jeſus!“ auf ſeinen Lippen, wenn der tödtliche ſtraf dann nur ſehr ſchnell vorhanden ſein ſollte.

Der sicherste Tod war der durch Hentershand, weil man sich da mit bestem Bewußtseyn auf den bestimmt vorhergesehenen letzten Augenblick gefaßt machen und mit dem Specialglauben, noch bis nach Anweisung des Predigers, ausrüsten konnte. Sonst konnte ja leicht ein unversehener Tod auch den eifrigsten Pfaffen in sündlicher Vergessenheit des Specialglaubens, so ohne das Kleid der Gerechtigkeit Christi, überraschen und direkt in die Hölle abliefern. Daher kam denn im vorigen Jahrhunderte, unter Anderm gerade in Berlin selbst, oft selten der Fall vor, daß durchaus unbescholtene lutherisch-gläubigen Christen plötzlich die schrecklichsten Mordthaten begingen, nur, um auf dem Blutgerüste zu sterben und so des unvergänglichen Eingangs in die ewige Seligkeit zweifellos zu seyn. Entsetzlich, aber wahr! Es existirt eine kleine (freilich wenig gekannte) Literatur über diese gräulichen Verbrechen, und es ist nicht genug zu bedauern, daß die Herausgabe der Döllinger'schen „Reformation“, des codex iconomaticus der „schmachvollen Geschichtschreibung“, noch immer auf sich warten läßt. Auch die Uebersetzung Luthers: „gestiegen zur Hölle“, d. h. unter die Verdammten, an der Herr Lütke Müller gerechten Anstoß nimmt, hängt mit der Rechtfertigungslehre zusammen. Es war nur eine Konsequenz seiner Imputationstheorie, wenn Luther die (von ihm nachher noch weiter ausgebildete) Lehre aufstellte: „Ich habe wirklich die Strafe der Verdammten gelitten,“ die Lehre z. B. in Hamburg schon unter dem Superintendenten Aepinus einen heftigen Kanzelkrieg hervorrief.

Schließlich wendet Herr Lütke Müller sich noch einmal zu Betrachtung der Zustände im Protestantismus, in dem das lange Gefühl des Todes in Folge der Losgerissenheit von der ganzen großen Geschichte der Offenbarung, der leeren Tradition und reinen Subjektivität immer allgemeiner, die Sehnsucht immer brennender werde, nach einem Manne, der die Rechte herausfinde, zubereite und dann copulire. „Läng-

nen wir nicht, meine protestantischen Mitbrüder! daß in unsern christlichsten Versammlungen, z. B. (auf dem Kirchentage) zu Elberfeld, der Wunsch nach dem Entstehen wirklichen Reformatoren für uns, aus dem eigenen Banne unseres Herzens, fühlbar, ja selbst privatim lautbar machte.“ Es ist dieß derselbe Wunsch, der bekannte unionistische Oberconsistorialrath Nitsch Berlin auf dem in diesem Augenblicke versammelten „Kirchentage“ zu Bremen sogar offen und unumwunden ausgesprochen hat. Man braucht aber nur zu sehen, wie es auf dem „Kirchentage“ selbst hergeht, um an der Wiederbelebungsfähigkeit eines solchen Religionswesens zu verzweifeln. Ich habe die Eiferer, wie Dr. Wichern aus Hamburg, zuhörung desselben Vorschläge gemacht (z. B. auf Einführung der Privatbeichte, Einrichtung der Liturgie „nach dem Maße der Schönheit“ u. s. w.), so verwerfen Andere solchen mit Abscheu als — „katholisch“. Und kommt der „Kirchentag“ mit endlich erzielten Beschlüssen bittweise zu den „Bischöfen“ (d. h. an die betreffenden Landesfürsten), so werden sie in so grober und wegwerfender Weise abgelehnt, daß selbst eifrige Kirchentags-Männer seufzen: „Deutschland könne durch solche Vorgänge nur blamirt werden.“ Soll da eine auch wie immer „große Persönlichkeit“ zu erwartenden „Reformatoren“, was eine Grundreform „an einem Mittelpunkte aus!“ Da, wo das Wesen — die That-Flucht ist! Wo, wie Herr Lütkenmüller klagt, an dem redlichsten Willen alle Grundlehren des Heils Verwandlung in persönliche Meinungen erleiden.“ Er freilich fordert das Lutherthum geradezu auf Opposition abzuwerfen, und zu dem Princip der Apostolik und Katholicität zurückzukehren; „die Ehe der Priester die wie er meint, „so lange die Ehe in der katholischen Kirche als ein Sacrament gilt, keine Schwierigkeit bilden.“ ruft zur Wiederanerkennung der Autorität auf, welche

„müssen noch noch thun;“ auf dem einzig möglichen Wege: der geistigen Uebung an den alten Heroen christlicher Tugend, des „unablässigen“ Exercitiums in den „Stufen der Buße“, des „täglichen Abendmahlsgenusses der apostolischen Kirche“, kurz in der Uebung der Demuth! Das rath Herr Lüttemüller; aber ach! plötzlich spricht er sich selbst mit den traurigen Worten: „O! wie sehr lebt und wir doch in dem Protestantismus, daß hier die Masse seiner Theologen nicht einmal verstehen“

Der Raum verbietet, uns weiter in Specialitäten einzulassen; wir müssen daher den Leser auf das merkwürdige selbst verweisen. Es fragt sich nur noch: wie betrachtet Herr Lüttemüller seine eigene nunmehrige Stellung zu bisherigen Glaubensgenossen? Die Antwort ist im Grunde sehr einfach; er stellt sich eben auf den „evangelischen und unionistischen Boden der „freien Schriftforschung“; er im apostolischen Symbolum setzt die katholische

„Obwohl wir einzig und allein Rettung finden können, das ist: die Aufnahme der sogenannten „deutschen Theologie“ — jener Theologie, die uns ein Thomas a Kempis gibt, ein Tauler, aus der ein Luther geistliches Leben in sich gewann — der Mystik. Sie gab mir einst die rechte Buße in der praktischen Ausübung zu und führte mich ein, mit Jakob Böhme zu reden, in das „Mysterium magnum“. Nun genoß ich als Geistlicher in schweren Anstrengungen oft täglich, in fortgehender Ausübung, das heilige Abendmahl zu einem ungemeinen innerlichen Segen und Wachsthum. — Später sah ich, zu meiner Freude und Beschämung zugleich, daß in einer ähnlichen Uebung der Gottseligkeit die Frömmigkeit in den katholischen Klöstern gedeiht, ja daß die Patres der Jesuiten, diese Garbe der katholischen Kirche, nach einer ebenso tüchtigen wie wissenschaftlichen hohen Bildung, aus einer Uebung dieser Mystik in einem besondern Grade ihren Muth, ihre Kraft, ihre Ausdauer, ihre Beihülfe für die Abhaltung der Missionen vorzüglich nehmen.“

Lehre ausgesprochen findet, kann ihn — sollte man — nicht verdammen! Ueberdies will er „noch das stellte als rein wissenschaftliche Frage behandelt“ „Denn ich stehe noch untersuchend und bin so lange man mich in meiner Praxis beläst, evangelischer zu Selchow bei Storkow in der Provinz Brand Königreich Preußen. Ich fordere also nur zu einem wissenschaftlichen Turniere auf. Heraus, heraus! meine theologischen Brüder! in Gottes Namen, und erweist euer lutherisches Christenthum gegen mich in der That. Ich bin in dem Punkte der Unterwelt dasselbe zu haben. Di der eigentliche Kampf.“ Man wird nun freilich ziemlich mein der Meinung seyn, daß der „Kampf“ und Pro Herr Lüttkemüller ein sehr kurzer seyn werde, mag auch noch so laut, wie weiland Luther in Worms, „Widerlegung aus Gottes Wort“ berufen. Er selbst meint: eine Widerlegung wäre am allerwenigsten „d dengescrei: Kreuzige, steinige, erlire! d. i. setze ab!“ es wäre doch nichtswürdig vor aller Welt, namentlich nicht ausschließlichen Geltung Eines Bekenntnisses in der gelisch-unirten Kirchengesellschaft und bei der Abscheu beider Bekenntnisse, des lutherischen und reformirten, Union, mich gerade hier amtlich zu belangen, weil Mittelstufe zwischen der Erniedrigung und der Erhöhung feres Heilandes, das descendit ad inferos, „niederg in die Unterwelt“, mit dem apostolischen Glaubens nisse und ebenso die Katholicität der Kirche: „eine- allgemeine Kirche“, mit der befohlenen Agende der gelischen Kirche wirklich zu bekennen wage. Somit muß ich diesen Glauben vorgeschriebener Maßen an den ligen Altare in meiner Kirche sogar vor der Gemeint lesen, also auch mitbekennen. — Es wäre doch mehr als sam, ja eigenthümlich charakterisirend, wenn Prote jede Unklarheit, jeden Irrthum über diesen Punkt, jede

ng, und deren Zahl ist Legion bei ihnen, sogar als bibli-
 e Wahrheit frei passieren ließen, aber einzig und allein die
 fälsche, wirklich apostolische Glaubenswahrheit verdamnten,
 der pflichtmäßig bekennenden Person dieselbe entgelten las-
 sen wollten, ja mich schlichtend von dem Altare der Kirche
 meiner treuen Funktion reißen, während die Katholiken
 darin es bleiben, welche der Wahrheit die Ehre gaben."

Nachschrift der Redaktion.

Wie vorausgesehen war, hat die faktische „Widerlegung aus
 dem Bort“ nicht lange auf sich warten lassen. Die „Kreuz-
 zeitung“ vom 16. September berichtet nämlich, wie folgt: „Stor-
 m, 14. September. Heute früh ist der Prediger in Selchow
 Lüttem, L. B. B. Lüttkemüller, durch den Consistorial-
 Rath Bachmann aus Berlin plötzlich von seinem Amte suspen-
 diert. Es war derselbe eben im Begriffe, von der vielbe-
 rühmten Schrift: „Unser Zustand von dem Tode bis zur Auf-
 stehung, Gespräch zwischen zwei preussischen evangelischen Geist-
 lichen. Ein Fragepunkt zwischen der protestantischen und katholi-
 schen Kirche“ — welche kürzlich bei Reclam in Leipzig erschie-
 nen war, eine zweite Auflage vorzubereiten. Man bringt die
 Schrift, hier viel Aufsehen erregende Maßregel mit dem Erschei-
 nen der vorbezeichneten Schrift in Verbindung.“ — Zur nähern
 Erläuterung des Faktums entnehmen wir einem zuverlässigen Privatbriefe
 aus Berlin (vom 17. Sept.) Folgendes: „Da die Schrift des Hrn.
 Lüttkemüller nicht allein in dem Biusvereine zu Berlin, wie der
 hiesige „kirchliche Anzeiger“ meldete, freudig begrüßt, sondern
 von den Protestanten in der Provinz mit der auffallendsten
 Beachtung und gelesen wurde, so beehrte sich der am Orte wohl-
 bekannte militärische Dilettant in Theologie, F. von Bülow,
 in den Annoncen-Klatsch-Markte der „Tante Boß“, die in
 der That ein zahlreiches Publikum hat, den Verfasser zu inter-
 viewen: „Dr. M. Luther hat das Daseyn eines Fegefeuers,

als nicht auf Christi Lehre und Evangelium beschränkt, mit-
 verworfen. Da sich nun zur Zeit der protestantische P.
 Lüttkemüller sc. in einer zeitigen Schrift, das Dascha
 Regeners betreffend, zur katholischen Kirche hinneigt, und
 Dr. Martin Luther in dieser Hinsicht auftritt“, so frage
 ob er „noch geeignet sei, den Kindern seiner Gemeinde
 stantischen Religionsunterricht zu erteilen?“ Angehängt
 Wunsch: der Herr Prediger möge „zum eigenen Frieden
 dem seiner Gemeinde nach seiner Ueberzeugung vollständig
 mischen Kirche übertreten; was man sehn soll, muß man
 sehn.“ Herr F. von Bülow setzt zwar sonst seinen Hau-
 barein, als rüstiger Widersacher alles positiv Kirchlichen
 großen Publikum sich herumzutummeln, und ließ besonders
 protestantische Theologen, welchen eine amtliche Verfügung
 logische Debatten in einer solchen Zeitung untersagt. Da-
 aber gefiel es ihm aus klaren Gründen, die unfehlbare
 Luthers gegen einen Mann anzurufen, der wiederholt
 ihn auf dem Standpunkte des wissenschaftlichen Forschers zu
 sen, freilich, wie von der „evangelischen Freiheit“ zu er-
 war, vergebens. Die Behörden können das liebe Publikum
 unmöglich in Angst und Sorge lassen von wegen Gefährden
 „theuren Hinterlage des Wortes.“ Das königliche Con-
 hat also die Absicht des Soldaten-Theologen F. von Bülo
 verzüglich begriffen und mit unglaublicher Hast executirt, so-
 and jede vorherige Anfrage, geschweige denn Untersuchung, &
 Malefanten. Hr. Lüttkemüller ist suspendirt, Amtsiegel und
 Kirchenbücher sind ihm abgenommen und dem Küster übergeben
 Hälfte seines Pfarrgehalts, der Summa Summarum 150:
 betragen haben soll, ist ihm entzogen. Die Sache macht so
 einem eigenthümlichen Grunde ungemeine Sensation. Herr-
 müller ward nämlich 1847 der Nachfolger eines Pfarrers
 als er einst der Jagd nachging, und dabei ein Pfarrkind beim
 stehlen ertappte, in das Amt des Holzwärters eintreten zu-
 glaubte und den armen Holzfreier durch zwei Schüsse
 Dieser geistliche Todtschläger wurde von demselben königlichen
 stitorium zwar suspendirt, aber noch über drei Jahre mit
 siegel und Kirchenbüchern betraut und im vollen Genuße der

zu befehlen; er durfte sogar den Konfirmanden-Unterricht fortsetzen, bis man ihn endlich mit 150 Thalern Pension emeritirte. Damit vergleicht man nun die Hrn. Lüttkemüller widerfahrene Behandlung, dessen Verbrechen in einem wissenschaftlichen Werke und in einem Bunde besteht, daß er der eiblichen Verpflichtung getreu zugethoben, als Geistlicher „fortwährend dahin zu trachten, in dem Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel, und in den ihm nothwendigen Wissenschaften fortzuschreiten.“ Ja, das Konfitorium soll sogar gesonnen seyn, auf Grund des Lüttkemüller'schen Dialogs gegen diesen mehrere Klagen beim Staats-Anwalte anhängig zu machen. Es mag eine Schilderung des bayerischen Polizei-Kirchenregiments seyn, die so hart getroffen ist. Inzwischen gehen im Volke allerlei Reden: vom Loslassen Lüttkemüller's u. s. w.; die Theilnahme für Hrn. Lüttkemüller ist unermesslich, und um sein Buch bemühen sich selbst solche Kreise in nicht geringer Zahl, welche sonst kein theologisches Werk angesehen haben. Das Werk ist daher in erster Auflage vergriffen. Im Uebrigen ist man gespannt auf das Verdict des Oberkirchen-Rathes.“ So unsere Zuschrift aus Berlin. Sollte vielleicht die „Kreuzzeitung“ belieben, auch vorstehende Mittel ihrer Beachtung zu würdigen, so wünschen wir nur eigenen Ehrenhaftigkeit willen, daß dieß in anderer Hinsicht geschehe, als mit unserm Aufsatze über die Franzische Staatskrankheit“ (in Num. 220, Spalte 7 des Blattes) der Fall war. Die Waffen der Verdrehung und Fälschung würden uns keinem unserer Mitarbeiter erlauben, wenn je einer sie zu gebrauchen versuchte, wie es der Schreiber des angezogenen Artikels in der „Kreuzzeitung“ gethan hat, indem er uns sagen läßt: „Die weltliche Autorität sei nie mehr als eine abgeleitete), und selbst von dem Kaiser Oesterreichs könne man nicht mehr sagen, als daß er die Autorität für sich habe.“ Man vergleiche unsere Worte S. 409. Z. 16 ff. Zur Verschönerung der unsrer politischen Orthodoxie aber verweisen wir den Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ auf den Artikel: „Das Recht der Könige“ Band I, S. 218 ff. der hist.-polit. Zeitschrift. Wir erfreuen uns nämlich in allen Dingen einer normirten Tradition!

XXXIII.

Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619.

Der Vertrag von Asti (1615), nach den Feindseligkeiten zwischen dem spanischen Landpfleger von Mailand und Herzog von Savoyen, legte diesem Verminderung seiner Macht auf. Da derselbe unter mancherlei Vorwänden Erfüllung des Verabredeten sich entzog, fiel Don Pedro Toledo abermals in sein Land ein. Carl Emanuel fand bei dem König von Frankreich und bei der Republik Venedig die in ihrem Krieg gegen Erzherzog Ferdinand in Friaul spanische Macht als einen gemeinsamen Feind ansah. gleich suchte der Herzog Beistand bei den unirten Fürsten Deutschlands, die er sogar (obwohl katholisch) um Aufnahme in ihre Verbindung anging. Diese wurde ihm versagt, durch das Betreiben von Churpfalz gewährt. Graf G von Mansfeld, des Grafen Peter Ernst Bastard, erhielt Mittel, für den Herzog 2000 Mann zu Fuß und einhundert Reiter zu werben. Dieß bahnte eine Verbindung. Häupter der Union, des jungen Churfürsten Friedrich der Pfalz, des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und des Fürsten Christian von Anhalt, mit sei-

n, die in der Folge zu keinem geringern Zweck führte, als dem Bestreben, das Haus Oesterreich um die Nachfolge im deutschen Reich, um die Kronen der Ungarn und Böhmen, um einen Theil der Erblande zu bringen, in dieser Absicht, sämtliche Mächte Europa's, sogar die Türken, wider dieselbe zu waffnen.

Schon bei der Wahl des Kaisers Mathias ging von Pfalz der Gedanke aus, das Geschlecht der Habsburger von derselben auszuschließen und die Krone dem Herzog von Bayern, zuletzt auch dem von Lothringen oder dem von Savoyen zuzuwenden. Der Fürst von Anhalt ließ hierüber zu Aschaffenburg in Gegenwart des Churfürsten von Cöln einige Worte hören; der Churfürst von der Pfalz erbot sich, seine Kollegen von Brandenburg und Sachsen dazu zu bereben. Den wesentlichsten Vorschub für diesen Entwurf erwarteten aber die päpstlichen Räte von Frankreich, dessen Regenten sie an die Zünfte erinnerten, welche der vorige König (Heinrich IV.) durch den Grafen von Montcaull, kraft seiner Verbindung mit der Unken, hierüber gemacht habe. Allein dieser Anschlag wurde zu Wasser, Mathias am 3. Juni 1612 gewählt.

Im Februar 1616 hatte Erzherzog Maximilian seinem Bruder Mathias Gedanken mitgetheilt, auf welche Weise Erzherzog Ferdinand der Nachfolge sowohl an dem Kaiserthum als in den Königreichen könnte versichert werden *). Darin war bemerkt: sollten auch Pfalz und Brandenburg der beabsichtigten Königswahl nicht geneigt sich erweisen, so sey man gebrüht, mit der Stimmenmehrheit auch ohne sie vorwärts zu gehen. Diese Denkschrift fand aus dem kaiserlichen geheimen Rath ihren Weg in das Reich, und weckte gegen das ernstlich betriebene Vorhaben unerwartet Hindernisse. Der ge-

*) Die Erzherzogs Gutachten findet sich bei Lombory Acta publ. I, 350.

helme Sekretär Grapler mußte eiblich erklären, daß er diesen Niemand mitgetheilt habe. Da fiel des Erzherzogs Argwohn auf den Cardinal Klesel und wurde vermuthlich die wesentlichste Veranlassung zu dem nachherigen Verfahren wider den mächtigen Minister. Pfalz aber schlug Lärm bei allen Churfürsten: ihr vornehmstes Kleinod, das Wahlrecht, sey gefährdet, man gehe damit um, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Da dann bald darauf Ferdinands Krönung als König von Böhmen erfolgte und nicht verkannt werden konnte, daß hiemit zur Nachfolge im Kaiserthum ein wesentlicher Schritt geschehen sey, der Besuch desselben (welchen Pfalz sogar zu verhindern sich bestrebte) in des Kaisers Begleitung nach Dresden die Vermuthung weckte, es möchte zu Förderung derselben der Churfürst von Sachsen gewonnen worden seyn. Eilte Friedrich von der Pfalz nach Sedan zu seinem Onkel dem calvinischen Herzog von Bouillon, um mit diesem und dem Beiseyn eines englischen Gesandten sich zu berathen, auf welche Weise die Absichten des Kaisers sich vereiteln ließen. Nach der Rückkehr nach Heidelberg gab er den unirten Fürsten von den Besprechungen Nachricht. Die Folge war, daß durch den Herzog von Lothringen die Reichskrone angetragen wurde. Dieser lehnte aber den Antrag nicht nur ab, sondern dem Pfalzgrafen entbieten, er möchte dergleichen Vorfällen, die ihm übel anständen, und eher Schaden bringen als Hoffnung auf Gewinn wecken könnten, aufgeben *).

Warnung war umsonst gesprochen. Friedrich reiste zu Ende des Jahres nach Dresden und Berlin, um wenigstens bei beiden Mitchurfürsten die Nothwendigkeit vorzustellen, bei der bevorstehenden Wahl von dem Haus Oesterreich abzuweichen. Zugleich hatte er nach des Herzogs von Lothringen Rath sein Auge auf Maximilian von Bayern geworfen, der seinen Bruder, den Erzbischof von Köln, zuerst dafür

*) Rhevenhiller Ann. Ferd. VIII, 1151.

itet werden. Darauf gingen Briefe und Boten an
 an ab. Aber Maximilians Räte wollten nicht glau-
 afß der Antrag „aus einem guten aufrechten Gemüth
 ften sey, nicht vielmehr gefährliche Nebenabfichten
 en zu Grunde lägen. Es sey weder gegen die gol-
 alle noch gegen die deutsche Freiheit, daß man bei des
 Lebzeiten einen römischen König wähle.“ Der Pfäl-
 zte sodann den Versuch, den Stammesvater persö-
 : seine Absichten zu gewinnen. Er kam im Februar
 selbst nach München, konnte aber bei fünftägigem Auf-
 nichts anderes erwirken, als eine Antwort des Her-
 der Vorschlag sey zu wichtig, als daß er sich sogleich
 könnte; derselbe erfordere reifliche Ueberlegung; des-
 wolle er Alles Gott und der Zeit anheimstellen *).“
 h ließen sich weder der Churfürst noch seine Räte um
 lger entmuthigen, da man wußte, daß aus Veranlas-
 er obersten Leitung der Liga zwischen dem habsburgi-
 nd dem wittelsbachischen Hause einige Spannung ein-
 sey; die Kaiserkrone sollte sie zum Bruch erweitern.

Camerarius und der bayerische Kanzler Jöcher kamen
 unge nachher zu Besprechung des pfälzischen Antrages
 im dritten Orte zusammen. Die Geschäftsmänner des
 s waren aber ebenso getreue Katholiken, als diejenigen
 urfürsten entschiedene Calviner. Zu Beseitigung des
 mens unter den Reichsständen, bemerkte Jöcher, gäbe
 einziges Mittel: Wiederherstellung der Einheit der
 n. — Vielleicht gibt es noch heutzutage katholische
 männer, die dieser Meinung sind, nur mit dem Unter-
 daß sie die Einheit in gemeinsamem Indifferentismus
 einer Alles zulassenden Leberecht-Religion suchen.

er Churfürst, besonders sein Statthalter der obern Pfalz
 nter seiner Person, der Fürst Christian von Anhalt,

war von Abneigung gegen das Erzhaus durchdrungen. Diese verschmolz sich bitterer Groll gegen alles Katholische, sofern es nicht als Mittel zum Zwecke konnte benützt werden. Beide gedachten Alles daran zu setzen, jenem fortan den fernthron unzugänglich zu machen. Mit unermüdblicher Samkeit sann Anhalt auf Entwürfe, die selbst den Charakter unwürdigsten Ränke anzunehmen sich nicht scheuten. Churfürst gab sich wenigstens willfährig dazu her. Wie weit jene gingen, wie Unglaubliches dieser Fürst des heiligen Reiches deutscher Nation dabei sich erlaubte, ist bisher noch von keinem Geschichtschreiber im vollen Umfange und nach Verdienen gewürdigt worden, ungeachtet die authentischen Urkunde dazu schon seit zweihundert und dreißig Jahren vor dermanns Augen liegen.

Dieselben fielen nach der Schlacht am weißen Berge in die Hände des Siegers. Sie enthielten so Unglaubliches, gaben über den Zusammenhang der fortbauenden böhmischen Rebellion mit den anderweitigen Bestrebungen gegen das Haus Oesterreich so überraschende Aufschlüsse, daß Herzog Maximilian von Bayern seinem geheimen Rath Dr. Wilhelm Scher eine Zusammenstellung der gemachten Entdeckungen auftrug, um hiedurch den Unirten für ihre letzte Zusammenkunft zu Heilbronn den Beweis zu liefern, wie sie von den Führern der eigenen Verbindung seyen hintergangen worden, namentlich die Städte zu keinem andern Zweck, als von ihnen die Geldmittel zu den eigenen Entwürfen herauszulocken. Er sagt, der Herzog habe bei dem Auseinanderlesen der Urkunde seinem geheimen Rath in eigener Person mitgetheilt. Die gemachten Entdeckungen hatten im folgenden Jahre eine Schrift zur Folge unter dem Titel: „Fürstlich Anhaltische geheime Canzlei, das ist: gegründete Anzeig der verderblichen, vnteutschen, nachtheiligen consilien, anschlag vnd practiken, welche der correspondierenden Union Häupter vnd Directores in der Böhmischen Unruhe, zu derselben Cron, und

zu lassen, unter dem Titel: „Acta secreta, das ist der Unirten Protestirenden Archiv, darin der Unirten Protestanten vornehmste Thathandlungen, Anschlag und zu des H. R. Reichs, der Römisch Catholischen, Kaiser, Fürsten und Stände auch Anderer höchsten Praejuditz und Verfang, vor und nach der Union, unter Chur-Pfalz Directorio geführte und langer Zeit hero verborgen gehaltene Consilia aus ihren eigenen, von Wort zu Wort beifommenden Originalen an Tag gelegt werden. Zu abgetrungenener nothwendigster Rettung der vor diesem außgangnen Anhaltischen Ca- ley“ — eine gegen die vormalige Union gerichtete satirische Staatschrift, bei der die CXLIX zugegebenen Stücke von der höchsten Wichtigkeit sind, und die wir nun etwas näher in's Auge fassen wollen.

Zwei Bemerkungen müssen wir vorausschicken. Erste: daß diese merkwürdige Sammlung bisher von keinem einzigen deutschen Geschichtschreiber gehörig gewürdigt worden ist. Selbst Senkenberg, der in seiner Fortsetzung Häberlin's einen seltenen literarischen Reichthum aufweist und manchen minder wichtigen Verhandlungen mit einem weillen ermüdenden Detail folgt, erschöpft diese Acta noch bei weitem nicht, und läßt gerade das Schlagendste unberücksichtigt. Heinrich in seiner deutschen Reichsgeschichte übergeht das Wesentlichste dieser Veröffentlichung völlig. Gewiß wenig widmet ihr Menzel diejenige Aufmerksamkeit, die sonst von ihm vorzugsweise hätte erwarten lassen. Daß Senkenberg diese undeutschen Bestrebungen, die doch unverkennbar zur Geschichte von Deutschland gehören, ganz aus der Hand läßt, wird nicht befremden, am wenigsten, daß der Göttinger Professor bei seiner Geschichte der Pfalz an denselben vorübergegangen ist, als wären sie gar nicht vorhanden, oder als berührte dasjenige, wovon sie Kunde geben, die Geschichte der pfälzischen Fürsten nicht im mindesten. Nur alte Caspar. Knß, dessen Rana Austriaca im Jahr 1618

Köln erschien, hat von diesen Documenten gehörigen Gebrauch gemacht; aber wie Wenige kennen sein Werk! Vielen; geschriftstellert haben, waren diese Enthüllungen nicht brauchbar; diejenigen hingegen, denen sie brauchbar seyn konnten, haben nur selten geschriftstellert, sind gewöhnlich nicht beachtet worden. — Die andere Bemerkung: man kann Tausend und tausend Staatsbriefe deutscher Fürsten und Geschmänner aus dieser Zeit, an eben solche gerichtet, zur Hand nehmen, und in keinem wird man eine andere Sprache finden, als die deutsche. Diese calvinistischen Fürsten und ihre Rathgeber aber, wie der churpfälzische Obersthofmeister Albert Graf Solms, die geheimen Räte Volrad von Plessen, Christoph von Tonna, bedienen sich in ihren gegenseitigen Mittheilungen beinahe durchweg der französischen Sprache. Das Vergehen der Landessprache, die Nachweisung, von wem und aus welchen Ursachen dieser edle Gebrauch sei eingeführt worden, wäre auch ein Stück, wenigstens ein Stücklein, deutscher Geschichte, welches tiefer eingegriffen hat, als oberflächliche Anschauung ahnen dürfte. Doch scheint es, daß man nicht wagte, die französische Sprache auch gegen Mainz, Sachsen, Bayern in Anwendung zu bringen; denn die Schreiben an diese Fürsten sind insgesamt deutsch. Die französische Sprache war bloß die Hofsprache der Unionsmarilla.

Wenden wir uns zu unserer Aufgabe! Der Madrider Friede, im September 1817 geschlossen, machte sowohl dem Krieg Venedigs gegen Erzherzog Ferdinand, als demjenigen zwischen Savoyen und Spanien ein Ende. In Folge dessen mußte der Herzog seine Kriegsmacht vermindern. Dies konnte bei der Wachsamkeit des Landpflegers von Mailand in seinem eigenen Lande nicht umgehen. In Deutschland dagegen war es leicht; er behielt den Haufen, welchen Mansfeld für ihn gewonnen, in seinem Solde. Der Churfürst von der Pfalz hatte aber vor dem Ausbruche der böhmischen Unruhen

den Baron Christoph von Dohna an den Herzog gehen um von demselben eine Summe von drei Millionen Dukaten als Hülfsgelder zu verlangen. Ob dieses mit jenem Zusammenhang gestanden habe, wissen wir nicht, nur so viel, daß dem Herzog die Summe unerschwinglich schien *).

Im erwünschtesten Augenblicke aber, da eben die Kämpfe in vollem Aufruhr begriffen waren und der Herzog hiervon noch nicht einmal Kenntniß hatte, überraschte Mansfeld den Markgrafen von Anspach mit der Nachricht: „überlasse dem Churfürsten von der Pfalz die 2000 Mann, damit er dieselben anwende, wo er es gut, den gemeinen Sachen nützlich und verträglich finden werde.“ Ihre Lösung werde der Herzog ferner über sich nehmen, auch nichts wider haben, wenn der Churfürst die Truppe auf eigenen Kosten vermehren wolle. Doch sollten hierum nicht alle Fürsten wissen, einzig die Eingangs erwähnten drei Fürsten. Dieß berichtete der Markgraf von Anspach dem Fürsten von Anhalt am 31. Juli (a. St.) freudig, mit dem Beifalle: „würden die Venetianer zu einer ähnlichen Verbindlichkeit verstehen, dann gewönne unser Schifflein gute Fahrwasser.“ Dem Churfürsten bemerkte er: „er wisse, daß dieses Volk bei den böhmischen Unruhen nützlich gebraucht werden können, auch große Reputation bei den Böhmen gewinnen, da sie solcher Hülfe bedürften.“ In diesem Anerbieten des Herzogs dankbare Gesinnung gegen Pfalz und „Erwiesener sonderlicher Affection zu deutscher Libertät“ anerkannt, bezeugt der Herzog: „daß hiervon die Aufrechthaltung der Böhmen Vorgefallenen, das Fortbestehen oder der Untergang des gesunden und bessern Theils von Europa (plus saine ou bonne partie de l'Europe) abhängt.“

*) Dieß erhellet aus der Instruction für Mansfeld's Sendung Turin Num. LI.

Um denselben zu noch thätigerem Mitwirken für den
 zwischen Aufrucht zu gewinnen, sollten der Graf von Mand-
 und der Baron Christoph von Dohna zu weiterer Unter-
 entlung nach Turin gehen, ihnen der englische Resident Isaac
 hat als Unterhändler dienen. Ohne Hülfe, mußten sie dem
 Herzog vorstellen, könnten die Böhmen ihr begonnenes Werk
 nicht durchführen. Biele dem Herzog die vorgeschlagene Summe
 schwer, so solle er die Venetianer zu Uebnahme der Hälfte
 bewegen, wodurch sie sich den Paß nach Deutschland öffnen,
 das adriatische Meer mit dem atlantischen Ocean in Verbin-
 dung bringen könnten. Zuletzt möchte er doch 4000 Mann
 erhalten und während des böhmischen Krieges monatlich
 wenigstens 20—30,000 Ducaten herausenden. Verstehe er
 diezu, so wolle man in den böhmischen Sachen nicht ohne
 dem Rath vorgehen, ohne seine und der Venetianer Zu-
 stimmung in keinen Vertrag sich einlassen. Zugleich sollten
 den (für „deutsche Libertät so wohl affectionirten“) Herzog
 von Sachsen warnen, indem der Churfürst und seine Räte
 vom kaiserlichen Hofe abhingen. Laße sich in den Ne-
 men etwas auffinden zu Gunsten des Reichsvicariats in
 allen, so werde Pfalz zugestehen, was dem Herzog ange-
 hen könne. Ferner wäre zu erwägen: Ob man nicht
 dem Herzog in irgend etwas rücksichtlich des eben in die-
 ser Zeit gefangen genommenen Cardinals Riesel eintreten
 könnte (nicht aus Theilnahme für diesen), um hiedurch die
 andere Partei verhaßter zu machen (pour rendre la
 partie adverse tant plus odieuse); auch ob er es zweckmäßig
 finde, daß die Unkten einen Agenten zu Venedig unterhielten?

Da der Herzog früher hatte durchblicken lassen, wie unter
 Mitwirken der Venetianer, außer jenen 4000 Mann, noch
 weitere 16,000 auf den Belmen könnten gehalten werden,
 sollte auch dieses zur Sprache kommen, und zwar: 1. in
 Hinblick auf Böhmen, 2. auf ein bevorstehendes Reichsvica-
 riat, 3. auf Erledigung der protestantischen Reichsbeschwerden.

Nur dürfe man nichts zur Unzeit vornehmen (d. i. Kaiser Mathias' am Leben sei). Komme aber die Zeit, stehe man alsdann waffengerüstet, so werde nehmen gegen die geistlichen Reichsstände und (la prestraille) als Gegner dieser Partei, Urheberschwerden und Veranläßer unerschwinglicher Reichslisten zu vermeiden seyn; zugleich, weil die Erhaltung so v auf dem eigenen Gebiet unmöglich wäre. Man weder bei dem Herzog noch bei den Venetianern, die Punkt nicht anders gefinnt, als die Spanier, den auskommen lassen, als gingen die drei Fürsten die katholische Religion auszurotten. (Somit lag Gedanke dennoch in dem Hintergrunde; der große Gesandte sprach am Unionstage zu Heilsbronn im denselben unverblümt aus.) Eine dritte Instructio Gesandten trug ihnen auf, dem Herzog zu bene jene stärkere Bewaffnung auch dazu dienen für Pfalzgrafen die Krone von Böhmen zu sichern. (Wir nicht, daß dieses am 13. August (a. St.) 1618 und drei Tage vor der böhmischen Königswahl, wurde.) Zwar trage er nach derselben nicht da Verlangen; aber Staatsrücksichten bewögen ihn zur für den Fall sie ihm angeboten würde. Auch daß die Böhmen dieses sehr wünschten, Ferdinand Jahr zuvor gekrönt worden) schwerlich dazu gelang. In diesem Falle müßte der Churfürst von der Pfalz og für seinen Wohlthäter anerkennen, ihm noch pflichtet sich fühlen. Dieses könnte er im Werk bei er alsdann bei einer Kaiserwahl zwei Stimmen diejenige von Brandenburg ohnedem verfügen könne dürfe nur noch durch England und die Generalstaaten gewonnen werden. (Alles zur „Förderung der bebertät“; die Folgerung blieb unausgesprochen.) die Bewaffnung würde sich gegenseitig die Hand re

der göttliche Segen erforderlich seyn. In allem Diesem
 den jedoch die Gesandten behursam zu Werke gehen (aller
 sobremment du commencement pour les causes qu'il di-
 de bouches).

Daß aber das Auge der Unirten längst schon auf die
 Besizungen am Rheinstrom und in Franken gerich-
 war, ist eine, zwar niemals gehörig berührte, aber den-
 leicht nachweisbare Thatsache. Der Plan, den einst
 von Sickingen vollführen wollte, war nicht aufgege-
 an andere Leiter übergegangen. Die Sache der drei
 welche seit so vielen Jahren den zähen Streitpunkt
 im Reichstagen bildete, sollte eine Ausdehnung erhalten,
 bei günstigem Erfolge jeder Erörterung an denselben mit
 entrückt hätte. Deshalb bestimmte der Receß von
 vom 4. Mai 1608 *) in seinem eilften Artikel: „Die
 Schlösser, Festungen oder andere liegende Güter,
 Geschütz und dergleichen, daß soll biß zu unserer Ver-
 in handen behalten und, wo nit alsbaldt, doch
 Ausgang des Kriegs vnder den Unirten Chur-Fürsten
 Stenden, nach höhe eines jeden Anlag gleich außge-
 stellt werden?“ Gegen wen stellte man sich damals in
 Verfassung, und von wem hoffte man zu erobern?
 nicht von einer angränzenden Macht, wie von Polen
 Frankreich, auch nicht von einem der größeren Reichs-
 wie Sachsen, Bayern, wohl gar Oesterreich? Gegen
 dieser Artikel sich anwenden lasse, lag denjenigen, die
 diesen Receß abgeschlossen, klar vor Augen — auf die geist-
 lichen Fürsten war es abgesehen. (Nachher ist in diesen Ent-
 wursen, wie in dem antiösterreichischen Directorium, Preußen
 an die Stelle der Pfalz getreten, in Beidem mit ausgiebige-
 ren Erfolge als diese.) In der merkwürdigen Verhand-

*) Abgedruckt in Sattler's würtemb. Gesch. Bd. VI. Beil. 5.

lung, welche zwei Jahre später in der Herberge zum Kreuz in Paris heimlich geführt wurde (Hist. pol. T. XXVII, S. 166 ff.), durfte man den Zweck nicht verheimlicht wurde offen ausgesprochen. Vergessen wir dabei nicht, dieser Verhandlung die gleichen Leute sich betheiligten, 1 Jahre später dem Herzog von Savoyen die erwähnten nungen machten — der Fürst Christian von Anhalt, d nehmsten churpfälzischen Rätbe. Dann wieder, als der zog von Bayern zu Anfang des Jahres 1616 von d sich los sagte, bekannten es die Unirten selbst: „wäre nicht gewesen, so würden sie die Bisthümer und Klöster heimgesucht haben“ *), und waren diese selbst über Maximilians Entschluß um so betroffener, als sie sich in Andern schutzlos preisgegeben sahen.

Daß aber solche communistischen Gelüste (damals bloß noch von einem Theile der Fürsten und der Mith getragen) mehr als sehnfüchtige Wünsche gewesen sei hellet daraus, daß die Weise der Ausführung bereits lich besprochen wurde **). Es solle nämlich der Krieg „in dem Anlaufe“, da, wo man dessen am wenigsten sich begonnen werden. Inzwischen müsse man vor den pap Fürsten alle Liebe zum Frieden, und daß man in Reichsachen willig ihnen weichen wolle, zum Sche wenden, überhaupt so sich benehmen, daß jeder M verhütet werde. Die Holländer sollen den Anfang und mit einer starken Flotte auslaufen, zugleich zu das Bisthum Münster einbrechen; der Landgraf von

*) Uretin: Bayerns auswärtige Verhältnisse I, 102.

**) Es erschien im Jahre 1618 eine Druckschrift mit dem Titel: „Politischer Rathschlag an die Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herrschaft, auch evangelische Republiken, wie man die Handel wider die Catholische Römische Päpste füglich und hinausführen.“

mit den Grafen von der Lippe und von Bentheim und
 westphälischen Ritterschaft in Paderborn einfallen; so
 n ihnen alle Schätze und Reichthümer der Kirche un-
 r zur Beute werden. Dieses Alles vollführt, könne es
 Köln gehen. Dem Churfürsten von der Pfalz werde
 ist werden, das sicher sich wahnende Triet mit seiner
 Clerisei einzunehmen, unter dem Vorwande, es sei
 kranzstadt des Reichs gegen das Ausland zu schützen,
 Besatzung hineinzulegen. Ist Triet eingenommen, so
 an die Mosel in seiner Gewalt, kann fremde Soldaten
 ten und Mainz sammt Andern gleichsam in den Sack
 n. Gegen den Herzog von Lotharingen könnten Ba-
 Württemberg und die Straßburger in's Feld sich legen
 wollte er Triet helfen, sein Land mit Feuer und Schwert
 ren. Der Herzog von Bayern ließe sich durch die
 eizer schrecken. Bamberg und Würzburg wären durch
 herzog von Koburg anzugreifen. Ritterschaft und Bür-
 ren zur Theilnahme an dem Krieg eingeladen, Freiheit
 ession und Bestätigung der Kirchengesälle zugesagt wer-
 Nach Theilung der Landschaften und Bisthümer möge
 Fürst gemäß eigener Einsicht eine Reformation anstel-
 — Niemand wird für diese Schrift eine andere Bedeu-
 als diejenige von Entwürfen eines müßigen Kopfes in
 uch nehmen, aber sie zeigt wenigstens, daß die An-
 e auf die geistlichen Besitzungen nicht in verborgenem
 el ausgeheckt wurden, daß sie keine Cabinetsgeheim-
 waren, daß offen und ungescheut, wie einst von dem
 rennerischen Einfall der freischärlerischen Banditen in
 Canton Luzern, lange vorher, ehe es zur Ausführung
 en sollte, davon gesprochen wurde. Daß diese unter-
 ist weder dem guten Willen der Betreffenden, noch
 Rückkehr derselben zu einiger Achtung vor dem Recht,
 zu einzig den sich dazwischen drängenden Ereignissen zu-
 reiben.

Um den Beschirmer „der deutschen Libertät“ willkürlich zu machen, wurde ihm eine Uebersicht der gegen das Haus Oesterreich zu verwendenden Kriegsmacht vorgelegt. 10,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd wären von den Böhmen aufgestellt, 2000 und 1500 von den schlesischen Ständen, 4000 und 500 befehlige Mansfeld, Oberösterreich, ganz auf der Böhmen Seite, könne eben soviel stellen; die Kaiserlichen würden gleichfalls nächstens in's Feld rücken; von Mähren, ließ es sich erwarten; die Stadt Wien habe dem Kaiser Geschütz und Kriegsvorrath aus ihrem Zeughause versagt; die Ungarn sei ganz für die Böhmen gestimmt; sie würden von dem König von England, von den Holländern, den Hansestädten begünstigt; Bayern mische sich nicht in die Sache; dem Kaiser werde überall die Werbung verweigert; 2 bis 3000 Mann, die ihm etwa aus den Niederlanden oder aus Italien zuhelfen könnten, seien nicht zu fürchten. Den Böhmen stünde alle Pässe offen; die Gutgesinnten (heutzutage „Gesinnungstüchtigen“) des Landes hätten die Leitung des Staats und des Kriegs in ihren Händen; sie besäßen genugsamen Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Dabei hätten die Katholiken für Leben, Habe, Ehren und Würden nichts zu besorgen. Zuletzt sollte noch von einer Pension für den jungen Anhalt gesprochen, über dem Gemeinsamen der persönliche Vortheil nicht außer Acht gelassen werden.

Wie die Gesandten zur Abreise sich anschickten, kam die Nachricht von Damplerres Einzug in Böhmen. Da fand man für besser, Mansfelds Volk auf 4000 Mann zu erhöhen, ihn unverweilt ebenfalls in das Land einrücken zu lassen, woran er sich vor Pilsen legte und die Stadt zwei Monate hindurch belagerte, am 21. November sie eroberte. Dohna, der nur einzig nach Turin zu gehen hatte, doch erst zu Anfang October, meinte, es wäre besser, dem Herzog von Savoyen einfach „Widerstand gegen die spanische Tyrannei“ als Ziel der großen Bewaffnung zu bezeichnen. Dagegen fand da

Erzog von Ansbach es für nöthig, zu bemerken, die Böhmen sollten unter der Hand mit Geld, Waffen und Kriegsfuhr unterstützt werden. Rath brachte ihnen aus Heidelberg Graf von Solms; zu militärischen Anordnungen der Fürst von Anhalt nach Prag gehen. Da aber zu Zeit von dem Kaiser Anträge zu gütlicher Beilegung böhmischen Aufstandes ausgingen, meinte der pfälzische Fürst, die Böhmen könnten nur mit großer Vorsicht in den eintreten. Besonders sey darauf zu achten, daß nach einem Waffenstillstandes kein Theil seine Standquartiere verlasse. Denn dürften die Kaiserlichen während eines Waffenstillstandes in Städte und Märkte (der Rebellen) sich begeben, so würde es ihnen leicht werden, Ränke anzuzetteln, Zwiespalt und Zertrennung zu stiften. Würden die Böhmen auf dieses Augenmerk nicht richten, so müßten sie nach dem Waffenstillstand in einer schlechteren Stellung sich finden als zuvor, würden und vornehmlich den Directoren große Gefahr bringen, die Kaiserlichen mittelst eines Vertrages mehr gewinnen als durch die Waffen.

Da die Geschichtschreiber es nicht der Mühe werth gehalten haben, diese Acta secreta nach ihrem vollen Umfang Inhalt zu berücksichtigen, so haben sie auch nicht bemerkt, daß der 4. Artikel der Bedingungen der Böhmen Uebergang eines Waffenstillstandes (wie dieselben in Schiller's Annalen IX. 312 ff. zu lesen sind) demjenigen was der churpfälzische Rath Bollrath von Pleß am 11. Sept. a. St. dem Fürsten von Anhalt in Betreff böhmischen Sache schreibt, wörtlich gleichlaute. Könnte die Uebereinstimmung der Anordnung, sondern der Beweggründe zu finden. Gerade zwei Monate später schrieb Camerarius dem churfürstlichen Kanzler von der Pfalz: nur die Noth zwinge Ferdinand (Matthias aber lebte

noch), den Böhmen „alle Satisfaction zu thun, es wert nach gehalten, wie es wolle.“ Er hoffe aber, die Länder den ihre Vereinigung und Bertheidigung wohl in Acht zu nehmen. Wollte auch Ferdinand zu einer allgemeinen Beruhigung seiner Länder sich bequemen, so wäre immer nöthig, die Pfalz einen dieser Angelegenheiten kundigen Rath dabei, denn leicht könnten solche Sachen vorkommen, daß am Fürsten von Anhalt Abwesenheit unbequem fiele. Ihm sei den Böhmen zu rathen, keine Entwaffnung einzunehmen, wenn nicht der Kaiser zugleich entwaffne (Vergleichen: der Churfürst nachmals „treuliche Verwendung um einen solchen Vergleich“) — und ohne Zustimmung der Länder wieder sich rüsten dürfe. Man sollte sich anbei in Erfahrung bringen, ob die Böhmen, auch wenn ihnen völlig wol würde, nichts desto weniger fest entschlossen wären, sich zu verwerfen. Das sey in Betreff einer künftigen römischen Königswahl ein wesentlicher Punkt. Er solle dieses vor Dohna's Abreise, dem Fürsten Christian mittheilen.

Inzwischen hatte der englische Resident zu Turin in Betreff der Anschläge auf Venedig bemerkt: dort pflege man bald nur ein wenig die Sonne wieder lächeln, mit unsamer Kaltblütigkeit zu Werke zu gehen; wogegen der italienische Abgeordnete am churpfälzischen Hof die tröstliche Versicherung gab, seine hochmögenden Herren hätten wegen der Böhmen an die Herrschaft von Venedig geschrieben, auch mit deren Residenten im Haag gesprochen. Man sey zu fürchten, daß dieselbe die monatlichen Unterstützungsgelder an den Herzog von Savoyen einstellen würde, die Quelle seiner Freigebigkeit gegen die Unirten verdürste.

Nach der Eroberung von Pilsen mußte Mansfeld nach Turin gehen, um die allgemeine Bewaffnung einzuleiten zu betreiben *), zugleich dem Herzog Aussicht auf die

*) Sagen am 3/13. November 1618 schreibt Camerarius dem

ne zu eröffnen. „Um die schädliche Erbfolge im Reich zu hindern“, schrieben Ansbach und Anhalt dem Churfürsten der Pfalz, „könnten sie bezeugen, daß, im Fall von gestem Fürsten von Savoye dergleichen publica benofici (das Mitwirken zu einem allgemeinen Angriff auf das Reich Oesterreich) conferirt, auch das particulare mit Böhmen continuirt, dazu noch ferner die Religionsachen in Frankreich, und was denselben anhängig, in ruhigen Stand gebracht (nämlich alle Forderungen den Hugenotten bewilligt) werden könten, alsdann an S. L. weniger als an irgend einem andern Subjecto getretet werden könnte; in sonderbarer Betrachtung, diemehl dem H. Röm. Reich der größte Dienst und Nutzen dadurch widerfahren mag, wenn dasselbe wiederum den festen Fuß in Italien bekommen könnte, und aber solches durch keine andere als obgedachte gegenwärtige Gelegenheit geschehen mag.“

Hierüber bemerkten die beiden Fürsten in einem besondern Vorschlag: „nur dann lasse sich von freyer Wahl sprechen, wenn die Wählenden ernennen könnten, wen sie wollen.“ Dies würde die Kaiserwahl der Papstwahl an die Seite treten, von welcher der größte Theil der Christenheit; inwohnenden Erbsünde wegen, nicht in Italien geboren seyn, ausgeschlossen bleibe. Kaiser wolle sagen: General der Christlichen Heere. Ein solcher werde gewählt, ein König geboren. Habe doch selbst Augustus, als er seinen Nachfolger dem Senat empfohlen, beigefügt: si meruerit. Nun hätten in der Vergangenheit die Fürsten von Oesterreich wohl übereinander die Kaiserkrone getragen, aber bloß ihrer Vererbung wegen. Fasse man dieselben gegenwärtig ins Auge,

Christian von Anhalt: „Savoya geht in seinen disegni tapfer und wol adversus Monarchiam Hispanicam, wollte Gott, daß alle Evangelischen einen solchen Elfer hätten.“

so werde man finden, daß sie Ruß halber bankbrüchig geworden seien. Die Churfürsten wären indeß wirkliche Wähler, nicht Bestätiger der Ernennung eines Sohnes durch den Vater. Habe ja der gegenwärtige Kaiser dem Reich sogar die Schmach angethan, den Zwist der Venetianer mit König Ferdinand von Böhmen (so nannten ihn diejenigen, welche bald darauf seine Krönung für ungültig erklärten) durch den König von Spanien schlichten zu lassen. Es sey unerläßlich, einen Kaiser zu wählen, der nicht aus dem Hause Oesterreich, nicht ein Slave Spaniens sey. Aber wem die Krone anbieten? An einen protestantischen Fürsten dürfe man nicht denken; das hieße den Zunder zu allgemeinem Krieg auswerfen. Bayern wäre mächtig, wohl gelegen, aber es würde Oesterreich nicht entgentreten wollen, räume den Jesuiten allzugroßen Einfluß ein. Demnach bleibe Niemand übrig, als der Herzog von Savoyen. Er sey ein Fürst des Reichs, deutschen Ursprungs, aus sächsischem Stamme, ein großer Feldherr, Vater der Soldaten, welcher Europa gegen einen türkischen Einfall besser schirmen würde, als alle Bastionen Wiens. Den Katholiken müßte er angenehm seyn, die Protestanten könnten ohne Sorge leben, weil er den Jesuiten keinen Einfluß gestatte. Es wäre ein Meisterstreich der Fürsten, wenn sie auf diesen sich vereinigten. Auch dem König von Frankreich würde bei seiner Stellung zu Savoyen diese Wahl höchlich gefallen, derjenige von Großbritannien sie gerne sehen."

Des Churfürsten Beglaubigungsschreiben für Mansfeld an den Herzog lautete nur in den allgemeinsten Ausdrücken, das Wesentliche blieb der mündlichen Eröffnung und Besprechung anheimgestellt. Außerdem war er mit einem solchen nach Venedig versehen, wo er der Dienste des englischen Residenten Wotton sich bedienen, diesem aber nichts weiter eröffnen sollte, als: er komme, um Unterstützung für die Böhmen zu suchen, zu welchem Zweck auch pfälzische Abordnun-

gen an die Städte Ulm, Straßburg und Nürnberg gegangen waren. Dieselben sollten ihre „Hellerger“ herausgeben.

Mansfeld reiste den 25. December von Heidelberg ab, begleitet vom Secretär des Markgrafen von Ansbach, Balthasar Reus, durch diesen schrieb der Fürst von Kärnten Herzog, um denselben zu gewinnen: „Die höchst wichtige Eroberung von Bilsen sey einzig ihm zu verdanken.“ Dem war des Fürsten vornehmste Sorge: ob auch ihr Treiben langsam werde geheim bleiben können? — Schreibt er am 1. Dec. dem Churfürsten: bis zum 6. Jan. hoffe er die Verhandlungssache mit Böhmen abgeschnitten zu sehen, so wie aus andern Acten sich erweisen läßt, mehr ein bloßer Herzenserguß an einen Gleichgesinnten. Man ist, daß der Fürst hinsichtlich der Gesinnungen der Böhmen unterrichtet war, sie dagegen leitsam sich erwiesen.

Inzwischen hatten sich des Herzogs von Savoyen Gedanken weiter, als bloß auf Erwerbung der Reichskrone gerichtet. Er eröffnete Mansfeld, daß er auch die böhmische Krone zu erhalten wünsche. Wollte man ihm diese gewähren, so werde er mit Credit, Waffen und Geldmitteln dahin streben, daß dem Pfalzgrafen das ganze Elsaß, wo möglich Theil von Oesterreich, dazu die Krone von Ungarn zu Theil werde. Zu diesem Zweck erbiete er sich zu anderthalb hundert Ducatoren und zum Unterhalt von 4000 Pferden in Mansfeld, auf drei Jahre, so es nöthig seyn würde; lassen seiner 2000 Knechte nehme er von dem 18. Juni an jeden Fall auf sich. „Wolle man etwas gegen die Krone unternehmen, so möge man es vor seiner Ankunft

171

Es ist davon, daß sich Mansfeld dort bezieht, und daß ihm der Churfürst die Beglaubigungsschreiben ausstellte, hat neuerlich wollen gesagt werden. Friedrich habe zu den Verhandlungen mit Savoyen nur den Namen hergeben müssen.

ins Reich vollführen, damit er jeder Verantwortung gegen den Papst enthoben bleibe. Wie er es dann finde, so wolle er es lassen.“ Später schrieb Neu: „Die Zusicherung der böhmischen Krone sey eine unerläßliche Bedingung, dafern der Herzog zu irgend Etwas sich verstehen solle.“ Wiewohl man am Hof von Heidelberg derselben selbst sich versichert hielt, glaubte man doch, Elsaß und ein Theil von Oesterreich wären als Erbländer dem Wahlreich (wofür dort Böhmen im eigenen Interesse gelten mußte) vorzuziehen; handle es sich aber um einen Hauptschmuck, so ziere Ungarns Krone ebenso gut, als diejenige von Böhmen. So fand des Herzogs Begehren keinen Widerspruch. Dann verlangte derselbe ferner, daß dem Großherzog von Florenz in dem Gesuch um den Königstitel nicht entsprochen werde, weil dieses einen Schatten auf sein Haus werfen müßte, dasselbe hiez zu noch eher berechtigt wäre. Die Vertraulichkeit mit ihm trug den Betreffenden ebenfalls ihre Früchte; Mansfeld erhielt das Marquisat Castelnovo und Butigliera, Anhalts Sohn *) aber einen Jahresgehalt von 10,000 fl., Alles zu Ehren der deutschen „Libertät.“

In der Mitte Märzens 1619 hatte sich Balthasar Neu von dem Grafen von Mansfeld getrennt, und war als Unterhändler des Markgrafen von Ansbach und des Fürsten von Anhalt am 26sten jenes Monats zu Venedig angekommen; versehen mit einem Schreiben des Herzogs an seinen dortigen Residenten, daß er ihm in seiner Werbung beistehen. Dieser meinte, die Summe von drei Millionen Ducats sei zu hoch gespannt, daher sie Neu auf zwei herabsetzen zu dürfen glaubte, in gewisser Zuversicht, wenn man dieser versichert wäre, würde bei fortbauern dem Krieg auch die dritte Million nicht ausbleiben **). Der savoyische Resident führte

*) Christian II., der in der Schlacht am weißen Berg gefangen wurde.

**) Neu's (oder seines Secretärs?) Schreiben in der geh. Anh. Camp. lei, Pondorp Num. LXXXVII.

bei der Versammlung der Pregadi ein, an welche er zu-
ich Namens der böhmischen Stände das Ansuchen stellte, sie
chten sich dem Zuzug spanischer Hülfsvölker für Ferdinand
versetzen *); denn der Vicekönig von Neapel hatte ver-
ten lassen, er werde 7000 Mann nach Triest überschiffen,
b das Gerücht sagte, die Venetianer würden den Durchpaß
hatten. Neu erhielt die Antwort: die Herrschaft habe mit
ihren Kosten ein starkes Geschwader auf dem Golf, um
ie Uebersahrt zu hindern; dadurch hoffe sie den Böhmen,
schen sie den glücklichsten Erfolg wünsche, zu dienen. Da-
: erließen die Utraquisten unter dem 12. April an den
oge Priuli ein Dankschreiben, mit 36 Siegeln versehen **).

Als Neu am 12. Mai durch den savoyischen Residenten
i dem venetianischen Collegium abermals eingeführt wurde,
ng er vor: der Fürst Christian von Anhalt werde an der
sphe. der Union Alles thun, um dem Haus Oesterreich die
kaiserliche Krone zu entreißen. Allein zu mehr als zu bloßen all-
gemeinen Erklärungen scheint es der ansbachische Abgeordnete
Benedig nicht gebracht zu haben.

Unter den Entwürfen, wie sie bei dem Herzog von
avoyen während seiner Verhandlungen mit Mansfeld wuch-
n, fielen ihm Gerüchte von Herstellung des Friedens in
öhmen höchst unbequem. Dieser hatte daher „genugsam zu
an, um ihn auf guten Weg wieder zu bringen.“ Jedem-
als verlangte Carl Emanuel, in einen Vertrag schweigend,
d daß er nicht zu nennen, nur zu verstehen sei, inbegriffen
n werden; denn leicht möchte seine, durch Mansfeld geleis-
tete Hülfe zu des Hauses Oesterreich Kenntniß kommen, er

*) Ueber Neu's Berrichtungen zu Benedig geben die Annali di Ve-
nezia, Handschr. der k. k. Hofbibl. Aufschluß.

**) Auch darin liegt ein Beweis des engen Zusammenhangs dieser
Häupter der Uirten mit den böhmischen Rebellen.

sohann deren Gewährung zu entgehen haben. Daß jenes Gerücht von gütlicher Beilegung nichts weiter sei, leeres Gerücht, dafür hatte Pfalz schon gesorgt.

Die Nachrichten aus Turin zwangen dem Markgrafen von Ansbach gegen den Fürsten von Anhalt das Freudenjauchze ab: „In Kurzem haben wir die Mittel in den Händen, die Welt umzukehren.“ Nach wenigen Tagen er denselben zu einer Unterredung ein. Schleunige Utschließungen thäten jetzt mehr noth, als je. „Wer Hand treiben will“, sagte er ihm, „muß sich auf dem Jahre einfinden.“ Anhalts Freude über die mitgetheilten Bräue aus Turin war so groß, daß er in dem Entziffern derselben beinahe während eines ganzen Tages des Essens vergaß. Camerarius mußte ihm eine Zusammenkunft aller drei Fürsten, und zwar zu Kreilsheim, wo sie weniger Aufsehe mache, als in Heidelberg, vorschlagen. Denn nicht blos Mansfeld's, auch des Herrn (Achatius) von Dohna Bericht von seiner Sendung nach England und den Niederlanden gäben zu einer Berathung genugsamen Stoff. „Die verständigsten und besten Discours helfen wenig, vielmehr gar, als heroische Resolutiones müssen von oben herab großen Heeren in's Herz gegossen werden“, schrieb ihm der geheime Rath. Um den seinigen bei allen Vorfällen zum äußersten zu haben, daran ließ es wenigstens Camerarius nicht fehlen.

(Schluß folgt.)

XXXIV.

Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619.

(Schluß.)

Die Zusammenkunft fand den 19. März (a. St.) an dem Orte statt. Dort sollten die weitem Schritte gegen den Herzog von Savoyen, welcher zu diesem Zweck einen Herrn von Bauffe nach Heidelberg hinausgeschickte, verabredet werden. Die eben einlaufende Nachricht von dem Ableben des Kaisers *) drängte zu rascherem Vorgehen. Da hieß es: obwohl Pfalz von Seite der Böhmen „gar große Inquisition zu seiner Person befinde“, wolle man doch dem Herrn ein Genügen thun. Bei der Kaiserwahl gedenke der Kurfürst den Wahlleid vor Augen zu haben, und wolle „denjenigen vorschlagen und eligiren helfen, der dem ganzen Reich zur Erhaltung der Freiheit und Autorität am nützlichsten.“ Es mußte wirklich der Reichsfreiheit zu besonderm Schirm dienen, wenn Savoyen, dieser Fürsten Rath zufolge, bei Frankreich sich verwendete, „keinen Wahltag zuzugeben, bevor

*) Dieser starb den 20. März; die Zusammenkunft zu Krellshelm hatte den 19. a. St., somit den 29. statt.

die Unruhe in Böhmen gestillt wäre;“ oder wenn „seine nützlichen Praeparatoria, Churtrier zu ebenm^{em} Zweck füglich zu disponiren“, fortsetzte. Der Angriff auf das Elsaß möge einstweilen noch auf sich beruhen. Doch könne häufig die Zeit, Weise, Zahl des Kriegsvolks verab^{reden} darüber ein Vertrag mit vierwöchentlicher Ratification die Pfalz abgeschlossen werden. Die drei, wenigstens Millionen Ducators, die Hinterlegung der Hälfte an sichern Ort in Deutschland wären die Hauptsache; „diese könnte der Lärm nicht angehen.“ Auch wissen, was die Signoria von Venedig zu thun geben sie zu einem Angriff auf Triaul geneigt sei? Denn höchst wichtig, daß Krieg in Italien ausbreche, damit nien und der Papst dort beschäftigt würden. Sollte Geldhülfe nicht erfolgen, dann bliebe den Böhmen übrig, als Frieden zu schließen, im Reich mit der a^{ltern} Partei nach Nothdurst sich zu vertragen. — Waren es die katholischen Stände, welche den Krieg wollten, den den bloß für einen unbequemen Nothbehelf hielten?

Denjenigen in Böhmen, „so sich mit diesem Interesse gemacht“, sollte unter Angelöbniß strengster Schwiegenheit, eröffnet werden, welche Bewandniß an der mansfeldischen Hülfe gehabt habe, und daß jetzt ihnen Lust zu machen, ein Angriff auf das Elsaß und die geistlichen Besitzungen beabsichtigt sei, hiezu Savoye großen Geldmitteln an die Hand gehen werde. Zu seiner Dankbarkeit möchten „die Herren Böhmen“ den k^{aiserlichen} mit der Krone bedenken. Es würde die Sache sehr förderlich wenn der Fürst von Anhalt demselben Namens der D^{en}ren einige Hoffnung machen könnte; diesem dürften sie Bedingnisse sogleich anfügen. Acht Tage nach diesen A^{ussagen} redungen ließ der pfälzische Churfürst dem sächsischen Camerarius sagen: „er stelle in keinen Zweifel, S. M^{ajestät} ten noch in frischer Gedächtniß, welcher Gestalt sie

Kriegsgrafen L.) nach entstandener Commotion im Königreich
 haben ganz eifrig sich hätten angelegen seyn lassen, da-
 mit dasselbe Wesen ohne gefährliche Ergreifung der Waffen
 wiederum gestillt und also das Feuer gleichsam in der Asche
 hätte gedämpft werden mögen.“ Ueber dieses Vermittlungs-
 werth hatte er neulich mit seinen lieben Vettern von Ansbach
 und Anhalt zu Kreilsheim gehandelt. — Bayern ließ er
 durch seinen geheimen Rath Heinrich Dietrich von Schönberg
 vorstellen: „wie treueifrig und wohlmeinend er gleich An-
 fangs der weiland Römischen Kaiserlichen Majestät durch
 Schreiben und Schlichtung gerathen, auch sonst, wo er mit
 gekannt, alle gute Officia (etwa durch Mansfeld's Belage-
 rung von Pilsen?) angewendet und mit Fleiß unterbanet
 habe, damit die Waffen nicht ergriffen, sondern durch Unbe-
 ruhigte Mittel und Weg diesem Unrath zeitlich abgeholfen
 und remedirt worden wäre.“

Der wichtigste Beschluß aber, der zu Kreilsheim gefaßt
 wurde, war die Absendung des Fürsten von Anhalt nach
 Turin. Da die „Acten“ das Tagebuch seines dortigen Auf-
 enthalts vom 20. April bis 19. Mai (a. St.), mit den Ge-
 geschehnissen und dem Gang der Verhandlungen, enthalten;
 und diese durch andere gleichzeitige Documente noch heller in's
 Licht gestellt werden, können wir der maßlosen Niederträchtig-
 keit und Nichtsnutzigkeit dieser Reichsfürsten und der gänzlich-
 en Verläugnung jedes Rechtsgefühls und aller Ehrlichkeit
 einen tiefften Grund blicken.

Am 20/30. April langte der Fürst zu Rivoli, zwei
 Meilen von Turin, an. Der Herzog befand sich zu Ver-
 on. Dieser lud den Fürsten nach Chivas; beide trafen sich
 am 2tenmal am 2. Mai bei dem Nachteffen, zu welchem
 durch den Herzog eingeladen wurde. Am folgenden
 Tage las ihm der Fürst die Anträge an die böhmischen
 Stände und die Antwort vor, welche Achatius von Dohna
 an denselben zurückgebracht hatte. Am 5ten nahm Carl

Emanuel die schriftlichen Eröffnungen der Fürsten an, mit der Zusage, dieselben reiflich überdenken zu wollen, stellte aber alsbald die Frage: wie, wenn eine zwiespaltige Kaiserwahl erfolgen sollte? „Alsdann“, erwiderte Anhalt sogleich, „müsse man zu den Waffen greifen, sie nicht rasten lassen, bis ein Theil ganz darniederliege; das sei ein Kampf um die Freiheit.“ Der Herzog sagte weiter: 70,000 Ducators monatlich wären doch für ihn eine schwere Ausgabe; ließe sich aber Trier durch eine ansehnliche Summe, die er aufzuwenden bereit stehe, gewinnen, dann wollte er wohl zu jenen sich verstehen. Ob es aber nicht anginge, Ferdinand zum Kaiser, ihn zum römischen König zu wählen? Statt hierauf Antwort zu geben, sprang Anhalt auf die Nothwendigkeit über, durch drei Heere in Italien, Deutschland und Böhmen zugleich den Krieg zu beginnen, Breisach durch den Markgrafen von Baden angreifen zu lassen. Persönliche Absichten kamen gleichfalls von beiden Seiten zur Sprache. Zuletzt rieth der Herzog, der Fürst solle mit den venetianischen Gesandten Zeno und Pesaro in Unterredung treten, jedoch vor dem französischen Residenten Mariani sich hüten, denn sein König richte das Auge ebenfalls nach der Kaiserkrone.

Am 6. Mai kam der Herzog wieder auf die Geldfrage zurück. Wenn Andere, welche die Sache noch mehr anginge, als ihn, das Ihrige ebenfalls leisten wollten, so würde er nach seinem Verhältniß gerne beitragen. Anhalt ging jetzt auf 1,200,000 Ducators herab, doch vorbehaltlich der Genehmigung der andern beiden Fürsten, und unter der Voraussetzung, daß die Venetianer mit nicht Minderem sich herbeilassen würden. Immer stellte der Herzog die böhmische Krone als Bedingniß, denn alsdann nur, wenn sie dieses sähen, würden seine Unterthanen zu Beisteuern geneigt sich finden lassen. Anhalt ließ daher den Fürsten den Rath zugehen, die Böhmen zu einer Sendung nach Turin mit den Bedingnissen zu veranlassen, den Achatius von Dohna Namens des Herzogs nach

nebig zu schiden, um dort ebenfalls auf Leistung von 100,000 Ducators anzutragen.

Am 7. Mai kam zur Sprache: das Haus Oesterreich: entweder seinem Verfall zu, oder es stehe ihm eine Errettung bevor, die Andern zum Untergang gereichen müßte. Es wäre der Fall bei Ferdinands Ermählung zum Kaiser. Um dem vorzubeugen, müsse man die Gelegenheit ergreifen; sey gegenwärtig günstiger als je seit einem Jahrhundert, besonders wenn in einem Angriff auf Friaul Venedig Hand anle. Der venetianische Gesandte, welcher der Unterredung wohnte, versicherte den Fürsten, die Herrschaft sey den Andern besonders gewogen, da ja dasselbe Interesse beide theile einige. Auf Weiteres könne er sich nicht einlassen. Es fehlte an gutem Willen, an Kräften fehle es, da die Republik gegenwärtig schon monatlich 400,000 Ducators aufzuwenden habe. Der Herzog erwiderte: das halte nicht Stich; es sey der Herrschaft Ernst, so habe sie binnen acht Tagen 1 Million beifammen. Der Gesandte blieb aber bei seinem Satz und versicherte nur, die Herrschaft würde Durchzüge Land und Meer hindern. An einem Angriff auf Friaul zweifle er, da die Republik zu Wasser kriegsgerüstet stehen könne. Er soll gesagt haben: um Oesterreich die Unbequemlichkeit des Rauchs in seinem Haus zu bereiten, werde die Herrschaft schwerlich das ihrige anzünden wollen. Doch nahm der Gesandte beifällig die Bemerkung auf: jetzt, da Ferdinand in Böhmen und in Oesterreich*) zugleich beschäftigt sey, ließe sich mit 5000 Mann in jener Landschaft mehr ausrichten, als früher mit 20,000. Dohna sollte hierüber mit dem Gesandten weiter unterhandeln. Dieser versprach ihm die Unterstützung der Böhmen und die Verhinderung von Durchzügen zu Venedig in Anregung zu bringen. Die Geldhülfe

*) Die dortigen Protestanten weigerten sich, ihn als des Erzherzogs Albrecht Stellvertreter anzuerkennen und die Huldigung zu leisten.

an die Unirten lehnte er abermals ab. Dem Herzog übergab der Fürst drei Punkte: 1. daß Churpfalz die freie Stimme bei der Kaiserwahl sich vorbehalte; 2. daß er, auf Ratification hin, mit 1,200,000 Ducators sich begnügen wolle; 3. daß die Frage von der böhmischen Königswahl von der Kaiserwahl getrennt bleibe. Dem stimmte der Herzog bei.

Eintretende Krankheit hinderte den Fürsten an der Reise, was Gelegenheit gab, noch Anderes zur Sprache zu bringen, besonders einen Ueberfall auf Genua, wodurch man 32 Millionen, demnach die Mittel zu einem langen Krieg, erbeuten würde. Der Herzog äußerte sich, er habe dieses Vorhaben mit dem Marschall Lesdiguières besprochen; auch sey er dazu vollkommen berechtigt. Die Genueser wären schuld, daß er Oneglia verloren, wollten einige Dörfer, die ihm gehörten, nicht herausgeben, über Weidgerechtigkeiten auf den Gebirgen sich nicht vergleichen. Anhalt scheint nicht widersprochen zu haben, denn die Sache wurde mehrere Male berührt. Einmal sagte der Herzog: er habe bereits Anstalten dazu getroffen, bedürfte aber holländischer Fahrzeuge zur Ausführung; Soldaten gedenke Lesdiguières in Frankreich zu werben. Das Unternehmen würde monatlich 50,000 Ducators kosten. Dohna reichte am 20. Mai dem Herzog eine Denkschrift in Betreff desselben ein, welche ihm besonders wohl gefiel. Er äußerte sich: sey Lesdiguières dafür zu gewinnen, so stehe er bereit. Am Tage vor Anhalts Abreise erbot er sich, denselben etwa durch einen Courier über den Fortgang dieser Sache zu unterrichten.

Weniger tröstlich konnte dem Fürsten Carl, Emanuel's Mittheilung seyn: sein Gesandter in London berichte ihm, man habe die Absicht, dem Churfürsten von der Pfalz die böhmische Königskrone, ihm bloß die Reichskrone zuzuwenden. Am 16. Mai äußerte sich der Herzog: er habe zwei wichtige Gründe, nicht an die böhmische Krone zu denken: 1. weil der König von England sie für seinen Tochtermann wünsche, der

be dadurch der gemeinsamen Sache könnte gewonnen, zugleich eine Heirath des großbritannischen Prinzen mit seiner Tochter Maria zu Stande gebracht werden; 2. weil er, falls mit den Böhmen einträte, unfehlbar die spanische Macht auf Hals sich lüde. Da Ferdinand gekrönter und anerkannter König jenes Landes sei, würde es heißen, er trachte nach dem, was einem Andern zugehöre. Von der Reichskrone lasse sich das nicht sagen, gegenwärtig habe sie Niemand. Am 18. Mai erfreute er den Fürsten durch die Nachricht: die Ungarn und Mähren träten auf Seite der Böhmen, die Fürsten der Union rüsteten. Er billigte besonders den Plan, die Wahl aufzuschieben, inzwischen die Vicariats-Rechte zu erweitern und durch den Marschall Lesdiguières Frankreich zu gewinnen. Gelingen dieses, so könnte die beabsichtigte Heirath mit England zu Stande kommen, die Union befriedigt, den Böhmen Hülfe geleistet werden.

Am 25. Mai theilte der Herzog dem Fürsten mit: der französische Resident habe ihm einen Brief gezeigt, wonach der König geneigt wäre, zu seiner Sache mitzuwirken, vorausgesetzt, daß er nicht allzu rasch vorangehe. Der König wolle zu Unterstützung „der guten Partei in Deutschland“ 5,000 Mann aufstellen. Es sei besser, einen Türken, ja selbst den Teufel auf den Kaiserthron zu setzen, als ihn Ferdinand zu überlassen. Tags darauf wurde mit großem Vergnügen von der Absicht des Herzogs von Ossuna gesprochen, gegen Spanien sich aufzulehnen, und das Königreich Neapel in sich zu reißen. Das, bemerkte Carl Emanuel, würde den Böhmen Lust machen, sein Unternehmen gegen Genua, selbst gegen Mailand, begünstigen. Ferner vernahm er, daß die Venetianer durch einen Patricier den Böhmen anrathen ließen, sich eine republikanische Verfassungsform gleich der ihrigen zu geben, und daß sie den Sultan angingen, sein Kriegsvolk an die Gränzen vorrücken zu lassen, um die Ungarn von Ferdinand abzuziehen.

Am Tage vor seiner Abreise übergab Anhalt dem Herzog noch eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit berührte, um von allen Seiten dem habsburgischen Haus entgegenzutreten, daß die Holländer den mit Spanien und dem Erzherzog Albrecht eingegangenen Vertrag brächen. Mit guten Vorwänden hiezu fehle es nicht; solche böten Barnsfeld's Umtriebe (*practiques*), dann die Angelegenheiten von Jülich und Embsen. Venedig müsse auf jegliche Weise zu einem Einfall in Friaul bewogen werden. Um zu den großen Vortheilen zu gelangen, die jetzt sich darböten, dürfe man keine Zeit versäumen. Die Churfürsten, Fürsten, Ritter und Städte des Reichs müßten sich — es handle sich ja um ihre Erhaltung und Freiheit — selbst helfen und allen Truppen, die aus Flandern kommen dürften, den Durchzug verwehren; denn diese wären die einzige Hülfe, auf die Ferdinand sich angewiesen sehe, zumal wenn von Italiens Seite Venedig auf der Hut stehe. Die Sache der Böhmen komme von Tag zu Tag in bessern Stand. Der Wohlfahrt und Freiheit des deutschen Reichs zu lieb halte der König von Frankreich 30,000 Mann und 6000 Pferde in Bereitschaft. In Neapel stehe die Revolution vor der Thüre. — Der Fürst konnte am Ende Turin mit der Ueberzeugung verlassen, daß er und der Herzog durch neunundzwanzig Tage miteinander au plus fin gespielt hätten, denn zu etwas sicher Verabredetem war es nicht gekommen. Welle Uebereinstimmung bestand nur darin, daß keinerlei Mittel dürfe unbenützt bleiben, wodurch dem Hause Habsburg beider Linien Abbruch geschehen könne.

Angeichts dieser Verhandlungen, welche den Zweck hatten, die Kaiserkrone von dem Hause Oesterreich zu bringen, Ferdinand diejenige von Böhmen zu entreißen, Friaul und noch anderes Gebiet den Venetianern zuzuweisen, den Schweden in den Niederlanden zu brechen, die Türken wider Ungarn zu hezen — schrieb der Churfürst von der Pfalz dem

König von Spanien: *Spero testes mihi futuros omnes, quicunque vitae et instituti mei rationes norunt, de meo arduo desiderio conservandas pacis publicae et amovendis ingruentibus turbis atque dissidiis, meque unice laborare, ut pax et concordia conservari, omnes causae discordiarum rescindi et aboleri possint.* Caeterum, uti mihi constat, majores meos in inclytam Domum Austriacam officio paratos perpetuo fuisse, ita non minori studio feror et testificandum ipsi quavis occasione promptam voluntatem meam. Wenn das Politit ist, dann muß jeder ehrliche Mensch Gott tagtäglich inbrünstig bitten, daß Er ihn vor jedem Anfall an denselben gnädiglich behüten wolle.

Aber auch mit dem Herzog von Savoyen gingen diese kaiserdeutschen Fürsten nicht ehrlicher zu Werke. Während ihm gesagt wurde: der Churfürst von der Pfalz verzichte zu Gunsten der Aussicht auf die böhmische Krone, mußte dieser durch englischen Einfluß ihrer sich zu versichern. Während dem Herzog die Kaiserkrone gleichsam angetragen, so dieses durch die Behauptung gerechtfertigt wurde: er sei deutschen Herkommens, sandte Anhalt vierunddreißig Beweggründe heraus, „weßhalb den Böhmen nicht zu rathen sei, Savoyen zu erwählen“ (freilich gingen halb so viel bejahnende denselben voran). Allererst hieß es: der Herzog sei reich und zu weit entfessen“. Er sei voll Unbeständigkeit. Mit einemmal sollte derjenige, von dem man so eben noch drei Millionen Ducators verlangte, kein Geld, nur Schulden haben. Der große Feldherr, der Vater der Soldaten, sollte ebt wohl viele Kriege geführt, damit aber nichts anderes ausgerichtet haben, als seinen Schatz zu erschöpfen und sein Land zu verderben; auch sollte er keinen Vorrath von Kriegsausrüstung, kein Zeughaus, kein Schanzzeug, kein Pulver und eine Magazine besitzen. Derselbe Mann, der (14 und 15) langsam in Resolutionen war, viel Zeit unnütz verfließen ließ, war zugleich (32) sehr rachgierig (jaloux) und geschwind,

imbarquit sich eilends (11), und läßt hernach das Heer stehen. — Der bibelfeste Fürst, der das Jahr zuvor ganz dem einverstandenen sich zeigte, daß kein Vorzüglicherer zum Kaiser könne erwählt werden, erinnerte sich erst jetzt (23), daß die heilige Schrift bemerke: „ein Volk handle nicht weislich, wenn es fremde Herren, die seiner Sprache und Sitten unbekundig wären, zur Regierung berufe.“

Nicht dieses allein! Noch während Anhalt zu Turin unterbelte, wurden die Versuche bei Herzog Maximilian von Bayern erneuert, und wiederholt, sobald man sich überzeugt hatte, dort sei auf das, was ursprünglich gehofft worden, nicht Hoffnung zu machen. „Maximilian“, schrieb vom Unionen zu Heilbronn Camerarius an Jöcher, „Maximilian sei Hercules, welcher den gordischen Knoten zu lösen vermag, der Löwe aus dem Stamm Juda.“ Aber des Herzogs Rathgeber waren noch der gleichen Ueberzeugung, wie vor anderthalb Jahren: die Person der Anbietenden mache das Angebot verdächtig. „Diese Offerta“, sagten sie mit ehrenwerthester Aufrichtigkeit ihrem Herrn, „kommen nicht von denen, die durch Gottes Fürsorge dergleichen handeln und manet als von päpstlicher Heiligkeit, Cardinälen, Nuntius, durchaus sonst von keinem katholischen Chur- und Fürsten. Konnte Maximilian die seinen Schwager und Jugendfreund Ferdinand von allen Seiten umringenden Bedrängnisse durch vermehren, daß er als dessen Nebenbuhler die höchste weltliche Würde der Christenheit austrat!

Bei der Zusammenkunft von Kreilsheim war noch davon gesprochen worden, daß während der Unruhen in Böhmen Ferdinand zur Kaiserwahl nicht einzuberufen wäre; man sollte Camerarius Sachsen gewinnen, zugleich dasselbe thun, dem kaiserlichen Kriegsvolk (welches aber immer fürschersches genannt, wie auch immer Spanien als Schreckbild angestellt wird) keinen Durchzug zu gestatten; denn es sollte das Ansehen, als wolle man die Wahl mit gewaffneter

ten, indeß niemals Einer, der unter den Waffen gewesen, früher sei erwähnt worden. Es frage sich daher, ob Montag könne ausgeschrieben werden, bevor das Kriegsklassen sei? „Was zur Verhinderung von König Ferdinands Wahl dienlich“, solle der Abgeordnete nicht in seiner Vortrag, sondern „im Nebengespräch mit des Churfürsten Sachsen L. in Acht nehmen und dazu gehörige Anordnungen gebrauchen, was den Evangelischen insgemein thut, weil König Ferdinand durch die Jesuiten sehr abgetrieben würde, wie sie nur wollten.“ In diesem Gespräch“ solle er „S. L. die Opinion nehmen, als ob die Pfalz zu der Römischen Krone aspirirte, dabei aber nicht, von andern Subjectis zu reden und so S. L. zu bewegen, welchen Pfalz, wie dem Rath längst vorgehabt.“

Der Churfürst von Sachsen erzeigte dem Abgesandten gleiche Ehre, scheint aber mit demselben persönlich nicht sich eingelassen, sondern ihn an seine Rätthe, beyden Präsidenten Caspar von Schönberg, den geheime Rath Esajas von Brandenstein und die Gebrüder Losz zu haben, die im Gegensatz zu den pfälzischen Rätthen geradsinnige deutsche Männer sich bewährten. Sachse Schönberg (und eine Menge Acten seit der Mitte des 1618 geben der Wahrhaftigkeit seiner Rede Zeugnisse sich eine gütliche Beilegung der böhmischen Unruhen angelegen seyn; neulichst noch habe sich König Ferdinand dazu erboten, sei sehr entgegengegangen, woraus zu verlangen nach Frieden genugsam zu verspüren sei, und die Böhmen zu diesem sich bequemen, nicht Alles auf die Spitze treiben sollten. Begehren, wie er (Camerae stelle, hätten auch die böhmischen Stände an S. Gnaden gelangen lassen. (Abermaliger Beweis des Zusammenhangs der böhmischen Rebellen mit Churfürsten und den Häuptern der Union.) Eine Zusammenkunft

der drei weltlichen Churfürsten vor der Wahl würde Alles die Spitze stellen. Sachsen verlange neutral zu bleiben und den Frieden herbeizuführen. Für Mainz spreche die goldene Bulle (daß drei Monate nach Ableben des Kaisers die Wahl vorzunehmen sei). Der Churfürst halte sich nicht für befähigt, dem Erzkanzler Ordnung vorzuschreiben. „Wir seind“, richtet Camerarius, „in solcher Disputation ziemlich weit kommen, und ich hab rund und beweglich geredt, das Finit aber allzeit bei ihm gewesen: Gott werde es wunderbar zu führen wissen?“ Er hat es in der That „wunderbar geführt“, wenn wir alle Umstände zusammen nehmen. Es käme nur darauf an, daß solches mit schlichten Verstand erkannt würde, zumal von Seite derjenigen, welchen die „wunderbarliche Führung“ jetzt noch am meisten zu kommt.

Ebensowenig Eindruck machten die Bemerkungen der Abgeordneten: „was auf die Geistlichen zu bauen sei, lasse die Erfahrung“; „Hispanus werde im Reich Meister werden und dasselbe nach seinem Willen unter das antichristische Joch bringen“; „er hätte sich einer bessern Resolution verschaffen, wenigstens einer Prorogation der „eilsfertigen““ (sie ganz nach Vorschrift der goldenen Bulle anberaumt) Wahl. Es konnte einem in die geheimen Pläne seines Herrn geweihten churpfälzischen Rath schwerlich angenehm sein, daß Hr. von Schönberg zum drittenmal wiederholte: „ich könne es selbst Spanien nicht verdenken, wenn es bei seinen sich erhalten und nicht davon drängen lassen würde.“ Wie viele Mühe Camerarius sich gab, seine Anträge besser zu machen, er konnte nichts Anderes, als den Bescheid geben: „man solle den Churfürstentag erwarten; das sei das gewöhnliche und einzig rechtmäßige Mittel, dem Uebelstande begegnen, alles wieder zum Frieden, zur Ruhe und Sicherheit zu bringen.“ Doch versicherten die Räte, das Vernommene ihrem Herrn unverweilt berichten zu wollen. Dieser er-

Abgesandten noch alle mögliche Höflichkeit, ließ sich aber nichts weiter mit ihm ein.

Daß in Bayern durch den Churfürsten von der Pfalz Albrecht Dietrich von Schönberg gesendet worden sei, haben wir bereits erwähnt. In München war natürlich anders zu verfahren, als in Dresden; einzig die Versicherung des kaiserlichen Willens zur Beilegung der böhmischen Unruhen und zumementiren über die spanische Vergewaltigung lautete übereinstimmend. Sonst wurde die Gefahr für die freie Wahl, die Möglichkeit eines innerlichen Krieges, die Besorgniß herbeigeführt, wenn unter solchem der Türk in die österreichischen Länder einfallen sollte. Gegen Böhmen wolle der Herzog von der bisherigen Neutralität verharren und keine Durchfuhr fremder Truppen, „um die böhmischen Stände zu irritiren“, gestatten. Neben der öffentlichen Berrichtung der Abgeordnete noch diejenige eines geheimen Spähers annehmen. Er sollte nachforschen, ob nicht Würzburg oder Bamberg dem Herzog die Direction der Liga wieder abhandeln hätten, und unter welchen Bedingungen? Ob die der Herzog zum Krieg gerüstet sei? Ob nicht zwischen ihm und dem Herzog von Vaudemont wegen Direction der Liga Eifersucht und Mißverstand obwalte?

Als der Erzkanzler den Wahltag auf den 20. Juli festsetzte, lud der Churfürst von der Pfalz denselben zu seinen abgesendeten Kanzler von der Grün zu einer persönlichen Unterredung ein; denn, bevor das flammende Feuer gelöscht wäre, eine Wahl zu veranstalten, müßte „sehr viel Lärm und Discours verursachen.“ Churfachsen habe erklärt, bei der Wahl nicht persönlich erscheinen zu können; ihm dürfte es ebensowenig möglich werden.

Der letzte Zweck des Pfälzers war aber nicht bloß Verhinderung des Wahltages, sondern Verhinderung der Erwählung Ferdinands; das Erste sollte nur der Erreichung des Letzteren als Mittel dienen. Er hoffte auf Brandenburgs

Mitwirken. Da zu dieser Zeit der Churfürst in Preußen befand, eröffnete er den geheimen Rätthen desselben: es gewiß, daß auch Ferdinand zu der Wahl sei eingeladen den, ebenso, daß die geistlichen Churfürsten zu einer Migration schwerlich zu bringen wären. Sie möchten daher baldige Entschließung ihres Herrn bewirken.

Der Bericht, den der pfälzische Churfürst von Carius über dessen Sendung nach Sachsen erhalten, ließ denselben von einem neuen Versuch nicht ab. Der fremden Kriegsvolkes, bemerkte er dem Churfürsten in einem Schreiben, mehrte sich; wie unter solchen Umständen Wahltag möglich sei, derselbe friedlich ablaufen könnte? die Wahl der Herstellung des Friedens voran, so leicht die evangelischen Stände in den Krieg verwickelt, Gedanke geweckt werden, als hätten die Churfürsten sich eilt, oder ihre Wahl unter Furcht vor den Waffen getheilt. Ihm (dem Churfürsten von Sachsen) könnte es vielleicht noch gelingen, Mainz zu einer Verschiebung des Wahltag zu vermögen. Zwei Tage später hoffte Friedrich seine Armee durch die Anzeile zu verstärken: bereits belaufe sich das Reich geführte Kriegsvolk auf 14,000 Mann, dazu noch weitere 8000 Mann in den burgundischen Landen angeworben, und hätten zugleich die geistlichen Fürsten Befehle angeordnet; es sehe einem großen Blutbad ähnlich. Mainz wurde der Versuch ebenfalls erneuert.

Kräftigere Unterstützung für die gehegten Pläne: man von einer Zusammenkunft der Unirten zu Heilbrunn am 9/19. Juni. Von dort aus ging der Churfürst von der Pfalz, gleichsam Namens sämtlicher Unirten, die geistlichen Churfürsten nochmals an, „unter gegenwärtiger Gefahr, Verwüstung, Uebelstand und Unruhe“, vor allen Dingen „die Tranquillität zu pflanzen“, dann „ein solches Haupt König und künftigen Kaiser zu wählen, welches er seinen hohen Pflichten nach dem heiligen Reich nützlich und

händig erachten würde.“ Sachsen verficherte er, weder die ordentliche Wahl eines Hauptes hindern, noch ein Zwifchen-
 125 nicht verlangen, nur jene nicht unter dem Getöfe fremder
 Waffen „zum Praejudiz des Reichs und Vernichtung derfel-
 130 den Ständ Libertät“ vornehmen zu wollen. Die Prorogation
 könne weder Ungelegenheit verursachen, noch sei sie der
 Reichsverfassung j unwid. Das Letztere besonders suchten die
 brandenburgischen geheimen Rätthe, die zufällig am gleichen
 Tage an den Churfürften von Sachsen fchrieben, darzulegen.
 Sie bemühten fich, ihn durch den Satz zu ködern: habe auch
 Mainz einen Wahltag ausgeschrieben, fo stehe es doch nicht
 135 dabei, daß er gelten müsse, „wenn es den Herren Reichs-
 140 rathen anders gefiele.“ Camerarius hätte sie belehren kön-
 145 nen, daß Sachsen hierin anderer Ueberzeugung sei.

Zu Heilbronn hatte fich auch der englische Botschafter
 zu Venedig, Ritter Wotton, eingefunden. Er erbot fich,
 150 Samms seines Herren, durch Waffen, Bücher (also damals
 schon Tractätlein!), Predigten und engere Verbindung auf-
 155 Abbruch der katholischen und Erweiterung der evangelischen
 Religion (*faire bresche et diminution à la papauté pour
 l'avancement et propagation de la religion evangelique*)
 hinarbeiten; sodann eine Verbindung der Union mit Ve-
 160 nedig und Graubündten einzuleiten. Er verficherte ferner, die
 Herrschaft werde den Golf fo bewachen, daß keine Kriegs-
 165 macht über denselben kommen folle, was von den Fürften
 mit hohem Dank gegen Se. großbritannische Majestät, nebst
 170 der Bitte um fortgefetzte Verwendung, angenommen wurde.
 Ebenfalls von Heilbronn fchrieb der Fürst von Anhalt *) dem
 Herzog von Savoyen: „Trotz der Kürze der noch bevorste-

*) Wahrscheinlich der Älteste der fünf Brüder, Johann Georg von
 175 Dessau; denn in dem Brief kommt der frere Christian vor, der
 seine Truppen (nach der Niederlage, die kurz zuvor Mansfeld durch
 Bucquol erlitten) bald wieder ergänzt haben werde.

henden Zeit, hoffe er doch, das vorgesezte Ziel zu werden. Die Ratification des zu Rivoli Verabrehten Pfalz und Ansbach hänge von dem Endentschluß ab, bei denen Mansfeld's Unfall (Bucquoi's Sieg selbst bei Budweis) Verwirrung, Furcht und Unschiedenheit hervorgerufen habe. Der Herzog wollte mehrung der Truppen Geld übermachen.^{a)} Von Heilbronn anwesenden Fürsten und Städten wurden Generalstaaten ein Bürgschein über 200,000 fl sie den Böhmen leihen wollten, zugestellt *), dem von der Pfalz Vollmacht ertheilt, zur Verschönerung des Wahltages Alles anzuwenden. Zu diesem Zwecke die böhmischen Stände heimlich aufmahnen, von Fürsten-Collegium das Gleiche zu verlangen, bedeutet: sie trügen Bedenken, Ferdinand als Kaiser zu erkennen. Das Beste wäre immer, den Wahl-Waffengewalt zu verhindern. Allein es sei nicht vorher mit den Rüstungen aufzukommen, daher wenigstens die Stadt Frankfurt besetzen, wozu, in Folge ihrer Abgeordneten zufolge, dieselbe wohl zu thun würde. Sollte dieses den Gegentheil nicht hindern, andern Wahlort zu bestimmen, so müste doch getreten, unter welchem man sich weiter berathen könnte gleich dürften sich die Generalstaaten bewegen lassen. Hülfsvölker an die Gränze vorzuschieben, hiedurch die Fürsten von Cöln in seinem Land zurückzuhalten. Ließe sich durch Frankreich einwirken. Sollten alle Mittel den Zweck nicht erreichen, so werde J. Ch. C. stets darob wachen, daß in die Wahlcapitulation ein fängliches eingerückt werde.

^{a)} Einen solchen erhielt von ihnen einige Monate später die Stadt Nürnberg über eine ähnliche Summe.

Daß von Sachsen für Erreichung der Unionspläne nichts
 zu erwarten sei, konnte der Pfälzer gleich nach seiner Rück-
 kehr von Heilbronn einem Schreiben entnehmen, worin ihm
 der Churfürst anzeigte, er werde seine Gesandten so abfer-
 sen, daß sie den 10/20. Juli in Frankfurt einträfen; denn
 Verschiebung des Wahltages wäre nur bei Einwilligung
 aller Churfürsten möglich. Churpfalz antwortete: er
 wolle dieses geschehen lassen; man werde es ihm aber nicht
 danken, wenn er ebensowenig persönlich erscheinen, soll-
 te alsdann „zu Trost und Rettung seiner armen Unter-
 thanen“ nach seinem Fürstenthum Oberbayern sich begeben.
 Ein großbritannischer Abgesandter werde „auf des Kö-
 nigs von Spanien Begehren“ bei Ferdinand und den böhmis-
 chen Ständen den Versuch zur Herstellung des Friedens
 machen. „Wir haben“, schließt der pfälzische Churfürst aber-
 mals, „Wir haben jederzeit zum Frieden treulich gerathen,
 und unsere nach Möglichkeit dabei gethan, sind es auch
 immer zu thun erbietig.“

Am fünf Tage später berichtet Camerarius dem Fürsten
 Inhalt: sein Herr habe (bloß einen Tag später, als er
 in diesen „treulichen“ Friedensbestrebungen versicherte)
 dem Landgrafen Moriz von Hessen eine Zusammenkunft
 in Kassel gehabt *). Dort sei, neben andern Berabre-
 dungen, davon gesprochen worden, man solle mit der Mann-
 schaft, die man einstweilen beisammen habe, Ferdinand ent-
 setzen (hatte zu diesem Zweck der Abgeordnete nach
 Frankfurt bei dem Erzcancler sorgfältig sich erkundigen sollen,
 ob der Weg der König nach Frankfurt einschlagen werde),
 die Stadt Frankfurt sich bemächtigen, die Wahl durch alle
 Mittel verhindern. Darüber sei nach langem Hin- und Her-

*) Dies war derjenige, welcher, um Oesterreich und die Katholiken
 zu vernichten, eine Vereinigung der Protestanten aller Länder vor-
 schlug.

reden eine Schlußnahme niedergeschrieben worden; wiß ich aber um deren Unterzeichnung gehandelt habe, sei Pfalzgraf zu Bett gegangen, der Landgraf in der Nacht gereist; am folgenden Morgen habe jener die Schrift sich nach Lautern genommen, so daß es im Zweifel stehe, ob er sie unterzeichnen werde. „Es ist“, jammert Camerac, „mit den Herren durchaus nicht fortzukommen, das muß Gott befehlen, bis es besser wird.“ Den Räten sei bei dem, daß die Geldmittel bald versiegen dürften, Pfalz alsdann Last einzig werde zu tragen haben.

Dagegen versicherte Anhalt den Herzog von Savoy, ihre Rüstungen gingen fröhlich fort. Es sei zu Heilbrunn die Aufstellung von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Pferden sammt erforderlichem Geschütz beschlossen worden. Auch der Wahltag nicht hindern, so werde es dem Ferdinand's Gönnern, sobald sie zum Werk schreiten wol an Hindernissen nicht fehlen. Hr. von Bauffe (Abgesandter des Herzogs) werde den Grafen von Mansfeld nach Heilbrunn begleiten, um den Böhmen das Verabredete mitzutheilen, einen guten Entschluß derselben zu veranlassen. Man leiste sehr nützliche Dienste, daher er ihm dessen richtige Zahlung sehr empfehle. Den Böhmen mangle es an nichts. Daß man über Ferdinand's Abreise nach Frankfurt noch nicht vernehme, sei ein Zeichen, daß seine Sachen im eigentlichen Lande nicht zum besten stünden.

Wie einschmeichelnd und vertraulich der Fürst dem Herzog schrieb, so lautete es doch ganz anders in einer gleichzeitigen Zuschrift des erstern an den Markgrafen von Baden: „Wollen“, sagt er ihm, „die Böhmen einen weltlichen französischen König nehmen, so sehe ich nicht ein, wo unserer Ratification der durch mich mitgebrachten Punkt darf? Die Kosten der Rüstungen fallen doch auf uns; wenn die Böhmen ja sagen, so wird Savoyen lieber sich selbst als uns helfen.“

Das sollte den Ehemal fortbauern der Vertraulichkeit nicht
mindesten. Der Herzog berichtete dem Fürsten von An-
er: er vernähme, daß Ossuna im Begriff stehe, die Maste
zu werfen. Die Benotianer hegten die besten Gesinnungen.
schloß gedente seinen Versprechungen nachzukommen, er
hatte aber, daß das Gleiche gegen ihn und so geschehen
würde, daß er nicht unnöthiger Weise sich bloßzustellen habe.
Die Fürsten sollen ihm eröffnen, was ihre Klugheit für
amäßig erachte. Geld, um einen der geistlichen Chur-
fürsten zu gewinnen, und um Mansfeld zu befriedigen, werde
nach Nürnberg übermachen. — Dafür wurde seinem Ab-
schneuten aus Amberg, wohin sich, um Böhmen näher zu
kommen, der Churfürst mit seinem ganzen Hofstaat erhoben
hatte, eine Denkschrift zugestellt, worin gesagt war: „solte
jemand dennoch gewählt werden, so werde man sich mit
den Mitteln seiner Krönung entgegensetzen, auch die Hülfe
der Fürsten verhindern. Ohne Rath und Zustimmung
des Herzogs werde man keinen Frieden oder Vergleich
schließen, ihn als einen der Schiedsrichter und Vermittler er-
nennen. Auch anderweitige Wünsche und Interessen desselben
nicht berücksichtigen, er hinfert als Reichsvicar in Italien zu
den Fürstenversammlungen berufen werden. Bei den Gene-
ralen wolle man sich verwenden, daß sie so schleunig
als möglich den Vertrag mit Spanien brähen, weil hiezu
keine Gelegenheit sich darbiete, und es dem allgemei-
nen Wohl so besonders zuträglich wäre.“

Bevor der Churfürst Heidelberg verließ, wurde dort
vier Tage in dem geheimen Rath erwogen, welche Stel-
lung er bei der bevorstehenden Wahl einnehmen solle*)? Es

*) Das Protokoll dieser Berathungen fiel bei der Einnahme Heidel-
bergs ebenfalls in die Hände des Siegers. Es findet sich unter
dem Titel: „Acta consultatoria Bohemica, sammt beigefügten

wurde erörtert: ob derjenige, „der in Cónsideration kommen nicht abtreten solle, damit die übrigen Stimmen desto fest wären? Daß Pfalz in Gegenwart dessen, auf welchen die Stimmen fallen möchten, seine Meinung gebe, sei schwierig, aber Ferdinand könne es dem Reich nicht für zuträglich halten. „Weil Pfalz keinem Päpstlichen seine Stimme mit dem Gewissen geben, jenes aber nicht hindern könne, so man es geschehen lassen.“ Immer müsse der Gesandte etwas Schriftliches bei sich haben. Pfalz könnte auch Mehrere Vorschlag bringen, als: Erzherzog Albert, Bayern, Danemark, Sachsen (erst am folgenden Tage wurde Savoyen dem die Krone selbst angeboten worden, genannt). Es gab drei Wege: 1. den andern Stimmen beizutreten; 2. seine Meinung rundweg zu sagen; 3. von der Wahl wegzubleiben. Das erste, meinte der Churfürst, lasse das Gewissen nicht zu; bei dem andern wäre kein Dank zu gewinnen; nahe lieber wäre ihm das dritte. Als Hauptfrage erst des andern Tags: wie Pfalz bei der Wahlhandlung sich zu verhalten hätte? Zu erklären, „daß Ferdinand bonus, justus, habilis sei“, bringe Gefahr, man müsse vorsichtig handeln. Dieß geschähe, wenn es Bayern, als Katholisch, vorschläge. Das Wegbleiben hingegen könnte zum Ausschluß führen, gäbe den Schein einer Opposition.

Noch viel Anderes kam bei diesen Verhandlungen in Sprache. Zum Beispiel, man solle in Böhmen Freiheit der Unterthanen und Aufhebung der Leibeigenschaft verkünden, dann werde es weder an Geld noch an Volk fehlen *).

Glossen“, bei Pontorp III, 183 ff. Ein Auszug fand sich bei der anhaltischen Kanzlei.

*) Diese Frage war früher auch in Wien aufgeworfen worden. Sie hatte sie einen Sinn: die Unterthanen von den rebellischen Oberherren zu trennen und dem Kaiser zu gewinnen. In Prag hatte sie keinen Sinn, da gerade diejenigen, welche dort begünstigt

nicht suchen sollte, König Ferdinand und Erzherzog Leo-
pold gefangen zu nehmen? Man solle die Ungarn bewegen,
Steiermark, Kärnthén und Krain einzufallen, die Klöster
plündern, Religionsfreiheit auszufünden, die Jesuiten
zu jagen, oder zur Auswechslung gegen Andere ge-
hen zu nehmen, der Stadt Grätz sich zu bemächtigen.
Es wurde angetragen, Bethlen Gabor in die Union zu
nehmen, demselben Aussicht auf die böhmische Krone zu er-
öffnen.

Daß Pfalz an dem Wahltag durch eine Gesandtschaft
vertreten lasse, konnte nicht vermieden werden. Camera-
rarius war bei derselben. Da das Bestreben der Böhmen, Fer-
dinand von der Theilnahme an der Wahl auszuschließen *),
der Festsitzung von Mainz scheiterte, auch der Versuch, erst
die böhmische Sache beizulegen, keinen Anklang fand, die
Ankündigungen des in der Nähe weilenden Landgrafen von
Hessen zur Hemmung der Wahl erfolglos blieben, die sächsi-
schen Gesandten gegen die pfälzischen sehr verschlossen sich er-
zeigten, auch Frankfurts Rath, Bürgerschaft und Befagung
den üblichen Sicherheitseid endlich geleistet hatten, seufzte Ca-
mararius gegen den Fürsten von Anhalt: „ich sehe Election
niemandi vor Augen, Gott wolle dann Miracula thun, so
sehen könnte, wann Ferdinandi abdicatio (Verwerfung
von Seite der Böhmen) erfolgen sollte.“ Sie mußte aber
schon dem churfürstlichen Collegio förmlich angezeigt wer-
den. „Dieß dürfte die Churfürsten wohl stußig machen.“

wurden, die heftigsten Gegner einer solchen Maßregel gewesen seyn
würden. Von einer Volksfreiheit im heutzutägigen Sinne hatten
sie keinen Begriff, es galt ihnen nur, die Rechte des Oberherrn
auf das kleinste Maß zu beschränken.

*) Schon am 1. Juni hatten sie dem Churfürsten von Sachsen als
Reichscollegatus angezeigt: unter den gegenwärtigen Verhältnissen
sönne Ferdinands Churstimme nicht anerkannt werden.

„Kommt also das Römische Reich je länger je mehr um Libertät, Reputation, Fried und Sicherheit, zwar durch Geistlichen Trieb, qui sunt homines ad servitutem nati, vornehmlich durch Sachsens Verschuldung, so es gegen und der Posterität schwerlich wird zu verantworten haben. Eine durch das churfürstliche Collegium beschlossene Verurtheilung in der böhmischen Sache habe man (d. h. eben diese Leute, welche fortwährend so ernstlich um dieselbe sich bemüht zu haben und noch zu bemühen vorgaben) nicht hindern können. Gehe es mit Ferdinand's Verwerfung vorwärts, dann nur sei ein Strich durch die Wahl gezogen. An diesem Strich lag somit zu Erhaltung „des Reichs Libertät, Reputation, Fried und Sicherheit“ — Alles.

In einer Nachschrift machte Camerarius nochmals seine Halle gegen Sachsen lust. Einzig dieses sei an allem Unheil Schuld. Er tröstet sich damit, daß die Erwählung Ferdinanden eher zum Fall, als zum Vortheil dienen würde. Dabei wären die Böhmen und ihre Verbündeten zu ermuntern, „es darum nicht für verspielt zu halten.“ Jetzt sei noth, daß sie eine Resolution faßten nach Art der Generestaaten. Alles liege daran, daß „etwas Tapferes geschehe bevor „der Feind“ aus Italien und von anderswo noch mehr Volk erhalte. Er habe sich zwar bei Trier bemühet, daß vor der Wahl noch von Andern, als von Ferdinand, gesprochen werde, hiezu aber wenig Neigung gefunden.

Wie am Wahltag selbst der pfälzische Gesandte ein weitläufiges, von des Churfürsten eigener Hand geschriebenes Votum ablas, in welchem der Herzog von Bayern als der Geeignestste bezeichnet wurde, sammt der Erklärung: soll die Wahl auf Ferdinand fallen, so werde vorausgesetzt, daß dieses ohne Abbruch der Wahlfreiheit geschehe, und wohl auf solchen Fall der Churfürst aller Gebühr nach sich betheiligen — ist im siebenten Band von Moser's „patriotischem Archiv“ zu lesen. Der Canzler von der Grün fand hierauf,

hätten mit der Wahl so geeilt, daß man sie nicht
alten können, ohne Zweifel, weil sie gewußt, daß
n die eines neuen Königs vor sich gehen werde.
ätte die gleiche Ursache, welche Pfalz zur Verzöger-
Wahl, die übrigen Churfürsten zu deren Beschleu-
etrieben. War der eine Theil mehr berechtigt und
irsorglicher, als der andere?) Ob Pfalz die böhm-
ahl annehmen werde, stehe noch dahin (doch nennt
er den Churfürsten bereits König). Dohna habe
ille nach England gehen müssen, um des Königs
iber zu vernehmen.

inand wurde am 28. August im St. Bartholomäus-
den Altar gesetzt, um als Kaiser begrüßt zu wer-
zwischen schillte die dunkle Sage: die Böhmen
n Churfürsten von der Pfalz zum König gewählt;
Reblichkeit hatte den Antrag abgelehnt. Es war
August, da solches geschah; am 27. des Morgens
Kanonen Donner und Glockenklang dem böhmischen
habe dem größeren Theil seines Adels beliebt, ihm
ern König zu geben. Als diesem die Nachricht hie-
n, zeigte er sich verblüfft, unschlüssig, niedergeschla-
fürsten von Anhalt Wort richtete ihn auf: „Setzen
fröhlich in den Stuhl, wer wird Dieselben so bald
raustreiben?“

XXXV.

Schicksal der katholischen Schule in Magdeburg

Wie Seite 168 ff. des neunundzwanzigsten Bandes die Blätter bereits gesagt worden ist, wurde die Schule der katholischen Gemeinde in und um Magdeburg von dem vorzüglichen Agnaten-Kloster in der Neustadt-Magdeburg vollständig unterhalten.

Als in Gemäßheit eines kaiserlichen Decrets vom 18. Januar 1812 derjenige Theil der Neustadt, in welchem die Klostergebäude lagen, zerstört werden sollte, machte der Ballois-Bräuereibesitzer Freiherr von Wendt unter dem 7. März 1812 dem Minister des Innern aufmerksam auf die Erhaltung der katholischen Kirche und Schule, und der Minister gab ihm unter dem 8ten des Monats die Versicherung: daß er nach Zerstörung der Klostergebäude für das Bedürfniß der katholischen Gemeinde sorgen werde. Nach der Zerstörung des katholischen Schulgebäudes schrieb die Präfectur am 10. April 1812 an die Mairie der Stadt Magdeburg: „Die katholische Schule in der Neustadt hat in Folge der Demolirung desjenigen Theils der Stadt, welcher die meisten Einwohner dieser Confession enthielt, und da das dazu bestimmte Gebäude mit abgebrochen werden mußte, nach der Absicht zu werden muß. Es besteht der Plan, sie hier in der Stadt mit einer der protestantischen Schulen zu verbinden, insofern aber ist es dringend nothwendig, für ein angemessenes Local zu

gen 1c. 1c.“ Der Maire antwortete hierauf unter dem 11. Mai desselben Jahres: „Gem. 1c. Befehl vom 10. v. Mts. gemäß habe ich mich bemüht, für die katholische Schule, welche aus der Altstadt hierher verlegt worden, ein interinimales Lokal auszumitteln, und es ist mir solches gelungen. Da nämlich gegenwärtig keine Regimentschulen erforderlich sind, so könnte der eine hierzu eingerichtete und mit Tischen und Bänken versehene Saal im Schrämer-Innungs-Hause entbehrt werden, und ich habe solchen dem katholischen Schullehrer einräumen lassen, der denn auch gleich angefangen hat, Schule darin zu halten.“ Ueber die projectede Vereinigung der katholischen mit einer protestantischen Schule bemerkt der Maire, daß dieselbe Schwierigkeiten haben würde. In Folge einer Verfügung der Präfectur wurde der katholischen Schule von der Mairie unter dem 16. Sept. 1812 der vacante zweite Predigerwohnung der Heiligengeistkirche als Lokal angewiesen, und am 12. April 1813 wurde dem Schullehrer von der Mairie aufgegeben, wegen Wiederbesetzung der ersten Predigerstelle bei der Heiligengeistkirche das bisher zur Schule benutzte Lokal zu räumen und die vacante zweite Predigerwohnung bei der St. Petrikirche zu beziehen. Ders. Lokal war sehr beschränkt; es war nur 19 Fuß lang und 19 Fuß breit, konnte daher auch die 250 bis 260 schulpflichtigen Kinder der katholischen Gemeinde nicht aufnehmen. Der Pfarrer Deleser meldete sich deshalb unter dem 21. Dezbr. 1814, 21. Februar 1815 an das königl. preuß. Civilgouvernement zu Halberstadt mit dem Gesuch um Gewährung eines geräumigern Lokals. Am 31. Dezember 1814 wurde in Folge dessen der Gouvernements-Rath Franke in Magdeburg mit Ermittlung des passenden Lokals beauftragt. Nach seinem gutachtlichen Bericht vom 11. Mai 1815 war das damals unbenutzte zweite Predigerhaus der Katharinen-Gemeinde für den fraglichen Zweck geeignet, weshalb der Gouvernements-Rath Franke von dem Civil-Gouvernement unter dem 21. Mai 1815 beauftragt wurde, „wegen künftiger Ueberlassung dieses Hauses an die katholische Gemeinde mit dem Kirchenvorstande der Katharinen-Gemeinde in Unterhandlung zu treten.“ Von dem Kirchenvorstande der katholischen Gemeinde wurde dagegen nach einem Berichte vom 9. Juni 1815

das Fischer-Innungs-Haus für passend gehalten, und die Einrichtung desselben beantragt. Der Gouvernements-Rath Franke war sehr eifrig bemüht für Beschaffung eines geeigneten Schullokals, und in einem Bericht an das Civil-Gouvernement vom 20. Okt. bemerkt derselbe: „Ich fürchte fast, daß die katholischen Gläubigen über Zurücksetzung klagen werden, wozu sie auch sehr Veranlassung haben.“ Im Auftrage des Civil-Gouvernements schrieb die Gouvernements-Commission zu Halberstadt am 2. November 1815 an den bischöflichen Generalcommissarius Priest zu Hupéburg, daß bei dem königlichen Ministerium des Innern auf Genehmigung der Vorschläge zur Verbesserung der katholischen Schule in Magdeburg bereits angetragen, und daß der Gouvernements-Rath Franke vorläufig beauftragt worden sei, mit dem Magistrate einen Mieths-Contract abzuschließen über das Fischer-Innungs-Haus. Unter dem 4ten November 1815 ersuchte der Gouvernements-Rath Franke das Civil-Gouvernement um Beschleunigung der Genehmigung seiner gemachten Vorschläge, weil nach einer Anzeige des Pfarrers Deleter die Schule wegen Mangel an Raum und dem erforderlichen Heizungsmaterial geschlossen werden müsse; das Civil-Gouvernement verfügte aber in einem Rescript vom 10. November 1815: „daß es durchaus nicht zulässig sei, die katholische Schule bis nach vollendeter Einrichtung des neuen Schulhauses zu schließen, und daß die Schulen bis dahin, daß die Entscheidung des königlichen Ministeriums des Innern über den demselben vorgelegten Verbesserungs-Plan eingegangen, in dem bisherigen Lokale, so gut es thunlich sei, fortgehalten werden.“ Demgemäß ersuchte der Gouvernements-Rath Franke am 15. und 20. November 1815 den Pfarrer Deleter, den Feuerungs-Bedarf für das Schulzimmer ihm anzuzeigen, und versicherte, daß er denselben sogleich einstweilen anschaffen lassen werde; auch gibt er unter dem 30. Decbr. 1815 die Nachricht, daß die Zahlung der für Ankauf, Anfuhr und Kleinmachen des nöthigen Holzes zur derzeitigen Winterheizung der katholischen Schule berechneten 38 Thlr. 16 Gr. auf die Provinzial-Hauptkasse angewiesen worden sei. Uebrigens wurde das Brennmaterial nur für den Winter 1815 bis 1816 gewährt; ein Gesuch vom 25. October 1816 um Gewährung des Brennmaterials für den Winter 1816 bis

1817 wurde vom dem königlichen Oberpräsidium unbeantwortet

Wegen der Miete des Fischer-Innungs-Hauses machte der Magistrat anfangs Schwierigkeiten, und später, als der katholischen Gemeinde die Liebfrauenkirche eingeräumt worden war, wurde die Miete dieses Hauses abgestanden, weil es von der Kirche weit entfernt war, und es wurde der Antrag gestellt, daß ein Haus in der Nähe der Kirche beschafft werde. Das königliche Oberpräsidium unterstützte den befalligen Antrag der Gemeinde, sofern es sich um die Miete eines katholischen Pfarr- und Schulhauses handelte, lehnte es aber in einem Rescripte vom 8. März 1816 ab, den Antrag um Ankauf eines Hauses zu stellen, weil zur Gewährung desselben keine Hoffnung vorhanden sei. Am 1. November 1816 rescribte das Ministerium des Innern an das Oberpräsidium, daß sich das Finanzministerium bereit erklärt habe, aus den Revenüen des aufgehobenen St. Agneten-Klosters zur Beschaffung eines Lokals und des Heurungs-Materials für die katholische Schule zu Magdeburg einen jährlichen Zuschuß von 100 Thln. zu gewähren, wenn dazu die Allerhöchste Genehmigung erteilt würde; das Ministerium des Innern könne sich aber nicht bewegen finden, in einem Falle, wie in dem vorliegenden, dem Königs Majestät zu berichten, wo noch unzählige gleichbedingende Bedürfnisse des Schulwesens, und noch weit größere Ansprüche an die Allerhöchste Gnade zu befriedigen seien. Die katholische Gemeinde in Magdeburg sei daher abschläglich zu werden.

Die zweite Predigerwohnung der Petri-Gemeinde wurde am 1. Dezbr. 1816 der katholischen Gemeinde gekündigt, und da die Präfector, resp. die Mairie, diese Wohnung dem betreffenden Personale als Dienstwohnung angewiesen hatte, so wurde die Kündigung unter dem 31. Dezbr. 1816 dem königlichen Oberpräsidium übersendet mit dem Antrage, für Beschaffung eines anzuwendenden Lokals Sorge zu tragen, und die Betheiligten während in ihrer jetzigen Wohnung zu schützen. Der Oberpräsident von Bülow rescribte am 28. Januar 1817 den Kirchenverwaltern, daß wegen Beschaffung eines Lokals für die katholische

Schule auf Kosten des Staates von ihm nichts mehr geschehen könne; es müsse ihnen daher überlassen bleiben, für das erforderliche Schullokal selbst zu sorgen, und sich dessfalls mit dem Bischof van Es in Communication zu setzen, von welchem er die ferneren Anträge in dieser Angelegenheit erwarte.

Nach Ablauf der Kündungsfrist mußte die zweite Predigerwohnung der Petri-Gemeinde geräumt werden, und die katholische Gemeinde sah sich genöthigt, auf ihre Kosten von dem altstädtischen Scholarchat das unter Num. 23 der Petersstraße belegene sogenannte Klingemann'sche Haus für die Zeit von Ostern 1817 bis Ostern 1818 zum Schullokal zu mieten, für den jährlichen Miethzins von 210 Thalern, während der Miethzins für das frühere Schullokal von der preussischen Regierung in Magdeburg entrichtet und dadurch factisch anerkannt worden war, daß der Fiskus verpflichtet sei, ein Haus für die katholische Schule zu beschaffen. Das spricht auch der Stoll-Gouverneur von Kiewitz in einem Rescript vom 29. November 1814, in welchem die Anweisung zur Zahlung der Miethentschädigung von 60 Thln. für den Pfarrer Deleter theilt wird, ausdrücklich mit den Worten aus: „Ich habe mich und so mehr hierzu bewogen gefunden, da der Staat durch Eingiehung und Abbrechung des Klosters St. Agnes und durch Aufhebung der katholischen Kirche auf der Eltabelle nebst den dazu gehörigen Gebäuden u. u. die katholische Kirche beeinträchtigt hat, und daher zu deren Schadloshaltung verpflichtet ist.“

Die bedeutende Summe von 210 Thalern jährlichen Miethzinses für das Schullokal zu beschaffen, war der Gemeinde unmöglich, und es wurde für vorthellhafter gehalten, das gemietete Haus durch Ankauf zu erwerben. Die Vorsteher der St. Marien-Kirche wurden denn auch unter dem 1. Juli 1818 von der königlichen Regierung autorisirt, mit dem Scholarchat den Kaufcontract vom 24. März ejusd. a. abzuschließen, nach welchem der katholischen Gemeinde das fragliche Haus für 2000 Thaler Gold überlassen werden sollte, mit der Bestimmung, daß die Hälfte dieses Kaufpreises sofort bezahlt werde, während die andere Hälfte auf dem Grundstücke stehen bleiben und mit fünf Procent verzinst werden sollte. Die zur Abtragung bestimmten 1000 Thaler kon-

aber weder durch die Gemeinde aufgebracht, noch auf eine
andere Weise beschafft werden; es wurde deshalb der Antrag ge-
stellt, daß die ganze Kaufsumme auf dem Hause stehen bleiben
sollte, was mit Genehmigung der königlichen Regierung auch
genommen wurde.

Am 6. Januar 1817 wendeten sich die Vorsteher der katho-
lischen Gemeinde an die Commission, die zur Entschädigung der
bei Zerstörung der Neustadt betroffenen Eigenthümer bestellt war,
mit dem Antrage um Entschädigung für das zerstörte katholische
Schulhaus und einen drei viertel Morgen haltenden Garten. Die-
ser Antrag aber blieb unbeachtet, während die wallonisch-reformirte
Gemeinde für das verlorene Schulhaus 6000 Thaler Entschädi-
gung erhielt, und selbst die Bewohner der sogenannten Colonisten-
häuser des St. Agneten-Klosters für den Verlust dieser Wohnun-
gen, die nicht ihr Eigenthum waren, entschädigt wurden.

Auf eine Eingabe der Kirchenvorsteher vom 19. März 1817,
welcher man den Staatskanzler Fürst von Hardenberg um Be-
willigung eines jährlichen Zuschusses von 140 Thln. aus den
Einkünften des eingezogenen Klosters Neuzeß ersuchte, wurde am
dem 5. September 1817 rescribirt, daß die königlichen Mini-
ster der Finanzen und des Innern bei des Königs Majestät auf
Bewilligung einer außerordentlichen Unterstützung antragen wür-
den. Der darauf erfolgte Bescheid vom 6. März 1818 lautet:
„Durch Cabinets-Ordre vom 13. v. Mts. haben Seine Majestät
ihre höchste Willensmeinung dahin zu erkennen gegeben, daß,
um auf den eingezogenen Gütern des St. Agneten-Klosters zu
Magdeburg die Verbindlichkeit haftet, ein Schulgelaß und den
Ernährungsbedarf für die katholische Schule daselbst zu beschaffen,
für Verbindlichkeit vollständig und fortbauernnd genügt werden
soll, aus bloßer Gnade aber Seine Majestät Sich nicht bewegen
lassen, den Antrag zu bewilligen.“ Die königliche Regierung
ward daher beauftragt, das rechtliche Verhältniß der katholischen
Gemeinde gegen das ehemalige St. Agneten-Kloster auszumitteln.
In Auftrage der königlichen Regierung wurde diese Ermittlung
dem Landrathsbäurle vorgenommen, und hatte sich nach dem
hinsigen Bericht vom 21. Dezember 1818 aus den vorhan-

denen Acten und den Aussagen der vernommenen Zeugen Folgendes ergeben:

- 1) Das Kloster St. Agnes war Patron der hiesigen katholischen, zum Kloster gehörigen Pfarrkirche.
- 2) Es hat, ohne irgend einen Beitrag von der Gemeinde, die Schulgebäude erbaut und unterhalten.
- 3) Auch die Lehrer so besoldet, daß der ganze Unterricht fast ertheilt wurde.
- 4) Außerdem aber zur Aufmunterung der Eltern und Kinder die Schule zu benutzen, den letzteren nicht unbedeutende Unterstützung an Schulbedürfnissen, an Speisen und Kleidung alljährlich zukommen lassen.
- 5) Das erforderliche Holz zur Wirthschaft und Heizung der Schulzimmer den Lehrern frei geliefert.

Der Landrath Franke bemerkt dann in seinem Berichte: „Da nun der Staat durch Aufhebung des Klosters St. Agnes in den Genuß des ganzen Vermögens desselben getreten ist, wovon doch billigerweise der Marien-Kirche soviel als Aerarium zurückzugeben seyn dürfte, als zur Erhaltung der Kirchen- und Schulgebäude und zur Unterhaltung des Gottesdienstes, der Geistlichen und Schulbedienten erforderlich ist, indem sich aus dem oben Gesagten ergibt, daß das Kloster von jeher diese Ausgaben aus seinen Mitteln bestritten hat, so scheint die Gewährung des Gesuchs der katholischen Gemeinde, ihr Behuf der Beschaffung des Schulgeldes und des Feuerungsbedarfs einen jährlichen Zuschuß von 140 Thlrn. zu bewilligen, nach meiner Ansicht nicht nur in der Billigkeit, sondern auch in der Gerechtigkeit gegründet.“

„Ich halte es daher als Landrath für meine Pflicht, diese so höchst bescheidene Bitte auf das dringendste zu unterstützen, da die katholische Gemeinde, meines Erachtens, nach dem oben erwähnten Sachverhältniß, wenn sie als Pfarrgemeinde fortbestehen soll, ein jus quaesitum auf einen so großen Antheil an dem Vermögen des Klosters St. Agnes hat, als erforderlich ist, um die ihr jetzt als Entschädigung überwiesene Marien-Kirche in Bau und Besserung zu erhalten, die verlorenen Schulgebäude zu ersetzen, die

Ertrag erworbenen einzurichten, die Kosten des Cultus zu bestreiten und die Geistlichen, Kirchen- und Schulbedienten zu besolden.“

Trotz der ermittelten Rechtsansprüche der katholischen Gemeinde und trotz der kräftigen Befürwortung des Landraths Franke ließ das Gesuch der Gemeinde ohne Erfolg.

Gegen das Ende des Jahres 1818 entwarf der Magistrat einen Plan zur Verbesserung des Schulwesens in Magdeburg, und wurde auch der katholische Schulvorstand eingeladen, diesem Verbesserungsplane beizutreten. Es sollte zu diesem Zwecke eine allgemeine städtische Schulkasse gebildet werden, in welche alle Fonds, die bis dahin bestandenen Stadt- und Parochial-Schulen flossen; die vermögenden Eltern sollten monatlich ein billiges Schulgeld entrichten, und wenn diese Einnahmen zur Bestreitung der Ausgaben nicht ausreichten, sollte die Stadt-Kasse eintreten mit einer Summe von circa 5000 Thalern. — Es sollten acht Parochial-Schulen gebildet werden.

Unter dem 1. Januar 1819 gab der katholische Kirchenvorstand die Erklärung ab, daß er mit Freuden dem von dem Magistrat entworfenen Unterrichts-Verbesserungs-Plane beitrete. Die beiderseitigen Kapläne, Natalis Stord und Pius Pape, dagegen billigten die beabsichtigte Vereinigung der katholischen mit den protestantischen Schulen nicht, und gaben am 29. Juli 1819 die Erklärung zu Protokoll: daß die Mitglieder der katholischen Gemeinde zur Zeit des St. Agneten-Klosters freien Schulunterricht gehabt hätten, und dieselben zur Entrichtung von Schulgeld nicht angehalten werden lassen, daß außerdem die ohne Vorwissen des bischöflichen Commissariats gepflogenen Verhandlungen nicht gebilligt werden könnten. Der Oberbürgermeister Franke ersuchte daher am 9. August 1819 den bischöflichen Commissarius von Gp um seine Genehmigung zur Ausführung des entworfenen Schul-Vereinigungs-Plans, was aber in einem Antwortschreiben vom 22. August 1819 abgelehnt wurde, weil die beabsichtigte Verbesserung des Schulwesens hauptsächlich auf Weltweisheit berechnet sei, und dem ersten Grundsatz des Christenthums widerspreche: „trachtet hauptsächlich nach dem Reiche Gottes“; und weil außerdem die Mitglieder der katholischen Gemeinde zu Magdeburg von dem St. Agneten-Kloster

Gemeinde zum Besuch der vorhandenen städtischen Sch
halten werden.

In der Voraussetzung, daß die Vereinigung be
zu Stande kommen werde, hatte der Magistrat an d
lischen Schulhause einige Reparaturen ausführen und
material für einen Winter ankaufen lassen. Da ann
nigungsplan scheiterte, reclamirte der Magistrat unter de
29. Dezbr 1819 von der katholischen Gemeinde 66 Th
Reparaturkosten und 21 Thlr. 9 Gr. für Brennmat
erinnerte derselbe am 23. ejusd. m. an Zahlung der
den auf dem Schulhause ruhenden Kaufgeldern, die erst
mino 30. Sept. 1818 berichtigt waren und pro term.
und 30. Sept. 1819 mit 100 Thlr. Gold restirten.

Um diese Forderungen des Magistrats zu befriedi
man an, Schulgeld zu erheben, was anfangs jedoch m
rigkeiten verbunden war, weil die Gemeinde das uralte
freien Schulunterrichts nicht verlieren wollte. Die von
gistrat für Brennmaterial ausgelegten 21 Thlr. 9 G
am 6. Juni 1820 zurückgezahlt; es restirten aber noch
Gold Kaufgeld nebst 250 Thlr. Zinsen und 66 Thlr.
kosten. Bis zum 1. April 1822 betrugen die Zinsen 350
Mit desselben Jahreß wurden 200 Thlr. bezahlt und

9 Thlr. übersendet, die übrigen 1240 Thlr. 12 Gr. 9 Pf. aber nicht aufgebracht werden.

Auf Grund der §§. 29 bis 32 und 34, Tit. 12, Thl. II. Allg. Preuß. Landrechts wurde nun der Versuch gemacht, von allen katholischen Hausvätern, ob sie Kinder hatten, oder nicht, nach den Vermögensverhältnissen vertheilte Beiträge einzunehmen, um eine Kasse bilden zu können zur Besoldung der Lehrer und Unterhaltung der Schule. Im Widerspruche mit den gesetzlich bestimmten Bestimmungen verweigerte aber die königliche Regierung unter dem 3. Februar 1821 ihre Genehmigung dazu, unter Berufung auf §. 10, Tit. 12, Thl. II. des Allg. Preuß. Landrechts, weil solches Verfahren „dem Geiste der Duldung unserer aufgeklärten Legislation zuwider ist, nach welcher es den Eltern jeder Confession freisteht, ihre Kinder in einer andern Confession unterrichten zu lassen“, und sie gestattete nur, daß künftig die besuchten Eltern, welche ihre Kinder in die katholische Schule schicken wollten, 1 Egr. und 6 Pf. Schulgeld wöchentlich zu zahlen angehalten werden könnten. Durch allgemeine Beiträge zur Unterhaltung der Schule sollten also die katholischen Eltern indirect genöthigt werden, ihre Kinder in die katholische Schule zu schicken, sondern es sollte denselben freistehen, resp. nicht gemacht werden, ihre Kinder in die protestantischen Schulen zu schicken.

Unter dem 9. Okt. 1821 erinnerte der Magistrat an die Zahlung der rückständigen Zinsen von 300 Thlr. Gold mit der Drohung, daß eventuel auf Subhastation des Schulhauses angetragen werden müsse; auf den Antrag des Pfarrers Deleker aber ersuchte das Oberpräsidium unter dem 11. Nov. und 22. Dez. 1821 den Magistrat, vorläufig von dem fernern Verfahren gegen die St. Marien-Gemeinde abzustehen, bis zur höhern Entscheidung über den der Gemeinde aus dem Retablissementsfond pro 1812 zu gewährenden Ersatz, weil die Entschädigungs-Forderung der St. Marien-Gemeinde wegen des verlorenen Schulhauses in der Neustadt von dem königlichen Ministerio des Innern zwar zurückgewiesen worden, die königliche Regierung indessen bei dem Retablissementsfond pro 1812 so viel zu erübrigen hoffe, daß der Gemeinde

für den gehaltenen Verlust wenigstens einiger Ersatz aus den Sparungen zu Theil werden könne.

Inzwischen bedurfte der Magistrat eines Lokals für die leere Mädchenschule; das sogenannte Klingemann'sche Haus wurde dazu für geeignet gehalten, und es wurde der katholischen Gemeinde von dem Magistrate ein Tausch angeboten; das jetzt rittere Gebäude in dem Strumpfw Weber-Innungs-Garten wurde gelehnt, dagegen aber das sub Nro. 17 der großen kleinen Alschstraße gelegene Kloster-Werge'sche Armen-Schulhaus angenommen, das der Magistrat zuvor für 2500 Thaler gekauft, ausbauen und zweckmäßig einrichten ließ. Dieß Haus wurde der katholischen Gemeinde von dem Magistrate als freies Eigentum überwiesen, wogegen ihm die Gemeinde nichts geben konnte, die Hoffnung, einst aus den Ueberschüssen des Metablisementes entschädigt zu werden.

Am 27. Dezember 1825 wurde das königliche Ministerium ersucht, die Unterhaltung der Kirchen- und Schulgebäude der Marien-Gemeinde auf Staatskosten zu übernehmen, und es folgte endlich das Seite 173 bis 174 des neunundzwanzigsten Bandes dieser Blätter befindliche Ministerial-Rescript vom 1. Dezember 1827, voll Wahrheit und Gerechtigkeit, durch welches die königliche Regierung angewiesen wurde, sämtliche Kosten der katholischen Kirchen- und Schulgebäude zu Magdeburg den etatsmäßigen Kirchen- und Schul-Patronats-Kaufmann zu übernehmen.

Auf Grund dieser Anweisung sind an den betreffenden Gebäuden Reparaturen ausgeführt worden, bis zum Jahre 1851, eine jede befallige Verpflichtung des Fiskus wieder ganz in Rede gestellt, und in einer weitläufigen Deduction vom 31. October 1851 versucht wurde, den Nachweis zu liefern, daß die katholische Gemeinde in Magdeburg dem ehemaligen St. Agneten-Kloster rückständig dessen etwelcher Verpflichtungen zur Unterhaltung einer Schule nicht als Berechtigter gegenüber gestanden habe, darum einen befalligen Anspruch an den Fiskus nicht machen könne.

Die Eltern der die Schule besuchenden Kinder sind, mit einigen Ausnahmen, unbemittelt, so daß sie das, außerdem während

ihnen auferlegte, Schulgeld nicht entrichten können. Die Schule hat daher gar keine Mittel, an dem Schulhause nur die nöthige Reparatur ausführen zu lassen, und das erforderliche Baumaterial zu beschaffen.

Das alte Schulhaus steht nun da ohne Schutz- und Schirm-
maur, und schaut sehr traurig aus; es kommt dem Grabe immer
näher, und in banger Erwartung steht es der Entscheidung ent-
gegen, ob es bald gehörig restaurirt, oder polizeilich geschlossen
werden wird.

Mancher Leser wird vielleicht mitleidig ausrufen: du arme
katholische Schule in Magdeburg! Doch getroßt, du alte Matrone!
du hast bisher ein schweres Schicksal gehabt; trotz deines wohlbe-
standenen, uralten Rechtes, in deinem Daseyn geschützt und erhalten
zu werden. Oft wurdest du auf die Straße hinausgewiesen; als eine
Verlassene und Verachtete mußtest du umherirren; ja, du wurdest
vertheilt, entweder auf der Straße umzukommen, oder in der
Einmischung mit den protestantischen Schulen unterzugehen: und
noch hat dich Gott auf eine fast wunderbare Weise erhalten.
Auf den auf der untern Hälfte der Seite 175 des neunund-
zwanzigsten Bandes dieser Blätter befindlichen Worten mag man
wohl nicht gerne sehen; du hast aber kein Verbrechen began-
gen; du hast dein schweres Schicksal geduldig ertragen und hast,
womit es dir in deiner Armuth möglich war, deine Kinder unter-
richten in der Lehre: „Fürchtet Gott, und ehret den Kö-
nig.“ Gott, der dich bisher erhalten hat, wird dich vielleicht zu
künftigem Zwecke auch künftig erhalten. Mit deiner bisherigen
Erziehung der Kinder harre darum aus in Geduld und im Ver-
trauen auf Gott, der die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt,
der am nächsten ist, wenn die Noth am größten ist; der auch für
dich wohl noch einen Wohlthäter und Retter senden wird zu rech-
ter Zeit. Suche daher deinen Trost stets in dem schönen Liede,
das die katholische Gemeinde sang, als sie nach Zerstörung ihrer
Kirchen- und Schulgebäude in der Neustadt am 15. März 1812
in Behenuth und Trauer in Procession in die Altstadt zog,
singend: „Weine nicht, Gott lebet noch.“

XXXVI.

L i t e r a t u r.

I.

Das dreieine Leben in Gott und jedem Geschöpfe, durch katholische Speculation als Interpretation nachgewiesen von Dr. Carl Maria Mayrhofer. Aus dessen wissenschaftlichem Nachlasse zusammengestellt von zwei Professoren der Theologie in Oesterreich. Zwei Bände. Regensburg (Mann) 1851. XIV. 309. 354.

Das eben bezeichnete Werk kündigt sich selbst als das Vermächtniß eines bereits Hingeschiedenen an. Beanspruchten derartige Erscheinungen mit Recht eine gewisse, unmittelbare Pietät von Seite des Publikums, so erscheint auch entgegen die Voraussetzung gerechtfertigt, es werde die fremde Hand aus dem literarischen Nachlasse eines Todten nur dasjenige zur Veröffentlichung auserlesen haben, was, den früheren Leistungen desselben würdig und ebenbürtig, in jeder Hinsicht geeignet ist, dem Verbliebenen ein ehrenreiches Gedächtniß zu bewahren. Doppelt hohes Interesse dürfte jedoch ein Fall, wie der gegenwärtige, erwecken, in welchem das wissenschaftliche Erbe zugleich des Erblassers fast einziges und erstes Erzeugniß ist, wodurch dessen Ruf nicht sowohl gesichert und in seiner Weise abgeschlossen, sondern vielmehr erst begründet werden soll. Dieses eigenthümliche Verhältniß verpflichtet

in auch den Referenten, ehe er an die Charakteristik des Buches selbst gehen kann, vorerst die nothwendigen Aufschlüsse über den Verfasser mitzutheilen.

Carl Maria Mayrhofer, geboren zu Wien 1801, widmete sich, ausgestattet mit reicher Geistesbegabung, mit Vorliebe dem Studium der Naturwissenschaften und der Medicin. In diesem Bestreben gesellte frühzeitig sich ein ungleich höheres, das, wenn auch nicht in der Form eines äußeren Berufes zum unmittelbaren Dienste der Kirche verwirklicht, dennoch vorwiegend die gesammte Lebensthätigkeit des Verfassers herrschte, und, wie es in der That auf jedem Blatte des uns vorgelegten Werkes sich widerspiegelt, in der Hand der Verfassung das Mittel war, welches ihn bewog und befähigte, zu leisten, was er leisten wollte und sollte. Dr. Mayrhofer hatte seine wissenschaftliche Vorbildung in den gelehrten Schulen des Benedictinerstiftes Kremsmünster empfangen. In, unter den Eindrücken klösterlicher Umgebung, wurde ihm der Gedanke vertraut: „wer Priester und Arzt in Einer Person wäre, könnte mächtig auf Leib und Seele zugleich, also auf den ganzen Menschen einwirken.“ Um diesem seinem Ideale sich zu nähern, trat er als Novize in das Benedictinerstift Kremsmünster, und studirte nach vollendetem Novizate, als Stiftscleriker Frater Maurus, zu Linz drei Jahre Theologie. So stand der Jüngling, dessen ausgezeichnete wissenschaftliche Erfolge sein nachgelassenes Werk beurfundet, an der Pforte des Priesterthums und des Ordensstandes, als ein Brechen von körperlichen Leiden und eine sie begleitende innerliche Umstimmung ihn entmuthigte, und zum ersten und einzigen Lebensberufe, dem Studium der Medicin, ihn aufführte. Dr. Mayrhofer blieb indeß auch als Arzt (er lebte vom Jahre 1833 bis zu seinem Tode, 18. Mai 1838, praktischer Arzt in Laibach) seinen Lieblingsstudien nach wie vor noch Theologe. Wohl war der unbefangene, glückselige Friede des gläubigen Gemüthes auch ihm nicht ohne

schmerzliche Unterbrechung erhalten worden. Er hatte nach seinem Austritte aus dem Kloster im Verkehr mit der Welt seinen kindlichen Glauben in dem Kampfe zwischen „Glauben und Wissen“ erprobt, und die Bahn dieses Streites hatte, wenn nicht bis an die Gränze des Atheismus, doch nahe an all jenen „Irrgängen des Scepticismus“ ihn vorbeigeführt, aus denen so Manche nicht mehr den Rückweg zur Einen, lautern Quelle der Wahrheit finden. Eine edle Lösung war unserm Autor am Ziele geworden. Ohne Hochmuth, aber auch ohne jene falsche Weichmüthigkeit, welche sich dem Kampfe versagt, nur, weil er schmerzlich ist, wendete jetzt Mayrhofer die volle Stärke seines Geistes und die gesammte Material seines Wissens als Naturforscher, wie einstiger Jünger der Theologie, der Aufgabe zu, „die äußer scheinbare Feindschaft zwischen Wissen und Glauben zu überwinden.“ Und die Gnade fehlte nicht dem redlichen Bemühen. Weit entfernt, den Ausgangspunkt, wie die Einzel-Ergebnisse der von unserm Autor versuchten Speculation als die Dogmen der Kirche bereits dadurch vor dem Urtheile der Kirche und ihrer Wissenschaft als schlechthin und allseitig unwahr zu bezeichnen, dürfen wir dennoch als eine fröhliche Bürgschaft des subjectiven Ernstes und innerer Aufrichtigkeit die Thatsache hinnehmen, daß der Verfasser, als zum Tode getreuer Sohn der Kirche sich erkennend, mit ganzem Herzen die Kirche geliebt, und, wie er nur für die ihr beschlossene göttliche Wahrheit und nach derselben gelebt, geforscht und gewirkt hat, so auch die Resultate seines Forschens im Ganzen und Einzelnen, mit erklärtem Willen, dem Urtheile der Kirche unterstellt haben wollte.

Das ist ohngefähr die Skizze eines kurzen, aber in mannigfachem Bezuge verehrungswürdigen Lebens. Das geistliche Erbgut aus demselben trägt, wie es uns vorliegt, durch das Gepräge der äußern, wie innern Zustände und Kämpfe desselben. Das Werk selbst bildet durchaus kein formell

Einiges Ganze, wiewohl die in seiner Ueberschrift ausgesprochene Idee des „dreieinen Lebens“ die einzelnen, scheinbar verschiedenen Abhandlungen auf das Innigste durchwirkt und somit zusammenschließt. Der Verfasser hatte diese Ideen allerdings für die Oeffentlichkeit bestimmt. Er legte sie als Materialien zerstreut in Briefen zwischen den Jahren 1833 und 1838 an einen Freund nieder, welchen er im Vorgefühle des frühen Todes mit der Ausantwortung dieses seines einzigen geistigen „Erbgutes“ betraute. Nach langer Jahre Frist kam es durch den ungenannten Freund, mit Beihülfe eines andern, dasselbe aus ganz gegründeter Pietät in seiner ungewandelten Gestalt mitgetheilt, und es ist nun die Aufgabe, der Werk selbst, so weit es hier gestattet seyn mag, zur Ansicht zu bringen, und auf dessen wesentliche Bedeutung aufmerksam zu machen.

Der äußern Anordnung nach ist es in zwei Abtheilungen zerlegt. Den ersten Band bilden, von der Grund-Idee des dreieinen Lebens ausgehend, speculativ-dogmatische Abhandlungen; unter denen durch Umfang, wie durch die Wichtigkeit des Gegenstandes besonders drei bemerkbar werden: die erste über „das Geheimniß der Drei-Einheit Gottes“, und zwei andere, betitelt: „Gedanken über die christliche Cosmologie“ und „über das Weltallleben und sein Verhältniß zum göttlichen Leben.“ Im zweiten Bande finden wir drei Abtheilungen theils vollständige Tractate, theils Bruchstücke „historisch-kirchenrechtlichen Inhalts“, wie die Herausgeber sie bezeichnen, gesammelt; näher jedoch dürften diese Abhandlungen als Versuche und Materialien zur Geschichte der Philosophie der Societät sich charakterisiren.

Die Aufgabe, die geoffenbarten Wahrheiten und die ethischen Thaten über der Menschheit, wie selbe der Glaube empfängt und ausnimmt, soweit möglich zur Erkenntniß, zur Basis im reinen Sinne des Wortes, zu vermitteln, die Aufgabe der speculativen Dogmatik, beschäftigte von jeher die

Thätigkeit derjenigen Geister, welche mit einem gewissen möchten sagen natürlichen, Sinne und Gefühle für das Gute und Heilige begabt, zugleich in Folge glücklich gener äußeren Bildung und Gelehrsamkeit, sich allseitig in Stand gesetzt sahen, ihren inneren Beruf zum Vortheile Ruhme der christlichen Wissenschaft zu verwirklichen. Der selige Mayrhofer darf, nach dem Zeugnisse seiner vorliegenden Geistes schöpfung, unzweifelhaft in seinem Charakter, wie in seinen Bestrebungen in die Reihe der positiven Dogmatiker des Christenthums gezählt werden, zwar nicht ohne mit eigenthümlichen Vorzügen zu glücken. Wollen wir einen und den andern dieser Vorzüge sonderlich namhaft machen, so ist es vornehmlich die Unabhängigkeit, in welcher sich die Mayrhofer'sche Speculation bewegt und eine Methode befolgt, die sie, abgesehen von den antiken und gegenkirchlichen Systemen sogenannter Religionsphilosophen selbst in Hinsicht auf die im katholischen Lehrgebiete in unserer Zeit berühmt gewordenen Schulen nicht schlechthin Jüngerin oder Abzweigung einer derselben erscheinen. Den wesentlichen Charakter, in welchem die Originalität der Speculation Mayrhofer's gründet, deuten die Herausgeber richtig an durch die Bezeichnung „katholische Speculation als Interpretation.“ Ueber den Sinn dieser Charakteristik seiner speculativen Versuche sprach sich der Verfasser, wie das Vorwort (S. VIII) mittheilt, sehr klarsten aus: „Nachdem ich einmal“, sagt er, „von der Richtigkeit der christlichen Lehre fest überzeugt war, betrachtete jedes Dogma wie ein heiliges, unwandelbares Rath höherer Ordnung, und befolgte in der Speculation die Dogmen ganz denselben Gang, den ich als Naturforscher der Speculation über die Natur und ihre Gesetze zu gelehrt wurde. So wie Bacon sagte: non inveniendum cogilandum, sed *observandum*, quid natura seratiat, so machte ich mir zum Grundsatz meiner theol.

Speculation: Non ~~inven~~ ~~ven~~ ~~ien~~ ~~du~~ ~~m~~ ~~ant~~ ~~ex~~ ~~cog~~ ~~itan~~ ~~du~~ ~~m~~, sed ob-
servandum, quid ~~id~~ ~~el~~ ~~dogmata~~ ~~vel~~ ~~admittant~~ ~~vel~~ ~~negent~~.
Es ist merkwürdig zu beachten, wie in solcher, allerdings
scheinbar, gleich dem Columbus-Ei, Jedem naheliegender Lö-
sung der Fundamentalfrage nach dem Principe einer katholi-
schen Speculation, zwei so verschieden organisirte christlichen
Denker, die beide von einander völlig unabhängig geforscht,
gleichzeitig und beinahe wörtlich übereinstimmen; wir meinen
unsern Mayrhofer und den gleich ihm frühe verewigten
Spanier Valmes. Freilich würde der ebenso scharfsinnige,
als ruhige spanische Dialektiker nimmer dem deutschen Gno-
stiker in alle die Höhen und Tiefen der Speculation über
das Innere der göttlichen Mysterien nachgefolgt seyn,
wobin auch diesen nicht allzeit der einfache klare Pfad der
logischen Folgerichtigkeit oder sicher bemessener Auslegung,
sondern öfter wohl der Flug der Phantasie und poetische
Eummung geleitet hat; darin jedoch stehen sie beide auf ei-
nem Boden, der den Aufbau ihres Systemes ohne Wanken
zu halten im Stande ist, daß sie als das erste und bleibend
Gewisse aller Speculation das geoffenbarte Wort, die durch
den historischen Beweis zur Evidenz, als in der Kirche dar-
gegeben, erwiesene göttliche Wahrheit, und die hohen That-
sachen der Gnade erkannt haben. Hier gilt es allerdings nicht
das Erdenken, das Erfinden eines Systems a priori, an das
sich mit dem Ruhme des Welt-Weisen, wie ein geheimniß-
voller Fluch, auch stets der nie endende Widerspruch, das
Geschick gegenseitiger Auflösung und Zerstörung geheftet hat.
Es ist einfach das Nachdenken des gegebenen, als Offen-
barung und ausgesprochenen göttlichen Gedankens, das Ein-
einblenden in die vom Lichte des Glaubens erhellen ewigen
Ideen des persönlichen Gottes. Eine Forschung, welche mit
dem redlichen Bemühen nach Erkenntniß die ächte Demuth
nicht verliert, wird auf diesem Wege Wahrheit finden, Wahr-
heit, wenn auch nur in Bruchstücken, Ahnungen und wie

im Spiegel-Bilde; sie wird aber, so gewiß die lauterer, vollen Klarheit erst einer höheren Verbehalten bleibt, immerhin auch vor der Gefahr statt der Wahrheit schlechthin der Selbsttäuschung und Verneinung huldigen zu müssen. Wie nicht selten mit überraschender Kühnheit der selb diesem Buche auch seiner interpretativen Speculation kaum dürften wir ihn auf einer Richtung betreten wir befürchten müßten, sie werde ihn geradezu in das der von der Kirche verbürgten Wahrheit unternöthigen. — Ein zweiter, an unmittelbarer ersteren übertreffende, Vorzug ist die bewundernswerthe Folgerichtigkeit und Treue, mit welcher die Speculation die von ihm erschaute Grundwahrheit als durch die verschiedensten Sphären des Wirklichen hindurchwirkend nachweist. Diese Grundwahrheit ist die Idee des Lebens gegeben, welche sich als ein dreifaches darstellt: Seyn, Werden und Wesen (Thätigkeit). Darin liegt nun der Schlüssel, mit welcher sich der Blick zu eröffnen hoffte in das geoffenbarium des göttlichen Lebens, als des dreiperigen Vater, Sohn und Geist, dem ewigen Seyn (ewigen Werden (Leben, Liebe), der ewigen Thätigkeit. Wir müssen es den theologischen Zeitschriften und dogmatisch-speculativen Werth oder Unwerth die Behandlung des erhabensten Mysteries in nähere Betrachtung nehmen; läugnen wird jedoch Niemand, daß das Buch das Problem, im Vergleiche zu den eben in der katholischen Speculation so vielfach verhandelten, auf einer neuen Basis und mit ebenso großer als ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit darstellt. Jedoch auch nach Außen, in der göttlichen Handlung auf die Geschöpflichkeit, bemüht sich der Autor, die Signatur, das Abbild des göttlichen dreieinigen

kennen. Da entspringt dem unendlichen Seyn in Gott, die Schöpfung, die Schöpfung des endlichen Seyns; dem ewigen Werden (Logos) das zeitliche Werden, die Entwicklung des im endlichen Seyn potential liegenden Werdens, die Erhaltung des endlichen Seyns; dem ewigen, unwandelbaren Werden (Lebendigkeit) entspricht die im Seyn und Werden des Endlichen hervorgerufene Thätigkeit, die Regierung der Welt — Pater creator, Filius conservator, Spiritus S. Gouvernator. Wieder ist es sodann der Microcosmus, der Mensch, in dessen Seele, als Gottes-Bild, die göttliche Trias ihr Gleichniß ausgeschaffen hat. Drei Hypostasen scheinen der einen menschlichen Seele zu eigen, deren jeder wieder ein dreifaches Vermögen eigenthümlich zukommt. „Die erste Hypostase, die dem Naturleibe am nächsten steht, und die wir den inneren oder geistigen Leib (Nervengeist?) nennen können, ist das principium vitale, was der Mensch bezüglich seines äußeren Lebens mit dem Thiere gemein zu haben scheint. Diesem Lebensprincipe kommen zu das Empfinden, Begehren und das Urtheil des Instinctes. Die zweite Hypostase ist die Psyche, die Seele im engeren Sinne; ihre Vermögen sind Gefühl, Liebe und Gewissen. Die dritte Hypostase ist der Geist, dem als Vermögen zukommen die Anschauung, der Wille und der Verstand“ (I, 147). Diese Anstellung wird nun, nicht ohne überraschendes Zusammenstellen, interpretativ aus der heiligen Schrift zu begründen gesucht, wobei wir zugleich auf eine der feinstnigsten Abhandlungen des ganzen Werkes, „über das Dogma von der Ursünde“, hinübergeführt werden. In diesem äußerst interessanten Tractate hat der sel. Verfasser, unsers Wissens, in solcher Art als der Erste in der Oeffentlichkeit, der Frage über Creationismus und Generationismus eine Grundlage und Fassung gegeben, wie sie allein des heutigen Standpunktes der Wissenschaft würdig seyn dürfte. — In den „Gedanken über das Weltallleben“ (I, 254 bis 263).

finden wir die Idee des drei-einen Lebens als Fundament der Naturphilosophie untergelegt, wie selbe sodann im ten Bande als „christliche Staats- oder Reichsfassung“ wenigstens die Analogie darbietet zu den Eten der Societät, der drei-einen Gemeinschaft: Für Kirche und Staat, die sich in der väterlichen, priesterlichen und weltlichen Gewalt (Schwert-Gewalt) repräsentieren, erscheint solcher Gestalt die die menschliche Gesellschaft durchwirkenden Gewalten ideell als das Reich, das christliche (Gottes-) Reich, so sind sie im Concreten drei Reichsstufen, qualitativ (eigentlich relativ) verschieden, der Fürst für die Familie, der Fürst für das Volk, der Papst für die Kirche (II, 244), denen in der Masse die drei Volksstände, Adel, Mittelstand und niederer Stand entsprechen. Die Vereinigung aller drei Gewalten, ohne Aufhebung oder Verschmelzung der Eigenthümlichkeit und Rechts-Sphäre jeder sonderen, ist dann in der Kirche, „dem gemeinsamen Vaterlande aller Christen“, wornach die Idee des Papstes, der Verfasser sich überaus schön ausdrückt (II, 279), als die des „Vaters der Könige“, weil zugleich des ältesten und heiligsten Herrschers, sich bezeichnen läßt. Es erweckt tief-ernste Stimmung, den sinnigen Forscher, ungestört dem Lärme des politischen Alltag-Treibens, auf stillen, contemplativen Gängen das Ideal wieder entdecken zu sehen, das den großen Päpsten auf dem Gipfel ihrer Macht lebendig vorgeschwebt, das sie in so mancher ihrer herrlichsten, mächtigsten, stolzeften Decretalen beurkundet haben. Der Verfasser dieser Abhandlungen, die einer Seits gerade diesem Anlasse ebensoviel Liebe, wie Haß und Spott zu wecken müssen, ist persönlich bereits dem Urtheile des Lesers anheim gegeben; wir sind es indeß seinem Angedenken schuldig zu bezeugen, daß seine Tendenz nicht eine aufregende, verurtheilende war, sondern er eben, durch seine Ideen, das Staats-Recht, die „Vergangenheit mit der Gegen-

hnen, und einen freudigen und vertrauensvollen Blick in die Zukunft eröffnen" wollte.

Es bliebe noch manches nicht minder beachtenswerthen Inhalts über die größten Fragen der christlichen Wissenschaft zu denken, worunter als Versuch speculativer Erregung der Urkunden im ersten Buche Moses namentlich die „Beize zur ältesten Geschichte der Menschheit“ den Platz einnehmen. Sie umfassen die „Geschichte der diluvianischen Menschheit“, ferner: die „Geschichte der Noachiden“, und die „Geschichte der nachsündfluthlichen Menschheit bis zur Theilung der Völker in Babel.“ Neben einer in philologischen und historischen Gelehrsamkeit hat der Verfasser gerade in diesen Abhandlungen den Triumph des combinirenden Scharffinnes erreicht, jedoch nicht mit starrer Ausschließung jener dichterischen Elemente, welche auch schon im Alterthume in dieses dunkle Gebiet der Urfänge unsers Geschlechtes manche Hypothese hinstellte, für die jeder sonstige Anhaltspunkt gebricht. Den wir jedoch sowohl in historischer, als dogmatischer Beziehung erkennen wir in diesem Kreise der Untersuchung gerne die gewollte Abhandlung „das Melchisedekische Priestertum“ (II, 20—48) zu.

Wir schließen unser Referat, indem wir die Ueberzeugung aussprechen, daß eine Leistung, wie die des sel. Dr. Schaller, dem Gedächtnisse desselben zum bleibenden Nachruhm, seinem Vaterlande Oesterreich zu hoher Ehre gereiche, und die katholische Welt den uns unbekannten Herausgeber dieses wissenschaftlichen Erbgutes ihres Freundes dankbar verbunden sei. Das Werk ist der allgemeinen Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht würdig; es gehört eben so gut dem Theologen, wie dem Philosophen und dem Historiker an. In der That, den Leistungen von Männern, wie Fr. v. Baumbach, Graf de Maitre u. s. w., auf dem Gebiete der Philosophie vielfach ebenbürtig zur Seite, so dürfte

es ihm auch nicht fehlen, in den Fragen der speculativen Dogmatik und Exegese fortan berücksichtigt zu werden. Die sprachliche Darstellung ist im Ganzen selbst außer den eigentlich gelehrten Kreisen verständlich. Möge somit dieses Buch das bereits die Liebe und Bewunderung vieler gewonnen hat, bei allen für die christliche Wahrheit empfänglichen Lesern die Aufnahme und jenes Studium gewinnen, wie durch den Reichthum und die Sinnigkeit seines Inhalts verdient.

II.

Lesebuch für katholische Volksschulen, nebst kurzer Gebrauchsanleitung
bearbeitet von J. Bumiller und Dr. J. Schuster (Freiburg
Breisgau bei Herder) 1852.

„Spät kommt Ihr; doch Ihr kommt!“ Gilt dies beruhigende, doch immerhin auch anklagende Wort von Katholiken in gar mancher Sphäre geistiger Strebung, besonders auf dem Gebiete pädagogischer Thätigkeit. Es natürlich nur die Rede von dem, was allgemein sichtbar darstellte; denn daß im Stillen und Verborgenen die anhaltende Wirksamkeit von unserer Seite nie unterbrochen wurde, sind die Anstalten und Institutionen Zeuge, die seit Jahrzehnt auf kirchlichem Boden erwachsen. Wer aber Geschichte der Pädagogik seit der Aufhebung des Jesuitenordens schreiben, müßte, um Thaten und Männer zu finden, in protestantischen Ländern suchen, als bei uns. Es ist keineswegs gesagt, daß, was dort geschah, auch immer Anspruch auf Wahrheit und Nützlichkeit machen könne; es soviel ist unbestreitbar, daß die öffentliche Meinung Pestalozzi und seinen Nachfolgern die Palme zuerkannte. Wie in der ganzen Geschichte diese öffentliche Meinung sich unzählige Male

täuscht, so auch hierin; allein sie übte ihre Gewalt und
 konnte es um so mehr, ~~und~~ durch viele Jahre hindurch die
 Mehrzahl katholischer Pädagogen hinter dem Triumphwagen
 der Bekränzten einherzog. Nur so Viele beugten das Knie
 vor dem Gößen der kalten und leeren Humanität nicht, daß
 der geschichtliche Faden bis zu unsern Tagen herabließ. blieb
 auch vielfach noch katholische Erziehung, so schien doch ka-
 tholische Pädagogik verschwunden zu seyn. Die Pädagogik
 umfaßt auch die Methodik, und auf diesem Felde ist es in ein-
 zelnen Lehrgegenständen geradezu dahin gekommen, daß wir
 bei Protestanten zur Schule gehen müssen. Ich erinnere hier
 nur an den elementaren Rechenunterricht. Es ist uns ka-
 tholischen mit der Pädagogik ergangen, wie mit der schönen
 Literatur; nicht so fast aus Nachlässigkeit, als weil die frivole
 Richtung des Zeitgeistes im Ganzen und Großen den kirchli-
 chen Geist völlig überwältigt hatte, wurden beide uns aus der
 Hand gewunden; sie haben ohne uns, aber auch verderblich
 genug, geherrscht. Noch ist die Zeit dieses Dominats nicht ganz
 abgelaufen; aber besser, um Großes besser ist es geworden.
 Hat die Periode der Restauration in Leben und Wissenschaft
 überhaupt begonnen, so ist auch die Pädagogik schon heran-
 gekommen, um in die große Strömung zur Kirche und zu
 Gott mit eingezogen zu werden. Soll sie uns ein besseres
 Geschlecht erziehen, so muß sie kirchlich seyn im Ausgang,
 Ziel und Weg, aber den Anderen ebenbürtig in der Anwen-
 dung der Mittel, in ihrem Wirken und Schaffen. Ist dies,
 kann ist auch die Zeit gekommen, in der die Schule der
 Kirche gehört, trotz des Buchstabens der Schulgesetze und des
 Geistes hochmüthiger Pädagogen. Die Schule ist in der
 Wirklichkeit dessen, der sie meistert. Viele Erscheinungen ge-
 währen Hoffnung auf die froheste Aussicht. Neuerrichtete katholi-
 schen Institute wirken mit entschlednem Erfolge, der von Seite
 der Eltern und selbst weltlicher Behörden anerkannt wird.
 Religiöse Orden, die Erziehung und Unterricht zur Aufgabe

sich stellen, werden herbeigerufen und ihnen mit vollstem Vertrauen die Kinder übergeben. Es begründen sich von Schullehrern, die Erziehung und Unterricht auf einer Glaubensunterlage zu ihrem Lebenszweck machen, fühlen sich geehrt und gehoben, wenn Priester als Mitglieder sich ihnen an die Seite stellen. Es entstehen pädagogische Zeitschriften, die mit Muth und Geschick erweisen, daß eine Erziehung ohne den Bund mit der Kirche eine fehlerhafte und irreleitende ist. Es entsteht eine katholisch-pädagogische Literatur; wir erhalten allmählig Männer, die den Namen „katholisch“ so gut verdienen, als den Namen „Pädagog“. Herr L. Kellner z. B., Verfasser der „Pädagogik in der Volksschule“ und der „Poesie in der Volksschule“ *), einer der ersten Schulmänner Deutschlands, ist ein Beispiel. Wohl ist noch lange nicht Alles gut, allein des Guten ist viel geschehen, noch mehr ist im Werden.

Dies erkenne ich unter Anderm an einem Werke, das geoffenbarten Glaubensinhalt zum Marke sich gemacht, auch die Erfahrungen aus der Fremde wohl beachtet an dem Lesebuche für katholische Volksschulen von J. Bumiller und Dr. J. Schuster. Es ist das ganze Buch durchdringende Harmonie zwischen den Anforderungen des Glaubens und des methodischen Geistes, so wohlthuend überall hervorleuchtet. Dieser Harmonie ist der ewig alte Geist der Kirche; in der Pädagogik ist er, weil Licht desselben längere Zeit unter dem Scheffel stand, ein neuer. Dabei konnte es nicht fehlen, daß die Verfasser des „Lesebuches“ jener Richtung der heutigen Pädagogik ferne blieben, welche ich die abstrakte nennen möchte, und welche die

*) Herr Kellner, früher Seminarlehrer in Erfurt, ist jetzt Erziehungs- und Schulrath in Marienwerder; seine beiden oben genannten Werke sind zu Essen in den Jahren 1851 und 1852 erschienen.

formale Bildung in einer logischen Verstandespolitik. Sie haben vielmehr jene Richtung sich zugewendet, welche die wahre Bildung des Geistes in einer harmonischen Anregung und Leitung der Denk-, Gemüths- und Handthätigkeit zugleich sieht, die eben deshalb praktisch und lebenserziehend ist, und, weil sie von Anschauungen ausgeht, die empirische Richtung der Pädagogik genannt werden könnte. Darum sind die Lesestoffe durchgängig plastisch, unmittelbar, poetisch. Der Ton, die Färbung, die Ausstattung des Lesebuches für die Jugend herrschen sollen, sind vorzuziehen, und der Wunsch ist gerechtfertigt, daß das Buch nicht nur in der Schule gelesen werden, sondern auch in das Haus und in die Hand der Erwachsenen übergehen möge, um des poetischen Duftes willen, der es durchdringt.

Es ist für die Verfasser ein redendes Zeugniß vieler Anerkennung und vieler Liebe; darum wird sich ihr Werk in die Herzen brechen, wohin trockene Lehre und kalte Ermahnung nicht gelangen. So kann erreicht werden, was das erste Ziel seyn soll: der junge Mensch erwache zu einem rechten Verstand für das Leben, ächte und reine Gesinnung, Charakter und Bestimmung. Das Lesebuch muß die Regionen führen, so daß die Gemeinheit selbst dem Menschen verabscheuungswürdig erscheint. Durchaus christlich und katholisch gehalten, ist eine solche Bildung auch in der That, ebenbürtig jeder anderen, überragend aber jede andere. Ihre Strömung aus Gott, durch ihre Strömung zu Gott, das ist die wahre „Divinität“, die aber bestimmt weiß, daß Gott, der Mensch eben Mensch ist. Ist dieß der Zweck des Lesebuches, so muß es aber auch eigentliche Kenntnisse bieten; es muß der Jugend von der Schöpfung erzählen, von ihren Gesetzen erzählen, von dem, was die Menschen auf ihr gebaut und gethan haben; es muß dem Kinde die Menschen und seinem Wesen selber Mittheilung machen; es muß sagen, wie die Stoffe der Erde den Bedürf-

nissen des Menschen dienen; muß aus der Natur- und Menschenkunde so viel mittheilen, als der junge Geist zu tragen fähig ist. Dieß ist der reale Zweck eines Lesebuches, das das vorliegende, so gut wie dem dritten oder technischen vollkommen entspricht. Mögen besonders die „Bemerkungen zu dem Gebrauche des Lesebuches“ von den Lehrern fleißig gelesen und beachtet werden! Sie enthalten treffliche Winke über die principielle Behandlung des Sprachunterrichtes, über Rechtschreibung, über die stillen Beschäftigungen in der Schule über Urtheils- und Schlußbildung, über die Rechte des Hauses auf die Kinder gegenüber der Schule &c. Die in der sechsten Abtheilung angehängte „Geschichte“ dürfte eine sehr fühlbare Lücke in dem Unterrichte für die Sonntags- oder Fortbildungsschulen am besten ausfüllen.

Ein paar kritische Bemerkungen werden die Herren Verfasser nicht ungütig aufnehmen. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn sie bei folgenden Auflagen zu jedem Hefte ein Register anfügen, die einzelnen Lesestoffe mit fortlaufenden Nummern versehen und die Namen der Verfasser beisetzen wollten, denen einzelne Stücke entnommen sind. Ersteres macht das Buch bequemer zum Gebrauche; letzteres ist eine leider! zu wenig vernachlässigte Pflicht der Gerechtigkeit, ehrt die Namen der Schriftsteller und macht mit ihnen bekannt, was zugleich dem Lehrer Gelegenheit gegeben wäre, einige literarhistorischen Bemerkungen anzufügen. — Möge übrigens das auch sonst sehr empfehlend besprochene und von dem ersten schöfflichen Ordinarate zu Freiburg ausdrücklich approbirt Lesebuch überall Eingang finden und werden, was es zum Zwecke gesetzt, ein Buch der Belehrung und Unterhaltung in Schule und Haus. Auch Ausstattung und Preis desselben (es kostet mit allen sechs Abtheilungen 48 fr. auf gewöhnlichem Papier, 1 fl. 30 fr. auf schönerem) empfehlen

XXXVII.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Wiederum der Kölner Gesellen-Verein!

Es gibt Viele in unsern Tagen, welche die Uebel der Zeit scharf erkennen und deren Ursachen und Wirkungen klar einandersehen können; aber sehr Wenige, welche wahrhaftigen Rath und praktische Hülfe wissen. Leicht begreiflicher Weise ist aber Einer, der wahrhaft Hülfe bringt, besser als Tausende, die in allen Tonarten und Modulationen lamentiren.

Wir haben es schon mehrmals in diesen Blättern gesagt: Einer dieser Wenigen, die besonders in Deutschland thun geküßt sind, ist der Domvicar Kolping in Köln. Er läßt nicht bloß die Sturmglocke, indem er mit jener Lebendigkeit, welche nur die eigene Anschauung verleiht, auf die gemeinvolle Gefahr aufmerksam macht, welche Deutschland in seinem Handwerkerproletariate droht, sondern er hat auch einen Löschapparat erfunden, der, ohne Zeitverlust und Zaudern angewendet, zur Stunde noch der Feuersbrunst ein Ziel setzen könnte. Dazu gehört aber, zwar immer keine Riesenaanstrengung, jedoch ein mäßiger Grad von Opfersähigkeit,

„fellen-Gospitium“, und wir halten uns verpflichtet, nachfolgender Stellen für das Befahren auch in weiteren Kreisen wirksam zu sein.

„Von Stunde an, als die neuen Freiheits fanden, auch bei den niederen Ständen — es Jahrzehende vor dem Beginne dieses Jahrhunderts derten sich Meister und Gesellen in einem Verhältnisse, leicht Manchem nicht viel zu bedeuten scheint, und von überaus tiefer Bedeutung ist. Bisher nämlich, der sich zugleich als der Hausvater auch übten betrachtete, er, der, Meister in der Werkstatt, seinen familiärentliche Hausvaterrecht und gewohnt war. — — Nicht lange dauerte es, Familienverbindung zwischen dem Meisterhause und Werkstatt aufhörte. Der Meister wurde „Arbeits-Geselle“, „Arbeitnehmer“. Die Ausdrücke sind Ursprungs, das Verhältniß ist aber wenigstens Jahrhundert alt. Gerade als die Handwerker, die Weise aus einander zu weichen begann, brach die Revolution aus, und überschüttete auch unser armer

jetzt. Das müßte das bereits angebahnte Mißverhältniß noch schlimmer und Gefellen noch schlimmer machen. Und richtig, es bereitete sich bald ein Zustand vor, der unerträglich müßte genannt werden, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß die menschliche Natur bis auf eine gewisse Zeit das fast Unglaubliche ertragen könne. Mit dem getrennten Tische begann die getrennte Herberge, mit dieser Trennung die relative Selbstständigkeit der einzelnen Parteien und Individuen. Jede Faser eines christlichen Familienbandes ward abgerissen; auch bot keine Kunst mehr stilles Galt oder der Ungebühr Schranken, jede sittliche Ueberwachung sowohl des einen, wie des anderen Theiles fiel weg; der einzelne Handwerker, gleichviel, ob Meister oder Geselle, ward auf sich selbst gestellt, blieb sich selbst überlassen, sorgte nur für sich selbst und mußte seine Haut salven, so gut oder so schlecht es immer gehen wollte. Am schlimmsten kam dabei der arme Geselle weg. Bald ward's auch noch mit dem kleinen Theile der Freiheit zu viel, welchen der Geselle aus dem Hause des Meisters auf seinen Arbeitsstuhl, und zwar oft genug für zwangsgewonnenes Geld, geschickt erhielt, noch zu viel die elende Knechtskette auf der Herberge selbst, oder doch im schlechtesten Winkel des Hauses; — hinaus ward er außer der Arbeitszeit geworfen, der Geselle, der sich ja als „Fremder“ im Hause gehalten, und den man zum „Fremden im Hause“ gemacht hatte. Jetzt begann das Elend des armen Burschen erst recht, mochte er nun wider Freiheit überantwortet, es auch selbst nicht glauben. Im Wirthshause, oder auf der Straße, oder wo es ihm sonst nur gefalle, mochte er sein Unterkommen selbst suchen, um für seine hauer erworbenen Groschen die Pflege bezahlen, die geringste Dienstleistung, die dem Menschen zukommt, und die man einmal nicht missen kann. In welche Versuchungen er unter solchen Umständen stürzt, welches Volk sich an ihn hängt, um ihn auszubeuten sucht, kann der geneigte Leser selbst denken. Der Meister gibt dem Gesellen nur Arbeit, wenn er welche hat, er läßt ihn hängen warten, wenn er keine, oder nur schwache Arbeit. Er läßt ihn Luft und Licht und ein wenig Raum zur Arbeit, er kann ihn dann den knappen Bedingungen, oft willkürlich festgesetzten, unterwerfen. Im Uebrigen sind Meister und Gesellen völlig ge-

schiedene Leute. Das ist der Fall, wo die Gewerbefrei-
 haust, das ist der Fall, wo die Zünfte noch in ihren alten
 Formen bestehen; diesen Zustand und die nothwendig daraus
 resultirenden Uebel habe ich auf meiner neulichen Fahrt durch's dem-
 Land eben überall in den größeren Städten angetroffen. Ich
 augenblicklich nur, dieses thatsächliche Verhältniß mit jener a-
 meisterlichen Hausordnung zusammen zu stellen, und zuzuseh-
 was der antichristliche Geist in unseren gesellschaftlichen Zustän-
 angefangen. — — Das vorige Jahrhundert war das Jahrh-
 dert der religiösen Oberflächlichkeit und der Frivolität im Ge-
 der Sittlichkeit. Mit diesem Schlamm haben sich zumist
 oberen Schichten der Gesellschaft besudelt. Nun aber steht
 Handwerker stets, nicht an der Thür der Reichen, sondern
 ten in ihren Wohnungen, und ist er um des Geschäftes wil-
 Zeuge von ihrem Thun und Lassen; gewiß oft mehr, als
 gut ist. Dabei hat er scharfe Sinne, und an Combination fa-
 es ihm nicht, besonders wenn es sich um handgreifliche Da-
 um Thatsachen, handelt. Vielen Unrath hat er aus jenen Hö-
 in die Werkstätte geschleppt, der bald seine Verwüstungen an-
 richtet, lange bevor diese Fäulniß im öffentlichen Leben sich
 machte. Denn zwischen den vier enggeschlossenen Wänden e-
 Werkstätte bewegt sich eine eigenthümliche Welt, deren Ge-
 wenn nicht vom Meister und Hausvater, von keinem an-
 den Auge, selbst nicht einmal von der hundertäugigen Hol-
 übersehen und überwacht werden kann, eine Welt voll eigenth-
 licher Vorstellungen und Pläne, die hier Tag für Tag, Jahr
 und Jahr ein verarbeitet werden, und nur an's Tageslicht
 ten, wenn der Sturm der Zeit die Wände durchbricht, und
 „„Gesellen““ in hellem Hauf auf die Straße treibt. Was
 also oben in der Welt sah und hörte, das warb der Gegen-
 des täglichen Gespräches auf den Werkstätten, das wurde
 commentirt und kritisiert; man zog mit an dem Gifte, und
 Folgen sind nicht ausgeblieben. Ich selbst habe einen Meister
 habt, dessen Jugendzeit in den Anfang dieses Jahrhunderts
 und der lange Jahre auf den ersten Werkstätten mancher Ge-
 herumgeseffen. Derselbe Meister kannte aus der dort empfang-
 Tradition — damals war das Lesen auf den Werkstätten

Wahrheit, wie dreißig Jahre später — die meisten jener hoch-
 muthwilligen Einwürfe gegen die Religion, womit das acht-
 sechste Jahrhundert prahlte, wußte eine Menge Anekdoten aus dem
 Leben früherer Zeiten, und hatte eine merkwürdige Kunde von
 dem Scandal, der seit einem Menschenalter in seiner, ziemlich
 gespannten, Umgebung vorgefallen war, und zwar bei Geist-
 lichem. Derselbe Meister war eingeweiht in die Ge-
 heimnisse der Pöbellichkeit, daß sich die menschliche Natur dabei
 abspiegle, und schilderte das Leben seiner Handwerksgenossen auf
 den Werkstätten, den Gerbergen und sonst wo, daß es mir damals
 noch dünkte, die Geidenwelt habe kaum ärztere Gräu-
 seln können. Das konnte um so ungestörter auf den Werk-
 stätten behandelt werden, als schon damals der Meister sich sehr
 schon gesorgt hatte, daß Weib und Kinder mit der
 Arbeit in gar keine Berührung mehr geriethen. Wenn aber
 die Unwissenheit in Glauben und Sitte auf den Werkstätten he-
 rantrat, die nachrückende Jugend, völlig sich selbst über-
 lassend, wieder aufs Neue in vorhandenen Schmutz gesetzt
 wurde, so sah man zwei Menschenaltern sich keine Hand gerührt hat-
 ten, gründlich auszusagen, vielmehr Alles nur zusammen-
 zuwerfen: feinernde Güte in der verwüsteten Umgebung zu er-
 scheinen. Dann kann jeder denkende Mensch die naturgemäßen Folgen
 der Sünden her zählen. Bald sollte ich die praktische Erfahrung
 machen. Der Eintritt in die größeren Werkstätten über-
 zeugte mich nur, daß das oben geschilderte Unheil unaufhaltsam
 weiter gegangen. Meister und Gesellen, in derselben Schule
 seit der Lehrzeit an die Vorstellung und an's Beispiel
 der Unwissenheit gewöhnt, achteten weder Gottes Gebot, noch
 menschlichen Gesetz, traten die Sonntagsfeier so ungenirt unter
 die Woche, daß man in helles Gelächter ausbrach, als der Eine
 es versuchte, sich dieser Gotteslästerung zu entwinden,
 dessen mit Hohn und Spott jeden Versuch, guter Sitts ein-
 zuhalten, und prahlten mit ihren Schandthaten so frank
 und frei, als ob man damit unsterblichen Ruhm zu erwerben ge-
 künnte. Ich kann und mag kein ausführliches Gemälde aus des
 Lebens Jammer entwerfen, der Jahre lang mir so entsetzlich
 entgegenstand, daß sein Andenken mir sich unvertilgbar in

die Seele gebrannt hat. Nur das will ich noch beifügen, daß ich auf den größeren Werkstätten keinen einzigen ordentlichen fittentainen Gesellen angetroffen habe, aber wahre Ungeheuer von Sittenlosigkeit, und keinen Meister, der sich im Mindesten darum bekümmert hätte.“

Es ist vollkommen richtig, daß der rechte und naturgemäße Platz des Handwerksburschen in der Familie des Meisters seyn sollte; aber wie, wenn er es nicht mehr ist, und das Verhältniß sich thatsächlich in der Weise gelöst hat, wie es hier so eben streng der Wahrheit gemäß geschildert worden ist? Dazu kommt noch, daß es sich hier nicht bloß um das Verderben eines einzelnen Standes handelt, sondern um die Feinde Gottes und aller Ordnung auf Erden eben diesen Stand als Mauerbrecher gegen das gesammte Gebäude der Gesellschaft gebrauchen wollen.

„O, wie leicht war es, diese vernachlässigten, verachteten armen Burschen, die ja nicht wußten, was christliche Liebe ist, die, eingetaucht in jeden Schmutz, das Aufblicken zum Himmel längst vergessen hatten, ächte Proletarier, gequält von einer unerträglichen Freiheit, zu überreden, daß es mit der Ewigkeit auf dem Himmel nichts, daß alle Religion nur Paffentrug sei; um das arme Volk niederzuhalten; denn man übe das Christenthum ja an ihnen nicht, verstoße und verachte sie, während man selbst gut lebe &c. &c.! Verkommenen Menschen ist jetzt Logik willkommen, wenn sie ihrem Treiben nur zusagt. Von der Frivolität in der Sitte bis zum Unglauben ist überhaupt nicht weit. Also wurden nun hauptsächlich die Werkstätten und Hütten auserkoren, um auf ihnen den Unglauben, den nachsten, scheußlichsten Unglauben zu predigen. Dazu ist jedes Mittel angewandt worden, das Menschen nur erfinden können, die ihren Zweck mit eiserner Consequenz verfolgen. Wurden früher auf den Werkstätten die unsittlichsten Bücher und Schriften gelesen, so wurden sie nun mit einer Literatur überschwemmt, die es planmäßig darauf abgesehen hat, vorderst jede Anhänglichkeit an die Religion zu ersticken, dann unauslöschlichen Haß gegen die bestehende

ziale Ordnung eingußßen. In dem letzten Jahrzehnt wurden revolutionäre und communistische Handwerker-Verbindungen allenthalben organisiert, und diese durch halb Europa geleitet, die Mittel lieber mit allen Mitteln der Ueberredung, der Furcht, des Schreckens, mit maßlosen Hoffnungen und Aufstachelung jeder Leidenschaft geworden und bei der Sache festgehalten. Das sind alles bekannte Thatsachen. Die äußere Staatsgewalt sprengte, wo es ihr ankam, diese Verbindungen zwar, aber es liegt auf flacher Hand, daß sie damit weder die Sache selbst beseitigt, noch weniger das Uebel an der Wurzel hebt. Dazu fehlen jeder bloß äußerlich Gewalt die Mittel. Bis auf die Werkstätte bringt keine Polizei, noch weniger vermag sie in das Menschenherz hinab zu steigen; und doch sitzt noch heute auf mancher Werkstatt ein Handwerker-Verein, der in rothem Stuhl Propaganda treibt. Und das Ergebnis? Jetzt wiederhallen die Wände der meisten größeren Werkstätten, ohne besonders großen Unterschied der Gewerke, von Flüchen und Gotteslästerungen jeder Art Tag für Tag; jetzt ist der größte Theil der Gesellen in den größeren Städten und in den größeren Werkstätten mit dem rohesten Unglauben, der dabei seine abscheuliche Species von Unsitlichkeiten treibt, angesteckt. Heute zu Tage gibt es in jeder größern Stadt eine Anzahl Werkstätten, auf denen es verpönt ist, auch nur den Namen Gottes, es sei denn zur Lästerung, zu nennen. Ich könnte diese Städte nennen im deutschen Vaterlande, leider macht keine eine besondere Ausnahme, und die Werkstätten dazu; wo es für einen braven, ordentlichen Gesellen entweder ein unbeschreibliches Martyrium, oder geradezu eine Unmöglichkeit geworden ist, einen Platz zu bekommen und zu behaupten. Überall dieselbe Sittenlosigkeit; überall dieser freche, gewalthätige Unglaube. Dem nachdenkenden Menschen graut vor solchen Zuständen; aber er möchte zweifelnd den Kopf schütteln, und doch habe ich aus dem Munde von ordentlichen Gesellen eine ganze Reihe von Thatsachen gesammelt, die solche Zustände mit gräulichen Beispielen beleuchten. Hier ist eine Werkstätte, auf der man wäh- rend der Charwoche (d. i.) die Ceremonien der katholischen Kirche auf's frevelhafteste nachäfft, bloß um einen armen Wurschen, der nicht mithalten will, zu quälen, am heiligen Osters-

tage ihn aber fast erwürgt, damit er, seinen Glauben verlängern, den Namen Gottes lästere; dort sitzt in jeder freien Stunde der erste Arbeiter mit einem demokratischen Teufelskutschmann in der Werkstätte, und prägt den Anderen seine gräßlichen Lehren ein; wieder auf einer andern Werkstätte hat man sich verschworen, keinen „Jesuiten“, d. h. keinen annoch gläubigen Gesellen, bei sich zu dulden, damit er nicht verrathe, was Auant austramen; anderwärts wirft man diejenigen buchstäblich vor die Thür, welche noch mit einiger Ehrfurcht von Gott und göttlichen Dingen reden, und so geht es von Einem zum Andern fort, daß man mit Schauer und Entsetzen in ein solches Handwerkleben hineinschaut. Die Meister aber — sind „Arbeitgeber“, keine Meister mehr, und kümmern sich um das Thun und Treiben der Gesellen blutwenig, wenn sie nicht gar von ähnlichem Schlag sind. Es gibt deren, die wagen nicht einmal den Fuß auf ihre eigene Werkstätte zu setzen. Arme Lehrlinge! wie wenig nützt euch die bessere Erziehung, die ihr in früher Jugend empfangen, wenn ihr einmal in einer solchen Werkstätte drin sitzt! Wie wenig hilft euch der menschenfreundliche Schutz, den man euch sonst will angedeihen lassen! Aber diese Gesellen, deren Zahl, wie mir ein Hochrother sagte, Legion ist im Lande (und ich glaube es ihm), diese Gesellen, sage ich werden einst Väter, wenn sie es nicht schon sind; diese Gesellen sitzen mitten in der niederen Volksklasse ihr Leben lang und streuen ihr Gift in tiefe Gruben! — „Aber wo wollt ihr denn hin, die ihr den Glauben an die Ewigkeit mit den Lehren des Christenthums dran gegeben habt?“ fragte ich jüngst einen socialistischen Gesellen, der gerade alle neuen communistischen Bücher gelesen. „Wo hin wir wollen“, antwortete er mit der größten Kaltblütigkeit, „sollt ihr zur Zeit schon sehen. Der Augenblick wird kommen, an dem wir an die Reihe kommen, Vergeltung zu üben. Wir schlafen mit wachenden Augen.“ Also stets ein schlagfertiger Haufe, der nur des günstigen Momentes harret, um wie ein blutdürstiger Löwe über die sociale Ordnung herzufallen. Werwegen genug sind diese Leute und haben, da sie Gott verloren, nichts weiter mehr zu verlieren. Wenigstens dürfte das zu ernstem Nachdenken stimmen.“

Daß bloßes Besammern nichts hilft, daß Hülfe geschafft werden muß, augenblickliche und reichliche Hülfe, dieß ist eine Wahrheit, welche zu läugnen evidenter Unverstand, wenn nicht noch etwas Uebleres wäre. Der Verfasser der uns vorliegenden Broschüre hat diese Hülfe in dem katholischen Gesellen-Verein gesucht und gefunden, welcher gegenwärtig schon in fünfundzwanzig Städten eingerichtet ist und über dreitausend Mitglieder zählt.

„Das Vereinslokal ist und soll seyn ein familienartiges Casino, in welchem die Mitglieder kostenfrei in anständiger Erholung nach müßlicher Beschäftigung ihre freie Zeit zubringen können. Das das Haus des Meisters eigentlich bieten sollte, das suchen wir, so weit die Kräfte reichen, dem braven Gesellen zu gewähren. Ein katholischer Geistlicher ist Hausvater. An einem solchen Verein kann sich ein ordentlicher Geselle mit Ehren anschließen. Wir haben nur ordentliche Gesellen aufgenommen. Die anderen hassen und verhöhnen uns natürlicher Weise. Dadurch aber haben wir unter den Gesellen selbst eine ziemlich krasse Scheidung bewirkt. Daß diese gebieterisch nothwendig ist, wird jeder nachdenkende Leser gern zugestehen. Wir haben die Freude zu sehen, daß außer der großen Zahl gänzlich verkommener Subjecte noch mancher brave, ordentliche Bursch herumgesehen hat, und sei es auch auf kleineren Werkstätten, der mit Freuden sich dem Vereine anschließt und, trotz jedem Hohn von Seiten der Widersacher, treu zur Sache hält. Wir zählen in Köln die Mitglieder bereits zu Hunderten, und Hunderte reden noch mit dankbarer Freude in der Ferne von dem segensreichen Einflusse des Vereines auf ihre ganze Jugend. Auf diese Hunderte, und im ganzen Vaterlande auf diese Tausende, setzen wir große Hoffnungen. Wir täuschen uns dabei nicht. Viel Böses ist da, und viel Böses wird bleiben; ja, das Böse wird vielleicht zahlreicher bleiben, als das verhältnißmäßig wenige Gute. Aber das Gute ist bauerhafter als das Böse, und dem Guten eine Macht schaffen, und sei sie im Anfang auch noch so gering, ist heut zu Tage, wenn sie, Pflicht und ein sehr großer Gewinn. Wir haben den „Gesellen-Verein“ auf den katholischen Glauben

gebaut und reden ihm das Wort. So lange es noch Menschen gibt, die an das unvertilgte Ebenbild Gottes in ihrer Seele glauben, wird das katholische Christenthum ein Echo finden in der Menschenbrust. Der katholische Glaube wird mit Gottes Hilfe den Verein halten und erhalten. Erweitern aber muß ihn die katholische Liebe, und der Verein ist der Erweiterung fähig und überaus bedürftig. Der Verein in der Form, wie er jetzt dasteht, deckt weder alle Bedürfnisse, noch bietet er jene Garantie für die Zukunft dar, die man ihm nicht bloß wünschen, sondern mit allen Kräften schaffen muß. Wenn es auf den Werkstätten vielfach so ausseht, wie oben berichtet worden, dann kann man sich leicht denken, wie es auf den Gerbergen ausschaut; dort fließt natürlich Alles zusammen, was das Land an wandernden Handwerksgebrechen hat. Dazu hat die Kunst seit lange dort kein Wort mehr zu sagen. Die Burschen sind in den Händen eines Wirthes, der Wirth sucht seinen Vortheil, und da er sich in der Regel nach seinen Gästen bequemt, so sind Handwerksburschen, Gerbergen und ihre Wirthe von einem und demselben Schlage. Die Klage aller ordentlichen Gesellen läßt darauf hinaus, daß kein ordentlicher Mensch sich mehr auf den Gerbergen aufhalten könne.“

In dieser Lage der Dinge hat der unermüdlche Stifter des Gesellen-Vereins an eine Erweiterung gedacht, die den Gesellen-Verein noch praktischer macht, und ihm eine noch größere Wirksamkeit im Leben sichert.

„Wir wissen eine gründliche Hilfe in dieser Noth und stehen im Begriffe, Hand an's Werk zu legen, und zwar im heiligen Namen Gottes. Wir beabsichtigen, sofort mit dem Gesellen-Verein ein Gesellen-Hospitium, eine katholische Gesellen-Herberge, zu verbinden, die, nach christlichen Grundsätzen eingerichtet, den ordentlichen Gesellen ordentliche Unterkunft und Pflege bieten soll. Da wir den Beifall unseres allverehrten Oberhirten haben, wollen wir die Leitung dieser höchstnöthigen Anstalt selbst in die Hände nehmen und hoffen zu Gott, daß uns nun dazu die nöthige Hilfe und Unterstützung zu Theil wird. Hunderte, ich darf sagen, Tau-

Unsere braven Gefellen harren mit Sehnsucht nach der Eröffnung
 der Anstalt. Ingleich soll dieses Gefellen-Hospitium in Köln
 eine tüchtige Leiter der Vereine Gelegenheit bieten, das Gefellen-
 und Hospitien-Wesen praktisch kennen zu lernen. Wenn
 Gott gefällt, das neue Werk zu segnen, werden im Laufe
 der Zeit auch anderwärts ähnliche Hospitien entstehen. Um die-
 sen unsern Voratz aber auszuführen, bedürfen wir Mittel, und
 reichliche Mittel. Wir müssen ein Haus haben,
 groß genug, um wenigstens 500 junge Leute versammeln zu kön-
 nen, abgesehen von den nöthigen Räumlichkeiten für das eigent-
 liche Hospitium und die Wohnung des Vorstehers und der übrigen
 Bedienung. Wir müssen ein eigenes Haus haben, weil
 eine eigenthümliche, dem Zwecke entsprechende Einrichtung des
 Hauses treffen müssen; eine gemiethte Wohnung aber außerdem
 nichts Gutes um nichts bessert. Das ist das erste und dringendste
 Bedürfnis, zu dessen Abhilfe wir hiermit im Namen Gottes und
 des heiligen Glaubens auffordern. Wir wenden uns dabei an
 thätige katholische Herzen, denen es darum zu thun ist, daß
 die Welt und wahrhaft besser wird in der Bürgerschaft, und die
 überzeugt sind, daß nur eine thätige katholische Liebe, je reicher
 und freigebiger, um so besser, diese Besserung bewirken kann. Wir
 können und sollen nicht läugnen, daß unsere socialen Verhältnisse
 dadurch zum Theil so schlecht geworden sind, weil man der
 katholischen Liebe vergaß, weil wir dem armen Volke
 sehr viel an liebender Pflege schuldig geblieben sind. Ein
 fast unübersehbares Feld der Arbeit liegt vor uns; das
 Herz erschrickt vor der ungeheuren Aufgabe, die uns
 obliegt. Aber unsere Hoffnung ruht auf Gott, der
 Kräfte tausendfältig mehren kann, der die Seinigen auch
 in den Weinberg schicken wird. Wir zweifeln nicht einen Au-
 blick daran, daß das nothwendige geistliche Personal sich mit
 zu finden wird; hat die Kirche doch immer den Bedürf-
 nis Zeit abzuhefen gewußt. Gott gibt den Beruf an.
 Um was wir aber im Namen Gottes die vermöglichen
 bitten, sind die materiellen Mittel, welche nöthig sind,
 unser Werk hinzustellen. Diese Mittel müssen wir
 suchen, wir Christen, beschaffen. Das Bedürfnis

beläuft sich allerdings bereits auf eine ansehnliche Summe: kostet das Haus mit der nöthigsten Einrichtung doch ungefähr 18,000 Thaler. Wenn wir das erste Drittel aufgebracht haben, wird in Gottes Namen angefangen. Wenn der Gesellen-Verein bisher den Beifall der Gutgesinnten erworben und auf kleinen Anfängen sich bereits segensreich durch's ganze Land verbreitet hat; wenn alle Kundigen übereinstimmen, daß das zu unternehmende Hospitien-System ein wahres Zeitbedürfnis geworden — nun, dann laßt uns doch alle miteinander helfen, daß es seine volle Thätigkeit entfalten kann, daß unser Unternehmen auch für die Zukunft gesichert bleibt und seine annoch lose Existenz zu fester, von der Kirche gesegneter Consistenz gelangt. Das liegt im zeitlichen und ewigen Interesse der Kirche und des Staates, der Bürgerschaft und der Familie; das liegt in jedes aufrichtigen Christen Interesse. Wir rufen deshalb um thätige, ausreichende Hilfe.“

„Ueber die Gaben, welche der Unterzeichnete entweder selbst in Empfang zu nehmen bereit ist, oder die man baldigst an ihn wolle gelangen lassen, wird zur Zeit allen freundlichen Gebern Rechenschaft abgelegt werden. Zugleich wird dann auch über die weitere Einrichtung des Hospitiums, wie über die Grundsätze der seiner Leitung ausführlich Bericht erstattet werden. Während dessen steht unsere Anstalt Allen offen, die ein thätiges Interesse an unserem guten Werke haben, und hoffen wir, daß der Augenschein uns die Herzen noch günstiger stimmt. Möge Gott der Herr unserem Worte Eingang in die Herzen verschaffen und unsere Bitte reichlich segnen, damit das Werk rasch kann unternommen werden. Um so schneller wird sein Segen lohnen.“

Wie gesagt, an diesem Gesellen-Verein wird es sich zeigen: ob wir wirklich noch etwas Anderes und Besseres sind, als Graeculi, ein Volk von eiteln, schönredenden Sophisten.

XXXVIII.

Der neueste Kriegszug gegen den Indifferentismus.

Nicht ein Freischaarenzug, sondern eine officiële Expedition gegen den genannten Dämon ist es, welcher hier ein „Bischoflein“ gesetzt werden muß. Der Indifferentismus ist die Quelle des haarsten Unglaubens, und im Grunde selbst schon Haß gegen die Offenbarung, der Todfeind aller Auktorität; er hat sich bloß endlich einmal corporationsmäßig betätigt, indem er der Welt das sonderbare Schauspiel jener gottlosen Conventikel zeigte, welche die Religion der Religionslosigkeit feierten. Diesen indifferentistischen Incarnationen hat die Staatsgewalt nun fast überall äußerlich ein Ende gemacht, was nichts Anderes hieß, als von Sicherheitspolizeiwegen indirekt widerrufen, was von Staatswegen seit einem Jahrhundert im Interesse des Indifferentismus geleistet worden war. Daß da und dort auch direkt gegen das freßende Krebsübel eingeschritten werden würde, ließ sich von der Lehrhaftigkeit des Jahres 1848 erwarten. Preußen ist darin vorangegangen, freilich nur mit weniger als halben Maßregeln, gegen das Eldorado des Indifferentismus, die „negativ-verwischende Union“ mit ihrer babylonischen Sprach-

verwirrung. Aber schon diese schüchternen Anfänge waren im Stande, die Redlichen unter den Klarsiehenden im Lande mit hoffender Freude zu erfüllen. „Die Organisation des Krieges ist der Anfang des Friedens“ — schrieb damals Herr von Gerlach in der „Kreuzzeitung“. Gott verhüte nur, daß der officiële Kampf gegen den Indifferentismus nicht in protestantischen Zelotismus ausarte! Es bleibt die Aufgabe, den bereits über die Mensur hinausgeschrittenen Fuß des Herrn von Raumer zurückzuziehen.

Wer aber, nicht so fast dem Beispiele Preußens, als specifischen Regungen folgte, das ist Niemand anders, als unser engeres Vaterland. Ja, zunächst Bayern folgte von Staatswegen im Kampfe gegen den Indifferentismus, und dieß gleichfalls nicht auf katholischem Gebiete. Natürlich! denn man weiß, daß die katholische Kirche aus dem Wust durchgehender Erbärmlichkeit vorsündfluthlicher Zeiten in so weit sich erhoben hat, daß sie gegen den Feind auf eigenen Füßen zu stehen vermag, eine Erkenntniß, welche — die Oberflächlichkeit mag dagegen sagen, was sie will — nirgends weiter vorgeschritten ist, als in Bayern.

Also auf protestantischem Boden eröffnet sich der bayerische Kampf gegen den Indifferentismus! Es gehört wahrlich viel capitollische Befangenheit dazu, über diese Thatsache zu stutzen. Man kann nämlich zwar zweifeln, ob wirklich die zehnjährige Anklage: „Bayern stehe an der Spitze des Ultramontanismus in Deutschland“, land- und leutenverblisch gewesen; aber das muß doch — sobald nur einmal das Nebelgebilde von einem „katholischen Bayern“ zerstäubt ist! — zugestanden werden, daß dem Eintritt in die bis jetzt vacante Stelle der Schirmvogtei des Altlutherthums nichts im Wege liegt, und ansehnliche Aussichten ihm bevorstehen.

So wird nämlich der jüngst eröffnete Kampf gegen den Indifferentismus in Bayern von den Angegriffenen gedeutet

und zu diesen zählt sich, nach gewissen Blättern, die „überwiegende Mehrzahl“ der Protestanten im Lande. Es ist besonders die Berufung des Dresden'schen Oberhofpredigers Dr. Harleß zum Präsidenten der obersten protestantischen Behörde im dießseitigen Bayern, welche jene Deutung veranlaßt hat. Selbst die altbekannte politische Freisinnigkeit des frühern Mitglieds der zweiten bayerischen Kammer, nunmehr Verufenen, kommt bei den Geängstigten nicht im Geringsten in Anschlag, noch seine erwiesene Animosität gegen „Rom“; sie erwägen gar nicht, daß der neue Consistorial-Präsident als solcher auch Mitglied der Reichsrathskammer und in dieser ein tüchtiger Führer der altliberalen Opposition schreiendes Bedürfnis ist; sie kümmern sich nicht einmal um die Frage, ob die Ereignisse seit ein paar Jahren den Verufenen nicht vielleicht um ein Ziemliches von Links nach Rechts gedrängt? Nichts von all' Dem! Herr Harleß hat selbst gesagt: es müßten höhere Rücksichten (als erhöhte Besoldung u. s. w.) seyn, welche ihn von Sachsen nach Bayern zögen. Um so mehr bangt man für die „evangelische Freiheit“, ängstigt sich mit Schreckbildern der vom altlutherischen „Dogmatismus“ und „Symbolzwang“ ihr drohenden Gefahren, steht im kummervollem Vorschauen die Erwürgung des beliebten confessionellen Indifferentismus in nächster Nähe, welcher im dießseitigen Bayern seit A. Feuerbach's Zeiten unter dem Namen der „Toleranz“ und des „religiösen Friedens“ faktisch sich etablirt hat. Solche Herzensangst leert man, unter angemessenem Respekt vor der bayerischen Preßfreiheit, in Berliner-Blättern aus. „An und für sich“ — heißt es — „werde allerdings Harleß' Berufung als ein Sieg der antiklericalen Partei am Hofe und im Kabinete aufgefaßt“; aber ebenso gewiß sei es auch, daß, nach langen unmittelbaren Verhandlungen zwischen dem Kabinet und Harleß, dieser nur unter der Bedingung „der Aufhebung der jetzt zwischen den Gliedern der lutherischen und der reformirten Kirche in Bayern

bestehenden Sakramentsgemeinschaft“ angenommen habe. Solcher lutherisch-orthodoxe „Fanatismus“ sei aber nicht nach dem Sinne der ungeheuern Mehrheit bayerischer Protestanten, und es werde bereits aus allen protestantischen Theilen Bayerns die Besorgniß vor einer Spaltung laut, welche „die protestantische Kirche des Landes dem Katholicismus gegenüber noch machtloser und widerstandsunfähiger machen müsse, als sie bis jetzt schon dastehet.“ Kurz — man werde durch die staatlich etablierte Machtstellung der Harleß'schen Richtung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man habe bezwecken wollen, nämlich die Stärkung des „Ultramontanismus“ statt seiner Unterdrückung! So raisonniren neben der „Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung“ *) seit ein paar Monaten auch andere unionistisch-freisinnigen Blätter, ohne daß sie jedoch hinder-

*) So schreibt z. B. jene „Berliner Allgemeine Kirchenzeitung“ Nr. 66 ferner aus „München, den 11. August: Wirklich erfolgt, wie dieses bereits alle Blätter melden, ist die Ernennung des Dresdener Harleß zum Präsidenten unseres Oberconsistoriums noch nicht; doch wird dieselbe nicht mehr lange ausbleiben. Der Gedanke hierzu ging vom König selbst aus, und es dürfte seinen Grund, wie so vieles Andere, was sich im kirchlichen Gebiete ereignet hat, zunächst in dem Streben finden, der ultramontanen Partei gegenüber Potenzen entgegengesetzter Richtung anzufinden und auf den Posten zu stellen. Daß man übrigens mit Harleß (dem cidevant oppositionellen Kammermitglied auf den Landtagen von 1840 und 1843) in das protestantische Kirchenleben gerade dasselbe extreme Wesen hineinwerfen wird, das man jetzt im Katholicismus abzuwehren sucht, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Durch diese Berufung wird dem Treiben und den Absichten der bei uns zwar kleinen, aber rührigen Partei des orthodoxen Lutherthums eine gewisse Legalität verliehen, es wird eines der Häupter jener Richtung hereingezogen an die Spitze des Protestantismus, welchem die große Mehrheit unserer evange-

den Einfluß erlangt hätten. Harleß steht bereits an der Spitze des bayerischen Protestantismus — und zwar ist er in Bayern der Erste, welcher als Theologe diese bisher von Juristen versehene, hohe Stelle bekleidet, eine Veränderung der alten Observanz, die Herr Harleß anfänglich zur Erirung des Titels: „Landesbischof“ für sich und den jeweiligen Oberconsistorial-Präsidenten auf alle Zukunft zu sichern getrachtet haben soll *). Zugleich ist seine Stellung im Oberconsistorium noch durch die Ernennung eines bekannten Streikers für lutherische Orthodorie, des Professors Kölling in Erlangen, zum Oberconsistorialrath nach Bedürfniß verstärkt worden. Die glücklich zu Stande gekommene streng lutherische Restauration in Bayern hat denn auch bei der letzten Wittenberger-Conferenz der „lutherischen Kirchenver-

lischen Bevölkerung im Gegensatz zu dem Lutheranismus huldt. Harleß gehört jetzt zu denjenigen, auf der protestantischen Landesuniversität unter den Theologen die Majorität bildenden Orthodoxen, die, wie wohl in neuerer Zeit vorgekommen, das Zulassen von Reformirten zum lutherischen Abendmahl für eine Sünde halten, die jetzt wieder mit dem Excommuniciren anfangen, und von denen man consequent erwarten muß, daß sie, wenn dieser Kanatismus so fortgetrieben wird, in unsern protestantischen Kirchen N. N. vom Genuße des Abendmahls ausschließen müssen“ — die Ehrfurcht verbietet uns nämlich, die hohe Person, gleich dem Correspondenten der „Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung“, mit Namen zu nennen, deren Excommunication in Aussicht gestellt wird, weil sie „bekanntlich der unirten Kirche angehört.“

*) Die akatholischen Juristen sehen — wie die Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Augustheft) berichtet — sehr sauer zu jener Veränderung, und dieß nicht etwa nur aus Gründen des Eigennutzes. Einer derselben hat, nach der Behauptung der „Kirchenzeitung“, geradezu erklärt: „Wenn ein Theologe zum Präsidenten des Oberconsistoriums sich eigne, so qualificire er (der Herr Landrichter) sich eben so gut zum — Feldprediger.“

eine große Freude erregt; man wollte dort wissen, daß sogar der „aus der bayerischen Landeskirche ausgeschiedene Pastor Löhe bei Nürnberg“ noch in das Münchener Consistorium eintreten werde, derselbe Mann, welcher dem Oberconsistorium so eben abgelaufenen Styls straffällig und etwa würdig geschnitten haben soll, nach Art des badischen Pfarrers Eichhorn gemäßregelt zu werden. Wenn aber Bayern jetzt für die „protestantischen Jesuiten“ gegen die heillose Macht des Indifferentismus sich erhebt, so kann die erhebendste Rückwirkung auf die katholischen Verhältnisse gar nicht ausbleiben; ob sie zunächst intendirt ist oder nicht, bleibt gleichgültig. Bekanntlich bildete die kräftige Handhabung der protestantischen Orthodorie eine schwere Beschuldigung gegen das Ministerium Abel; wie in vielen andern Dingen, ist es nun auch hierin gerächt. Ob man jetzt vom protestantischen oder vom katholischen Boden aus anfängt, den Indifferentismus zu bekämpfen, die Consequenzen werden nie ausbleiben.

XXXIX.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Vierter Artikel.

Verhältniß des Menschen zur Gottheit. Sündenfall und Erlösung.

Wenn wir speciell das Verhältniß der Götter und Menschen in's Auge fassen, so wird auch hier unsere Betrachtung ausgehen müssen von dem Glauben der Griechen hinsichtlich der Entstehung des Menschengeschlechtes. Die griechische Vorstellungswise von der Entstehung der Welt überhaupt schließt von vornherein den Gedanken an eine göttliche Schöpfung des Menschengeschlechtes aus. Derselben allein gemäß ist die Annahme, daß die Menschen ähnlich wie die Himmelskörper, Flüsse u. s. w. im Verlaufe der gesammten Weltentwicklung's Daseyn getreten, und vielleicht in der Epoche des Kampfes von Titanen entstanden seien. Daß dieß der gemeinliche Glaube des griechischen Volkes gewesen, darauf deutet der Brauch, bei Eingehung einer Ehe das erste Opfer dem Himmel und der Erde darzubringen, als dem Vater und der Mutter alles Lebens; darauf deuten auch die im vorigen

Artifel angeführten Worte des Pindar: „Es ist ein Geschlecht der Götter und Menschen, beide athmen nur einer Mutter entsproßt“; das ist ebenfalls von Aeschylus ausgesprochen, indem er in seinem Prometheus sagt, Zeus hat das Menschengeschlecht von der Zeit des Kronos her auf Erden vorgefunden; und damit stimmen auch die mancherorts Angaben in den hesiodischen Gedichten überein. Nach der Theogonie zeugte der Titane Iapetos vier Söhne: Atlas, Menoitios, Prometheus und Epimetheus, d. i. die ausdauernde Kraft, der troßige Muth, die Klugheit und Unbesonnenheit; in ihnen ist der Charakter und das Schicksal des Menschengeschlechtes symbolisch dargestellt; sie sind das typische Vorbild desselben in ihrem Thun und Leiden, in ihrem Verhältniß zur Welt und zur Gottheit; und wenn später die Dichter und der Cultus die drei übrigen Brüder unbeachtet ließen, so hoben sie den Prometheus um so bedeutsamer hervor und concentrirten in seiner Person, was bei Hesiod auf die vier Brüder vertheilt ist. Aber auch schon bei Hesiod ist Prometheus die Hauptperson. Er erscheint in der Theogonie und in den „Werken und Tagen“ als der Mittler, oder vielmehr als der Repräsentant des Menschengeschlechtes, und was er als solcher bei dem wichtigsten Act, der Götter und Menschen mit einander in Berührung bringt, thut, das hat für ihn wie für die Menschen gemeinsame Folgen. In einigen Versen verlorengegangener hesiodischer Dichtungen wird aber Prometheus geradezu zum Stammvater der Menschen, oder wenigstens der Griechen, gestempelt, indem er der Vater des Deukalion, und Pandora bald seine Gattin, bald seine Tochter genannt wird. Darnach wäre dem Prometheus ungefähr die Rolle des Noah, oder genauer, die von Noahs Vater zugetheilt. Doch wurde er auch so niemals als bloßer Mensch aufgefaßt, sondern als ein göttlicher Titane, der sterblich ist, und im Gefühle seiner göttlichen Kraft und Intelligenz mit Zeus zu rechten wagt; auch können sich die

nach der deukalionischen Fluth lebenden Menschen nicht alle insgesamt der Abstammung von ihm rühmen, sondern nur das Herrschergeschlecht des Deukalion selbst bildet seine Nachkommenschaft. Das Volk, welches diesem unterthan ist, war entstanden, indem, unter wunderbarer Veranstaltung der Gottheit, die Steine, die Deukalion und Pyrrha hinter sich warfen, in Menschen verwandelt wurden. Diese Art der Menschenschöpfung kommt auch sonst in der griechischen Mythologie vor, sie findet sich namentlich in den äginetischen Mythen, wo Aeolos, der Sohn des Zeus, dadurch ein Volk erhält, daß Zeus auf seine Bitten Ameisen zu Menschen werden läßt.

Dieses Absondern des Herrschergeschlechtes von der großen Masse des Volkes, so auffallend es seyn mag, war durchaus in der Grundanschauung der Griechen begründet, und ein wesentlicher Theil der griechischen Mythologie, so wie des griechischen Cultus steht damit im Zusammenhange. Der religiöse Sinn fühlte das Bedürfniß, jede große Erscheinung und namentlich jede über das gewöhnliche Maß hinausragende menschliche Persönlichkeit unmittelbar auf die Gottheit zurückzuführen, und die der ganzen kosmogonischen Vorstellungswelse entsprechende Form war die Zeugung. Demgemäß gestaltete sich die Lehre von den Heroen als Menschen, die dem einen Theil nach entweder vom Vater, oder von der Mutter göttlicher, und dem andern Theil nach menschlicher Abkunft seien. Alle vornehmen und berühmten Geschlechter, ja ganze Volksstämme führten so ihren Ursprung auf einen Gott und einen Göttersohn zurück, und verehrten jenen als den Stammgott, diesen als den Stammheros. Bis in die spätesten Zeiten bestand der Glaube, daß in solchen Geschlechtern die besondere Kraft und der Segen der Gottheit sich fortpflanze, und daß aus ihnen auch für andere Menschen Heil und Hülfe erwachse; besonders aber wurde der Stammheros, als der nächste und unmittelbare

Sprößling eines Gottes, für den vollkommensten Träger göttlicher Eigenschaften angesehen, in welchem die göttliche Natur am reinsten und durch irdische Bestandtheile noch am wenigsten getrübt zur Erscheinung komme. Die einzelnen Stämme und Geschlechter rüsteten ihren Stammheros mit allen Vorzügen aus, die ihnen selbst für die höchsten galten, und schauten in ihm das Ideal ihrer eigenen Bestrebungen, ihrer eigenen Vorstellungen von Größe und Ruhm und Glück. Demgemäß verehrten sie ihn als Vorbild ihres Ringens und Strebens, als Gründer eines gotterfüllten Geschlechtes, und als stets gegenwärtigen Helfer und Schützer seiner Nachkommen. Manche solcher Göttersöhne aber wurden als Urheber von Glück und Spender von Gaben auch über die Schranken ihres Geschlechtes hinaus verherrlicht; mehrere Stämme, ja das ganze Volk betrachtete einen solchen als den gemeinsamen Schuttpatron, und widmete ihm seine ausgezeichnete Verehrung. So erweiterte sich die Vorstellung des Herakles vom Stammvater der Herakliden zum Stammheros der Dorier und zum Hort aller Griechen. Herakles erscheint als der Götterheld, der dem Vater Zeus im Kampfe mit den Giganten beisteht, und sich freiwillig in Knechtsdienst begibt, um die Erde von Ungeheuern zu reinigen, Länder und Meere zugänglich zu machen, dem Menschengeschlecht alle Arten von Wohlthaten zu erweisen; der darauf in den Olymp aufgenommen, unter Göttern göttlich verehrt wird, und auch dort noch den Mittler und Fürbitter für die Erdenbewohner macht. Ihn redet Pindar (n. VII, 95) folgendermaßen an: „Glückseliger! dir geziemt es, Hero's Gemahl und das blau-
 augige Mädchen zu überreden, und du kannst Abwehr schrecklicher Uebel den Sterblichen oft verleihen.“ Und Hesiod sagt im „Schilde des Herakles“, Zeus habe ihn erzeugt, „um Göttern und sündhaften Menschen einen Abwender des Fluchs zu erwecken.“ Diese Worte und der ganz Ton, welcher in genannter Dichtung herrscht, zeugen laut

genug für den wahren Sinn, welcher den Mythologemen von Heroenzeugungen und dem gesammten Heroencultus zu Grunde lag. Es handelte sich nicht darum, einen frivolen Lipel zu befriedigen — (das war bloß bei den Dichtern der späteren Zeit der Fall, denen der Glaube der Altvordern zu einem Märchen geworden), sondern das treibende Moment war die Idee, daß alles Große und Hehre in der Menschheit dem unmittelbaren Einwirken der Gottheit zuzuschreiben, und daß die wahre Erhebung der gesunkenen Menschheit, die Erlösung derselben von allen physischen und moralischen Uebeln, nur durch substantielle Mittheilung der göttlichen Wesenheit an die menschliche Natur möglich ist. Der Ausdruck dieser Idee war roh und verworren, wie er dem anthropomorphistisch-heidnischen Bewußtseyn nicht anders gelingen konnte.

Hier sehen wir also im Besonderen wiederkehren, was im Allgemeinen schon Gegenstand unserer Betrachtung gewesen: wir fanden nämlich, daß die pantheistische Grundlage der griechischen Weltanschauung die Idee eines ewigen Gottes und einer Welterschöpfung durch denselben ausschloß, aber nicht verhinderte, zum Glauben an eine, wenn auch selbst gewordene und aus einer Vielheit von Personen bestehende, doch über alle anderen Wesen weit erhabene, Gottheit und an eine Weltregierung zu gelangen. Dieß zeigt sich nun am auffallendsten in dem speciellen Verhältniß des Menschen zu Gott. Nach der kosmogonischen Grundanschauung wäre zu erwarten, daß das Leben der Götter und Menschen auf ganz selbstständigen, von einander gesonderten Bahnen verlaufen, und daß die einen unabhängig von den andern nur nach immanenten Gesetzen ihres Daseyns Kreise vollziehen würden, daß also Götter wie Menschen ihr Wohl und Wehe in sich tragen und von nichts bedingt seyn würden, als durch ihre eigene Natur oder von jener dunklen Macht, von welcher die

gesamte Weltentwicklung ausgegangen und jede Art von Wesen ihre Eigenthümlichkeit, ihren bestimmten Antheil am Seyn erhalten hat, d. h. vom Schicksal. Diese Idee lebte auch wirklich im griechischen Bewußtseyn. Die Moira waltete mächtig und geheimnißvoll über Göttern und Menschen; sie hatte Selben von Anfang an ihren Antheil, ihre Späthe zugewiesen und jedem einzelnen der zu dieser oder jener Gattung gehörenden Wesen eine bestimmte Individualität, ein bestimmtes Maß von Kraft und ein bestimmtes Ziel des Wissens gegeben. Aber die abstracte, unfaßbare Moira trat vor den plastischen lebensvollen Gestalten der olympischen Götter mehr und mehr in den Hintergrund; sie schrumpfte zusammen zu dem Begriff allgemeiner Gesezmäßigkeit, welche die Götter und Menschen zwar nicht verletzen durften, welche die Götter aber auch nicht verletzen wollten, sondern frei in ihren Willen mit ausnahmen und darüber wachten, daß sie auch von den Menschen respectirt wurde. Dieß gilt namentlich vom Gott der Götter, von Zeus. Er war der Wächter des Schicksals und bestrafte die Verletzung der von ihm gegebenen Schranken an Göttern und Menschen; er wurde aufgefaßt als Vater der drei Moiren und ertheilte durch diese seine Töchter oder auch unmittelbar allen Menschen ihr Loos zu. Schon bei Homer kommt oft die Moira des Zeus identisch vor mit dem Willen des Zeus, und bei späteren Dichtern, z. B. bei Pindar ist dieß der gewöhnliche Sprachgebrauch.

So wurden die olympischen Götter aufgefaßt als die Herren und Lenker alles natürlichen und menschlichen Lebens, und der als Regent der Welt im gesammten Welthaushalte väterlich waltende Zeus erhielt das stehende Epitheton: „der Vater der Götter und Menschen.“ Zeus, und unter ihm die übrigen Götter, traf alle Ordnungen, verlieh alle Gaben, welche zum Glück des Menschen als physischen, moralischen und intellektuellen Wesens nöthig waren, und das nicht bloß im Großen und Ganzen, sondern die göttliche Hülfe war dem Menschen

unter wache, von der Geburt bis zum Grabe, im Blick wie in der Angst, und die göttliche Gnade war es, die im Menschen alles Gute und Große vollbrachte. Aber Zeus war der strenge Wächter über Gesetz und Recht, der Hort der moralischen Weltordnung, welcher das Gute lobte, das Böse bestrafte; doch war er zugleich ein barmherziger Richter, der Reue und Sühne annahm, und nicht dem einzelnen Sündern verzieh, sondern auch das ganze Menschengeschlecht aus seiner Versunkenheit emporzuheben und durch Mittheilung göttlicher Kraft substantiell zu neuen schufte.

Dies ist der Kern aller griechischen Mythen und gottesdienstlichen Gebräuche, zwar verdeckt und entstellt durch mancherlei heidnisches Beiwerk, aber nicht unschwer zu erkennen, von bei den ältesten Dichtern und in den ältesten Culten. Die Grundlage aller Beziehungen der Menschheit zur Gottheit bildete das Bewußtseyn der totalen Abhängigkeit der Menschen von der letztern, und das ganze religiöse Leben erhielt seinen Impuls durch das Gefühl der Schuld und das Bedürfnis nach Erlösung.

Das Gefühl der Schuld war aber nicht nur partiell, es war bloß das Resultat bestimmter Vergehungen einzelner Menschen, sondern es äußerte sich als das Bewußtseyn von Sündenschuld, die auf dem ganzen Menschengeschlecht lastete, und in Folge deren das Wesen desselben alterirt, und der gesamte Bestand desselben verdorben und verschlechtert sei. Den Vorwurf dieses Sündenfalls mit seinen unglückseligen Folgen erhielt der Mythos von Prometheus.

Prometheus, der Prototyp und Repräsentant des Menschengeschlechts, machte den Mittler zwischen Göttern und Menschen, als diese das erste Opfer darbringen wollten; da er, der Arglistige auf die eine Seite das Fleisch und die Eingeweide des Opferthieres, mit der Haut umwickelt, auf die andere die Knochen mit gleißendem Fett lockend überdeckt,

und heißt nun den Zeus wählen, welchen Theil er wohl in der thörichten Hoffnung, dieser werde sich durch den Schmeichler betrogen lassen. Zeus nimmt wirklich den schlechteren Theil, aber nicht, weil er sich wirklich hatte täuschen lassen, sondern weil er die frevelnde Arglist strafen, und sie deswegen vollständig erfüllen lassen und ohne Ausrede überführen will. Da sie erfüllt ist, bestraft er die Menschen (mit deren Wissen und Willen der Betrug geübt worden) dadurch, daß er ihnen das Feuer vorenthält. Aber der schlaue Prometheus weiß ihnen auch wider Willen des Zeus das Feuer zu verschaffen; er entwendet es heimlich und bringt es in einer Gerulstaube zu den Menschen, und zugleich gibt er ihnen Anleitung, mit Hülfe desselben nicht bloß ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, sondern eine Menge Künste zu betreiben, wodurch sie sich zu Herren der Natur machen, und diese nach allen Seiten ausbeuten können. Dadurch werden sie in den Wahn, der Götter nicht zu bedürfen, und in dem Hang zum Materialismus und Genußsucht noch mehr bestärkt. Da schließt Zeus, sie durch ihre eigene Thorheit zu strafen. Er sendet ihnen die Pandora. Epimetheus kann diesem reizenden Gebilde nicht widerstehen; er nimmt sie auf, gegen die Warnung seines schlaunen Bruders, und Pandora öffnet sofort das Faß, worin die Uebel bisher eingeschlossen; die Uebel stürmen heraus, die Hoffnung dagegen bleibt darin zurück und nun beginnt das menschliche Leben von jeder Plage und Noth heimgesucht zu werden. Denn während alle physische und moralische Uebel dasselbe schrankenlos beherrschen, hat Zeus den Menschen zugleich alles, was sie sonst im Ueberflusse und ohne Mühe hatten, vor, und sie müssen unter Schweiß und Kummer sich selbst mühsam erringen, was die Nothdurft des Lebens erheischt. Prometheus selbst wird dadurch bestraft, daß er aller Gemeinschaft mit Menschen entzogen und mit Ketten an den Kaukasus angeschmiedet wird, und als er sein Vergehen noch durch Trotz gegen Zeus

gert, schlägt ihn der Blitz des Zeus unter die Erde, und darauf frist ihm einen Tag um den andern ein Sees die Leber aus.

Dieser Mythos stellt die Idee des Sündenfalls auf eine sehr sinnreiche Weise dar. Habsucht und arglistige Vermeessenheit, die Unwissenheit der Gottheit auf die Probe zu stellen, bilden den Beweggrund zum Vergehen; und dies wird begangen auf die allerfulminanteste Weise; es wird nämlich begangen beim Opfer, und zwar bei dem ersten Opfer, welches die Menschen den Göttern darbringen, also gerade beim feierlichen Acte der Huldigung, der demüthigen Anerkennung der göttlichen Superiorität von Seiten der hilflosbedürftigen Menschheit. Zur Strafe wird den Menschen das Element entzogen, mit dem sie so freventlich Mißbrauch getrieben bei ihrem Scheinopfer, und ohne welches ein wahrhaft menschliches Leben nicht möglich ist. Anstatt zu bereuen, wenden sie sich desto mehr jenem verführerischen Erdgeiste zu, der ihnen das Jügel wieder verschafft, und ihrem auf das Irdische gerichteten Sinne volle Befriedigung gibt, zugleich aber auch den Riß zwischen Göttern und Menschen unendlich vergrößert. Aber so klug der übermüthige Egoismus auch scheint, er ist doch blind, und gräbt sich in seiner Verblendung sein eigenes Grab. Dem Prometheus (Vorbedacht) steht ein Epimetheus (Nachbedacht) zur Seite, und so greift die verblendete Sinnlichkeit begierig nach dem Geschenke, welches die Götter zur Strafe bereitet hatten; Pandora wird die Stammutter des weiblichen Geschlechtes,

„welches den sterblichen Männern der Leiden viele gebracht hat; — denn es lebten zuvor die Stämme der Menschen auf Erden fern von jeglichem Uebel und fern von Mühen und Arbeit, auch von schrecklicher Krankheit fern, die den Männern den Tod gibt. Aber das Weib nahm weg vom großen Fasse den Deckel, und es entschlüpften die Uebel, den Menschen zum großen Verderben.“

So war also die Folge des Sündenfalles für die Men-

schen der Tod, ein Leben voll Mühen und Leiden, ein Zustand der entfesselten Leidenschaft, der moralischen Versunkenheit. Aber auch den Versüßer traf furchtbare Strafe, und diese ward gesteigert, als er seinem Truge noch Troß hinzufügte. Doch kam endlich dem gefesselten Prometheus der Tag der Versöhnung mit Zeus und der Erlösung von seinen Leiden. Herakles, der mächtige Hirt der Wehrlosen und Schwachen, tödtete den Oeier, und Cheiron, der sinnige Gott, der die Heroen in allen edlen Künsten unterwies, dem aber Herakles unversehens eine schmerzhafteste Wunde beigebracht hatte, erfüllte für Prometheus die Sühne, indem er freiwillig für ihn in den Hades hinabstieg.

Prometheus aber war ein Prototyp der Menschheit nicht bloß hinsichtlich der Sünde, sondern auch in Bezug auf die Erlösung. Diese ward in vielfacher Weise durch die Gottheit selbst vermittelt, hauptsächlich durch die nach Weisung der verschiedenen Götter selbst gegründeten Heiligthümer mit ihren reinigenden, sühnenden Opfern und Weißen, und durch die substantielle Erhebung des Menschengeschlechts mittelst der Zeugung von Heroen, so wie durch die heilbringenden Thaten, welche diese bei ihren Lebzeiten ausübten, und nach ihrem Tode als mächtige Schutzpatrone ihren Verehrern zuwiesen. Und hier sehen wir, daß nicht zufällig Herakles der Erlöser des Prometheus war; denn er war auch für die Menschen im Leben wie im Tode unter allen Heroen der größte Helfer und Retter.

Wichtig sowohl für die Beurtheilung der Motive der Bestrafung wie der Erlösung sind folgende Verse der Theogonie des Hesiod:

Herakles tödtete diesen (den Oeier) und wehrte das furchtbare Leiden
Ab vom Taphetioniden und macht' seinem Jammer ein Ende.
Nicht ohne Willen des Zeus, der königlich thront im Olympos:
Daß noch hehrer der Ruhm des thebanischen Herakles
blühe,

Als er zuvor schon erfüllte die nahrungspendende Erde.

Darum hätte er Gnade zu Ehren des herrlichen Sohnes, ..
 Und er verbannte den Jorn, den mächtigen, den er einst sahle, ..
 Weil sich Jener vermaß zu verstellen den Willen Kronion's.

Hier bietet die griechische Religion in Mythen und Ent-
 wicklungen vielfache Analogien zum Christenthume; ge-
 rade hier zeigt eine sorgfältigere Betrachtung, daß jene zu-
 erst nach ihrem innersten Wesen nicht in absolutem Ge-
 nusse steht, sondern daß die griechische Religion zur christ-
 lichen sich verhält wie ein Bild, eine Ahnung, untrant von
 Wachsen einer reichen, aber getrüben Phantasie, zur Wirk-
 lichkeit und Wahrheit in aller Klarheit und Fülle. Daher
 nun auch gerade hier die griechische Religion in ihrem Kern
 in ihrer tiefsten, eigentlichsten Bedeutung nur vom Stand-
 punkte des Christenthums aus erkannt werden. So interessant
 ! Indes ist, diese Analogien zu verfolgen, so ist doch hier
 nicht der Ort, sie auszuführen, und wir müssen uns mit den
 gegebenen Andeutungen begnügen, um noch Einiges vorzu-
 sagen über die Art und Weise, wie nach griechischem Glaus-
 die Gottheit in das menschliche Leben selbst helfend und
 stehend eingriff, und dem Menschen auf dem Wege nach
 seiner Bestimmung stets mächtig zur Seite stand.

Zuvor müssen wir jedoch einen flüchtigen Seitenblick auf
 den Mythos werfen, der in Bezug auf Entstehung der Men-
 schen, in Bezug auf das Verhältniß von Heroen und Men-
 schen und noch in manchen andern Punkten von den darge-
 legten Ideen nicht wenig abweicht. Dieß ist der in den
 "Werken und Tagen" des Hesiod erzählte Mythos von den
 fünf Weltaltern. Darnach wären die Menschen in's Daseyn
 rufen durch einen Act der göttlichen Schöpfung, oder viel-
 mehr durch mehrere Acte, die in zwei Linien vor sich gehen,
 in denen die zweite zur ersten, und innerhalb deren wieder
 die folgende Stufe zur vorhergehenden in depotenzirender
 Weise erfolgt. In erster Linie stehen das goldene, silberne,
 dritte Geschlecht, geschaffen durch die Götter, welche unter

Kronos herrschten, in zweiter Linie stellt sich das heroische und eiserne Geschlecht dar, geschaffen durch Zeus. Das Auffallendste an diesem vereinzelt dastehenden Mythos ist, außer der bestimmten Angabe der göttlichen Schöpfung, die völlige Isolirung der verschiedenen Geschlechter, wornach zum Beispiel die Heroen vor Troja und die Griechen der geschichtlichen Zeit in gar keinem geschlechtlichen Zusammenhange stehen, indem letztere erst auftreten, nachdem erstere sämmtlich von der Erde verschwunden sind; und so ist es bei allen Geschlechtern: die Gottheit vertilgt erst das eine und schafft dann das andere. Merkwürdig ist ferner, daß wohl hier und da der Gedanke auftaucht, daß die Verschlechterung des Geschlechts durch die eigene Schuld eintrete, vorherrschend jedoch die Ansicht, daß die stufenweise Verschlechterung in verschiedenen Geschlechtern in dem Willen und Schaffen der Götter selbst seinen Grund hat. Endlich macht sich durchweg eine so düstere und mit den bestehenden Verhältnissen in Welt- und Menschenleben so unzufriedene, so gänzlich fallene Stimmung bemerklich, wie sie in dem Grade sich nirgends ausgesprochen findet, und auch dem griechischen Charakter durchaus nicht gemäß ist.

Das Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit des menschlichen Lebens von höheren Mächten kann sich kaum stärker äußern, als wir es in dem religiösen Bewußtseyn der Griechen ausgedrückt finden. Nach griechischem Glauben ist die Götter nicht nur über das ganze Menschengeschlecht, sondern Grundbedingungen seines physischen und moralischen Seyns, Macht und Vorsicht, sondern das Geschick und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker und Staaten, ja einzelner Menschen, war durch Götterwillen gegeben, selbst der Impuls zu einzelnen Handlungen, sowie der Erfolg derselben ging von der Gottheit aus. Wir finden diese Idee in gleicher Stärke von allen griechischen Dichtern ausgesprochen, von Homer bis auf die Tragiker, nur mit dem

schiede, daß sie immer reiner und wahrer hervortritt, je die Vorstellung von den Göttern selbst sich läutert. Und nämlich bei Homer die Abhängigkeit der Menschen der Gottheit neben richtigeren und reineren Begriffen sich nur als slavische Unterwürfigkeit unter despotische Herr und selbst unter dämonische Bosheit erscheint, so sehr, wie fast jeder Ode des Pindar die Idee einer solchen Weltordnung und der Lenkung des menschlichen Lebens durch eine allmächtige, weise und gütige Gottheit zu Grunde liegt, und in den Tragödien des Aeschylus und Sophocles wird uns geradezu der Schleier von den Augen gehoben, so daß wir freien und klaren Blickes in das innere Leben des göttlichen Haushaltes schauen, und mit Staunen und Ehrfurcht das Walten der Allmacht und Weisheit in den Schicksalen der Menschen erkennen, ja das persönliche lebhaftige Eingreifen gütiger und gerechter Götter in menschliche Leben gewahren. Es ist interessant, diesen Schritt zu der wahren und geläuterten Vorstellung von der göttlichen Vorsehung in der Auswahl, der Darstellung und der Veränderung der Mythen bei den griechischen Dichtern zu verfolgen. Am einfachsten und unzweideutigsten aber finden wir den Kern des griechischen Glaubens in dieser Beziehung ausgesprochen in jenen direkten Aussprüchen, die in großer Anzahl und in herrlicher Form von den griechischen Dichtern aller Zeiten und Gattungen ausgegangen sind. Haben einige hierher gehörigen schon im vorigen Artikel geführt, und es ist nichts leichter, als eine reiche Blumenlese nicht bloß aus Pindar und den Tragikern, sondern auch Homer und Hesiod und andern älteren Dichtern zusammenzubringen.

So hat, um nur ein Beispiel zu geben, das mächtigste Kennzeichen der Gottheit in allen menschlichen Verhältnissen treffend in Theognis in folgenden Versen geschildert:

Es ist, Kynos, ja Keiner des Glücks Urheber und Unheils,
Sondern die Götter allein geben dieß Doppelgeschick;

nämlich in der Götterversammlung den Zeus reden, und legt ihm den Tadel gegen die Menschen in den Mund, daß dieselben sich mit Unrecht immer über die Götter beschwerten; denn sie seien einzig und allein an ihren Leiden und Plagen selbst Schuld. So habe er den Megisthes gewarnt vor seinem Frevel gegen Agamemnon, und die Strafe, welche ihn treffen würde, voraus wissen lassen; dieser aber habe nicht darauf gehört, sondern seiner Leidenschaft nachgegeben, das Verbrechen begangen, und damit die angedrohte Strafe verwirkt. Diese Worte, um so bedeutungsvoller, da sie dem Zeus selbst zugeschrieben werden, zeugen nicht nur für das Walten einer göttlichen, um Tugend und Wohlfahrt der Menschen besorgten Vorsehung, nicht nur für den Glauben an eine sittliche Weltordnung, wornach auf die Sünde die Strafe folgt, sondern auch dafür, daß der Mensch fähig sei, göttliche Warnungen zu vernehmen, und durch freie Befolgung des göttlichen Gebotes sich vor Sünde und Verderben zu bewahren. Solche Stellen sind wohl geeignet, den Compaß abzugeben, der uns zum Kern der homerischen Weltanschauung führen wird, und an den wir uns halten können, wenn anderwärts die Wahrheit verdüstert und alterirt erscheint. Und was den vorliegenden Fall betrifft, so ist sie es in den homerischen Gedichten allerdings oft genug und zwar nach beiden Seiten hin: indem eines Theils die Einwirkung der Götter nicht immer eine gute und aus lauterer Beweggründen hervorgehende ist, sondern gar oft Täuschung und Verwirrung bewirkt, und aus Neid und Haß erfolgt; anderen Theils aber auch der Mensch diesen Einflüssen keine Kraft entgegenzusetzen hat, und völlig als ein willenloses Spiel des Schicksals erscheint.

Sehr unzweideutig tritt übrigens die reine Ansicht auch in den hauptsächlichsten der hierher gehörigen mythischen Darstellungen bei Homer hervor, namentlich in dem Wirken der Mte und der Erinnyes.

Ate ist nach Homer eine Tochter des Zeus, aber sie ist keines von den Kindern des Götterkönigs, welche im Olymp ein seliges Leben führen; sondern sie ist vom Vater aus den himmlischen Wohnungen verstoßen, weil sie sich unterstand, diesen selbst zu verblenden. Seitdem schweift sie mit flüchtigem Fuß und frechem Blick auf Erden herum, und geht darauf aus, die Menschen zur Sünde zu verführen. Dies geschieht durch Verblendung; nicht durch Paralyfierung der Willenskraft, sondern durch Verwirrung des Urtheils, in welcher der Mensch seine Verhältnisse nicht mehr überfiehet, gut und böse nicht mehr unterscheidet, und Handlungen begeht, die ihm und Andern Verderben bringen. So betödt sie den Glaucos, seine goldenen Waffen gegen eiserne zu vertauschen, so den Agamemnon, sich gegen den Achilles zu verfahren. Demnach wird die Verführung zu Thorheit und Sünde nicht dem Zeus, oder sonst einem der olympischen Götter beigelegt, sondern einem aus dem Olymp verstoßenen und dämonisch auf Erden hausenden Wesen. Zwar handelt sie nicht immer aus eigenem Antrieb, verführt die Menschen nicht immer zu ihrer eigenen Lust, sondern bisweilen thut sie es auf Befehl des Zeus, der Moira und der Erinnyes. Aber damit will Homer nicht etwa sagen, daß Zeus nach Laune und Belieben die Menschen zum Bösen antreiben lasse; solche Annahme wird durch die Schilderung der Umstände und durch die Erwähnung jener beiden Göttinnen, in deren Gemeinschaft Zeus in solchen Fällen handelnd erscheint, ohne weiteres befestigt. Es liegt darin vielmehr die tiefsinnige Idee, daß die Sünde die Strafe der Sünde ist, d. h. die Strafe einer Sünde in der Verlockung und in dem Verfallen zu neuen Sünden besteht. Denn Zeus hegt die Ate nicht an ganz schuldlose Menschen, noch thut er es willkürlich, sondern in der Weise, wie das Gesetz des Lebens und die in dem Dienste desselben waltende Gerechtigkeit es erfordert. Moira nämlich ist, wie schon früher bemerkt, der Inbegriff

z allgemeinen Geseßlichkeit, an dem alle Menschen in bestimmter, individueller Weise Antheil haben, und Erinnys (oder auch in der Mehrzahl die Erinnynen) ist im weitern Sinne überhaupt die Dienerin der Moira, die Vollstreckerin und Vermittlerin ihres Willens, im engeren ist sie die Rächerin jeder bösen That, insbesondere jeder Impletät gegen Vater und Mutter, gegen alte und unglückliche Personen. Sie ist den unterirdischen Göttern, dem Hades und der Persephone, zugesellt, ihre Wohnung ist im Erebos und ihr gewöhnliches Epitheton die „im Dunkel Wandelnde, die unerlöschlichen Herzens ist.“ Daß bei Homer die Erinnynen noch ~~als~~ ~~die~~ rächenden Gottheiten seien, welche den verfolgen, ~~die~~ ~~etwas~~ Böses gethan, sondern bloß Bestraferinnen solcher, die sich an den Göttern selbst vergangen haben — ist eine ganz unrichtige Behauptung, hervorgegangen aus der falschen Auffassung eines homerischen Verses und aus der völligen Ignorirung aller andern Stellen, in welchen die Erinnynen vorkommen.

Die Strafe der Sünde besteht nun nach griechischer Ansicht vor Allem in der Pein des bösen Gewissens, und die Erinnynen erscheinen hauptsächlich als Personification der Gewissensqualen; aber auch äußere Strafen an Leben und Gesundheit, Gut und Ehre hat die Sünde in ihrem Gefolge, die guten, segensreichen Götter wenden sich ab von dem Sünder und strafende Dämonen verfolgen ihn von Ort zu Ort, oder Zeus sendet unmittelbar Unglück und Verderben. Und wie der Grieche glaubte, daß in Folge des Betruges beim ersten Opfer das ganze Menschengeschlecht durch alle Generationen büßen müsse, so trug er die Idee der Solidarietät in Bezug auf Schuld und Strafe auch auf alle Lebensverhältnisse über, und war der Ansicht, daß die Völker für die Sünden ihrer Fürsten, die Nachkommen für die Vergehungen ihrer Vorfahren büßen müßten. Dieser Gedanke zeigt sich durch die meisten und bedeutendsten Mythen, z. B.

durch die der Pelopiden und Labdakiden; er lag auch den meisten Cultushandlungen zu Grunde, und ist mannigfach von Dichtern direct und indirect ausgesprochen worden. So unter andern von Solon in folgenden Versen:

Ihr, des Olympischen Zeus und Mnemosyne's strahlende Kinder,
Musen, Pierischer Chor, höret mich Flehenden an!

Gegen mir schenkt durch die Huld Unsterblicher; doch von den Menschen
Daß mir bei Allen zumal blüh' ein untadlicher Ruf.

So mag süß ich Befreundeten nah'n, Feindseligen herbe,
Jenen verehrungswerth, fürchterlich biesen zu schau'n.

Güterbesiß zwar locket mein Herz; doch erwerben mit Unrecht

Mag ich ihn nicht: denn stets folgt die Strafe darauf.

Reichthum, welchen die Götter verleih'n, er läßt von dem Manne
Nimmer, und hebt sich vom Grund sicher gewurzelt empor.

Ist er jedoch von den Menschen erzeugt, entstammt er dem Frevel

Wider das Recht, dann folgt zögernd er sträubenden Schritte,
Unfreiwillig der schmachlichen That; bald mischt sich ihm Unheil.

Schwach zwar glimmt es zuerst, gleich wie ein Feuer empor;
Doch aus verächtlichem Keim bricht unheilsschwere Vollenbung.

Denn nie mögen dem Mann frevele Thaten besteh'n;

Sondern das Ziel bringt Zeus von Jeglichem: denn wie auf einmal

Nahend die Windesbrant rasch theilt das Nebelgewölk,

Früh in dem Lenz, die des Meeres unwirthliche Wogenerbrandung

Wild in den Tiefen erregt und durch das Waizengefeld'

Freudige Saaten verheert, — zu dem Sitze der Götter sich auch hebt,

Hoch zum Himmel und jezt wiederum heiter gewährt,

Daß neu Helios' Kraft herglänzt auf gesegnete Fruchtan'n

Herrlich, und nirgend die Spur düsternder Wolken noch dräut:

Also erscheint Zeus' Rachegericht; doch auf Jeglichen niemals,

Gleich wie der sterbliche Mann, zürnet er eifernden Sinn.

Aber verhüllt bleibt Keiner ihm ewiglich, welcher verwegnen

Muth in sich hegt, und er kommt endlich zum Lichte gewiß.

Nur büßt dieser sogleich, der später dann: ja wenn sie
selbst auch

Flohen und nimmer sie mehr faßte der Götter Geschick,
Kommt es doch einmal endlich, und schuldlos büßen die
Uthat

Eigene Kinder noch ab oder das Folgegeschlecht.

Hier finden wir zugleich den Gedanken ausgesprochen,

aß die Strafe nicht endlos ist, sondern daß die Schuld ge-
 lüht werden kann. „Nicht wie ein sterblicher Mann zürnt
 Zeus eifernden Sinnes“, und nach dem verheerenden Sturm
 läßt er den segnenden Strahl der Sonne wieder scheinen.
 Auch schon Homer sagt, daß die Götter nicht das Verderben,
 sondern das Glück der Menschen wollen. Als die Bedin-
 gungen, das Strafgericht für begangene Sünden abzuwen-
 den, galten Geständniß und Gebet, Reue und Buße, Besser-
 ung und Genugthuung; und bestimmten sacramentalen Hand-
 lungen (Reinigungen, Sühnopfern u.) schrieb man die Kraft
 zu, die Folgen der Schuld von dem Menschen hinwegzuneh-
 men und ihn mit der Gottheit zu versöhnen.

Das Wesen und die Macht des Gebetes ist schön von
 Homer dargestellt in der Erzählung von den Litai. Auch
 sie sind Töchter des Zeus, und der völlige Gegensatz zur
 Eris. Unansehnlich von Gestalt, lahm und hinkend, gehen
 sie hinter der hoffärtigen Ate einher, und suchen wieder gut
 zu machen, was durch jene Böses gestiftet worden; wer auf
 sie hört und ihnen nachgibt, dem vergelten sie es durch Glück
 bei Zeus; wer sie aber hart und unversöhnlich abweist,
 den klagen sie an bei Zeus und veranlassen ihn, daß er die
 Eris über ihn schickt.

Wir müssen es uns versagen, diesen Gegenstand hier
 noch weiter zu erörtern, und verzichten auf die Beleuchtung
 desselben nach seiner positiven Seite, d. h. auf die Darstel-
 lung der Art und Weise, wie nach griechischer Ansicht die
 Gnade der Götter in den Menschen wirke, und wie die
 Gunst derselben von den Menschen erworben werden könne.
 Dieß, so wie eine Darlegung der gottesdienstlichen Gebräuche,
 die den Menschen von der Geburt bis zum Grabe in innig-
 ster Verbindung mit der Gottheit erhielten, würde den Raum
 einer besondern Abhandlung in Anspruch nehmen. Die ge-
 gebenen Andeutungen werden genügen, eine ungefähre Vor-
 stellung zu gewähren von der Ansicht der Griechen über eine

Ihre Grundlage aber war eine Weltanschauung, w
nichts von einer ewigen Bestimmung der Mensch
sondern die Aufgabe derselben auf dieses Erdenl
schränkt, und nach demselben wohl noch eine Fort
nimmt, aber eine solche, die nicht eine Fortsetzung,
lung und Vollendung des Erdenlebens bildet, son
in einem traumartigen, vegetativen Zustande best
Dessen haar, was das Leben erst zum Leben macht
klar, daß auf diesem Boden die Idee einer moralisch
ordnung und einer Erlösung der Menschheit nur seh
kommen zur Erscheinung kommen konnte. Die Gri
ben indeß auf dem Höhepunkt ihres geschichtlichen
diesen beschränkten Standpunkt überschritten und — a
Weise? ist noch nicht hinlänglich erklärt *) — den
an die Unsterblichkeit des Geistes, und damit die
ewigen Bestimmung der Menschheit gewonnen. U
Ideen haben nicht etwa nur einige bevorzugte Denl

*) Bedeutsame Spuren einer höheren Meinung über das
dem Tode finden wir schon in den ältesten griechischen

und einem kleinen Kreise von Schülern anvertraut; nein, sie wurden von den Dichtern bei Cultushandlungen in begeisterten Gesängen vorgetragen, und fanden selbst in einem großartigen, hochgefeierten Cultus, der in vielen Stücken, namentlich in der Zulassung von Fremden und wahrscheinlich auch von Slaven, über die althellenische Weise hinaus ging, eine mächtige Stütze und zwar in der Weise, daß durch denselben nicht nur der Glaube an die Unsterblichkeit in den Gemüthern angefaßt und belebt, sondern auch die Hoffnung, zum ewigen Heile zu gelangen, den Gläubigen und Geweihten zugesichert wurde. Dieß geschah in den eleusinischen Mysterien. — Von den Dichtern aber, welche jene Ideen zur Basis ihrer Lebensansicht machten und dieselben in herrlichen Liedern aussprachen, hat dieß keiner so klar und entschieden und überwältigend gethan, als Pindar, und zwar gemeist in seinen Leichengesängen (Threnen), von denen wir freilich nur noch einige kostbaren Bruchstücke besitzen, und in der zweiten olympischen Ode, dem prachtvollen Siegesgesang auf König Theron von Akragas. Hier lehrt er, daß sofort nach dem Scheiden aus diesem Leben den Menschen ein strenger Todtenrichter erwartet und ihm vergilt, nach dem er gehandelt hat, und welcher die guten Menschen an einen Ort der seligsten Ruhe, die Bösen an einen Ort der schrecklichsten Qualen verweist; darauf kehren die Seelen wieder auf die Erde zurück, treten wieder in bestimmte Verhältnisse des Lebens ein, und werden nach ihrem abermaligen Absterben abermals einem Gerichte unterworfen. Erst wer diesen Kreislauf dreimal vollendet und die Prüfung gut bestanden hat, geht ein in das Reich der vollen Seligkeit und Vollendung. In demselben thront als Herrscher Kronos. Die Titanen sind mit Zeus versöhnt, und Zeus läßt es geschehen, daß Kronos und mit ihm die hochverehrte Göttermutter Rhea den erhabeneren Thron im Reiche der Vollendung einnimmt, während er selbst sich mit der Herrschaft im Reiche

des Werdens begnügt. Also lehrt Pindar in folge Versen:

— — Denn was in Zeus' Gebiete
 Berruchtes ward begangen,
 Dem fällt in der Unterwelt unerbittlich
 den Spruch ein strenger Richter.
 Doch stets, des Nachts wie am Tage, umstrahlt
 eine Sonne die Guten, es schauet ihr Aug'
 Nie Qual und Noth, nimmer durchwühlet den Boden
 die Kraft ihrer Hände, noch die wogende Fluth —
 In fristen ein karglich Loos. Thränenlos weilen dort
 mit machtvollen, allverehrten Göttern vereint,
 Die Treue und Glauben heilig bewahrt —
 die Andern erdulden graußige Pein.
 Doch denen dreimal gelungen, vor Unrecht
 so hier wie dort sich zu wahren das Herz,
 Die wallen auf Zeus' Bahn zum Thurme des Kronos;
 wo der Seligen Inseln Okeanos' Hauch
 Stets lieblich umwehet, und Blumen von Gold ergläh'n:
 die einen dem Land an Stauden entsproßt,
 Die andern des Wassers währendem Raß:
 mit ihren Gewinden schmücken sie dort
 Sich Arm' und Haupt, auf Rhabdamanthys' Wort,
 den zum trauten Genossen erkor
 Der Allvater Kronos, Rhea's Gemahl, die hoch
 vor Allen prangt auf hehrestem Thron.

XL.

L i t e r a t u r.

Die römische Revolution vor dem Urtheile der Unparteilichen. Aus dem Italienischen, nach den Ausgaben von Florenz und Neapel, übertragen von M. W. A. Augsburg 1852. Schmid'sche Buchhandlung. S. VI. 339.

Die römische Revolution von 1848 ist nicht nur im Allgemeinen eine der lehrreichsten Erscheinungen in der neuesten Geschichte, sondern sie bietet auch in ihren Einzelheiten ein äußerst interessantes und lebendiges Bild der heutigen Zustände Europa's, und der italienischen Halbinsel im Besonderen, dar, so daß mehrfache und vielseitige Darstellungen derselben immer sehr wünschenswerth bleiben müssen. Hatten bereits mehrere Schriften, wie namentlich das reichhaltige Werk von Alphonse Balleydier (*Histoire de la révolution de Rome, Tableaux religieux, politiques et milit. des années 1846 à 1850 en Italie, Paris 1851, 3. ed.*), viele einzelnen Parthien des großen Drama's in sehr anziehender Weise hervorgehoben, hatte Bresciano's „Ebreo di Verona“ dem gebildeten italienischen Publikum die Abgründe des demagogischen Treibens und den widerchristlichen Geist, der diese Revolution beseelte, in ausgedehnten Schilderungen

und mit den lebendigsten Farben vor Augen gestellt — anderer Bearbeitungen, wie sie auch diese Blätter brachten, nicht zu gedenken — so war immer noch eine für einen weiteren Leserkreis berechnete Schrift Bedürfniß, die, mit gehöriger Präcision und Klarheit die wichtigsten Thatsachen in einen Rahmen zusammenfassend, aus unzweifelhaften Documenten das Princip, von dem jene Bewegung ausging, und das Ziel, auf das sie hinsteuerte, auch den minder hell Sehenden verdeutlichte und den vielfachen Illusionen kräftig entgegentrat, die auch nach dem kläglichen Ausgange des frevelhaften Beginns noch bei Vielen übrig bleiben konnten. Und in der That, es mag in Italien und auch anderswärts nicht Wenige geben, die wirklich sich einreden lassen, es wäre die anfangs so grauenvolle Revolution in ihrem späteren Verlaufe denn doch noch zahmer und lieblicher geworden, es hätte die auf blutgedüngtem Boden gegründete Republik, wenn man ihr nur Zeit gelassen, jene Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt schon noch ergossen, die sie den bethörten Massen hochprahlenden Tones verhieß — Leute, die alles Ernstes dem Wahne sich hingeben, es lasse die Natur des Wolfes oder des Tigers sich irgend mit der des Lammes vertauschen. Fehlt es doch nie an einer bedeutenden Zahl von Menschen, an denen die eindringlichsten Lehren der Geschichte spurlos vorübergehen, und die derlei Dinge eher wieder vergessen haben, als sie dieselben auch nur annäherungsweise erfaßten. Die mazzinisch-gefinnten Blätter Italiens versäumten auch, seitdem die „glorreiche“ Republik einem so frühzeitigen Tode erlegen, nie, die evidentesten Thatsachen theils frech wegzuläugnen, theils zu rechtfertigen und zu entschuldigen, oder wenigstens doch die Bitterkeit der Erinnerungen zu mildern. Um so verdienstlicher ist das oben angezeigte und nun in einer gelungenen Uebersetzung vor uns liegende Werk. Der Verfasser wählt aus der Fülle der Thatsachen und Ereignisse nur die bedeutendsten aus, und

ist daran den durchaus antichristlichen, blutgerigen und menschlichen Charakter des revolutionären Regiments, welches damals im Kirchenstaate wüthete.

Wie treu die nun allgemein bekannt gewordene Instruktion des berühmten Giuseppe Mazzini vom Jahre 1846 von Bundesbrüdern bis in das Kleinste befolgt ward, dafür sind die Vorgänge in Rom und in ganz Italien seit diesen Jahre den deutlichsten Beleg. Methodisch und mit der äußersten Berechnung ward der große Plan einer religiösen und politischen Umwälzung in's Werk gesetzt, beim ersten Schritt blieb stets der zweite noch verborgen, und bei diesem dritte. Gewissenlose, theils ehrgeizige, theils genussüchtige Priester, die in manchem Winkel lauerten, wurden sorgfältig erspäht und eine Zeitlang für die jedesmaligen Zwecke des geheimen Bundes benützt; die eifrigsten Welt- und Drögeistlichen aber, darunter vor Allem die Jesuiten, fortwährend verdächtigt, alsbald laut verhöhnt, dann mißhandelt und endlich vertrieben, manche meuchlerisch getödtet. Denn meistens stand in Italien dem demagogischen Treiben der Unruhe entgegen; sein Einfluß mußte vor Allem paralytisch werden. Zwar war er der entschieden größeren Mehrzahl nach in seinen Grundsätzen unverdorben, und das casino der Unwissenheit fand nur wenige Theilnehmer; aber er hätte allerdings noch mehr wirken und leisten können, als er im Ganzen wirklich geleistet hat, wie unser Verfasser (S. 45) keineswegs verhehlt. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß durch künstlich erzeugtes allgemeines Mißtrauen fast alle gewissenstreuen Priester bald völlig ihres Einflusses sich beraubten, wie es sofort auch allen wahrhaft katholischen Laien erging. Viele redlich gesinnten Männer legten ihre Stellen nieder, theils durch unaufhörliche Drohungen, Verläumdungen und öffentlichen Insulte bewogen, theils durch falsche, selbst bestochener Zeugen geführte Anklagen genöthigt, ohnehin schon durch die Erfolglosigkeit ihres Wirkens entmuthigt;

die leer gewordenen Posten wurden natürlich eiligst mit vol-
 fallen Volksfreunden besetzt. Das wenige Militär, das der
 päpstlichen Regierung zu Gebote stand, ward successiv um-
 rumpt und von den eigenen Befehlshabern zur Felonie ge-
 leitet. Nichts aber förderte die Revolutionäre mehr, als
 Schlaueit, mit der sie den Jubel ausbeuteten, dem da-
 für Pius IX. sich überließ, als er sich in seiner ganzen
 losen Lebenswürdigkeit zeigte, und mit rüstiger Kraft
 vielfachen Schäden und Mißbräuche zu reformiren
 welche in der Verwaltung der öffentlichen Angelegen-
 eingenissen waren, und schon Gregor XVI. Kummern
 Mühe genug gemacht hatten. Diesem Jubel schürte
 Brüder des geheimen Bundes zu, bis das Volk in
 förmlichen Freudentaumel gerieth, während sie ander-
 die unbestrittenen Mißbräuche in den grellsten Farben
 berten, täglich neue anzeigten, die Berichte über die
 ausdehnten, und stets augenblickliche Abstellung begehrten,
 immer im Namen der Religion und des Volkswohls.
 das Geschrei endlich unbefriedigt bleiben mußte, stellte
 dem Volke vor, wie böse Räthe den angebeteten Pius IX.
 umgarnten, und durch fortgesetzte Lügen war es nun, einmal
 den Keim der Begehrlichkeit und der Unbotmäßigkeit in die
 Massen geworfen, leicht, die Bewegung zur hellen Lohe an-
 zufachen. So viel Niedertracht, so große Heuchelei, so grelle
 Widersprüche sind schwerlich jemals in Uebung gewesen, wie
 in jenen Tagen gegen Pius IX.; nichts ist lehrreicher, als
 aus den Instruktionen Mazzini's, z. B. der vom osservatore
 di Ginevra veröffentlichten, einen Einblick in das innere Ge-
 triebe der römischen Revolution zu gewinnen; sie liegt Linie
 für Linie auf jenen Papieren vorgezeichnet, wie sie hernach
 in's Leben trat. Daß die Provinzen sogleich Alles nachahm-
 ten, um im Fortschritt nicht hinter der Hauptstadt zurückzu-
 bleiben, dafür war schon längst alle Vorsorge getroffen. Jede
 Concession der Regierung ward nur benützt, um eine neue

„Verbesserung“ zu erlangen; immer mehr brachten die Fenster der Klubs die Zügel des Staates in ihre Hände, und immer aufmunternder drängte sich der leichtgläubige und durch jede, noch so absurde Lüge bethörte Haufe unter das Joch der wüthenden Fenster. Dem ersten Taumel der Verblendung folgte Ueberraschung, Schrecken und Muthlosigkeit; das Wahngniss glaubte man bald nimmer abwehren zu können, dumpfsinnig sah die Masse dem weitem Treiben zu. Bei bedeutenderen Anlässen hatten inzwischen die Klubs ihre Kraft erprobt; es ward ihnen leicht, in kürzester Frist unfluthen und Heulen große Haufen zu beliebigen Zwecken zu rotten. Und als Graf Mamiani in das Ministerium trat, da war schnell Gesetzgebung, Polizei und Administration, und selbst die bewaffnete Macht, in ihren Händen. Seit der berühmten Allocution vom 29ten April, da der Papst sich feierlich gegen den Krieg mit Oesterreich erklärte, waren die überschwänglichen Lobeserhebungen, die in den letzten Monaten schon um Vieles matter geworden, ganz verstummt; der „angebetete Pluss“ war nun Berber und Feind des Vaterlandes, Apostat vom Evangelium. Sein ihm aufgedrungener Minister fing sogar ein päpstliches Schreiben nach Wien auf und veröffentlichte es, um gegen den Souverain noch größeren Haß zu erregen (S. 106). Nachdem der Papst den „heiligen Krieg“ der Patrioten schon öffentlich verdammt, erdreisteten sich pflichtvergeßene Geistliche fortwährend, den Kreuzzug gegen Oesterreich zu predigen. Der berühmte Gavazzi, der nun in England gemeinlich mit Achilli „evangelisirt“, wußte seine Zuhörer mit den möglichsten Redekünsten zu gewinnen, und die lächerlichen Argumente fanden den rauschendsten Beifall. „Dieser Pluss“ — so predigte er einst im Colosseum — „dieser Pluss ist getränkt mit dem Blute unzähliger Martyrer. Wer, ich, hat sie getödtet? Die Kaiser. Also Haß gegen die Kaiser, ewiger Fluch über Oesterreich!“ Eben so etelhaft

und wahnwitzig waren die meisten Parlaments-Reden, und die geistlosen Phrasendrescher in den Kammern boten, neben den ebenso feigen als zuchtlosen Cohorten der Bürgerschaft, so recht das Bild eines entarteten und demoralisirten Volkes schlechtes ~~war~~. Der glaubenslose Abbate Gioberti, damals der gefeiertste Schriftsteller des jungen Italiens, ward in Rom wie in anderen Städten Italiens, mit einem an mehr als Wahnsinn gränzenden Enthusiasmus empfangen; nicht nur die Demagogen, sondern auch ein Theil des hohen Adels und des Clerus, brachten ihm slavische Huldigungen dar, der Pöbel ehrte ihn mehr, als irgend einen regierenden Fürsten; die Saplenza veranstaltete dem Philosophenkönig, dem Minister des Fortschritts, ein glänzendes Fest, das in einer besonders gedruckten Broschüre weitläufig beschrieben ward, ja, den Papst selbst ließ man in den Zeitungen dem Hebel des Tages huldigen, und legte ihm gerade das Gegentheil von dem in den Mund, was er wirklich gesagt hatte. Unpörender aber als alles Andere, und vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte, ist der treulose Verrath vieler höherrangigen Officiere, namentlich des Obersten der Karabinieri, Calderari in Rom, und des Schweizer-Generals Latour in Bologna. Nie hat der Undank sich stärker gezeigt, als in diesen Tagen der römischen Revolution; die schändlichsten Verräther an ihrem väterlichen Fürsten waren Solche, die er oder seine Vorgänger mit Wohlthaten überhäuft. Unter dieser Zahl befindet sich auch der Fürst von Canino, der Buonaparte. Die Ermordung Rossi's, der allmählig wieder Ruhe und Ordnung zurückzuführen suchte, der bewaffnete Angriff auf den Quirinal am 16. November, die Gefangenhaltung des Papstes, dem nur die Flucht wieder seine Freiheit verschaffen konnte, die Berufung der Constituante und die Proklamation der Republik — das war die glorreiche Erndte des eifrig ausgestreuten Samens, die Frucht einer langen und angestrengten Thätigkeit Mazzini's, der auch nur zu kommen

suchte, um die durch Andere errungene Dictatur zu übernehmen. Selbst die Transteveriner, die noch Gregor XVI. ihre Koffer mit den Worten gewiesen: *non ha paura santissimo padre, ci siamo noi!* sie waren durch den Terrorismus der Mazzinisten und ihrer geworbenen Banden, durch die Hinrichtungen im nahen Palazzo Farnese und alle die barbarischen Gräueltaten so eingeschüchtert, daß sie nichts zur Befreiung des heiligen Vaters zu unternehmen gewagt hatten. Als aber die Bundesbrüder offen und ungestört walten konnten, da begann eine Reihe von Gräueltthaten, welche für Rom ein ewiger Schandfleck bleiben. Die merkwürdigsten davon, z. B. der scheußliche Götzendienst in der Lungara, finden in dem folgenden Werke ihre Aufzählung. Erst daraus wird sofort ersichtlich, welch' eine grauenhafte Schreckensherrschaft die Revolution über Rom gebracht, welch' wahnwitzige Erregungen sie hervorrief, in welch' unsägliches Elend sie die Bevölkerung, aber zu feigen und dafür nun büßenden Bewohnern stürzte. Die schamlose Behauptung Mazzini's im „Globe“: „Die Sache der Republik sei nicht durch das geringste Verbrechen besleckt worden“, ist durch das ausgebildete Raubsystem, durch die Mordthaten in San Callisto und an andern Orten, durch die später ausgegrabenen Leichen von ermordeten Geistlichen, durch sichere Kunde über die lupanarischen Schändlichkeiten in den Spitälern und durch unabweißliche Beflege über zahllose andern Gewaltthaten zum Ueberflusse überlegt. Was insbesondere die Schauderscenen politischer Mordschlächtereien betrifft, so sind hier nur die von den Gelehrten bereits beglaubigten Fälle aufgeführt; größer noch wird die Zahl der in weiterer Untersuchung schwebenden seyn.

Das Ulnmaß von Entmenschung, welches damals zu Tage trat, ist kaum glaublich. Doch hat diese harte Brüllungszeit, neben den abscheulichsten Lastern, auch viele glänzenden Tugenden enthüllt, namentlich zeichneten sich mehrere andhaften Bekenner unter der Geistlichkeit aus. Als die

Republik am 27. April 1849 „im Namen Gottes und des Volkes“ die Klostersgelübde aufhob und allen Mönchen und Nonnen völlige Freiheit zusprach: da fand sich trotz der erhörten Verfolgungen, welche die Klöster zu leiden hatten, fast Niemand, der von dieser neuen Freiheit Gebrauch machte; die wenigen gewissenlosen Individuen, die nach derselben verlangten, hatten nicht auf das Dekret gewartet, sie hatten schon längst ihr Gelübde gebrochen und die Klostermannschaft mit den lärmenden Tabernen vertauscht. Wie es sonst niemals mit dem Unterrichte und den Schulen, mit der Sittlichkeit und Ehrbarkeit beschaffen war, darüber hat unser Autor, um die Gränzen des Anstandes nicht zu verletzen, eher zu wenig, als zu viel gesagt, wie diejenigen wohl wissen, welche selbst Zeuge waren. Ueberhaupt trägt er nirgend die Farben zu grell auf; das Schaudererregende liegt in den Thatsachen selber. So viele empörenden Vorfälle, so viele Gräuelszenen er auch berichten muß, er hält sich immer innerhalb der Gränzen ruhiger Erzählung und wohlberechneter Modifikation. Noch Einiges über die erste Zeit nach dem Einzuge der französischen Truppen in Rom und nach der Wiederherstellung der päpstlichen Autorität zu berichten, wodurch seine Schilderung nach manchen Seiten hin vollendeter und abgerundeter geworden wäre, lag leider außer seinem Plane.

Es liegt daher auch keine direkte Veranlassung zu Expositionen über die gegenwärtige Lage des Kirchenstaates vor. Erfreulich scheint dieselbe nicht zu seyn, wie man mit großem Betrübniß im katholischen Deutschland vernimmt, so sehr auch die eigenthümliche Thatsache im Auge behalten wird, daß von dorthier am wenigsten lautere Berichte zu uns gelangen und namentlich von der Zahl anrühiger Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung“, ein paar der allererbärmlichsten (dem Vernehmen nach vom Volke Israel) gerade in Rom sitzen, so daß schon deshalb nicht zu verwundern wäre, wenn der heilige Vater wirklich, wie jüngst die „Volksblätter“

Wabete, genannter Zeitung den Titel: „Pessimae ephemerides“
 verliehen hätte. Die Revolution hat an Geld und Geldeswerth
 verzehrt, so viel sie konnte, wie überall; es herrscht daher Fi-
 nanznoth, wie man hört. Aber doch stellen sich die erhöhten
 Steuern gegen die nichterhöhten anderer Staaten Europa's
 nicht niedrig, zu geschweigen der Opfer, welche die Geistlich-
 keit bringt und gebracht hat. Allerdings soll Rechtlichkeit
 und Geschäftstüchtigkeit unter den Verwaltungsbeamten in
 Italien überhaupt sehr oft mangeln! Aber trotz alldem kann,
 bei dem unbestrittenen guten Willen des Souverains, die
 hauptsächlichste Ursache der revolutionären Aufregung aber-
 mals nur das Treiben der geheimen Bruderschaft seyn, de-
 ren Schiboleth auch jetzt wieder der — Nationalhaß ist? Na-
 tionalhaß in Rom! Wie aber würde wohl Louis Napoleon im
 eigenen Lande mit solchen Umtrieben umzugehen verstehen?

Bereits ist die besprochene Schrift zu wiederholtenmalen
 in mehreren Städten Italiens gedruckt worden; aber die
 öffentliche Presse hat gegen sie stets ein bedeutames Stillschwei-
 gen beobachtet, sicherlich, weil sie außer Stande sich fühlte, die
 hier gemachten Enthüllungen auch nur einigermaßen zu ent-
 wikkeln. Dieser Umstand allein zeugt schon für ihre Oppor-
 tunität; die auf einen verhältnißmäßig sehr engen Raum
 gezeichnete Fülle von Thatsachen, die Anzahl der dabei be-
 rührten Documente, die interessanten biographischen Skizzen
 der einzelne Revolutionshelden, die besonnene und schla-
 ge Beweisführung verleihen ihr allgemeinen und blei-
 benden Werth.

XLI.

Tagebuch-Blätter von Guido Görres.

I.

Am 17. Oktober 1851 um sechs Uhr in der Frühe führen wir mit dem Eilwagen von München dem Gebirge zu nach Tölz. Ich saß mit einem Flößer oder Holzhändler von Lenggries an der Isar im Wagen, einem kräftigen Mann in der heimathlichen Tracht, mit dem spitzigen Hut, der Gebirgsjoppe, die Art zu seinen Füßen auf dem Boden des Wagens. Mein Reisegefährte, der gelehrte Freund von den Ufern des Mains, saß im Coupé, und neben ihm ein stattlicher, wohlbeleibter Bräuer von Tölz in mehr städtischer Bürgertracht.

Bräuer und Flößer sind angesehene Leute in Altbayern. Auch im Norden, wenn sie mit noch so großer Verachtung auf die „Großmacht“ Bayern herabsehen, lassen sie sich doch das bayerische Bier trefflich schmecken. Und neben dem bayerischen Hopfen und Weizen grünt der bayerische Wald immer noch in reicher Kraft, und Tausende von Flößen fliegen alljährlich an München vorüber, die stürmende Isar hinab, der schnellen Donau zu, und hinunter nach der Kaiserstadt. Das macht die Bräuer und Flößer zu wohlhabenden Leuten. Einige Tage vorher hatte ich die Industrie

Bestellung in München besucht. Dort sah ich unter Anderem auch einen kostbaren Pelzmantel aus hunderten von kleinen fremden Fellen zusammengesetzt; dabei hatte einer der schauer die Bemerkung gemacht: „Das ist ein Mantel: eine Fürstin, oder für eine Bräuerin.“ Einert, das mich an den übermüthigen Prunk in den alten verländischen Städten erinnerte. Wenn nur nicht der Hochh gewöhnlich dem Falle voranginge, und dem Prunkfleibe Verschwendung das Bettelkleid der Entbehrung zu folgen gte! Umgekehrt hatte eine aus dem „regierenden“ ise der Rothschild in diesem Sommer in Marienbad bei ichtigung der prächtigen, reich eingelegten Kassetten, welche Kunstschreiner dort feilzubieten pflegen, sich im Geiste s Volkes geäußert: „So etwas Prächtiges kann Unsereiner g kaufen.“ So bieten sich christliche Verschwendung und sche Kargheit die Hand, die Einen arm und die Andern h zu machen! Die Folgen davon werden in Europa von z zu Tag fühlbarer.

Der Himmel war trüb, die Berge voll Nebel. Der Weg st mehrere Stunden oben auf dem hohen Isaruferrande: Isar selbst aber versteckt sich meist hinter dem Waldme in der Tiefe. Nur hie und da sieht man sie in ihrem samen Thal dahintrinnen, ihre Farbe das schönste Alpenm. Rechts und links breitet sich die bojoarische Hochebene, von scharfer Alpenluft überweht, von Alpenpflanzen grünt; und so geht es den Alpen zu, die mit ihren Hörn und Schluchten dem Blicke immer näher treten, und ner größer und deutlicher werden.

Diese frische Alpenluft macht guten Appetit, darum be- re das bayerische Volk einer kräftigen, nachhaltigen Kost. erfährt auch der Fremde. In Wolfrathshausen, der Weg den Uferrand hinabsteigt und die Isar überschre- frühstückten wir in aller Eile zum zweitenmale. Bei Rögendorf, eine Station weiter, wird der Boden selbst schon

alpenmäßiger, die Ebene scheint aufzuhören; das Land wird unruhig und hügelig; man ist an den ersten leichten Wellen der hohen Wogen der Bergwelt angelangt.

Während die Pferde gewechselt wurden, flog ich an um Nachforschungen in dem Ministerium der Küche anzustellen. Es war Fasttag; ich fand auf dem Herde eine große Schüssel sehr schwachhaft aussehender sogenannter „schwarze Rubeln“. „Sie sind für unsere Ehe gehalten“, sagte mir die Köchin. Das Stück zu einem Kreuzer trat sie mir indeß zwei, für mich und meinen gelehrten Freund, ab. Wir ließ sie uns bestens schmecken, und konnten uns so selbst von der Kräftigkeit der Kost hiesiger Dienstboten überzeugen. Als die Köchin fragte, wie viele solcher Rubeln die Person komme, erwiderte sie: „so viel jedes essen mag“, als ich weiter fragte, wie viel denn durchschnittlich die Männer aßen, antwortete sie: „unterschiedlich, vier, fünf, sechs Stück.“

Wir sind nun nicht mehr auf der breiten Chaussee. Der Weg ist schmal, aber gut gehalten, wie gewöhnlich unsere Bichmalstraßen; er ist nichts weniger als gerade; er schlägt sich vielmehr sehr anmuthig bald durch Fluren, bald Wiesen, schon ganz den Charakter von Alpenmatten tragen, und bald durch Wälder, wie durch einen englischen Garten. Zeit zu Zeit tritt auch wieder die alpengrüne Farn aus ihren Vertiefungen in der Tiefe hervor. Die Berge sind schon so nahe, ihr Anblick wechselt mit jedem Schritt, wenn sie dort über einen Wald, oder einen Hügel mit einzelnen Gipfeln emporragen, oder in langer Kette offen vor dem Blick treten.

Nach zwölf Uhr Mittags langt der Wagen in Tölz an. Auf der Brücke sprang mein Flößer heraus, um gleich mit mir nach seinem Lenggries zu gehen. Es wohnen dort in der Tachenau starke, schön gebaute Männer, dichter schwarzes Blut. Es ist ein herrlicher Anblick, sie am Ende

„Festtagsgewand“ vor der Kirche zu sehen. Man sieht junge Knaben; schlank wie die Tannen und von den besten Verhältnissen, wie auf griechischen Bildwerken, während der Bayer der Ebene gedrungenener und stämmiger und noch stämmiger ist. Als ich das letztemal mit dem Gilwagen nach Tölz fuhr, hatte ich ebenfalls einen Flößer aus dem Berg neben mir, eine kolossale Gestalt, ein Karl der Große, zu dem ich meinte, er müsse mit seinen Füßen den Boden des Wagens durchtreten und mit dem Kopf oben zur Decke hinausschauen; ich kam mir ganz klein, schwächlich mit meinem mageren Gebeine, neben diesem Riesensohne der Berge vor.

Bayern ist arm an großen Städten, aber reich an schönen Marktflecken, in deren freundlichem Aeußern das Bild des behaglichen Wohlstandes uns wohlthuend entgegentritt. Tölz gehört zu den wenigen, denen die Höllengeißel der Jahre noch nicht das alte beschriebene Kleid völlig ausgezogen hat. Wann wird endlich Vorsorge getroffen werden, die Brandversicherung nicht als Prämie für die Brandung dienen?

Wie so manches bayerische Städtchen, so hat auch Tölz seinen stattlichen Calvarienberg. Er liegt mit seinem hohen Thurm und seinem Kirchlein auf einer in die Ebene vorspringenden Anhöhe, und bietet eine weite Aussicht hinaus auf die Hochebene längs dem Saume der Berge. Wir gingen hinauf; allein die grauen Nebelgestalten ossianischer Dichtung hüllten die Berge ein und zogen düster über die Ebene hin.

Nach dem Mittagessen machten wir uns zu Fuß auf den Tegernsee. Wir wählten des Wetters oder Unwetters wegen den Weg nicht über das Joch, sondern außerhalb der Berge, über die geschwellten Wiesen zu den Füßen der Vorberge. Man glaubt sich hier in der Schweiz, so hat Alles alpenmässiges Aussehen. Die großen Gehöfte, an denen

der Weg vorüberführt, mit ihren langen Stallungen und Scheunen, ihren breiten, vorspringenden Dächern, ihren Gallerien bezeugen den Wohlstand der „Bauern“. Denn „Bauer“ ist im Gegensatze zum „Knecht“ noch ein Ehrenname. Die Verschlossenheit der Höfe, die Abwesenheit der Juden und Gassen hat das Land noch vor einem Proletariat bewahrt. Man begegnet keinem Bettler. Die Sitte, zur Kirchweih-Zeit Wände außen und innen jährlich rein anzustreichen, gibt den Häusern von außen und innen etwas Sauberes und Fremliches, wie man es leider nur selten mehr im übrigen Deutschland findet. So haben auch hier die Wirthshäuser etwas Behagliches. Das mir verhasste Geschlecht der hoffärtigen Kellner ist hier selbst in den reichsten Wirthshäusern gänzlich unbekannt, und die Kellnerin geht noch in der heimatlichlichen Tracht. In keiner Wirthsstube fehlt das Crucifix über dem Haupttisch und der „Weihbrunnen“ am Eingang. Freilich in dem kleineren, an die große Wirthsstube oder den „Saal“ anstoßenden Zimmer für die Herren Beamten, und die nehmen Gäste und die Stadtleute hat das Crucifix meist den Zeitgeist weichen müssen, da die Herrenleute nicht zu beschaffen, und die Beamten sich auch nur selten in der Stube bliden lassen.

Es war dunkle Nacht und der See kaum kenntlich, als wir in die helle Stube des stattlichen Wirthshauses von Gmund an der Mündung des Tegernsee's eintraten, wo wir uns des bayerischen Bieres erfreuten, und unter warmen Decken die kühle, oktoberliche Regennacht ausruhten.

Heute ist der 18te Oktober! Wer denkt daran? Die Freudenfeuer brennt mehr zur Erinnerung an jenen Tag unserer Befreiung, die mit dem Blute von Tausenden und Tausenden auf den Feldern von Leipzig erkauft wurde!

XLII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Die Zollvereins-Krise.

Manchmal wirft er, den Pfannkuchen wendend, ihn so in die Höhe, daß er gar nicht mehr aus dem Schornstein in die Pfanne kehrt" — so schrieb einst C. Brenner an Vater Görres über einen Journalisten, der zu selten Malheur mit gedruckter Arbeit hatte. In der großen Politik hat jüngst der Zollvereins-Katador gleichen Unfall erlitten. Den handelspolitischen Pfannkuchen wollte im Grunde Niemand durch den Schornstein der hohen deutschen Politik kochen wissen, und Alle sehen daher verdußt und offenen Mundes nach dem schwarzen Krater hinaus, in dem er verbrannt ist. Selbst die „Kreuzzeitung“ ist nicht auszunehmen, obwohl gerade sie es gewesen, die unter Schmähungen, Verdrehungen und Verläumdungen aller Art das große Wort des kaisenden alten Zankfeindes in der Küche geführt, pech- und schwefel- und spiritusgetränkte Makulatur dem Dreifuß unterlegt und mit vollen Backen in die prasselnden Flammen blasen, selbst constitutionellen Wind und demokratischen Föhn, d. h. aus der Darmstädter-Kammer, lustige Potenzen, die sie

überhaupt in ihre Schläuche versammelt, so oft sie den Stürmen gerade brauchen kann. Sie war getreulich empfangen von Haus Gotha und Frankfurter Pfingstweide, den Eigentlichen und den Demokraten, die sammt und vers in Ständeverfassungen, Journalen, Adressen-Flugschriften gegen die commercielle Einigung von Deutschland operiren, und Oesterreich höchstens nur zu einem einfachen Handelsvertrag zulassen wollen, wie man ihn jeder andern fremden Macht abschließen würde. Es ist ein Axiom der „Kreuzzeitung“, daß diese Parteien bei ihrer Schritte auf das Verderben Deutschlands speculiren um über den Trümmern ihr trauriges Reich zu erheben; jetzt jedoch stehen gerade sie als Bundesgenossen der „kleinen aber mächtigen Partei“ des Journals, in Frage, die ganz Deutschland bis auf den Grund auf das vereinigte Heer der specifisch-preussischen Patrioten der pommer'schen Freihändler, der Gothaer und der Pfingstweider zieht unter einem gemeinschaftlichen Banner, auf das die Devise geschrieben: „Preussische Ehre, preussischer Stand, ackerbauender Kern des Volkes, vernünftige Politik!“ und pocht daneben auf den gnädigen Befehl alterproppigen Gönners deutsch-handelspolitischer Größe, Altengland, um dessen Allianz man im Grimme schon sehr supplicirt hat.

So ist denn der Pfannkuchen durch den Schornstein geflogen! Wie gesagt, man wollte das sicherlich nicht bedenken, die „wendend ihn so hoch in die Höhe hoben.“ Der Kaiser schlägt Angesichts der mißglückten Operation Preussens augenscheinlich die Hände über dem Kopf zusammen, und von Preußen selbst ist nicht zu glauben, daß es wirklich Anbeginn des September-Vertrags nach der Auflösung Zollvereins getrachtet habe; es wollte den Zollverein beseitigen, aber für sich und zu unbeschränkter Verfügung mentlich in allen Beziehungen zu Oesterreich. Preußen

die Berliner Zollconferenzen im festen Vertrauen auf unfehl-
 iche und ohne Zweifel, je versöhnlicher und respektvoller diese
 ausstraten, um so zuversichtlicher auf endliches Aufgeben des
 letzten Restes von Opposition und auf unbedingte Unterwerfung
 gerechnet. Als aber die Haltung der Coalition bei den
 Münchener Berathungen über das preussische Ultimatum vom
 30. August schließlich der Täuschung ein Ende machte, als
 Preußen sah, daß es den Coalirten doch gar zu wenig
 Selbstständigkeit zugetraut, und daß es sich verrechnet, da
 befand es sich nun seinerseits in verzweifelter Lage, in einer
 Sackgasse, die nur die Wahl zwischen offenem Rückzuge, oder
 gewaltthamem Durchbruche übrig ließ. Es hat Letzteres vorge-
 zogen, und zwar, voll bitteren Grolls über die doch nur selbst
 verschuldete Täuschung, in wenig artigen Formen.

Seit mehr als einem Jahre ist nun über den Zollverein
 so viel, lang und breit geschrieben worden, daß nicht zu
 verwundern wäre, wenn es mit der Rubrik: „Zollverein“
 endlich allen Journalen erglunge, wie schon vor Langem der
 „Allgemeinen Zeitung“, als ihre Ueberschrift: „Schleswig-
 Holstein“ zu einem mandatum de non legendo heranwuchs.
 Schon deshalb ist hier nicht der Platz zu recapituliren, wie
 Preußen eigenmächtig und hinter dem Rücken seiner Zollver-
 bündeten mit Hannover pactirte, den Zollverein selbst und
 in aller Form Rechts kündete, unter Vorbehalt der Recon-
 struction im Verein mit den übrigen Mitgliedern, und ein
 Jahr darnach, während die „Kreuzzeitung“ in unheiliger
 Wuth zum Bruderkrieg aufforderte, weil man „österreichs-
 seits den Zollverein mit Pulver sprengen“ wolle — ihn
 durch die Circular-Depesche vom 27. September selbst und
 thatsächlich sprengte. Die Frage ist nur: Mußte Preußen
 aus jener Sackgasse den sehr gefährlichen Durchbruch einem
 öffentlichen Rückzuge vorziehen? Und wenn ja, war es aus
 politischen oder aus politischen Rücksichten?

in jene kurze Zeit zurückgegriffen, wo Oesterreich
get Contumaz vom „Reiche“ sich abschloß, und
Deutschland den Ton angab, vielfach auch und
konten und Acteurs dazu, und gewohnt war,
Mühe „allgemeine Stimme“ zu machen. Aber
Haltung der Darmstädter-Coalition hat bis zur
wiesen, daß jene Zeit geistiger Dependenz unwid-
erlich ist, und die entnervenden Bande gebrochen;
das große Verdienst Oesterreichs, das endlich in
Gott und Menschen gebührende Stellung in Deu-
tschland eingenommen hat. So ist denn auch im
den Massen der industriellen und Handelswelt die
plerne Ränke eingetrichterte und allmählig zu
Verknöcherung gediehene Aberglaube größtentheils
den, daß sociales Leben und Sterben an eine
disciplinirten Zollverein hänge. Nicht, als ob
Manche gäbe, die da im guten Glauben jedes
die zollvereinsliche Stiftung Preußens für Frei-
und Menschen halten, von den politischen An-
sichten des Zollvereins als von betrügerischen Heuchelei
zu reden; aber im Ganzen zeigt sich doch in Si-

„Und so nicht nur in den conflictirten Territorien! Es lie-
 ge unzweifelhafte Beweise vor, daß Preußen nicht einmal
 für sein eigenes Land „allgemeine Stimme“ machen kann.
 Sogar preussische Patrioten behaupten zwar im Gegensatz,
 daß kein Mensch in ihrem ganzen Lande hier, wo es
 um „Preußens Ehre“ handle, oppositionell denke, und
 sich der Demokratie secundiren. Das Alles
 führt in der Presse das große Wort mit leidlichem
 Eifer, das ganze Volk zu vertreten; Privatberichte aber
 sind anders. Die „Macht der Phrase“ — erfährt man
 aus Schlessen — bewähre in den „neuen Provinzen“
 die Monarchie ihre alte Zaubergewalt diesmal nicht, und
 was ändern dieser „neuen Provinzen“, die doch wahr-
 schenlich die schlechtesten Perlen in der Krone Preußens
 sind, werden Stimmen laut, daß bei der gegenwärtigen han-
 delspolitischen Richtung der Regierung ihre volkswirthschaft-
 lichen Fundamente, zu schwach für die Concurrenz Englands
 und des ganzen Westens, dem sichern Untergang entgegen-
 liegen; daß insbesondere Schlessen nur durch commercielle
 Verbindung mit Oesterreich noch zu retten sei, kurz, daß es
 „Kriegsgeister“ seyn müßten, welche der Phantasie in der anger-
 wählten gesammeldeutschen Zollvereinigung Gespenster vorführten,
 als hätte ihre politische, statt der volkswirthschaftlichen
 Unterlegenheit unterlegen. Man weiß auch im ganzen Rheinlande,
 selbst vom Standpunkte der materiellen Interessen, über wel-
 che man leicht die leidige Politik vergißt, und abgesehen von
 dem verführerischen Phantome „deutscher Einheit“, die Be-
 ziehungen Oesterreichs zur Erreichung des herrlichsten Erfol-
 ges in der deutschen Geschichte seit mehreren Jahrhunderten,
 der handelspolitischen Vereinigung von ganz Deutschland, wohl
 würdigen.

Solche Zugeständnisse kommen jetzt schon von allen Sei-
 ten, so sorgfältig man auch in Preußen Auslassungen über
 das fatale Capitel der Unzufriedenheit im eigenen Lande, we-

nigstens bei inländischen öffentlichen Blättern, zu verhüten, und Accommodation an die Regierungs-Politik zu erzwingen bemüht ist. Selbst die „Allgemeine Zeitung“, welche es doch offenbar mit keiner der streitenden Parteien verderben und vorderhand wo möglich allen zumal den Schlepp tragen will, selbst sie gesteht unter Anderm in einer der vielen Berliner Correspondenzen: die Nachtheile für Preußen wären bei bleibender Sprengung des Zollvereins viel größer, als für alle andern Betheiligten, man hoffe daher, daß es so weit nicht kommen werde, „im festen Vertrauen auf die deutsche Gesinnung der preussischen Staatslenker.“ Und wahrlich, vivat et crescat diese uneigennützig „deutsche Gesinnung“! Möge nichts gegen sie aufkommen! Auch die Beweisführung eines sonst sehr ehrenwerthen Mitarbeiters am Halle'schen „Volkssblatt für Stadt und Land“ nicht, welcher — es soll Herr Professor Leo selber seyn! — von der preussischen Regierung „erwartet“, daß sie „auf dem mehr und mehr eingeschlagenen Wege zum System des Freihandels“ bleibe, und nicht durch Eingehen auf österreichische Ansichten die weitere Schöpfung und Verdichtung einer ganz desorganisirend in das Volksleben eingreifenden Klasse von Leuten befördere, nämlich der Fabrikanten mit obligatem Proletariat-Haufen. Das ganze Volk — fährt er fort — bis auf ein Häuflein Fabrikanten, werde dafür sehr dankbar seyn; denn „um sittlich tüchtig zu seyn, bedürfe es wahrhaftig eines Minimums von sinnlichen Gütern und nun vollends Bequemlichkeiten“; „die Helden von Marathon hatten kein Hemd auf dem Leibe und Sokrates schneuzte sich mit den Fingern, Cato hat sich weder über Twist noch über Rübenzucker den Kopf zerbrochen, und Arminius sicher weder ein Mahagounysopha, noch ein Percussions-Jagdgewehr gehabt; ob und wie viel solcher Quark in der Welt ist, oder nicht ist, darauf kommt in höherer Instanz wenig an.“

Gewiß treffliche Grundsätze für alterthumskundige, mo-

in-spartanische Professoren, aber vielleicht nicht einmüthig für ganz praktisch; geschweige denn für preussische National-Defensionen! Diesen könnte man mit demselben Rechte antworten, sie sollten die feine Welt Berlins in das Faß des Engeneß stecken, damit der Gewinn vom Freihandel im Reine bleibe. Ueberhaupt wäre es schlimm, wenn die Lage wirklich Annahme der Freihandels-Principien bedingte; die bedenklichste Collision mit andern hochwichtigen Bedürfnissen wäre für jetzt unvermeidlich! So bemerkt die „Kreuzzeitung“ noch den 19. October: was man heutige „ständische Restauration“ nenne, das falle, wenn diese Restauration nicht lediglich als „Wert des Parteigeistes und Privat-Interesses“ erscheinen solle, mit der Lösung der ersten Frage im Allgemeinen zusammen, und deren Schwerpunkt liege in der Organisation des Handwerker- und Arbeiterstandes; unmöglich erscheine es, „die revolutionäre Auflösung und chaotische Verwirrung auf allen Gebieten des gewöhnlichen Lebens noch länger mit dem Euphemismus „Ordnungsfreiheit“ zu vertuschen.“ Wie weise ist auch dieß zu sprechen! Aber doch wahrlich nicht nach freihändlerischen Principien, welchen das Blatt sonst das Wort redet. Freihandel und Zunftzwang! wie soll sich das miteinander vertragen?

Trotz Alldem unterlegt man, wie gesagt, der preussischen Allianz-Politik volkswirthschaftliche Motive und behauptet: die ganze Lage der Monarchie, besonders aber ihres Innern, der aderbautreibenden alten Provinzen, verbiete im Grunde ein ferneres Beharren bei Schutzzöllen, und fordere stattdessen Uebergang zu Finanzzöllen; es geschehe nur aus reiner Opferwilligkeit, wenn der Fortschritt insoweit gemäßiget werde, daß die Darmstädter-Coalitionen noch nachkommen können; mit Oesterreich könne man sich aber keinesfalls auch beladen; nun wollten die Coalitionen, wie Roths Weisheit rückblickend und Oesterreich nachschleppend, dem für Preussen selbstständigen Gange nicht folgen; dieses müsse sie daher

in Stille lassen, und mit den in gleichen volkswirthschaftlichen Verhältnissen stehenden norddeutschen Staaten vorgehen, nöthigenfalls sogar ganz auf sein eigenes Gebiet sich zurückziehen. Das wäre ungefähr die ausgewidelte Debatte, die sie ist aber schon in ihren ersten Sätzen unwahr, wenn nicht anders Preußen noch bis zum Jahre 1850 über seine eigenen handelspolitischen Lebensbedingungen in grösster Ignoranz lebte. Denn nicht zu reden davon, daß Anträge, wie Oesterreich sie jetzt macht, noch im Jahre 1846 im ganzen Norden auf Jubel aufgenommen worden wären, die volkswirthschaftlichen Zustände Preußens aber seitdem gewiß nicht zu Gunsten agrarischen Uebergewichts sich gestaltet haben — so hatte die ganze combinirte Preßarmee, welche jetzt die Aushahnung einer Zolleinigung von ganz Deutschland auf Tod und Leben bekämpft, noch im Jahre 1850 an den österreichischen Vorschlägen nichts aussetzen, als — daß sie nicht aufrichtig gemeint seien. Die angebotene Zolleinigung mit Oesterreich sei bloß ein verführerisches Lockmittel, mit dem die preussische Union gesprengt werden solle; daß aber den Gelöbten so große materiellen Vortheile hinterher wirklich würden, daran sei gar nicht zu denken; Oesterreich werde nach Erreichung seines Zweckes augenblicklich wieder tergiversiren, und den durch die reizende Aussicht Getäuschten das Nachsehen lassen — so hieß es damals. Wenn nun jene Vorschläge damals für die Unionen das Ansehen einer gefährlichen Lockspeise hatten, so müssen sie doch an sich sehr Wünschenswerthes enthalten.

Raum bewies aber Oesterreich durch die Proclamation seines neuen Tarifs unlängbaren rebellischen Ernst, so wendete sich unplotsch das Blatt: das Angebot Oesterreichs war jetzt wenn angenommen, gleich dem vollständigen handelspolitischen Ruin des Zollvereins, aller einzelnen Mitglieder derselben, und quallernächst Preußens, daneben natürlich in specie wieder nichts Anderes, als eine großdeutsche Intrigue gegen die ganze Stellung des Letztern in Deutschland. Wenn

aber auch diese selbstredenden Antecedentien nicht vorlägen, so würde die Behauptung, daß volkswirthschaftliche Principien die Haltung Preußens gegen Oesterreich und die Coalition bestimmten, schon schlagend genug durch das Benehmen widerlegt, welches Hannover einhält, seitdem die Berliner Konferenz in einer für alle Betheiligten kränkenden, selbstherrlichen und zornmüthigen Form abgebrochen worden. Hannover ist eben auf dem rein materiellen Standpunkte, kann daher die glänzenden Vortheile in den Vorschlägen Oesterreichs und der Coalition nicht verkennen; es ist nicht veranlaßt, Gesichter zu sehen, wie Preußen, im Gegentheile dem September-Vertrag nur in Aussicht auf die große Zoll- und Handels-Einigung mit dem ganzen Süden beigetreten; es geht darum auch bis jetzt nicht die geringste Neigung, Preußen zum Dominat über ein norddeutsches Zollvereins-Gebiet verhelfen.

Nach Allem hat es daher für jetzt den Anschein, daß Preußen nicht, wenn auch nur vorübergehend, als einzigen Trost des Sprüchlein der „Kreuzzeitung“ haben werde: „Einsamkeit: besser, als schlechte Gesellschaft“, und ohne Zweifel werden Haus Gotha und die Demokratie dafür sorgen, daß auch diese Einsamkeit keine Zeit der Ruhe sei. Volkswirthschaftliche, also zwingende Rücksichten waren es aber nicht, welche den gefährlichen Durchbruch einem wohlmotivierten Rückzuge aus der Sackgasse vorziehen ließen, in die Preußen gerathen war. Es waren vielmehr wieder nicht zwingende, sondern selbstgemachte, politischen Rücksichten, welche nicht nur jeden Rückzug unmöglich gemacht, sondern schon von vorneherein in jene Sackgasse geführt hatten. Politische Rücksichten verboten die Annahme der billigen und gerechten Anträge der Coalition, namentlich die Anbahnung einer Zolleinigung mit Oesterreich, und zwar preussisch-hegemonisch-politische Rücksichten. Das haben die Parteiblätter z. B. die „Kreuzzeitung“) zugestanden, abgelaugnet, wieder

zugestanden und abermals abgelugnet, je noch Od
In Wahrheit handelte es sich aber in Berlin wirklich
um nationalöconomische, sondern rein nur um
Fragen. Ja, nahezu hätten nicht die Parteiblätter
österreichischen Propositionen gar noch als katholisch
ganda aufgefaßt, und vom confessionellen Standp
Katholicismus gegen Protestantismus beurtheilt.

Kurz — die Reconstruirung eines über ganz
land, nur mit Ausnahme Oesterreichs, ausgebreite
vereins unter preußischem Direktorium wurde als m
Lebensfrage für die politische Zukunft der preußisch
macht behandelt. Was seiner Zeit auf bloß politisch
nicht zu erreichen war, die Beseitigung Oesterri
Deutschland, das sollte nun auf handelspolitischem
werden. Darum konnte man aller Nachgiebigkeit d
tion in keiner Weise entgegenkommen, wenn nicht
danke an die Hereinziehung Oesterreichs definitiv an
und eine allenfallige Handels-Verbindung zwischen d
staate und dem deutschen Zollvereinsgebiete der unbe
Willfür Preußens anheimgestellt wurde. Darum
Gründung einer großen mitteleuropäischen Handelsu
eilt, darum die Erweiterung des Zollvereins. M
vierzig Millionen Consumenten, die Ausdehnung
schen Handelsgebietes von der Ostsee bis zur M
Verstärkung desselben durch nichtdeutsche Länder, u
Markt England während der Revolutionsstürme v
1848 mit verzehrender Gier und durch die schmählid
tel getrachtet hatte — darum mußte Alles verächtlid
Hand gewiesen werden. Preußen wäre ja sonst r
allein an der Spitze der materiellen Interessen De
gestanden. In der „Allgemeinen Zeitung“ vom 12.
daher zur Begütigung Hannover's ganz richtig in G
gebracht: „Preußens Widerspruch gegen die Zollein
Oesterreich ist nur die äußere Formel für den d

den Antagonismus der beiden deutschen Großmächte, der auf einer Zollconferenz ausgeglichen werden wird.“ Allerdings — zweierlei Religionen und folglich nicht bloß zwei, sondern zweierlei Großmächte, das war und ist Deutschlands Schicksal; es war nur ein specielles Phänomen dieses Unheimlichkeitstheaters, daß Preußen, auf die Unselbstständigkeit der Coalitionen speculirend, sich selbst die verzweifelte Alternative stellte: Ich — entweder allein, oder gar nicht! Daß man nicht lange schweres Bedenken tragen konnte, ob nicht die russische Prätenſion am Ende doch noch siegen würde, ist bezeugend genug für die bisherigen deutschen Zustände, und beweist, wie hoch an der Zeit es war, daß Oesterreich von den Schlagbäumen im eigenen Innern frei, und so in den Hand gesetzt wurde, in einer der wichtigsten Beziehungen, der handelspolitischen, sein Recht an Deutschland geltend zu machen.

Ich — entweder allein oder gar nicht! nicht anders hatte eben unglücklich gewählte Alternative gelautet. Letzteres hat — so Gottes Erbarmung mit Deutschland und Oesterreichs Loyalität es nicht noch anders zu wenden vermögen! —

wirklich eintreten zu wollen. Es war kurzſichtig kleinliche Politik, die dem Kaiserstaat wider Willen einen unpopulären Aufgedrungen, der nicht glänzender seyn könnte, als es die Vortheile seiner Lage großmüthig zum Besten des deutschen Vaterlandes gebrauchte, geziemt dem kaiserlichen Herrscher. Wenn aber Preußen in der That bei der Isolirung mit seinen lang und schmal gestreckten Gränzen, oder im Falle in starrer Abgeschlossenheit mit einigen norddeutschen Kleinstaaten verharren wollte, was würde die Folge seyn? Nach Innen nichts Anderes, als der öconomische Ruin eigenen Landes, das eine Beute Englands und des überlegenen Westens überhaupt werden müßte. Und nach Außen? Oesterreich nimmt mit den Coalitionen in diesem Augenblicke die Wiener-Confereenzen wieder auf, um eine Zolleinigung unter

diesen zu gründen und mit ihnen vorzubereiten; es wird das Protokoll für freiwillige Beitritte offenhalten, und endlich die Sache zum Behufe der Verhandlungen mit den dissentirenden Regierungen dem Bundestage übergeben, welchem ohnehin noch von der Bundesakte her die bis jetzt unerfüllte Verpflichtung obliegt, ganz Deutschland in eine commerciale Einigung zu bringen, was Preußen auch wohl wußte, so lange der Sieg über die Revolution jene klägliche handelspolitische Zerrissenheit im Innern Oesterreichs noch nicht von der Welt weggesetzt hatte, und die österreichische Concurrency in der deutschen Handelspolitik, menschlicher Voraussicht nach, niemals zu fürchten war. Gelingt es auch dann den Maßnahmen Oesterreichs nicht, Preußen von seinem verhängnißvollen Wege zurückzubringen, so ist feindseliger Dualismus Deutschland auf dem besten Wege, in seiner häßlichen Avidität die Augen Aller zu beleidigen.

In diesem Falle aber könnte nicht lange im Zweifel stehen, weder im Inlande, noch im Auslande, wer seine Politik auf die wohlverstandenen materiellen Interessen der Völker baut, ob Oesterreich oder Preußen? Das rechte Verständnis der materiellen Interessen läßt endlich auch durch die hohe Diplomatie sich nicht wegpolitifiziren; das Volk hat dafür natürlichen Takt, und den materiellen Interessen folgen über kurz oder lang die politischen nach. Nun aber sähe man Preußen an den übermächtigen Western verrathen; Oesterreich dagegen dem Verkehr Deutschlands einen ungeheuren, nichts weniger als überführten Markt öffnen, und zugleich die große Straße bis in das Herz des Orients bahnen, in den Orient, in Deutschlands Zukunft liegt, wenn irgendwo, wo allem Anscheine nach bald die Entscheidung fallen wird, gewiß im erbittertem Zusammenstoß aller Mächte des Abendlandes, wobei über die deutsche Nation gleichfalls die Würfel fallen werden, ob sie fortpflanzungsfähig ist, oder bloß noch in der Lage, ihren Ueberfluß an Bevölkerung völlig auszustoßen.

Es außer allem fernern Tonner über dem Weltmeer zu ver-
ren. Soll die innere Gährung unter den Massen zu end-
licher Ruhe gelangen, so muß sie nach einem weitem Wir-
kungskreise abgeleitet werden; dieß kann aber nur seyn durch
Entwicklung continüirlicher Interessen nach Außen, und Sol-
ches ist sonst nirgends herzustellen, als gegen Osten. Hät-
ten die beiden deutschen Großmächte zusammengewirkt, eine
Bahn-Verbindung bis Konstantinopel und von da wei-
terzustellen, wahrlich, so paradox der Vorschlag scheinen
mag, für die innere Ruhe wäre damit mehr gethan, als
das stehende Heer einer ganzen Großmacht auf Kriegs-
fuß. Das Volk sähe endlich einmal ein Stück nutzbarer
Leb.

Wie gesagt! die staatsbürgerlichen Köpfe, welche jetzt
unfruchtbaren Theorien gespeist werden, müssen eine
andere Wendung nach Außen bekommen, wenn je noch ein
politisches Volksleben hergestellt werden soll, und dieß
ist möglich nach Osten. Nun aber würde Preußen, im
Verharrens bei seiner feindlichen Stellung zum
österreichischen Handelsgebiet, den traurigen An-
spruch einer Großmacht darbieten, deren Großmachts-Stellung
einmal mit den materiellen Interessen des eigenen Lan-
des verträglich wäre, geschweige denn mit den ersten Bedin-
gen der handelspolitischen Existenz jener kleineren Staa-
ten als deren natürlichen Schirmherrn es sich bislang ge-
wöhnt hat. Müßte aber, Angesichts einer commercieell so augen-
scheinlich unpraktischen Großmachts-Theorie, nicht endlich
der gemeine Mann auf den Gedanken kommen, es fehle
vielleicht an der soliden nutzbaren Grundlage? Wahrlich!
in unserer Zeit, wo vor der ungeheuern Verkehrs-Beschleu-
nig der Größe-Anschlag einzelner Ländergebiete auf ein
kleines zusammenschrumpft, wo alle Augen den national-
ökonomischen Fragen zugewendet sind, wo der Napoleonide
Berufung auf die materiellen Interessen der Nation

unter ihrem ungeheuern Beifall ein neues Kaiserreich bet — da ist mit kleinen Eifersüchteleien für eine Gro-
wenig auszurichten, und zu glauben, daß selbst der
sche Großmachts-Enthusiasmus der pommer'schen Lan-
ren vor der traurigen Gestalt nackter Wirklichkeit endli-
lange Stich halten würde.

Darum erweitern sich auch täglich die Kreise, die
ganze Hoffnung auf die Loyalität Oesterreichs setzen,
wohl sieht, was noth thut, in der handelspolitische
minder, als in der religiösen Frage, den zwei Haupt-
der großen Krisis, in der wir unläugbar schweben.
reich bedarf der jüngsten, allseitig verfehlten Erinnerung
„Kreuzzeitung“ nicht: wie Kaiser Franz zu den Zeit-
ersten Napoleon sich stets standhaft geweigert, dessen
holte Anträge anzunehmen und nicht nur das wider-
abgerissene Schlesien wieder an sich zu ziehen, sonder-
sonst vom preussischen Gebiete nach Belieben sich zum-
wie Oesterreich damals vielmehr stets und beharrlich
der Herstellung der vollen alten Macht Preussens get-
Es existirt kein Schatten von gegründetem Verdacht
Oesterreich dieser hochherzigen Gesinnung nicht noch
Es hatte nie weder ein Erfurter-Parlament, noch ei-
liner-Fürsten-Conferenz, und wird die ihm gebührende
lung in einem dereinstigen großdeutschen Zollverein
seiner „politischen Tradition“ nicht anders als loyal
Die Zeiten sind an sich schon andere, als vor 330
wo man mit ziemlichem Scheine den drohenden „
Gehorsam“, „Erbchaft und Monarchie“, und die Ges-
der „Freiheit deutscher Nation“ gegen das Projekt ei-
gemeinen deutschen Zollvereins einwenden konnte. W-
nicht so, dann möchte man allerdings an der Zukunft d-
lands verzweifeln, und die Geschichte müßte, wie ein
römisch-deutsches Kaiserthum, auf die frühen Gräber d-
den Großmächte schreiben: „Sie waren nicht mehr w-

II.

Die katholische Bewegung in Preußen; die Versammlungen zu Wiesbaden, zu Bremen und zu Münster.

Zur Charakteristik der religiösen Gegensätze in Deutschland.

Wer nicht blind ist, der sieht, daß ein neuer und heftiger Kampf unter den Confessionen sich eröffnet hat. Ob er zu einer durchgreifenderen Entscheidung führen wird, steht dahin. Es ist in diesem Augenblicke vielleicht schwieriger als je, über die nächste Zukunft eine Wahrscheinlichkeits-Berechnung aufzustellen. Daß aber eine allseitige Krisis bevorsteht, und unsere Zeit für dieselbe überreif ist, unterliegt keinem Zweifel. Eine allseitige Krisis! denn die nebelhafte und unverständene politische Bewegung nicht nur der letzten fünf Jahre, sondern eines ganzen Menschenalters ist endlich aus ihrem Traumleben erwacht. Es gehörte gewaltthätiges Rütteln und Schütteln dazu, wie wir erfahren haben. Nun aber, nachdem sie weiß, wo ihr der Kopf steht, sieht sie mit ihren beiden Augen den einen Fuß auf religiösem, den andern auf materiellem oder socialem Boden stehen. Nur daß der eine Standpunkt so unbequem und unsicher, wie der andere, und die Stellung durch alles Zappeln und Umschlagen um nichts fester geworden ist, wie natürlich. Die nach der Oberfläche urtheilenden Menschenkinder, welche die unruhige Bewegung an dem Kolos staatlichen Daseyns bemerkten, hielten das Phänomen für eine „glorreiche Erhebung“ und für politische „Errungenschaft“, von einigen, noch dazu größtentheils wenig respektirlichen Staatsverbesserern gemacht. Jetzt hat sich zwar allmählig bessere Einsicht in

den Grund der ganzen Unruhe geltend gemacht, wie es aber mit der Befestigung der beiden Standpunkte des Kolosses in der That steht, oder vielmehr mit ihrer Vereinigung (denn das ist eigentlich das Problem!), darüber wäre viel zu sagen. Um noch einmal vor ihrem Ende der französischen Republik zu gedenken, so ist nicht zu läugnen, daß ihr Oberhaupt, Louis Napoleon, die große Aufgabe scharf aufgefaßt zu haben scheint, und damit auch über die Gränzen Frankreichs hinaus be-
sticht; wie es aber in Deutschland damit steht, dafür liefert gerade jetzt wieder Preußen Beweise, die nicht trauriger seyn könnten.

Wie Preußen für die Befestigung des materiellen Standpunktes zu sorgen gedenkt, zeigt sein Verhalten in der Zollvereinigungs-Frage. Was aber den religiösen Standpunkt betrifft, so macht sich eine täglich wachsende Mißstimmung gegen alles Katholische in höhern Kreisen auffallend genug geltend, um die Katholiken mit banger Sorge für die ihrer Kirche verfassungsmäßig garantirten Rechte und Freiheiten zu erfüllen. Was man erstlich unter Ladenberg beschworen scheint keine Geltung mehr zu haben für ein Cultus-Ministerium unter Herrn von Raumer, dessen Gustav-Adolfische Tendenzen freilich nur zu bekannt sind. Die verfassungswidrigen Ministerial-Rescripte gegen die Missionen, gegen die Jesuiten und ihre Schulen, endlich der neuerliche Versuch, den Bischöfen das verfassungsmäßige Recht der freien Collation ehemals zum Staatspatronat gehöriger Pfründen wieder zu entziehen — das Alles sind nur bis jetzt noch unzusammenhängende Aeußerungen eines feindseligen Geistes, der durchaus ein „evangelisches Preußen“ als „Schirmherrn an der Spitze der deutschen Kirche“ will — wie der Consistorialrath Tholuck zu Halle in der famosen Predigt vom 29ten Juni d. Js. sich ausdrückt — dem alle wahre „Parität“ ein Gräuel ist, und der nicht auf halbem Wege stehen bleibt wenn er nicht muß. Die Katholiken Preußens kennen diesen

gerade er ist es ja, der durch herbe Geschehnisse mit Blüthe kirchlichen Bewußtseyns erfüllt hat, wie es sich nicht überall in Deutschland findet. Sie erhoben in Halen und am Rhein, in Schlessen, Westpreußen und einen wahren Sturm von Adressen, mit welchem sie ist zwar noch nichts als einige faden Ausreden auf alte Verschriften u. s. w. bezweckt, aber doch jedenfalls unsprechlich bewiesen haben, daß ein warmes Herz für die alte Stellung der Kirche in ihnen schlägt. Und was mehr ist, in demselben Sinne und auf das entschiedensten sich auch die berufenen Vertreter der Volksinteressen der westphälische Provinzial-Landtag zu Münster und rheinische zu Düsseldorf. Nur die Protestanten, hier hundert, dort dreihundzwanzig, stimmten dagegen, indem sie eigenthümlichen Begriffe von Parität klüglich hinter die Trennungfrage versteckten, und unter dieser Maske sogar Adressen für nothwendig hielten.

Dafür widmete denn auch besonders die Adresse des rheinischen Landtags dem verfehmten Orden eine beredte Apologie. Von selbst die „Allgemeine Zeitung“ den 6. Oktober in Düsseldorf schreiben läßt: das sei „für einen Staat wessen ein Ereigniß zu nennen, dessen Tragweite und Wichtigkeit nicht leicht zu überschätzen sei.“ „Es gibt“ — weiter — „ohne Zweifel wenig Beispiele, daß Stände, die bloßen Laien zusammengesetzt sind, dem Jesuiten so entschieden das Wort geredet haben; — es ist Eingabe unserer Provinzial-Vertreter eine inhaltreiche Antwort auf den Erlaß des Oberkirchenraths in Bern. Ein Zeichen, wie neben den politischen Zerwürfnissen, in den Verhandlungen der Zollvereinsfrage kundgethan, der confessionelle Spalt in Deutschland immer tiefer reißt und dem äußern Feinde Bundesgenossen schafft.“ 1848! die Gefahr kann nicht anders als die höchste sein. Wenn Preußen fortfahren würde, auch den religiösen

Standpunkt des staatlichen Daseyns so völlig verkehrt, d. i. nach einseitig confessionellen und politischen Vorurtheilen, zu behandeln. Die preussischen Katholiken machen sich daher nicht bloß um die Kirche ihrer Lande verdient, wenn sie mit allen gesetzlichen Mitteln dem bösen Geist Widerpart halten, der zu Maßregeln drängt, durch welche unfehlbar die letzten Dinge ärger würden, als die ersten. Disziplinäre Blätter mit ihren Bundesgenossen, welche auch in der religiösen Frage wieder ganz dieselben sind, wie in der Zollvereinsache: Haus Gotha und Frankfurter Pfingstwiese, fahren zwar — in solchen Dingen nach alter Gewohnheit — fort, Weiß Schwarz zu heißen; sie wissen nur von einer unzufriedenen „kleinen clericalen Partei“, und wenn 18 protestantische Provinzial-Vertreter gegen 47 katholische stimmen, so sind es sicher jene, welche die „allgemeine Meinung“ aussprechen, und gewiß ist es ihr Votum, welches in katholischen Kirchenangelegenheiten maßgebend seyn muß. Aber noch ein gesetzlicher Weg, Zeugniß zu geben gegen diese und andere Sophisten, steht offen; es sind die preussischen Kammern selbst, für welche glücklicherweise in diesem Augenblicke Neuwahlen bevorstehen. Bischöfe und Journale, Vereine und Privaten haben bereits Aufrufe erlassen, um die pflichtschuldigste Theilnahme an den Wahlen einzuschärfen, und ermahnt, Männer von ächt katholischer Gesinnung und christlichem Muth auf den hochwichtigen Posten eines Vertreters ihrer Forderungen zu befördern. Die religiösen Interessen zuvörderst sollen ihnen auf die Seele gebunden, zur rücksichtslosen Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte der Kirche, als der einzigen Bedingung ihrer Wahl, sollen sie verpflichtet werden. Kurz — es sind tapfere Schritte geschehen, die katholische Bekenntnistreue auch da geltend zu machen, wo sie bisher — anderwärts vielleicht noch mehr als in Preußen — nur höchst selten zu finden war, gerade als ob sie gar nicht dahin gehörte, nämlich in den Wahllokalen. Schon deshalb hat

Das ganze katholische Deutschland Ursache, seine Augen auf die Brüder in Preußen zu richten, die da aufgestanden sind, um nicht nur sich zu retten, sondern auch die feindlich Außenstehenden wider Wissen und Willen. Wie viele Protestanten, namentlich von der „Kreuzzeitungs-Partei“, das Rechtsgefühl zu ihren Kampfgenossen machen wird, ist abzuwarten.

Daß der dankbare Jubel der preussischen Katholiken so schnell verstummen und gerechten Klagen weichen mußte, kann man nirgends aufrichtiger bedauern, als in den kleineren Staaten des Südens: man hatte auf die religiös-politische Haltung Preußens noch mehr Hoffnung gesetzt, als auf die Oesterreichs, insoferne bei jenem die Macht des guten Beispiels jedenfalls noch nachdrücklicher seyn mußte. Daß aber die Unmossität gegen die Kirche überall wächst, seitdem der „Schirmherr der deutschen Kirche“, das „evangelische Preußen“, glücklich in die alte schiefe Lage hineingepredigt und hineinintrigurt ist, lehrt der Augenschein. Man kann sagen, daß die beklagenswerthe Abkehr Preußens von den Grundsätzen wahrer Parität das Signal zu dem neuen Sturme gegen die Kirche gab. Dieser neue Sturm unterscheidet sich von früheren Erscheinungen der Art dadurch, daß er nicht von dem lichtfreundlichen Aufklärer, sondern von dem Gebiete des gläubigen Protestantismus ausgeht, eine Thatsache, welche durchaus fest im Auge zu behalten ist! Ueber die Unschuld der Katholiken aber an der Friedensstörung herrscht selbst bei redlichen Protestanten kein Zweifel; so erklärt eine treffliche Feder im Halleschen „Volksblatt“ noch den 16. Oktober geradezu: „Ueberhaupt ist für jedes unparteiische Auge das nicht zu verkennen, daß bei der neu erstandenen Erregung die Evangelischen der angreifende Theil gewesen sind!“

Vom Gebiete des gläubigen Protestantismus ist der Sturm ausgegangen! Die eine Zeit lang überlaut gepredigte Wahrheit: daß es jetzt eine Vereinigung aller positiv-christlichen Elemente gegen den Unglauben gelte, war erstaun-

lich schnell in ihr Gegentheil verkehrt, sobald die ungeheure Ueberlegenheit des katholischen Rüstzeugs aller Welt klar geworden. Damit mußten sich alle zurückziehen, denen es nicht um den Sieg der göttlichen Wahrheit überhaupt zu thun war (und deren sind sehr wenige), sondern nur um Befestigung des antirationalistischen Protestantismus. Und daß diese in sorgenvollen Zorn gegen die katholische Kirche geriethen, ist begreiflich. Denn man kann sich außerhalb nicht leicht vorstellen, wie es mit dem Protestantismus, in der Nähe beschaut, an den Orten aussieht, wo er nicht durch das Nebeneinander mit dem Katholicismus gewaltsam in die Höhe gehalten wird. In Pommern und in der alten Mark z. B. ließe sich der ganze Jammer begreifen; die Kirche dürfte dort dem morschen Bau nur etwas näher auf den Leib rücken, und man würde Wunder sehen, was das arme Volk thäte. Daher das Angstgeschrei: „Jesuiten zurück! zurück mit den Jesuiten!“

Natürlich freuen sich die rationalistischen Protestanten der entschiedenen Wendung ihrer gläubigen Gegner über die Massen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sie gerade jetzt alle Organe, selbst rein literarische, benützen, um in das große Halloch mit Macht einzufallen. So, um nur Ein Beispiel anzuführen, das Leipziger „Literarische Centralblatt“ von Zarncke. Stück für Stück bringt es in seinen Recensionen die wüthendsten Ausfälle, noch in Nr. 42 unter Anderm, bei Besprechung einer mit bischöflich Regensburgischer Approbation erschienenen Bearbeitung des Buches von Marchant: „Die Lehre der katholischen Kirche“, die Bemerkung: „daß Ablass und Fegfeuer in alter Glorie paradiren, kann nicht auffallen; traurig, daß man den Katholiken noch solche Waare bieten darf, allein — mundus vult decipi, ergo decipiatur“. Und in derselben Nummer wird das bekannte Lütke müller'sche Buch, für einen der „interessantesten und schmerzlichsten“ Belege erklärt, daß „irgend ein Zollhaus seine Pforten geöffnet und die Bewohner als Apostel des Wahnsinns in alle Welt gesendet haben müsse“. Nun freilich! hat ja nicht umsonst der königliche Oberkirchenrath zu Berlin officiell und namentlich dieselben Dogmen für „verworfenen Wahn“ erklärt, welche zu lehren der König von Preußen die katholisch-theologischen Professoren zu Breslau, Bonn und Münster berufen, angestellt und eidlich verpflichtet hat, worauf selbst das Halle'sche „Volksblatt“ aufmerksam macht!

Für ein besonders drastisches Mittel, glühenden Haß gegen die Kirche zu erwecken, hält man, sie als eine blutige Verfolgerin zu schildern, wozu es aber auch nicht einmal der Ori-

alltät, sondern bloß oberflächlicher Bekanntschaft mit den gärrsten Geschichtslügen bedarf. Schon Tholud in der anführten Predigt beschwört bei der „Martyrer-Asche unserer ter“ gegen die Jesuiten, die Truppen der „grausamen Schwester“ Roma, welche „einst die Blutgerüste für euere Brüder aufgerichtet“. Die Tage zu Dublin, zu Wiesbaden, zu Wien waren voll von solchen Expectorationen; bloß auf ein x Millionen berechnete man gemeinhin die Summe aller Rom geschlachteten Bekenner des „Evangeliums“. Nun kehrt es sich von selbst, daß hier weder der Ort zu Recriminationen noch zu der Ausführung ist, wie viele von den sogenannten „evangelischen Martyrern“, altenmässig nachweisbar, ganz andere Dinge, als das Bekenntniß des „Evangeliums“, mit dem Tode gebüßt haben. Merkwürdig aber ist Fall, der in diesem Augenblicke ein neues „Martyrium Evangeliums“ zu liefern verspricht, merkwürdig, nicht zwar sich, aber durch die Weise, wie er ausgebeutet wird. Man weiß leider! überall nur zu gut, was „protestantische Propaganda“ in Italien besagen will. Vor Kurzem wurde in dem verfassungsmäßig katholischen Toskana ein florentinisches Ehepaar, Namens Madiai, zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und zwar „wegen Proselytenmacherei“, wie das Urtheil ausdrücklich besagt. Die Verurtheilten hatten verbotene Conventikel gehalten, und ihren Protestations-Eifer auf das lebhafteste bethätigt. Durch Engherzigkeit der Madiai mit gewissen Engländern aber kam die Sache bald unter den gehässigsten Entstellungen in englischen Blättern und dann nacheinander in den Versammlungen der „evangelischen Allianz“ zu Dublin, des Gustav-Adolf-Fests zu Wiesbaden, und des Kirchentags zu Bremen auf das Tapet; sogar Briefe der Verurtheilten wurden in diesen Versammlungen vorgelesen, und es fehlte nirgends an innerlichen Rührscenen. Die willkommene Geschichte mußte natürlich nach besten Kräften benützt werden; weil die Armen hieß es — „in ihrem Hause“ „für sich“ „die Bibel gelesen“, küßten sie jetzt auf den „Galeeren“ (!). Wie gründlich dabei nicht nur die Motive des Urtheils verfälscht sind, ist auf der Hand. „Galeeren“ hat Toskana gar nicht, und das Verbrechen des „Bibellesens in der Landessprache“, wie Alarmschläger sich kurzweg ausdrücken, betrifft, so gehört in Toskana zu den alltäglichen Vorkommnissen; eine italienische Uebersetzung der Bibel, von Erzbischof Martini von Genua im vorigen Jahrhunderte veranstaltet, erlebte erst im Jahre 1851 wieder eine neue Auflage und ist in allen tos-

hörnirtesten und wüthendsten Katholiken-Verfolger in
Ihrer brittischen Majestät, dem Earl von Roden, an
als Toleranz-Deputation auf den Weg, und
meldeten die Zeitungen ihre Ankunft in Marseille.
Abgeordnete aus Holland, der Schweiz, Frankreich
berg zu ihnen, und aus Preußen gingen gleich
tirte zumal, nämlich der Hauptmann von Bonin u
Rath von Bethmann-Hollweg von Kirchentags
geh. Rath und Schloßhauptmann Graf Arnim
aber im Namen des Königs von Preußen als „hö
herren der evangelischen Kirche auf dem Festlande
nicht anders ein Berliner Prediger (der Pastor R
cher schon von dem Dubliner-Tage den Mund en
nahm) mit dem Anschlusse des königlichen außer
Botschafters an die „Allianz“-Deputation, in seht
an die „Kreuzzeitung“, frevelnde Prahlerei treibt.
gewiß, daß der preussische Gesandte von Reume
dem Großherzog von Toskana für die Rabiat be
aber vergebens verwendet hat; was soll demnach
anz“-Deputation in Florenz? Daß sie Begnadigu
erwartet jener Kunze selbst nicht; aber Klappern
Handwerk — sagt er. Denn jedenfalls wird „d
ung der ganzen evangelischen Kirche in Europa l
völkerung von ganz Italien einen unberec
Eindruck hervorbringen“; die Römisch-Katholise
seht sehen, daß die „Evangelischen“ in Italien
nicht „einzeln stehende Verlassene“ seien, um die

stantismus" einzuschreiten. Die Lust zu jenem „Bibellesen“ wird in Italien überhaupt durch englisches Geld geweckt; die Engländer haben auf Malta eine eigentliche Riesen-Fabrik von protestantisch-italienischen Traktaten, die zu Hunderttausenden über Italien verbreitet werden, und was das Treiben der englischen Bibelgesellschaften im Allgemeinen betrifft, so haben bekanntlich auch andere Länder bezügliche Erfahrungen gemacht. Mazzini hat seine Haupthoffnung stets auf die religiöse Wühlerei gesetzt, denn nur auf dem Wege religiöser Umkehr hält er die Verwandlung von ganz Italien in eine Republik auf breiterer demokratischer Grundlage für möglich, wie er sie seinem wohlorganisirten Anhang erst in jüngster Zeit noch durch eigene Proclamationen verkündet hat. Prof. Helzer in Berlin gesteht auch in seinen „protestantischen Briefen aus Südfrankreich und Italien“ nicht nur, daß Mazzini, er jetzt in London seinen Landsleuten sogar predigt, vor der italienischen Revolution schon mit der Londoner Bibel-Gesellschaft Hand in Hand gegangen, sondern er führt auch zur Charakteristik des Mazzinischen Lösungswortes: „Protestantisierung Italiens“ vertraute Aeußerungen des Großrevolutionärs an, welche das ganze Christenthum als eine schurkische Erfindung gegen die persönliche Freiheit bezeichnen und der Polygamie das Wort reden! Im Grunde freilich auch eine Art von „Protestantismus!“ Aber sollte die „Allianz“ wirklich auch zu dessen Gunsten „unberechenbaren Eindruck“ in Italien machen wollen? Und wie soll man das Verfahren nennen, das den „hohen Schirmherrn der evangelischen Kirche auf dem Festlande“ gegen das gute Recht eines andern Fürsten ausbringt, fremden Ruhestörern in seinem Staate und einem bedenklichen Conventikelwesen zu wehren? Zu läugnen ist aber nicht, daß die „evangelische Allianz“ Anlage hat, zur nächsten Großmacht heranzuwachsen.

Man könnte allerschlimmsten Falls der Madiai-Tragödie Ereignisse z. B. aus Schweden entgegen halten; aber wozu so ferne ausgreifen? Auf dem durch mehr als türkische Religionsbrannet gefnechteten Boden Irlands saßte die „Allianz“ Beschlus gegen die toskanische „Intoleranz“. Man schämte sich nicht, in Irland von katholischer „Intoleranz“ zu reden, wohl aber rechnete man den Irländern zum Verbrechen an, daß sie ihre schmachvoll unterdrückten religiösen Rechte reclamiren. Diese sich greifenden katholischen „Provocationen“ — läßt sich mitten unter dem Madiai-Spektakel die „Kreuzzeitung“ (Nr. 125) aus London schreiben — führten den Katholicismus selbst in's Verderben. Er unterschätze, heißt es weiter, seine

Gegner; denn „wenn es ernst wird in der Welt, wiegen die protestantischen Völker schwerer als die katholischen, wenn auch weniger sind. Seit den früheren Kämpfen ist das spanische Reich ganz zusammengesunken, und das Weltmeer ist allein in protestantischer Hand. Ein neuer conservativer Cromwell oder Gustav Adolf in England — und die englischen Landsquires sind noch immer die Männer danach, daß ein solcher aus ihnen hervorgehen kann! — mit dem deutschen Protestantismus auf dem linken und dem transatlantischen auf dem rechten Flügel, würde für den Süden, der sich in Italien (!) concentrirt, zu stark seyn; und mit einem westphälischen Frieden ließe es sich nicht ab.“ — Wahrhaftig, man sollte meinen: es handle sich schon um die leibhaftige Herstellung des mormonisch-zionischen Weltreiches! Sollte auch diese schließliche Metamorphose des „transatlantischen Protestantismus“ zur Allianz für den „deutschen auf dem linken Flügel“ taugen?

Unter solchen Umständen kann aber, um wieder auf deutschen Boden zurückzukehren, nicht auffallen, daß zu Wiesbaden und zu Bremen alle Schranken auch nur des bloßen Anstandes brachen und die schmutzigen Wasser wahnsinnigen Hasses gegen die Kirche in Strömen sich ergoßen. Gegen diese „Ausgeburt der Hölle“ schrie ein badischer Pfarrer, Namens Ledderhose, und ein respectables Corps tobte ihm nach „Babel muß fallen“, Papst, der „Baalspriester“, der „Antichrist“, das „infernale System des Papstthums fordert Haß“ u. s. w. — das waren, wie selbst die „Allgemeine Zeitung“ sagt, „Grundaccorde, die angeschlagen wurden.“ Der „greise rheinische Vorkämpfer, der feste Sander an Elberfeld“, vergleicht die Jesuiten mit Robespierre und fordert im Namen der „Parität“ ihre Verbannung, da sie von einem „ausländischen Fürsten“ regiert würden; Prof. Bipe aus Berlin heßt die Regierungen „um der sittlichen Ehre Deutschlands willen!“ gegen den durch die Jesuiten-Missionen constatirten „Landfriedensbruch der katholischen Kirche auf und verlangt überdies die Gründung eines Journals „polemik gegen den Katholicismus“. „Merkt ihr den Teufel, merkt ihr ihn?“ schrie ein Anderer. Doch wozu weiter? „Ausströmungen des ebenso unchristlichen als unkatholischen Eifers eines wilden protestantischen Zelotismus“ — wie Herr von Gerlach sich ausdrückt — im Einzelnen schildern? Und der Referent für die Gesangbuchsache von dem Kirchentag schließlich wissen wollte, ob die Redaktions-Commission bei Luthers Lied: „Erhalt' uns, Herr! bei deinem Wort“, namer

e zweite (seit mehr als hundert Jahren überall ausge-
) Zeile: „Und steur' des Papsts und Türken
 !“ unverändert stehen lassen dürfe, da „schien, nach
 Debatte, die Versammlung sich für die wörtliche Bel-
 ung dieser Zeile zu entscheiden“ — wie das Halle'sche
 blatt“ mißbilligend von seinem Berichterstatler erfährt.

Es waren „gläubige Protestanten“, von denen solche
 hungen ausgingen; ihre rationalistischen Gegner aber
 ten grinsend in so weit ihre Anerkennung zu. Viel Miß-
 ach und wenig Beifall dagegen bei Beiden fanden ein
 Männer, welche sich offen gegen den Fanatismus er-
 t, wie sie ihn vor Augen sahen. Dr. Hengstenberg
 S, der den Muth hatte, vor einer Polemik zu warnen,
 welche man „gar zu leicht in die Gemeinschaft mit den
 schaftlichen Feinden beider Kirchen verslochten werde.“
 z brach aber der Sturm erst recht los. Es war eben
 daß die katholische Kirche als „Ausgeburt der Hölle“
 w. proclamirt wurde. Zur Entgegnung erhob sich bloß
 der geheime Rath Stahl, also ein Laie; von den drei-
 leshundert Predigern, den geistlichen zwei Dritteln der
 n Versammlung, fand nicht Einer ein Wörtlein zur
 hweisung jener landfriedensbrüchigen Lasterungen. Da-
 vernimmt man, daß diese Prediger nach der Heimkunft
 ntheils ihre „Gemeinden“ versammelt, um ihnen, gleich-
 ls den Mandatgebern, über das Bremer-Concilium Vor-
 u halten. Daß sie vor diesen Gemeinden Hengsten-
 und Stahl's Meinung eben so wenig beigespflichtet, wie
 emen, versteht sich von selbst.

Hengstenberg hatte aber über das Verhältniß „bei-
 rchen“ eine Ansicht entwickelt, in welcher Stahl,
 von Gerlach u. s. w. mit ihm übereinstimmen: die
 sche Kirche sei bis zur Entinnerlichung veräußerlicht,
 angelifche“ bis zur Entäußerlichung verinnerlicht; beide
 n einander nicht entbehren; die katholische der „evan-
 en“ nicht, damit sie nicht in Erstarrung und Fäulniß
 e, die „evangelische“ der katholischen nicht, damit sie
 Rothwendigkeit eines festen gemeinsamen Lehrgrundes
 inigender kirchlichen Ordnungen erkenne, und noch
 um kräftig an ihren Ursprung erinnert zu werden“;
 müsse die „evangelische Kirche“ durchaus die katholi-
 eben sich haben, „bis eine reichere Ausgießung des
 b über sie statt finde.“ Oder, wie Leo im „Volks-
 ' sagt: „Könnte der Protestantismus mit Einem Schlage

die katholische Kirche auflösen, es hieße, stark gesagt, 1
Anderes, als: den Ast absägen, auf dem wir sitzen.“

Solche Anschauung war es, welche die Zeloten
Fanatiker in Bremen zu einiger Billigkeit bringen sollte
ist aber schlecht gelungen, und wahrlich kein Grund zu
den, sich darüber zu wundern, denn weder in den „sy-
schen Büchern“, noch in der ganzen Geschichte der Ref-
tion ist eine solche Anschauung begründet. Bauen ihre
theidiger consequent darauf fort, wohin müßten sie kon-
Man könnte vermuthen — zum Irvingianismus
eher, als zum Katholicismus! Sie wollen sich nicht
Kirche bemühen, sondern die Kirche soll sich zu ihnen
hen, d. h., wie Leo sich ausdrückt, „den evangelischen
wieder in sich aufnehmen“. Sie trösten sich mit ihrer
nerlichkeit“, und gestehen inzwischen unumwunden zu
ihnen von den „lebendigen äußern Gestaltungen der A-
sung, des Lebens, des Cultus ein Stück nach dem a-
verloren“ gegangen. Alle diese „Aeußerlichkeiten“ ha-
die alte Kirche gerettet; ihnen aber ist nur eine so inn-
„Innerlichkeit“ geblieben, daß ihre ganze Kirche, n-
selbst nicht läugnen, „unsichtbar“ geworden. Das heiß
andern Worten: sie haben die göttliche Seele ohne Leib.
die katholische Kirche hat seit Jahrhunderten den der
chen Institution entsprechenden Leib ohne Seele! Wer
ihnen denn solche Verkehrtheiten glauben, mit denen
senbar nur ihre Verlegenheit decken müssen? Man h-
in Bremen gesehen! Sie wollten aus Princip, wie
anderen redlichen Männer bloß um der erfahrungsm-
Nützlichkeit und Opportunität willen, ein Stück von d-
tholischen „Aeußerlichkeit“ nach dem andern hinübe-
men. Es wäre zu lang, alles einzeln aufzuzählen, was
überhaupt schon in seiner Art nachzuahmen gesucht hat,
richtungen, die sonst stets als „ultramontane“ Finsterniß
und Trug verdammt worden, wie die katholischen In-
der barmherzigen Schwestern, der Missionen, der Sod-
ten, der Gesellenvereine, der religiösen Kunstvereine,
sogar der Knabenseminare, eine den Gesetzen der Schi-
entsprechende Liturgie u. s. w., auch, worüber ein and-
in's Speciellere einzugehen ist, jüngst noch, auf dem Br-
Kirchentage, die katholische Observanz bezüglich der ge-
ten Ehen. Fassen wir daher nur Einen Punkt in's
z. B. die in Bremen eifrig bevortwortete und von eini-
Eiferern (wie in Straßburg) ohne Weiteres auf eigene
schon vollzogene Wiedereinführung der Privatbeichte. I

Privatbeichte im reformatorischen Sinne ist himmelweit verschieden vom katholischen Beichtinstitut; und dennoch! was schallte ihren Vertheidigern aus der kirchentäglichen Masse entgegen? Was mußten überhaupt ein Hengstenberg, so sehr er gegen den Vorwurf der „Nachahmung“ protestirte, ein Stahl, ein Adermann, ein Wichern sich sagen lassen? So viel wir hörten, hieß es in choro: „keine lutherische Kraft“, bloß „katholisirender hierarchischer Geist“, der immer stärker zu spüren anfängt, während der „Geist des Protestantismus“ selbst den Geistlichen mehr und mehr fremd wird!

Und allerdings! auch wir wüßten vom protestantischen Standpunkte aus jene redlichen Männer nicht zu rechtfertigen; ächt protestantisch hat dagegen Tholuck, die große protestantische Autorität, von der Privatbeichte gesprochen, wenn er gegen die jesuitischen Ungeheuer voll List und Betrug, teuflischer Bosheit und Blut predigt: „O! daß man in ihrem offenen Worte von der Kanzel ihre ganze Predigt hätte, und sich vor den geheimen Predigten des Beichtstuhls und den Drachenzähnen, die dort ausgesäet werden, nicht zu ängstigen hätte.“ Wir wiederholen: das ist viel protestantischer! Wenn dagegen Herr Dr. Leo, durchdrungen von der trefflichen „Aeußerlichkeit“ des Katholicismus, seine „feste Ueberzeugung“ ausspricht: „Ganz und recht wiedergewinnen werden wir sie“ (diese treffliche „Aeußerlichkeit“) „erst dann, wenn wir wieder aufgehen dürfen in die geschichtliche Kirche!“ — so wissen wir ihm vorerst keinen Rath. Denn wie er der alten Kirche die „Innerlichkeit“ und den „evangelischen Geist“, den sie erst wieder bekommen soll, abläugnet, so will die übergroße Mehrheit seiner Glaubensgenossen auch nichts von ihrer „Aeußerlichkeit“, und die Consequenz ist dabei wahrhaftig auf Seite dieser Letzteren. Sie wähnen sich im Besitze des göttlichen Lehrinhaltes im Christenthum, und ob sie oder die Katholiken darin Recht haben, das ist die Frage, nicht „Innerlichkeit“ und „Aeußerlichkeit“.

Es gibt aber Männer unter denen, welche Außen stehen, an die wir nicht denken können, ohne tiefe Wehmuth darüber zu empfinden, daß sie Außen stehen. Zu diesen gehört namentlich der ebengenannte Gelehrte. Die Gerechtigkeit fordert, dieses Zeugniß hier abzulegen. Die Hauptfrage nämlich am Bremer-Kirchentage betraf natürlich Vertheidigungsanstalten gegen die „Fortschritte des Katholicismus“, insbesondere gegen die Jesuiten-Missionen. Die meisten Redner provocirten, wie bereits bemerkt, die Polizeigewalt zu förm-

lichem Verbot. Hengstenberg allein trat durchaus würdig auf; er verlangte als Referent, daß die „evangelische Kirche“, ohne alle Appellation an den weltlichen Arm, bloß durch innere Belebung, mittelst des neuen Instituts der Reiseprediger, der Kirchenvisitationen u. s. w., der Gefahr entgegenetrete; vor Allem aber, „daß (im Protestantismus) jene traurige Verwilderung endlich aufhöre, welche der Schrift Meister seyn will, statt sich in sie zu vertiefen und durch sie zu wachsen, daß der Hochmuth schwinde, in welchem die Kinder in Christo sich nach subjektivem Dünken ihren eigenen Lehrbegriff bereiten und sondern von demjenigen, was die Kirche in Treue gegen Gottes Wort aus ihm geschöpft hat“ — ein Satz, der, nebenbei gesagt, unbefangene katholischen Leser so wunderbarlich durchzuckt hat, daß sie zur Stunde an Hengstenberg's dereinstige Rückkehr zur alten Mutter der Christen unerschütterlich glauben. Den „Kirchentag“ aber versetzte die Rede Hengstenberg's überhaupt in große Aufregung; es fielen auch desfalls heftige Widerreden, und als der Präsident der Versammlung, Dr. Stahl, endlich zur Beschlußfassung resumirte, mischte er seinerseits doch, wenn auch noch so gelinde, den Staat wieder ein, so daß sein, sofort auch angenommener, Vorschlag nun lautete: die „bürgerliche Obrigkeit möge das Oberaufsichtsrecht über die Kirche und besonders über die katholischen Missionen kräftig handhaben und zum Schutze der evangelischen Kirche anwenden, wo es für die Erhaltung des religiösen Friedens Noth ist.“ Nun wollte uns, wie bemerkt, gleich scheinen, daß der „Bremer Kirchentag“ mit jenem „Oberaufsichtsrecht“ nichts zu schaffen, und Stahl sich eben auch der altgewohnten Melodie der großen Ode an die Polizei: „Ach, Mutter, liebste Mutter! gieb mir doch 'nen Rath!“ accomodirt habe; zu großer Freude sehen wir aber, daß der fragliche Kirchentags-Beschluß auf Herrn Dr. Leo ganz denselben Eindruck gemacht hat.

Die „evangelische Kirche“ — heißt es darüber im „Volksblatte“ — dürfe nie und nimmermehr Polizei-Maßregeln gegen die katholische „hervorrufen“, solche nicht einmal „mit ihrem Beifalle begleiten“, müsse vielmehr, wo katholische Rechte verletzt würden, „gemeinsam Zeugniß dawider ablegen“. Consequenz sei die nächste Folge: daß man „katholischer- wie ungläubigerseits“ mit Fingern auf sie weise und spreche: „Seht! wo Religionsfachen freigegeben werden, wo nur Parität gegeben wird, da kann diese nicht bestehen; ihr Haltet nur noch Polizei und Gendarmen; ein einziger armer Jesuit setzt die ganze mecklenburgische Landeskirche in Gefahr, wenn er

ist über die Grenze transportirt wird u. s. w." Die andere Lage: „daß sie selbst ein gebrochen Schwert hat, wenn es ist, ihre eigenen Rechte gegen Polizeigewalt zu vertheidigen“; insbesondere die Maßregelung der katholischen Missionen unsere ganze „„innere Mission““ mit gleicher Verdammung u. Rechts wegen schlagen würde, ja, mit noch mehr Recht, da diese bietet nicht einmal die Garantie einer öffentlichen Aufsicht“. Bekanntlich waren ja auch die katholischen Missionen seiner Zeit genehm, und wer weiß, wie lange die hohe Geneigtheit noch dauert, mit der die „innere Mission“ aus politischer Aengstlichkeit und Polizei-Interesse als Ursache protegirt wird? Freilich mehren sich die Prophezeungen, daß mit Entgang jener Geneigtheit auch das ganze gerühmte Unternehmen augenblicklich zusammensinken werde; nur um so mehr gilt es seine äußere Sicherstellung. Das Endurtheil Leo's über jenen Kirchentags-Beschluß ist in auch durchaus das unsere: „Liest man ihn fahl für, wie er an die Spitze der Conclusa gestellt ist, so wird heißen: Sehet da! das Erste, was der dritte evangelische Kirchentag den katholischen Missionen entgegenzusetzen ist, ist, daß er die Regierungen zum „„kräftigen Hüfe““ dagegen aufruft, sie aufruft, der katholischen Kirche wehren, daß sie ihre Pflicht thue, weil der Protestantismus die seinige nicht zu thun vermag“. — Darauf hat in auch „ungläubigerseits“ wirklich schon „mit Fingern“ gesehen *), und wenn Herr Leo der „evangelischen Kirche“

*) So weist der Verfasser jener berüchtigten Broschüren: „Jesus der Götter“ u. s. w. in einem neuesten Pamphlet: „Jesuitismus und Protestantismus“ (Leipzig bei Hinze 1852) S. 41 ff. der „protestantischen Geistlichkeit“ vor: „Bei ihrer Vorliebe für die stillen Freuden einer christlichen Häuslichkeit“ wisse sie immer nur ihre Stimme gegen die Regierung zu erheben, und ein Interdict der weltlichen Macht gegen den Eifer und die Thätigkeit der katholischen Priester zu verlangen; ein solches Edikt sei freilich bequemer, als die energische Thätigkeit der Reformatoren. Aber „stellt sich die protestantische Geistlichkeit, welche die Hüfe der Regierung gegen die Jesuitenmissionen fordert, nicht selbst ein Armuths- und Ohnmachtszeugniß darüber aus? Ist das der Geist der christlichen Duldsamkeit, den sie predigen, der Sinn der Religionsfreiheit, die sie fordern, daß sie bei jeder kräftigen Regung einer andern Glaubenspartei die Regierung jammernd um polizeiliche Hüfe anschreien?“ Der Hüferuf der protestantischen Geistlichkeit ertöne unaufhörlich! Gegen die zunehmende Demoralisation, Sonntagsentheiligung, schlechten Kirchenbesuch, Umgehung der Abendmahlfeier verlangten sie polizeiliche Maßregeln, „während sie zugleich in allen ihren Blättern eben so laut um Unab-

vindicirt, daß sie „ihre eigenen Waffen“ zur Abwehr ! so kann man ja gerade darüber nicht einig werden, wo diese Waffen seien. Die große Masse der „Ungläubigen“ hauptet geradezu: sie seien der „religiöse Fortschritt“ ode

hängigkeit vom Staate lamentiren.“ Der ganze Protestantismus, auch die „Lichtfreundlichen“ nicht ausgenommen, liegt in einem „Stadio tiefer und allgemeiner Erschlaffung“; unlogische Zänkereien und der unerquickliche Wirrwarr der Unterbrüche die träge Stille einer täglich und stündlich wach Theilnahmslosigkeit. „Mit Ausnahme der bequemen Thätigkeitsbibelgesellschaften, Missionsvereine und die Gustav-Adolf-gemüthlicher Pastoral-Conferenzen bei einer Tasse Kaffee und brüderlichen Abendessen, ist Alles still und regungslos, ungroßartige, Aufopferung und Anstrengung verlangende Arbeit scheint förmlich unmöglich geworden zu sein. Der junge Theolog tritt gewiß nur selten mit aufopferungsfähiger Begeisterung hoffendem Streben für die Erhöhung der Braut Christi in sein Amt. Kaum hat er die Hälfte seiner Studienzeit zurückgelegt, hält eine weltliche Braut sein Hoffen und Sehnen gefangen, schmachtet nach der ernährenden Stelle, um die Sehnsucht des Herzens zu befriedigen, und kommt endlich das Amt, so bleibt die Sorge für die Kirche weit hinter der Sorge für die Familie zurück. Diese behagliche und bequeme Existenz ist dennoch sehr Stande, den Egoismus der geistlichen Herren zu befriedigen, klagen und lamentiren unaufhörlich über Arbeitsdruck und Gehalte, ohne zu bedenken, daß die Thätigkeit z. B. eines Anwalts in einer einzigen Session mehr Anstrengung verlangt, als ihre Amtsthätigkeit in vierzehn Tagen, inclusive der Predigten, die sie gewöhnlich gehalten werden. Diese Anschuldigung ist aber nie gerechtfertigt, und Tausende und Abertausende theilen die Ansicht.“ — Nicht als wenn der Verfasser einen neuen Aufschwung der neuen religiösen und kirchlichen Regsamkeit „durch protestantische Mittel“ für unmöglich hielte! Dazu gehöre, meint er, bloß die Auffassung vom Wesen des Protestantismus: das sei aber ewige Protestation zu Gunsten der Aufklärung“ und „fortwährende Anschmiegen an die Bedürfnisse der Zeit.“ Die „ewige Protestation“ nach Außen, die „ewige Forschung“ sei, „seinem vielleicht unbewußt“, Aufgabe des Protestantismus geworden, die sie aber zu erfüllen, habe er gleich nach seiner Geburt nicht gewußt, als zu einer Art Abschluß zu gelangen, die katholische Unfehlbarkeit für seine Dogmen in Anspruch zu nehmen, die freie Forschung, in der seine Kraft liege, zu beschneiden und seine Protestation, statt nach Außen, unbulbsam gegen sich selbst zu richten: daher dann die — „flägliche Zerrissenheit.“ wäre aber zu heilen, sogar das „Ziel einer Vereinigung der Protestanten der Welt unter einem protestantischen Episcopat erreichbar, sobald nur der Protestantismus — „die Protestation wieder inne!“ „Der jesuitische Fehdehandschuh liegt vor dem Thore der protestantischen Kirche: — Protestirt!“ — Es wird niemand entgehen, daß diese Debatten protestantisch, die angeführten Sätze Hengstenberg's dagegen katholisch lauten

ative Princip der Reformation, welches aber die „Gläubigen“ zgeworfen hätten (s. die vorstehende Note!), und anderer-
s sind wieder unter der Masse dieser selbst die „Waffen“ eines
mgstenberg, Leo u. s. w. als „katholisirend“ verschrieen.

Aus all diesen Gründen, wozu noch die endlose confesso-
elle Spaltung kommt, machte denn auch der Bremer-Kirchen-
tag, der doch, über die bescheidene Stellung etwa einer Ge-
neralversammlung katholischer Vereine weit sich erhebend, und
die demokratische Seite am protestantischen Kirchenwesen für
diesen Fall hervorkührend, als Quasi-Concilium austrat, einen
so unbeschreiblich niederschlagenden Eindruck, obwohl, was
nicht zu vergessen ist, nur protestantisch-„gläubige“ Stimmen
auf ihm laut wurden. Nicht umsonst waren zu Dublin
auf dem Congreß der „evangelischen Alliance“ schwere Klä-
gen laut geworden über die schlechten Erfolge des Versuches,
die deutschen Protestanten auf Grund der altlutherischen Rech-
fertigungslehre und der alleinigen Suffizienz der Bibel („Recht
und Pflicht des eigenen Urtheils in Erklärung der heiligen
Schrift“ — womit die oben angeführte Erklärung Hengstenberg's
verglichen werden möge!) zu vereinigen; wie die Kleinräumer,
die es, stritten sie sich über ein halb Loth Kaffee und ver-
glichen darüber das Große und Ganze; die Lutheraner z. B.
in Bayern, Sachsen und Preußen seien zu engherzig, auch
für einen Unirten, geschweige denn einem Reformirten, die
Hand zu reichen. So zu Dublin! Nun saß aber jener Kirchentag
in dem streng reformirten Bremen, und der gegenseitige Arg-
wohn konnte nicht verfehlen, die gedrückteste Stimmung zu
erzeugen. Lutherische Prediger aus Hannover sollen zuvor
in einer eigenen Conferenz die Frage berathen haben, ob es
nicht eine Sünde sei, nach dem calvinischen Bremen und
zu dem voraussichtlich confessionell indifferentistischen Kirchentag
zu gehen. Die Pflicht des Bekenneus blieb auch wirklich wäh-
rend der Verhandlungen stillschweigend suspendirt und männig-
lich vermied sorgfältig, das confessionelle Gebiet zu berühren,
außer daß die Reformirten besonders auffallende Animosität
gegen die „katholisirenden“ Tendenzen jener Verpflanzter nützlich-
er „Aeußerlichkeiten“ der alten Kirche auf protestantisches Gebiet
an den Tag legten. Die Grobheit oder verächtliche Geringschät-
zung, mit der, wie das Präsidium nun der Reihe nach fund-
hat, verschiedene protestantischen Landesherren die speciell an
die gelangten Beschlüsse des vorjährigen Kirchentags zu Elber-
feld abgefertigt hatten, deprimirte noch mehr. Und so schlepp-
en sich denn die Verhandlungen unter allgemeiner Laueheit,
Kath- und Begeisterungslosigkeit, und dennoch unter zügel-

loser Leidenschaftlichkeit, durchgängiger Uneinigkeit und vieler Zerrissenheit hin, so daß selbst ein warmer Freund der Sache in der „Allgemeinen Zeitung“ lamentirt: der Reichstag habe zur Stärkung der evangelischen Kirche nichts beigetragen, sondern „ihr unendlich geschadet, und Zeit lehren werde“; ein katholischer Beobachter in der „Volks- und Volkshalle“ aber bemerkt: „Unser wohlgemeinter Wunsch wäre, möge statt alljährlich monatlich ein evangelischer Kirchentag abgehalten werden, damit die Masse des Volkes die Wichtigkeit seiner Führer mehr erfahre; die Folge davon wird sich bald in Thaten zeigen, ohne Jesuiten-Missionen.“

Namentlich in Wiesbaden mußte man übrigens, hier schon die Natur des Gustav-Adolf-Vereins Gelehen, neben den plumpsten Schmähungen auf die katholische Kirche, noch drastischere Mittel zur Verdeckung kirchlicher Schwacharmuth anzuwenden. Zum Theil waren es, wie wir noch mit Beispielen erläutern werden, Berichte, und mitunter offenerherzige, über das Getriebe der protestantischen Propaganda, zum Theil herzerschütternde Lamentationen: jahrhundertelange Unterdrückung der Protestanten da und dort, namentlich über die Tenuität öconomischer Lagen der Prediger und Magister, zum Theil endlich freudenspendende Nachrichten des protestantischen Fortschritts. In den letztern Beziehungen muß man den Herren zugestehen, daß sie vorherrschend auf reichliche Speisung der Phantasie ihres Auditoriums bedacht gewesen, und mit großer Aufmerksamkeit gedichtet haben. Die „Volks- und Volkshalle“ hat bereits eine Anzahl von Reclamationen gegen unberechtigtes Schwarzfärben aus behaglicher, westphälisch-protestantischer Zustände gefertigt. Andere gustav-adolfischen Poeten im elegischen, und dithyrambischen Genre waren wenigstens in der glücklichen Situation, in die Ferne dichten zu können. Wir wollen das Papier mit ihren Produktionen nicht verderben; nur die Leistungen zweier Pastoren, Kunze aus Berlin und Fliedner von Kaiserswerth, mögen beispielsweise angedeutet werden. Jener versicherte von der Dubliner-Reise her: als er vor zweiundzwanzig Jahren in Irland gewesen, habe er ein elendes, tiefgesunkenes Volk gefunden, jetzt aber sei das Volk geistig wiedergeboren, namentlich durch Mäßigkeit ausgezeichnet, und das Alles komme von der „Vertheilung des göttlichen Wortes“ (den Winkelpredigten der „Allianz“ ihrer Traktaten-Colportage); zwar bewies zur selben Zeit die kläglich besuchte und von Uneinigkeit zerrissene Große Versammlung der Mäßigkeitsvereine zu Berlin, daß

protestantisch-preussische Krieg gegen die Branntweinpest selbst
 on wieder in die Brüche gegangen; daran tragen aber
 ie Zweifel Vater Mathew und die irischen Bischöfe Schuld.
 rade so rühmte Gliedner die Kraft des „Evangeliums“ an
 tausend protestantisch gewordenen Armeniern in Syrien,

früher, gleich allen Armeniern, anredlich und unzuver-
 g in Wort und That, sofort die redlichsten und ehrlich-
 Menschen geworden seien, so daß die protestantische Ber-
 zkeit an der türkischen Börse bereits sprüchwörtlich ge-
 den. Derselbe Pastor erzählte nicht ohne neidischen Aer-

Die barmherzigen Schwestern in Smyrna erfreuten sich
 unumschränktesten kirchlichen Freiheit, weil sie durch ihre
 opferung zur Cholerazeit, als Alles geflüchtet, die un-
 ränzte Achtung der Türken gewonnen hätten; in demsel-
 Athem aber wollte er nur verheirathete Missionäre nach
 dien geschickt wissen, weil die Orientalen Cölibatäre ver-
 steten, für beweihte Prediger aber zum Voraus eingenom-
 en seien. Und vollends Runge's Dunst von 60,000 pro-
 testantisirten Irländern!

Schließlich erklärten die „gläubigen“ Zeloten vom Bre-
 m. Kirchentage noch durch die That ihre Unzufriedenheit
 mit dem malthersigen von Stahl veranlaßten Beschlusse gegen
 in Vorbringen der katholischen Kirche. Sie sind von El-
 nfeld her in einem Sonderverein, betitelt: „der protestan-
 sche Bund“, beschlossen, der sich nun neben dem Kirchen-
 ge in lutherischer Kraft zu Specialconferenzen unter Can-
 's Vorsitz versammelte und votirte: alle Protestanten in
 utschland von wegen des vorrückenden Romanismus auf-
 rbern, „von den An- und Uebergreifen des römischen
 sens, in welcher Verhüllung sie auch aufträten, dem Vor-
 d des protestantischen Bundes zum Zwecke weiterer Ver-
 itlichung und evangelischer Beleuchtung Kunde zu geben“,
 welcher Aufforderung der Vorstand „sofort ein kräftiges
 belisches Zeugniß gegen den Romanismus zu verbinden“
 natürlich vom Standpunkt „Ausgeburt der Hölle.“

Welchen Contrast zu all diesen düstern und unheilver-
 enden Bildern bietet dagegen die wenige Tage nach dem
 ler-Concil eröffnete „General-Versammlung der katholi-
 Berzine“ in Münster! Dort haßersfüllte und allzeit
 fertige Zerrissenheit, eine Versammlung, die den Eindruck
 le wirren, undisciplinirten Conglomerats widerstrebender
 le machte; hier strenge Ordnung und Einheit des Gan-
 die selbst die Berliner „Nationalzeitung“ als „bewun-
 derwerth“ bezeichnet. Dort ein Vereinigungspunkt nicht

einmal mehr im traditionellen Haß gegen die alte Kirche — hier kein Schatten von Zwiespalt in religiösen Dingen — tiefer seliger Friede zwischen Allen, der unmöglich anders als derselbe Friede seyn kann, von dem der Heiland gesprochen hat: der Friede sei mit euch! ja, der Friede, den die Kirche nicht geben kann. Dort autoritätsloser, selbstvermessener Egoismus; hier Selbstverläugnung und unbedingte Hingabe an den göttlichen Geist in der Kirche. Dort eine Schaar gebildeter, durch Stimmenmehrheit über Disciplin-, Sittlichkeits- und Glaubenssachen entscheidender Männer, Laien und Kleriker, ohne Beruf und mit selbstgeschaffenem Mandat; hier eine Versammlung zur gegenseitigen Anfeuerung, Bestärkung in der Treue gegen die Kirche, zur Berathung praktischer Fragen, eröffnet und geschlossen durch den Segen der Knieen empfangenen Segen des Bischofs, sich verlaufend unter den Augen und unter der Zustimmung des Oberhirten der Diocese, desselben ehrwürdigen Prälaten „ohne Furcht und Tadel“, der einst die stolze Reichsversammlung in der Paulskirche ermahnt hatte, ihr Werk mit Gebet zu beginnen, und damit den Zorn einer gottvergessenen Rote herauszufordern. Der Eindruck in weiten Kreisen, hier wie dort, ein nachhaltiger, aber dort ein entmuthigender und düsterer — nach dem Geständnisse der Freunde, — hier ein erhebender und freudiger — nach dem Zeugnisse der Gegner selbst. Kurz — hier der Friede von Oben, dort der Unfriede der Welt! Darum auch dort Haß und Lästerung gegen die Andersgläubigen, hier Liebe und verzeihende Milde. Der Wiederhall vom Wiesbadener-Parlament und vom Bremer-Concil, so glaubten auch die Redlichen unter den Gegnern, werde katholischerseits nicht lange auf sich warten lassen, und um so aufmerkamer beobachtete man den Gang der Dinge in Münster. Aber nur Ein Redner, berichtet das Halle'sche „Volksblatt“, habe in Münster den Wiesbaden'schen und Bremer-Ton anzuschlagen versucht, und diesem sei von dem Präsidenten der Versammlung „sofort Schweigen auferlegt“ worden. Wir wissen auch von diesem Einen Redner nichts. Dagegen lesen wir im „Ami de la Religion“ das Zeugniß eines Mannes, welcher der Generalversammlung vom Anfang bis zum Ende als aufmerkamer Beobachter beigewohnt hatte. „Als vorherrschender Charakter“, sagt er, „habe ich immer eine große Mäßigung neben einem kräftigen Rechtsgefühl gefunden. Man hat von unsern getrennten Brüdern nur mit Liebe gesprochen; ich wurde zu Thränen gerührt, wenn ich von den Lippen Aller

er Ruf zum Gebete für die verirrtten Brüder vernahm. Welcher Contrast gegen die Reden, die wenige Tage zuvor in der Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Wiesbaden fielen! Dort gab es nur Galle und aufreizende Worte; es verging sich bis zu niedrigen Schmähungen; in München hörte ich nur Worte der Versöhnung und Duldung. Ja, war rührend, zu hören, wie Dr. Micheliß von Lugsburg, der würdige Gefährte Clemens August's in seiner Gefangenschaft, dem Kriegsgeschrei von Wiesbaden antwortete durch den brüderlichen Ruf der Verzeihung und des christlichen Mitleids. So handeln die unterdrückten Katholiken gegen ihre Verfolger und Verläumber; so üben sie die Lehren des Evangeliums denen gegenüber, welche sich die Ehre des „reinen Evangeliums“ nennen.“

XLIII.

Die Reclamation des Herrn Professors Dr. G. Waiz in Göttingen.

In einem Inserat der Beilage zu Nr. 289 der Allg. Zeitung klagt Herr Professor Waiz, daß zu andern über seine Thätigkeit in der „Frankfurter-Versammlung“ verbreiteten Erdichtungen eine ihm beigelegte Aeußerung in den hist.-polit. Blättern v. 30, S. 295 gehöre, und insinuirt daher der Redaktion, wie auch zwei andern namentlich angeführten Persönlichkeiten, den Gebrauch unehrenhafter „Mittel für ihre Zwecke.“ Die belangte, er nicht angeführte Stelle auf S. 295 wird folgende seyn: „Erst in unsern Tagen hat sich Herr G. Waiz wieder bis zu der Gränze emporgeschwungen: daß der Bayer nichts Anderes sei, als die Uebergangsstufe „vom Oesterreicher zum Menschen.““ Herr Waiz versichert nun: daß er diese Aeußerung „nicht in der Kirche zum Besten gegeben“, und beruft sich dafür auf die biographischen Berichte“. Und in Wahrheit könnte nur ein Irrthümer glauben, daß Hr. Waiz Solches von der Tribüne herab

gesagt habe; darum heißt es auch an der citirten Stelle nicht: „in der Paulskirche“ u. s. w., sondern: „der Versammlung in der Paulskirche zum Besten gegeben.“ Denn die seit dem Jahre 1848 in Frankfurt und auswärts vielbesprochene Aeußerung wurde doch immer nur als eines jener bezeichnenden Bonmots betrachtet, welches aus den anstrengenden Nacharbeiten der Clubs am andern Morgen der Reichsversammlung von Mund zu Mund gespenbet wurden. Ist wahr, daß die Angaben über die Autorschaft an der in Rede stehenden Sentenz zwischen Waiz und Droysen schwankten. Zwar und öffentlich hat aber mit aller Bestimmtheit die bekanntlich weder „ultramontane“, noch großdeutsche „Pfälzer Zeitung“ Herrn Waiz als Verfasser genannt, und zwar zu jener Zeit als seine „Verufung“ nach München gerade mit größter Energie betrieben worden seyn soll. Es müsse, schrieb die „Pfälzer-Zeitung“ aus München, allerdings das bayerische Selbstgefühl verletzen, daß man „den bayerischen Historiker Konstantin Höpfer nicht bei uns festgehalten, dagegen den Professor Waiz hieher zu ziehen gesucht hat, denselben Waiz, welcher in Frankfurt zu spötteln pflegte: „der Bayer bildet den Uebergang vom Oesterreicher zum Menschen.“ Diese Worte hat die Allgemeine Zeitung (Beilage vom 18. März 1852) aufgenommen, ohne die bestimmten Behauptung der stets für gut unterrichtet geltenden „Pfälzer-Zeitung“ zu widersprechen; bloß die Bemerkung fügte sie an: „wie es mit der Wahrheit dieses angeblich Waizischen Spottwortes steht, mag man dahingestellt seyn lassen, man mag es überhaupt für einen Mißgriff betrachten, daß man Waiz nach München ziehen wollte.“ Herr Waiz hat damals, wo es doch hoch an der Zeit gewesen wäre, und wo die ihm beigelegte Aeußerung in Bayern neuerdings Sensation machte, nichts gethan, „Wahrheit und Dichtung zu sondern.“ Erst jetzt erklärt er, sei keines „Wissens und Erinnerns“ niemals und nirgends solches oder Aehnliches gesagt zu haben. Eine solche Versicherung der Unwahrheit zu bezüchtigen, kann uns nicht beifommen, als offenbar liegt jedenfalls an dem Herrn Professor selbst, und nicht an uns, die Schuld, wenn ihm mit der bezeichneten Stelle in der Feste vom 1. September 1852 Unrecht geschehen!

Die Redaction der Historisch-politischen Zeitschrift

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

**Die mutmaßlichen Folgen der Thronveränderung
in Preußen.**

(Geschrieben fünf Tage nach der Thronbesteigung König Friedrich
Wilhelm's IV. im Juni 1840.)

Der Tod Friedrich Wilhelm's III. ist in sich, und ganz
abgesehen von den Ereignissen, die der Zukunft angehören,
eines der wichtigsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der
neuern Geschichte. — Was der neue Herrscher thun und las-
sen, ob der Segen des Himmels ihm zur Seite stehen, ob
er die Schuld seiner Väter büßen wird, ist fünf Tage nach
seiner Thronbesteigung, und noch dazu in N. N., voraus zu
sagen unmöglich.

Gewiß aber ist: daß seit dem letzten Athemzuge des ver-
storbenen Königs ein anderes Preußen besteht.

Preußen ist, seiner Regierungsform nach, eine auf der
Beamtenhierarchie ruhende, absolute Monarchie. Geschaffen
ist diese künstliche und zu einem hohen Grade von Vollkom-
menheit und Intelligenz entwickelte Regierungsmaschine durch
Friedrich II., dessen absoluter Wille die treibende Feder in

dem von ihm erfundenen Uhrwerke war. — Dieß ist bis auf den heutigen Tag das Wesen des preussischen Staats geblieben, dessen Charakter jedoch nach der Persönlichkeit des jedesmaligen Königs wechselte. — Wenn von dem verbliebenen Monarchen gesagt würde: er habe nicht regiert, — so würde dieser Ausspruch nur halb wahr, folglich in seiner ganzen Ausdehnung falsch seyn. — Friedrich Wilhelm III. regierte, d. h. in allen wichtigen Angelegenheiten, welche die Monarchie betrafen, stand die Entscheidung bei seiner Person. Allein der Anstoß zu jedweder Entscheidung ging aus und lediglich von der höchsten Sphäre der Beamtenwelt, eben von dem unabweislichen Drange der Umstände aus. — Der König hatte nur eine leitende Idee: jedwede Sorge, Verwickelung, Unruhe oder Neuerung möglichst von sich fern halten, nach Außen hin aber jedes Aussehen fast ängstlich zu vermeiden. — So mußte jede Entscheidung, jede eigentlich große Regierungsmaßregel, z. B. selbst die Ernennung eines Ministers, dem Könige von seiner Umgebung recht eigentlich abgedrungen werden. Unter diesen Umständen lag die Action der Regierung in der Beamtenhierarchie, — die retardirende negirende Gewalt, die vis inertiae im Könige, — ohne daß jedoch dieser dabei von einem tiefern, consequenten Principe geleitet worden wäre. Das Witzwort der Berliner hatte eine tiefe Wahrheit: die Constitution sei unmöglich in Preußen weil, wenn sie gegeben wäre, der König von Zeit zu Zeit Thronreden hätte halten müssen. — Dieselbe Gemüthsbeschaffenheit des Königs hat jedoch unter Stein und Hardenberg nicht verhindert, daß Preußen durch Gesetze, die es den Könige als nothwendig darzustellen gelang, und welche er nur zu unterzeichnen hatte, von Grund aus revolutionär ward. — Nur in der Angelegenheit der Agende und in der gemischten Ehe trat ein selbstständiger, positiver Wille des Königs hervor, der dann freilich selbst von der entschiedensten Härte gegen Lutheraner, wie gegen Katholiken, nicht

brach. — Jedoch ist es auch selbst in dieser Sphäre zu unterscheiden, was in der Ausführung dem , was den Ministern angehört, welche sich der Idee bemächtigt hatten.

Dieser Zustand der Dinge existirt in diesem Augenblicke mehr. — Die Action, der Anstoß, die Bewegung — ob heil oder Verderben, ist hier nicht zu untersuchen — von dem neuen Herrscher ausgehen, der einer der größten Denker in seinem Lande ist, und einen Reichthum an Ideen, d. h. von solchen Zwecken, Vorsätzen und Bestrebungen, deren Verwirklichung er als die Aufgabe und Ziel seines Daseyns und seiner Regierung betrachten wird. Die vis inertiae, die Hemmung, wird dagegen in der Monarchie liegen.

Dadurch ist, auch abgesehen von dem, was Friedrich IV. thun und lassen, und ob, wann und wie er regieren wird, der bisherige thatsächlich bestehende Zustand von Preußen völlig umgekehrt.

Die Aufgabe, die den König erwartet, ist eine doppelte; politischer und kirchlich-religiöser Natur.

In der erstgenannten Beziehung lautet die Frage, auf kürzesten Ausdruck gebracht, wie folgt: wird der König den bisherigen Charakter des Staats, als einer absoluten Monarchie mit einem Könige an der Spitze — unangetastet lassen, oder wird er ein ständisches Element in den Verfassungs- und Verwaltungsform Preußens einbringen? Im letztern Falle: wird er sich damit begnügen, die nur dem Namen nach und größtentheils bloß auf dem Papier bestehenden Provinzialstände eine Wahrheit werden lassen? oder wird er, über dieses Maß hinausgehend, die Stände in Berlin zusammenrufen?

Es wäre Vermessenheit, diese Frage heute schon beantworten zu wollen. Jedoch verdienen folgende Gesichtspunkte Erwähnung.

er hat nun, trüger wenigstens, dem wernepm
das bestimmte, und nur zu sehr bekannte Be
Königs vom Mai 1815 in seinem Gewissen gel
tet. Er könnte leicht auf den Gedanken kom
Erfüllung dieses Versprechens zur rechten Z
tere größere Concessionen ersparen werde. —
gewiß, daß diese Ansicht in Preußen wichtige
Vertreter finden wird.

Bei weitem wichtiger ist die Stellung, i
König sofort, vom ersten Augenblicke seiner I
zur Religion und Kirche kommt. — Auf diesem
die Lebensfrage der heutigen Zeit, — welche i
steht nur dem Anfange des sechszehnten Jahrl
glichen werden kann. — Man sagt diese Ang
ang, wenn man sie auf die Freilassung oder F
beiden katholischen Erzbischöfe, und auf das Be
die Lutheraner oder andere specielle Conflict
beschränkt. — Heute ist der gesammte kirchliche
Preußen — in seiner weitesten Ausdehnung
Frage gestellt, und der kirchliche Boden von
land in eine fieberhaft zitternde Bewegung gera

hren noch Chimäre schien, ist heute wirklich geworden: — Religion ist jetzt schon, und wird in kurzer Zeit noch hr die Are seyn, um welche sich die Welt und mit ihr die Politik (wenn auch noch nicht die der Kabinette, so doch die Völker) bewegt. Einstweilen genüge die Bemerkung: daß die durch die Ereignisse der letzten Jahre, im gesammten Norden von Deutschland, die religiöse Frage in einem noch wenigen Jahren nicht für möglich gehaltenen Maße angelegt ist.

In der Natur des Königs, als eines denkenden, genialen Mannes, würde es unter diesen Umständen liegen, (auch wenn er noch nicht, wie er gethan, Partei genommen hätte), sich entschieden und mit Energie zu erklären, und seine Ueberzeugung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln im Reine geltend zu machen. — So findet auch in dieser Hinsicht keine wesentliche Verschiedenheit zwischen Friedrich Wilhelm IV. und seinem Vorgänger statt. Dieser sah in der Religion nur das Aeußerliche, Ceremonielle, Liturgische. — Daß hinter diesem ein Dogma, ein Glaubenssystem, eine Welt von Dingen liege, war ihm weniger gegenwärtig. — Der jetzige Herrscher dagegen lebt auf diesem Gebiete, und die Welt ist nicht, wenn sie ihm einen tiefen, glühenden Haß gegen die negative Strömung des Protestantismus beimißt. Er ist der Mann dazu, in die Tiefe der Sache zu gehen.

Die oberste Frage in dieser Hinsicht ist: wird er bei dem activen, antirationalistischen Protestantismus — der sich in mannigfachen Nuancen und Uebergängen, selbst wider Willen, der Kirche annähert — stehen bleiben, oder wird er selbst, im Laufe der Zeit, die volle Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens gewinnen? — Das Letztere ist bei der Geistesrichtung des Königs das Wahrscheinlichere, wenn nicht der frühere Uebertritt seiner Gemahlin zum Protestantismus, menschlichem Ansehen nach, eine breite Luft zwischen ihm und der Kirche befestigte. — Die größere

Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß er, wenigstens in den nächsten Jahren, sich mit aller Energie seines Charakters innerhalb der Gränzen des christlichen, frommen Protestantismus halten wird. — Von diesem Standpunkte aus ist aber ein Parteinehmen in dem Kampfe, der heute die protestantische Welt in Preußen spaltet, und der mit jedem Tage erbitterter wird, unvermeidlich. — Der Gegensatz des Rationalismus gegen den sogenannten Pietismus oder Mysticismus, ist in demselben Maße innerlich schroffer und unversöhnlicher geworden, als der Minister v. Altenstein in Beziehung auf beide, Jahrzehnte lang, ein klug berechnetes Schaukelsystem befolgte, welches nur der vollendetste Indifferentismus gebären, und nur der offenbarste Macchiavellismus zur Anwendung bringen konnte. — Man muß die deutschen literarischen und kirchlichen Zustände aller Farben studirt haben, um zu wissen, wohin heute dieser Streit der religiösen Systeme gediehen ist, und wie er fortwährend in das politische Gebiet hinübergreift. — Die „hallschen Jahrbücher“, welche den hegel'schen, pantheistisch gefärbten Rationalismus repräsentiren, haben in der letzten Zeit gegen die religiösen und politischen Ansichten des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, auf eine kaum verhüllte Weise und unter deutlicher Hinweisung auf seine Person eine Polemik eröffnet, welche der Wuth der liberalen Partei in Frankreich während der Restauration nichts nachgibt. — Eben so erbittert zeigt sich der ältere, mehr deistische Rationalismus, dessen heutige Stellung der, vor wenig Wochen zu Magdeburg entstandene, dormalen noch fortdauernde Streit über die Zulässigkeit der Anbetung Christi treffend charakterisirt. — Ein Magdeburger Pastor, Eintenis, hat diese Anbetung durch einen kecken Angriff auf ein harmloses Gedicht und eine Lithographie des dortigen Kunstvereins (die betende Bauernfamilie) in einem öffentlichen Blatte, mit herber Intoleranz gegen Andersgläubige, für unprotestantischen Aberglauben erklärt, und ¹

die Magdeburger Bürgerschaft für ihn, als für einen Vorfechter der Geistesfreiheit, in leidenschaftlichen Eingaben an das Ministerium Partei ergriffen, als das Consistorium, welches die Sache schnell beizulegen wünschte, ihm einen Verweis erteilt hatte. Trotz des Gebotes der Regierung, welches auch den orthodoxen Predigern Stillschweigen auferlegte, eifert andererseits die Berliner „Evangelische Kirchenzeitung“ gegen den rationalistischen Pastor in einer Weise, welche in manchen Phrasen an die Zeiten Cromwell's erinnert.

Unter solchen Umständen ist es unmöglich, daß der jetzige König sich des Parteinehmens in diesen Kämpfen enthalte. Die Fortsetzung des Altenstein'schen Schaukelsystems wäre mit seinem redlichen Charakter unvereinbar. Jedoch hat andererseits das entschiedene Parteinehmen seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren.

Unter der vorigen Regierung ist der Nationalismus, der Unglaube, die Verachtung aller Religion, der Pseudophilosophismus recht eigentlich gegen die katholische Kirche zu Hilfe gerufen worden. Diese Verirrungen haben in Folge dessen tiefer als je ihr Haupt erhoben. Ein schlechter, den leichtesten Unglauben predigender Roman, der „Freiherr von Sandau“, von Bretschneider in Gotha, wurde auf speciellen königlichen Befehl vor einem Jahre von Regierungswegen unentgeltlich ausgetheilt. — Heute ist dafür dieser Schriftsteller in der Magdeburgischen Sache ein Vorfechter gegen die „Chri-
solatrie.“

Es ist sonach unmöglich, daß die Regierung nicht an derselben rationalistischen Partei, so wie sie sich auf entschiedene Weise von ihr lössagt, eine Klasse von Feinden habe, deren Zahl sich zu den sogenannten frommen Protestanten vielleicht wie hundert zu eins verhält.

Sobald der König den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird eben diese Partei die Gemüther durch das

Gerücht erbittern und aufregen: der König wolle katholisch werden, oder sei es geworden. Dann wird der ganze Haß, der jetzt im Namen der Regierung geßiffentlich und abßichtlich gegen die Katholiken erregt worden, auf das Oberhaupt des Staates zurückfallen.

Es ist aus manchen Anzeichen zu schließen, daß sich die Umgebung des jetzigen Königs über diese Lage der Dinge und über die Mittel, des Rationalismus Herr zu werden, eben so sehr täuscht, als über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Protestantismus überhaupt. Der Versuch: den Protestantismus auf seinem naturnothwendigen Entwicklungsgange anzuhalten, und ihm einen festen, unverrückbaren Standpunkt, ein der Vergangenheit angehörendes Normaljahr anzuweisen, ist wider Natur und Geschichte. Ein solcher Versuch wird und muß allenthalben, wo er gemacht wird, in demselben Maße fehlschlagen, wie er unter Friedrich Wilhelm II. fehlgeschlagen ist. — Der Protestantismus hat die Mission von Gott: das Prinzip der sceptischen, absoluten Freiheit von der Autorität, die Isolirung des Individuums, bis auf seine letzte Spitze durchzuführen. — Wer ihn mit äußerer Gewalt anhalten und die Bewegung, welche sein Lebensprinzip ist, hemmen will, wird an die Seite geworfen. Erst wenn sich der Kreislauf der Erscheinungen, welche auf diesem Wege liegen, vollendet hat, ist Heilung, d. h. Rückkehr zur wahren Kirche, möglich, in welcher der Mensch und die Menschheit allein Ruhe finden kann. Nordamerika und England stehen heute auf der Höhe dieser protestantischen Entwicklung, das nördliche Deutschland wird sich ihnen früher oder später anschließen, und steht jenen kirchlichen Zuständen bereits viel näher, als man glaubt.

Es ist nicht anzunehmen, daß der König heute bereits diese Lage der Dinge übersieht. — Vielmehr ist mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß er den gefährlichen und sich selbst widersprechenden Versuch einer Re-

auration des Protestantismus machen wird. — Weil in diesem Falle der gesuchte Zweck ein unmöglicher wäre, so würden die Schwierigkeiten im Einzelnen unendlich seyn. Sollte die „evangelisch“-unirte Kirche als fortbestehend angenommen werden? soll die Verfolgung der Lutheraner aufhören oder soll sie aufhören, und ihnen die gewaltsam entzogene, rechtliche Existenz wieder eingeräumt werden? — Wäre dieß aber nicht eine förmliche Verurtheilung der Union? Und wie wäre es möglich, der unirten Kirche neue Symbole zu geben? wie überhaupt thunlich: heute wieder ein Festhalten, einen innern Glauben an Symbole zu fordern, nachdem die Regierung selbst seit zwanzig Jahren das Aufgeben der konfessionellen Unterschiede innerhalb des Protestantismus, d. h. das Verlassen der alten Symbole, als Bürgerpflicht gefordert hat? Dergleichen Schritte lassen sich auf einem Gebiete nicht beliebig zurückthun, wo es sich um Glauben und innere Ueberzeugung handelt. — Endlich, wie wäre es möglich, auf eben diesem Gebiete gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, die sich in Preußen und in ganz Deutschland bei dem ersten leisen Versuche zu jener eben bezeichneten Restauration, mit einer heute noch nicht geahnten Gewalt, wie Ein Mann erheben wird!

Was aber auch auf dem kirchlichen Gebiete geschehe, so viel scheint gewiß, daß jede Opposition auf diesem Felde, sofort auch im Staate die Fahne des Liberalismus aufpflanzen wird. — Von dieser Seite her wird der Ruf nach einer Constitution am lauteften erschallen. Und wenn die Beschwerden der katholischen Provinzen des Westens nicht unverzüglich gelöst werden, so wird sich auch hier wiederholen, was in England geschieht, — die katholische und die liberale Opposition werden mit vereinten Kräften den sogenannten orthodoxen Protestantismus als ihren gemeinschaftlichen Feind bekämpfen.

XLV.

Die Lage der Katholiken in Holland und die geheimen Gesellschaften der protestantischen Gegner.

Bei der jüngsten General-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins war auch Holland vertreten. Herr van Hoogstraten aus dem Haag, Mitglied der niederländischen Generalstaaten, bestieg als Abgeordneter der Vereine „Unitas“ und „Phylacterium“ die Tribüne, und erzählte mit anerkennenswerther Offenherzigkeit zu großer Erbauung und tiefer Rührung der andächtigen Zuhörerschaft, mit welchen Mitteln man auf dem Wege der Privat-Association dem mächtig vordringenden Katholicismus unter den Holländern zu wehren suche, jetzt nachdem die Regierung nicht nur den protestantischen Charakter des Staates Niederland aufgegeben, sondern endlich (1848) auch noch die letzte Waffe gegen die römische Finsterniß, das Placet, aus der Legislatur weggeworfen habe — Alles dieß, obgleich durch die Nachsicht der Regierung die Katholiken in Holland bereits zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmachen und in merkwürdiger Einigkeit und compakter Stärke ihren Zweck verfolgten: ganz Niederland der Herrschaft des — Papstes zu unterwerfen. Von den Geheimnissen jener protestantischen Privat-Associationen hatten

reilich ein paar katholische Journale Hollands bereits soviel in Tage gebracht, daß Herr van Hoogstraten vor dem Vorwurfe vorsichtigen Ausschweifens sicher war, wenn er die stille Thätigkeit der Gesellschaft „Welstand“, „zur Verbreitung des Protestantismus unter den Landgemeinden“, und der beiden Vereine „Unitas“ und „Phylacterium“, „für die mittlern Klassen der protestantischen Städtebewohner“, des Nähern schilderte. Jene ist bemüht, unter den Klassen katholischer Bauerschaften protestantische Aderbauer mit Grundbesitz zu begütern und anzuleben; diese streben, die ärmern protestantischen Städter „zu wohlhabenden und bemittelten Leuten zu machen“, indem sie ihre Mitglieder verpflichten, protestantische Handwerker, kleine Kaufleute u. s. w. auf alle Art zu heben und zu unterstützen, nur bei ihnen arbeiten zu lassen, nur von ihnen zu kaufen u. s. w. Auf diese Weise — illustrierte der Redner die Praxis seiner Vereine — müßten möglichst viele Protestanten zu dem gesetzlich erforderlichen Wahlcensus emporgehoben werden, damit die General- und Provinzialstaatenwahlen nur auf reformirte Candidaten fielen, denn von dem Ausfalle der Wahlen hänge in einem Staate wie Niederland fast Alles ab. Herr van Hoogstraten wußte dabei Wunder viel zu erzählen, wie die Katholiken „durch ihre Klugheit“ an Reichthum und Einfluß gewannen, und täglich mehr nach den höchsten Staatsämtern langten, so daß der Versammler-Versammlung angst und bange geworden zu sein scheint, sie möchten am Ende doch noch ganz Niederland in die Tasche stecken und der „Curie“ nach Rom zutragen.

Es ist besonderer Grund vorhanden, zu vermuthen, daß uns geheimen Affociationen in diesem Augenblicke alle Mienen bringen lassen. Vom Hofe haben sie zwar nichts zu besorgen, sollen dort vielmehr die höchsten Ohren und Herzen so fest umgarnt halten, daß die Katholiken selbst bei officiellen Aufwartungen den feindseligen Einfluß auf das Unartigste zu fühlen bekommen; anders aber steht es mit dem Ministerium

Thorbecke. Dieser Staatsmann ist der Schwärmerei für „protestantische Suprematie“ stets unzugänglich, und ein treuer Freund paritätischer Grundsätze geblieben. Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle wegen Feststellung der katholischen Kirchenangelegenheiten wurden daher wieder aufgenommen, und man sieht gerade jetzt einem neuen niederländischen Concordat oder anderweitiger „Organisation“ der katholischen Angelegenheiten entgegen. Damit wäre freilich für die geheimen Schildknappen der „protestantischen Suprematie“ noch wenig verloren; man weiß auch in andern Ländern, was ein solcher „feierlich ratificirter“ Vertrag auf dem Papier bedeutet, und daß er bloß auf dem Papier bleibe, hat man in Holland schon mit dem Concordat vom Jahre 1827 zu practiciren verstanden, in einer Weise, welche Punkt für Punkt an den Feuerbach'schen Concordats-Sturm in Bayern erinnert. In Allem und Jedem kommt im Niederlande, wie gesagt, doch Alles auf den Ausfall der Kammerwahlen an, und daher die Wichtigkeit der genannten geheimen Associationen. Wie von ihnen influenzirte Kammer-Majoritäten gegen ein künftiges Concordat sich verhalten werden, zeigt in diesem Augenblicke der Luxemburgische Landtag; er erklärt in der Antwort auf die Thronrede offen: daß er bezüglich der „wesentlichsten Bedingungen dieses wichtigen Vertrags“ bei dem frühern Verfahren, das die Kirche tyrannisirte und den Bischof Laurent verbannte, beharren werde, und bezeichnet die gegentheiligen Bestrebungen unter dem Klerus als „Frechheit ohne Zügel und ohne Gränzen.“

Schon im achten Bande dieser Blätter hat ein Correspondent derselben eine Schilderung der holländischen kirchlich-politischen Zustände zu geben begonnen, während gleichzeitig aus Belgien eine Reihe von Briefen über den nämlichen Gegenstand von ausgezeichneter Feder erschienen. Ich kenne den Grund nicht, warum es bei jenem schon mit dem ersten Briefe zum Abschluß gekommen ist, da gerade damals, beim Regie-

angsantritt des Oraniers Wilhelm II., eine bedeutende Krisis intrat, es also jedenfalls an höchst interessantem Stoffe nicht mangelte. Doch glaube ich, daß es auch jetzt am Platze ist, den Bitten des Herrn van Hoogstraten zufolge, auf den holländischen Protestantismus, zumal in das Getriebe der geheimen protestantischen Gesellschaften, einen Blick zu werfen; es dürfte in unseren Tagen dieß überhaupt von nicht geringem Nutzen seyn. Ich schließe mich bei diesen Betrachtungen an zwei kleine in Amsterdam herausgegebene Broschüren an, wovon die eine schon im Jahre 1849, und zwar bei dem hohen Interesse, es sie erweckte, bald in der dritten Auflage, die andere in diesem Jahre erschienen ist*). Auf sie möchte ich die Leser dieser Blätter zur vollständigen Orientirung verweisen. Ihr Verfasser ist der Redakteur des angesehenen Amsterdamer Journals „de Tyd“.

Die erste Broschüre gibt einen kurzen Ueberblick über die religiöse Geschichte der Niederlande seit der Emancipation der drei Jahrhunderte lang unter dem schwersten Drucke leidendes Katholiken im Jahre 1798. Diese Emancipation war wirklich nur ein Ausfluß der Revolution, und hatte als solche im Sinne der Geber keine andere Bedeutung, als daß von nun an keine Religion mehr Geltung haben sollte, als der Cultus der Göttin der Vernunft. Katholiken und Protestanten waren daher durch jenen Akt allerdings auf gleiche Stufe gestellt, nämlich auf die gleicher Unterdrückung von den Züchtlingen der Revolution. Sobald aber der Freiheitschwinbel vorüber und unser lieber Herr-Gott in seine alten Rechte ineindecetirt war, begannen auch die niederländischen Pro-

*) Der Titel der ersten Broschüre lautet: *Memoire sur la situation des Catholiques dans les Pais-Bas depuis l'émancipation en 1798 jusqu'à nos jour par Cramer. Amsterdam 1849.* Die andere ist betitelt: *Memoire sur les Sociétés secrètes protestantes dans les Pais-Bas par Cramer. Amst. 1852.*

testanten sogleich wieder nach der verlorenen „Suprematie“ begehren, und nach ihrem Wunsche mußte sich „eine Reak- tion“ geltend machen, welche, wenn nicht die beschworenen Re- ventionen vernichten, doch wenigstens den Umfang derselben mehr oder weniger einschränken und überhaupt ihre Realisirung verhindern sollte, damit das alte Uebergewicht in seinem ehemaligen Glorien wieder gewonnen werde“. Und so geschah es auch; man ließ „die Rechte“ auf dem Papiere stehen und that in der Praxis, was man wollte, d. h. man ließ den Haß gewähren gegen die armen schutzlosen Katholiken. So waren denn im Decennium dieses Jahrhunderts die Katholiken, Jungen und Mädchen, noch gezwungen, mit einem Buch in Form einer Bibel oder eines protestantischen Gesangbuches, und in der Tracht der Protestanten, namentlich mit einem Fächer in der Hand, in die Kirche zu gehen, wenn sie sich nicht den rohesten Insulten auf offener Straße aussetzen wollten.

Und welche Kirchen waren das! Die Constitution von 1798 bestimmte unter Anderm, „daß alle religiösen Gebäude und Presbyterien der ehemals herrschenden Kirche, in so weit sie nicht eigens bezahltes und gesetzlich erworbenes Eigenthum der Gemeinden wären, den Localadministrationen zur Verfügung gestellt werden sollten, um sie den verschiedenen Confessionen nach dem Rechte des Eigenthums und des Besizes zuzutheilen, und zwar innerhalb sechs Monaten nach der Annahme der Constitution“. Nun hatten sich aber die Protestanten aller Kirchen, religiösen Gebäude und Presbyterien der Katholiken seit der Reformation bemächtigt, und diese bestanden daher ganz natürlich mit größtem Eifer auf der Ausführung jenes Artikels. Aber die sechs Monate verflossen unter Verhandlungen und Chicanen, und alles, was die Katholiken innerhalb derselben erreichen konnten, war die Rückgabe einer einzigen Kirche im kleinen Städtchen Obdam. Die Sache verzögerte sich immer mehr trotz der bitteren Beschwerden der Katholiken, und als im Jahre 1801 eine

Constitution kam, brachte sie in dieser Beziehung den Artikel (15): „Jede Confession soll im Besitze dessen, was am Anfange dieses Jahrhunderts besaß, erhalten.“ Damit war denn den Katholiken der Mund geöffnet und sie konnten wieder in jene famosen Kirchen von Gehen, welche, sollten sie besucht werden dürfen, den Anschein und den Schild eines Wirthshauses haben, wie sie auch nicht etwa die Namen ihrer Heiligen, sondern, aus Furcht vor den Protestanten, mit den: zum Posthorn, zum Papagay, zum Läubchen, zum Heberg u. s. f., bezeichnet wurden. Fast unglaublich, jedoch buchstäblich wahr! So weit hatte es die Partei der protestantischen Suprematie“ schon wieder gebracht.

Aber hiemit begnügte sie sich noch lange nicht. Es kam vor Allem darauf an, das Unterrichtswesen ganz in die Hand zu bekommen, wie ja auch bei uns die revolutionäre Partei, um die positive Religion zu verderben, es dahin bringen suchte, die Schule von der Kirche zu trennen und gemeinliche Communal Schulen einzurichten. Es bildete sich zu dem Zwecke eine förmliche Gesellschaft unter dem Namen *et nut van t'Algemeen* (zu Nutz des öffentlichen Wohls), weit im Lande verbreitet war, mehrere tausend Mitglieder hatte, und zum Zwecke hatte: „die Bildung des socialen Menschen fern von jeder religiösen Lehre.“ Die ganze erziehende Thätigkeit dieser Gesellschaft war auf den Deismus gegründet. Sie hatte großen Einfluß; eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder begleitete eine hohe Charge im Ministerium des Innern, und von diesem Manne ging jenes noch jetzt auf den Katholiken lastende Elementar-Unterrichtsgesetz aus, nach welchem Unterricht folgendermaßen organisirt ward: Das ganze Schulwesen steht unter der Leitung eines dem Ministerium des Innern beigegebenen Inspektors; von ihm hängt die Ernennung der Provinzialräthe ab, welche die Schulen ihrer Provinz zu überwachen, und vor denen namentlich die Schulabspri-

ranten ihr erstes Examen, die Fähigkeitsprüfung, abzulegen haben; in jeder größern Stadt sind Localcommissionen aufgestellt unter der Oberaufsicht der Provinzialräthe; die Mitglieder dieser Commissionen haben die Schulen ihrer Gemeinden zu besuchen, und die jungen, von den Provinzialräthen bereits zugelassenen Schulaspiranten letztlich zu prüfen, welche jedoch vor ihrer Anstellung noch ein Concursexamen zu bestehen haben.

Bei dieser Centralisation ist das ganze Unterrichtswesen in die Hände Eines Mannes gegeben, der natürlich den Stand der Dinge aufrecht erhält, wie er bereits ist, und die Provinzialräthe nur seine Religionsgenossen ernennt. Die Localcommissionen ergänzen sich aus ihrer Mitte und sind, mit nur ganz geringen Ausnahmen, ausschließlich aus Protestanten zusammengesetzt. Dadurch wird es katholischen Aspiranten fast zur Unmöglichkeit gemacht, Lehrer zu werden, und die auf diese Weise endlich angestellten Lehrer müssen sich fügsam zeigen in allen Dingen, namentlich aber in der Einführung von Schulbüchern, welche aus der Fabrik der obengenannten Gesellschaft hervorgegangen und dem Katholizismus nichts weniger als hold sind — graße Uebelstände, wie sie selbst die kgl. Verordnung vom Jahre 1842 ausdrücklich anerkannt hat. Was aber den academischen Unterricht betrifft, so war dieser, mit ein paar nichtsbedeutenden Ausnahmen, ohnehin schon ganz in den Händen der Protestanten; protestantische Theologie wurde auf Staatskosten reichlichst gelehrt, für irgend einen katholischen Katheder dagegen geschah gar nichts, trotz aller „Gleichheit der Confessionen vor dem Gesetze“.

So hat also die Emancipation nicht den geringsten Einfluß auf die Verbesserung der Lage der Katholiken ausgeübt; es blieb nach wie vor beim alten Druck und Haß. Nur eine Zeit lang leuchtete in diese Nacht ein freundlicherer Stern, es war die Regierung Ludwig Napoleons. Sie ging aber schnell vorüber, für die holländischen Katholiken wahrhaft wie ein

erschütterndes Meteor, und als im Jahr 1814 mit Wilhelm I. das Haus Oranien wieder zum Throne gelangte, „mußte der regierende Fürst die reformirte Religion bekennen“, nach Artikel 133 der Constitution vom Jahre 1814. Schon erhob auch die alte fanatische Partei wieder ihr Haupt und trug ihre Hoffnung offen zur Schau, die Katholiken abermals in den Zustand des Helotismus von früher zurückzudrängen, als die Verschmelzung der nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande durch den Congreß von Wien eine Revision der Constitution nothwendig machte, wobei denn auch Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der Confeßionen garantirt wurde. Aber: ein Gesetz schreiben, ist Nichts, es durchführen, ist Alles. Durch jene Vereinigung der Niederlande hatte die alte hartprotestantische Partei nur ein größeres Terrain gewonnen, über welches sie ihre Absichten und Ansichten zu verbreiten suchte. Das Vorspiel dazu begann, als der Herzog von Broglie, Bischof von Gand, sich weigerte, den Eid auf die Constitution ohne allen Vorbehalt zu schwören. Man drohte und schmeichelte vergebens, der Herzog von Broglie mußte das Land quittiren; aber nicht genug, man mußte den Katholiken bei dieser Gelegenheit ein recht abschreckendes Beispiel geben! und er wurde zwischen zwei Dieben in effigie am Schandpfahl ausgestellt.

Nach solchem Anfang konnte man sich auf Alles gefaßt machen. Und es kam auch Schlag auf Schlag! Die Bisthümer blieben verwaist; vier Millionen Katholiken in den südlichen Provinzen, 800,000 in den nördlichen hatten nur Einen Prälaten, den Erzbischof von Malines. Die Priester mußten im Auslande geweiht werden. Die Seminarien zur Erziehung des Klerus, welche an die Stelle der von den Franzosen aufgehobenen Universität getreten waren, wurden geschlossen, und die philosophischen Collegien unter der unmittelbaren Leitung der Regierung ersetzt sie. Der niedere Schulunterricht blieb der nämliche, wie wir ihn früher geschildert, nur daß nun-

mehr die protestantischen Lehrer auch noch die südlichen Provinzen überschwemmten. Alle Aemter waren in protestantische Hände, „weil die Belgier, und vorab die Katholiken, Aemtern und öffentlichen Stellen untauglich seien.“ Auf die Sprache erstreckte sich diese Wirksamkeit, indem die holländische gewaltsam als officiële Sprache auch in den nördlichen Provinzen eingeführt wurde.

Dies waren die Verhältnisse und die Lage der Katholiken, als im Jahre 1830 die belgischen Niederländer sich trennten. Kein Wunder; vergeblich hatte eine starke Opposition stets warnend darauf hingewiesen, daß man endlich einmal aufhören möchte, verbriefte und schwurheilige Rechte zu verletzen, umsonst hatten die südlichen Provinzen in einer Fluth von Bittschriften ihre Mißstimmung kund gegeben, umsonst hatte der Klerus seine achtungsvollen, aber ernstlichen Vorstellungen eingereicht: die Regierung, oder vielmehr die sie leitende Partei, war blind, und so brach das Unvermeidliche los. Die Lage der Katholiken in den nördlichen Provinzen wurde aber durch die Lostrennung der katholischen Belgier nicht nur nicht gebessert, obwohl auch sie auf dem gesetzlichen Wege des Petitionsrechtes ihre Klagen der Regierung kund gaben, im Gegentheil, sie brachten dadurch nur das Regiment noch mehr auf sich auf. Man fand Mittel alle Bittsteller ausfindig zu machen, um sie ihre „Unzufriedenheit“ entgelten zu lassen und als endlich auch der hohe Klerus mit seinen Beschwerden sich an den König wandte, war es kurz vor seiner Abdankung.

Wilhelm II. ließ bei seinem Regierungsantritte die Katholiken wieder neu aufathmen. Man kannte ihn als einen klugen, edel denkenden Charakter, der alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßte. Er mußte auch wissen, wie die politische Suprematie-Partei seinem Vater, dem zuvor angebotenen „Bader Willem“, mitgespielt, als er zuletzt Niemand mehr zu helfen vermochte, den ersten Schritt ohne ihre Erlaubniß zu thun. Die Katholiken dagegen hatten stets, trotz des himmelschreienden Drucks

ter dem sie seufzten, eine über allen Tadel erhabene Haltung beobachtet. Wilhelm II. selbst äußerte nachher auch mehrmals gegen seine Minister: in Betreff der Treue könne er nur auf seine Armee und auf seine katholischen Unterthanen mit völligem Vertrauen rechnen. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritt (am 12. Novbr. 1840) eine gemischte Commission zu Untersuchung der katholischen Beschwerden ernannt, welche denn auch schon am 19. Januar 1841 Bericht erstattete, und am 2. Januar 1842 erschien ein königlicher Erlaß, der allen diesen Beschwerden ihr Ende versprechen sollte. Da fürchtete aber die alte zelotisch-protestantische Partei, daß ihr Stündlein schlagen werde, und sie bot alle Mittel auf, als Unheil abzuwenden. Dieser Angst mag es zuzuschreiben seyn, daß sie mit Hintansehung jeder Umsicht und Klugheit ihren Katholikenhaß und ihre Absichten offen darlegte. Ein alter Professor zu Leyden mußte ihr seine Stimme leihen. Seine Anschuldigungen und Verdächtigungen sind bekannt; wir haben dergleichen bei uns fast wörtlich bis zum Ekel und Ueberdruß hören müssen. Sie hatten in den Niederlanden das Gute, daß eine Reihe von Männern Seitens der Katholiken mit Energie austrat und die Verläumdungen siegreich zu Boden schlug, indem sie der Wuth, dem Fanatismus, der Verzweiflung und Lügenhaftigkeit der Gegner, Ruhe, religiöse Würde, Unparteilichkeit und die unwiderstehliche Gewalt des guten Rechtes und der gesunden Vernunft entgegensetzten.

Der königliche Erlaß vom 2. Januar 1842 anerkannte, daß die Rechte der Katholiken verletzt worden, er gestand insbesondere zu, daß die Katholiken in Betreff des Unterrichtswesens unterdrückt worden, und ihre Beschwerden überhaupt gerecht seyen. Man hätte nun erwarten sollen, daß Anordnungen gegen die Verewigung solcher schmachhlichen Zustände getroffen würden. Aber alles scheiterte an dem Widerstande der Kammer-Majorität. Nur auf dem Wege der Administration vermochte das

Ministerium die Bande etwas zu lockern, welche das protestantische Monopol namentlich um das Unterrichtswesen geschnürt hatte; das Princip der freien Schule ward von der protestantischen Majorität mit Entsetzen zurückgewiesen! Es hatte also bald die alte Partei der Fanatiker den Sieg über den guten Willen des Königs davon getragen, weil sie der Zeit nach stärker war, als die, welche um ihr gutes Recht kämpften.

Bald jedoch wurde die Wuth der Partei aufs Neue rege, als öffentliche Blätter meldeten, daß der König abgeschlossen sei, endlich einmal das im Jahre 1827 mit Rom vereinbarte Concordat zu vollziehen, und daß der niederländische Gesandte zu Rom bereits Instructionen in diesem Sinne erhalten habe. Sogleich setzte sich die ganze Gehörbündelerei in Bewegung; sie scheute kein Mittel, die Sache zu hintertreiben, und ging bis zur Drohung mit allgemeinem Aufstande. Selbst der Pöbel auf den Straßen sang Aufruhrlieder. Schon beim Wiener Congreß war nämlich von einem Concordate die Rede gewesen, welches als ein integrierender Theil dem Grundgesetze eingefügt werden sollte. Dazu hatte sich Wilhelm I. ausdrücklich verpflichtet. Aber nachdem die Constitution einmal gegeben war, hörte man nichts mehr davon. Es verflossen viele Jahre, bis endlich der Graf von Celles ein Concordat zu Stande brachte, welches im Jahre 1827 abgeschlossen und ratifizirt wurde. So sehr die Katholiken sich darauf freuten, endlich einmal ihre Angelegenheiten geregelt zu sehen, so ließ die Ausführung des Concordates doch lange Zeit auf sich warten, „weil der König an diesem mit Rom abgeschlossenen Akte ganz und gar kein Gefallen hatte“, wie man öffentlich zu erklären sich nicht schämte. Nur so viel versprach der König bei der Eröffnung der Generalstaaten im Jahre 1828, „daß man nach und nach (peu-à-peu) ganz sachte (tout doucement) an der Ausführung des Concordates arbeiten werde“. Und so ist es denn auch gekommen, daß

am 11. im Jahre 1840 noch sehr wenig davon ausge-
 and. Er schickte deshalb einen Gesandten an den rö-
 Stuhl und ließ dort Eröffnungen über die Art und
 der Ausführung machen. Da brach aber der Sturm los:
 Niederlande seien protestantisch, die Regierung sei pro-
 testantisch, der König protestantisch, darum müsse der gegen-
 Stand der Dinge aufrecht erhalten werden; die
 der Voreltern würden aus den Gräbern steigen, um
 zu klagen über die entarteten Enkel, wenn
 der König unterfinge das Verbrechen zu begehen, mit
 dem Hofe wegen der Organisation der katholischen
 Kirche in Unterhandlungen einzulassen; dem Könige
 stehe das Recht zu, die Verwaltung
 der Kirche zu regeln, und wenn die Episcopal-
 Synode einen Theil dieser Kirche ausmache, so hätte der
 König sie einzurichten“. Andere wären mit der Organisation
 zufrieden gewesen, nur sollte sie ohne den Papst vor-
 genommen werden. Doch dieß waren noch die gemäßigten
 Stimmen! Die tollsten ließen nur die Worte: Nieder mit
 dem Papst, Bischöfen und Orden! 1c. 1c. hören. Und
 erreichten ihren Zweck. Mgr. Capaccini wurde von
 Papst XVI. in den Haag geschickt und kam mit dem Könige
 überein, daß die Ausführung des Concordates vorerhand-
 lert werden möge. So währte denn der alte Zustand,
 wie vorher gewesen; die Katholiken leben in unerträglich ge-
 schloßenen Verhältnissen, so daß selbst die jansenistischen Sek-
 ten besser daran sind, als sie. Denn diese haben ihre
 Missionen zu Utrecht, Amsterdam und im Haag, während die
 anderen nur apostolische Vikare von Breda, Herzogenbusch,
 Rotterdam und den Vicesuperior der holländischen Mission haben,
 welche zugleich Bischöfe in partibus inf. und Weihbischöfe
 sind, daß doch Priester geweiht werden und das Volk das
 Sakrament der Firmung erhalten kann.

Ich will diesem wird man aber mit Recht fragen, wie

es möglich ist, daß in einem constitutionellen Lande eine anerkannte Kirche so unterdrückt werden kann, zumal unter einem Könige, der es wohl und ehrlich meinte? Die Sache läßt sich nur aus zwei Umständen erklären, oder vielmehr nur aus Einem Umstande: der Macht der protestantischen geheimen Gesellschaften, welchen es gelungen ist, unter der Regierung Wilhelm I. einen Beamtenstand aus ihrer Mitte aufzustellen, gegen welchen nur die nachhaltigste Energie eines Monarchen etwas vermöchte. Bevor ich Sie daher in das Getriebe jener Gesellschaften einführe, erlauben Sie mir einige statistischen Notizen über das Verhältniß der Zahl der Katholiken und der Protestanten zu der Beamtenschaft aus den beider Confessionen. Eine katholische Zeitung von Amsterdam, „die Zeit“, hat sich die Mühe genommen, alle Beamten und Angestellten nach ihren Confessionen zusammenzustellen. Die Resultate möchten nicht ohne Interesse auch für uns seyn. Die Zahl der Katholiken in den Niederlanden verhält sich zur Gesamtbevölkerung wie 2 zu 5. Im Staatsrath und bei der Volksvertretung zählen die Katholiken aber 27 auf 176 Mitglieder, also im Verhältniß wie 2 zu 11. In den verschiedenen Ministerien kommen auf 178 Beamtete bloß 41 Katholiken, am höchsten Gerichtshof und in anderen Staatscollegien auf 98 Mitglieder 8 Katholiken, bei gelehrten Corporationen auf 161 Titulare 8 Katholiken, in der Armee auf 130 Oberoffiziere 16 Katholiken, in der Marine auf 605 Offiziere 28 Katholiken u., überhaupt auf 1818 königl. Beamte bloß 132 Katholiken, also ein Verhältniß von 2 zu 25 anstatt 10 zu 25. Ein ähnliches Verhältniß findet in den Provinzen statt. Hier kommen auf 3434 Beamte 402 Katholiken. Am auffallendsten dürfte aber die Scheidung der Volksschullehrer nach beiden Confessionen seyn, welche sich so gestaltet, daß auf 501 Protestanten bloß 82 katholische Schullehrer kommen, während das richtige Verhältniß wäre: 379 Protestanten und 204 Katholiken! Aerger noch als im Mutterlande ist es in den

Nändischen Colonien. Während nämlich die Bevölkerung auf den drei Inseln Curacao, Aruba und Bonaire aus 17,570 Katholiken, 2340 Protestanten und 1001 Juden besteht, gibt es dort nur 13 katholische, 13 israelitische und 166 protestantische Beamte, so daß 77 Juden Einen, 1352 Katholiken ebenfalls nur Einen Beamten ihrer Confession zählen, von den Protestanten aber auf 14 Personen schon ein Beamter kommt!

Bei einem so unverhältnißmäßigen Uebergewicht protestantischer Beamten ist es aber erklärlich, daß keine Beschwerde, noch nicht die gerechteste, durchzudringen vermag, zumal wenn von Seite der Regierung das Prinzip „der Majorität“ als Entscheidungsgrund angenommen wird. Man macht den Katholiken den Vorwurf, daß sie unfähig zu Beamtungen seien, während man ihnen unter Strafe bis zur Güterconfiscation den Besuch fremder Universitäten verbietet, die Benützung der eigenen Universitäten aber fast unmöglich macht, wie ihnen auch bis auf die Revolutionszeit, bei dreifachen bis vierfachen Steuern, aller wissenschaftliche Unterricht abgeschnitten und der Zutritt zu öffentlichen Aemtern gesetzlich versagt war. Dazu kommt noch die Aussicht, daß kein Katholik Hoffnung auf eine schnelle Beförderung sich machen kann, es sei denn, daß er seinen Glauben aufopfert! Obgleich die Freiheit des Cultus anerkannt ist, gibt doch die Regierung für die Bildung der katholischen Theologen keinen Pfennig her, während die Professoren der protestantischen Theologie vom Staate ernannt und besoldet werden! Klingt bei dieser Lage der Dinge jener Vorwurf der Unfähigkeit nicht wie unerträglicher Hohn? Doch es dürfte nun an der Zeit seyn, das geheime Triebwerk, aus welchem diese Zustände und ihre Fortdauer erklärlich sind, näher zu beschauen. Ich meine die geheimen protestantischen Gesellschaften.

Schon seit längerer Zeit geben die katholischen Journale in den Niederlanden Nachricht über das Bestehen geheimer

protestantischer Gesellschaften, welche der Zahl ihrer Mitglieder und der Stellung ihrer Anführer nach die gegründetsten Besorgnisse rege machen, nicht so fast für den Katholizismus oder die Katholiken, als vielmehr für das politische Wohl des ganzen Landes selbst. Denn wenn sie auch vorzugsweise einen sogenannten religiösen Zweck verfolgen, so ist doch ihre ausgesprochene Absicht bei weitem mehr politischer Natur, als religiöser. Der letzte Zweck der meisten dieser Gesellschaften verhält sich zum Staatsgrundgesetz, zumal zu dem vom Jahre 1848, durchgehends und principiell negativ; nur durch den Sturz der Verfassung vermöchten sie zu erreichen, was sie sich unumwunden zum Ziele gemacht. Sie wollen nicht mehr und nicht minder, als: „das zeitliche Wohl und die materiellen Interessen der Protestanten heben zum Verderben der Ultramontanen.“ Das oben citirte Büchlein von Cramer gibt uns Nachricht über das Bestehen von fünf solcher Gesellschaften, deren Thun und Treiben, weil sie ihr Wesen im Geheimen auswirken, nur sehr wenig oder gar nicht bekannt wäre, wenn nicht sogar einige redlichen Protestanten der Abscheu dazu vermocht hätte, dem Verfasser und katholischen Journalen selbst einige Documente, größtentheils Jahresberichte solcher Gesellschaften, zuzustellen. Zum Voraus verdient bemerkt zu werden, daß diese Geheimbünde ursprünglich aus protestantischen Predigern zusammengesetzt waren, welche den Verlust ihrer Gefälle noch mehr fürchteten, als den Fortschritt des Katholicismus, aus rationalistischen Pfaffen ohne Glauben und Gesetz, wie man denn auch in den protestantischen Kirchen von Christus fast nur in nichts sagenden Redensarten sprechen hört, womit jedoch nicht gesagt seyn soll, daß nicht der gemeinschaftliche Haß gegen die Kirche auch Schaaren von Orthodoxen, Prediger und Laien, in die geheimen Bündnisse ziehe. Aus der großen Masse der religiösen und nicht weniger politischen Anhänger des ausgeprägtesten Liberalismus haben jedoch gerade die eifrigsten Mitglieder

und Apostel der protestantischen geheimen Gesellschaften sich recrutirt, und zugleich auch eine große Anzahl hochstehender Personen gewonnen. Dabei sind die Freimaurerlogen, welche gleiche Zwecke verfolgen, und größtentheils aus Protestanten, vielen Juden, aber, Gott sei Dank! nur sehr wenigen gottvergeffenen Katholiken bestehen — noch gar nicht eingerechnet.

Im benachbarten Belgien ist der freimaurerische Geheimbund bereits zu solcher politischen Macht herangewachsen, daß die Logen noch mehr, als die Kammermajoritäten Einfluß auf die Constituierung der Ministerien zu haben scheinen. Es soll namentlich das Veto der Logen gewesen seyn, was in diesen Tagen die „gemäßigt-liberale“ Combination Broudière anfänglich scheitern machte, indem ihr Candidat Piercot, der präsumtive Minister des Innern, den gegründeten Klagen der Katholiken alle und jede Concession verweigerte, ganz im Sinne des abgetretenen Ministeriums Frère Urban, dessen Hauptträger im Club erst jüngst noch geäußert haben soll, man müsse die Katholiken zertreten (écraser). Auch sollen die Logen bereits eigene Proscriptionslisten über eine große Zahl von Beamten angefertigt haben, deren Absetzung sie von einem neuen Ministerium als conditio sine qua non begehren. Piercot ist nun wirklich Minister des Innern, gedankt sei es den Logen und der englischen Allianz! Wenn aber die Mauresel in Belgien, wo doch das Land fast ganz katholisch, die Kammer fast zur Hälfte katholisch-gefinnt ist, und zu allem Dem von Louis Napoleon die größte Gefahr droht, schon mit solchem Uebermuthe gegen die alte Kirche auftritt, so ist leicht zu ermessen, wie furchtbare Feinde der Katholicismus an den holländischen Logen hat.

Es existirt, außer den bereits genannten, noch eine ziemlich große Zahl von solchen geheimen Gesellschaften; da jedoch über ihr Treiben nichts Sicheres an den Tag gekommen ist, so soll von ihnen, z. B. vom „Anti-Jesuiten-Club“ *), von

*) Nach andern Quellen soll derselbe auch den Namen: „Orden der

protestantischer Gesellschaften, welche der Zahl ihrer Mitglieder und der Stellung ihrer Ansührer nach die gegründetsten Sorgenisse rege machen, nicht so fast für den Katholiken oder die Katholiken, als vielmehr für das politische Leben des ganzen Landes selbst. Denn wenn sie auch vorzugsweise einen sogenannten religiösen Zweck verfolgen, so ist doch die ausgesprochene Absicht bei weitem mehr politischer Natur als religiöser. Der letzte Zweck der meisten dieser Gesellschaften verhält sich zum Staatsgrundgesetz, zumal zu dem von 1848, durchgehends und principiell negativ; nur der Sturz der Verfassung vermöchten sie zu erreichen, was ihnen unumwunden zum Ziele gemacht. Sie wollen nicht mehr und nicht minder, als: „das zeitliche Wohl und materielle Interessen der Protestanten zum Verderben der Ultramontanen.“ Das kleine Büchlein von Cramer gibt uns Nachricht über die Thätigkeiten von fünf solcher Gesellschaften, deren Thun und Treiben weil sie ihr Wesen im Geheimen auswirken, nur sehr wenig oder gar nicht bekannt wäre, wenn nicht sogar einige Protestanten der Abscheu dazu vermocht hätte, dem protestantischen und katholischen Journalen selbst einige Documente, theils Jahresberichte solcher Gesellschaften, zuzustellen. Voraus verdient bemerkt zu werden, daß diese Gesellschaften ursprünglich aus protestantischen Predigern zusammenkamen, welche den Verlust ihrer Gefälle noch mehr fürchteten den Fortschritt des Katholicismus, aus rationalistischen, ohne Glauben und Gesetz, wie man denn auch in den protestantischen Kirchen von Christus fast nur in nichtigen Redensarten sprechen hört, womit jedoch nicht seyn soll, daß nicht der gemeinschaftliche Haß gegen die katholischen auch Schaaren von Orthodoxen, Prediger und Laien, in geheimen Bündnisse ziehe. Aus der großen Masse der rationalistischen und nicht weniger politischen Anhänger des ausgeprägten Liberalismus haben jedoch gerade die eifrigsten Mitglieder

„*hylacterion*“ ihren Zweck zu erreichen sucht, mögen hier folgende Daten stehen. Die Gesellschaft hat in mehreren Städten des Königreichs Listen aufgelegt, in welchen die Namen aller Kaufleute und Krämer eingezeichnet sind, mit Bezeichnung ihrer Religion. Diese Listen dienen dazu, die Mitglieder zu warnen, ihr Brod oder Fleisch nicht zufällig bei einem Katholiken zu kaufen. In ähnlicher Weise schickte die Gesellschaft bei dem Tode eines ausgezeichneten Arztes, der Protestant war und das Vertrauen vieler Protestanten besaß, Placate aus, um die Mitglieder zu ermahnen, nur protestantische Aerzte, und vorzugsweise Mitglieder der Gesellschaft anzunehmen. Gerade so war es andern katholischen Aerzten und auch Advokaten noch bei Lebzeiten ergangen, und also übt der Bund seine Tendenz bei den Wahlen aus, um jeden Katholiken aus der Kammer zu verdrängen.

Die Gesellschaft entstand im Jahre 1841, zur Zeit also, als nach der Thronbesteigung Wilhelms II. die Protestanten allgermaßen in Sorge und Angst geriethen, wie wir oben gesehen haben. Bis zum Jahre 1848 mußte sie ihr Bestehen verbergen, wo endlich ein sehr geachteter Mann der „Zeit“ einen Brief mittheilte, der hievon Kunde gab. Dieser Brief war von einem Prediger zu Amsterdam geschrieben und besagte: „daß schon im Jahre 1841 mehrere Diener „unserer“ reformirten Kirche den Gedanken gefaßt hätten, eine engere Verbrüderung unter den Protestanten herbeizuführen.“ Kaum war der Plan gemacht, als auch die Sache schon einen günstigen Verlauf nahm, und der kleine Kreis sich zu einer großen Gesellschaft anwuchs, der man den Namen „*hylacterion*“ gab. Die ersten Mitglieder der Gesellschaft hatten es nicht für nothwendig erachtet, sich unmittelbar zu kennen zu geben; man fühlte aber das Bedürfniß nach charakteristischen Zeichen, an welchen die Mitglieder sich erkennen, sich verstehen und einander schreiben könnten. Daher

jene geheimen Chiffren. So arbeiteten nun die Mitglieder im Stillen, fanden bald überall warme und thätige Sympathien, ihre Zahl wuchs reißend, und man zählte bald über 2000 Verbündete. Diese reißende Zunahme veranlaßte das General-Comité, alle Protestanten der Niederlande zum Beitritt einzuladen; man wandte sich namentlich an alle Prediger, und setzte ihnen mit Freimüthigkeit den Zweck auseinander, sowie die anzuwendenden Mittel: „Phylacterion ist eine protestantische Gesellschaft, und hat als Zweck, das materielle und moralische Wohl der Protestanten zum Verderben der Ultramontanen zu sichern.“ Wie hier in dem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben der Zweck dieser Gesellschaft ausgesprochen ist, so wurde er noch mehrmals ungescheut theils in Broschüren, theils in öffentlichen Blättern an den Tag gelegt. So heißt es in einem Aufsatz, wo der Verfasser sich selbst fragt, was denn der Zweck dieser Vereine sei? er sei: „das moralische und materielle Wohl der Protestanten zu mehrern und sichern, die Freiheit des Geistes mit aller Anstrengung aufrecht zu erhalten, die Nächstenliebe unter ihnen zu wecken, alle protestantischen Gemeinschaften unter sich zu vereinen, die Protestanten gegen die heimtückischen Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen.“ Doch, es würde zu weit führen, wollte ich alle die Reberien anführen, welche, voll des nacktesten Hasses und der empörendsten Verdächtigungen der Katholiken, ergingen, um die Protestanten zu bewegen, in die Gesellschaft einzutreten, die sogar offen und unverblümt den Katholiken in's Gesicht sagen, wie dieß z. B. das protestantische Parteiblatt, „die Fackel“, thut: „Katholische Mitbürger, nicht gegen euch und eure Religion sind wir auf unserer Hut, sondern gegen eure Priester, welche über die Gewissen herrschen und über alle Dinge befehlen wollen. Nicht Haß ist in unsern Herzen, das sei fern; wir bekämpfen nur eure Priester, deren größter Theil dem Orden der Jesuiten angehört, und man

Großhandelsstand angehört. Sie hat ebenfalls den Zweck, „den Protestantismus durch materielle Gewalt aufrecht zu erhalten.“ Sie unterstützt bloß Protestanten, und jedes Mitglied zahlt jährlich sechs Gulden. Im Jahresberichte vom 19. Juni 1851 sagt der Präsident Timmers - Berhoeven: „Wenn die geheimen Gesellschaften sich waffnen, so geschieht es zu Gunsten jener kostbaren Freiheit, welche das Recht der freien Forschung nach Gutdünken heiligt, welche nach eigener Ueberzeugung handeln, seine Religion einen Jeden bekennen, und nach dem Zeugnisse seines Gewissens thun läßt, welche einem Jeden, sobald es sich um die heilige Sache der Religion handelt, irgend einer menschlichen Gewalt sich zu unterwerfen verbietet.“ Ueber das Verhältniß dieser Gesellschaft zum „Phylacterion“ sagt derselbe Präsident: „Wir unsererseits haben dem Centralcomitee des Phylacterion die Versicherung unserer Sympathien und den heißen Wunsch ausgedrückt, mit ihm zusammenzuwirken, vorzugsweise in jenen Angelegenheiten von Wichtigkeit, zur Vertheidigung der geheiligten Interessen, deren Triumph der Zweck der beiden Gesellschaften ist.“ Was für Angelegenheiten das aber sind, haben wir aus dem Gebahren des „Phylacterion“ gesehen, und wir werden es aus dem Berichte über die Wirksamkeit der „Unitas“ sogleich ebenfalls herausfinden.

Die meisten Gemüsegärten in der Umgebung von Amsterdam und alle Tuchbleichen in der Nachbarschaft vom Haag sind zufällig seit unfürdenklichen Zeiten in den Händen der Katholiken. Von diesem Uebelstande hat die „Unitas“ Notiz genommen, um bei erster Gelegenheit eine von diesen Anstalten in ihre Hände zu bekommen, und sofort die Bleiche im Haag oder den Gemüsegarten bei Amsterdam Protestanten zur Besorgung zu übergeben, welche sie zur Erlernung ihrer Kunst auf eigene Kosten nach Paris geschickt hatte. In dieser und ähnlicher Weise gibt der Bericht Kunde, wie die „Unitas“ sich um alle Handwerke annimmt,

wie sie da, wo noch keine oder nur wenige Protestanten sind, wie z. B. in Nordbrabant *), ihren Leuten Anwesen als Metzger, Bäcker, Krämer oder sonst etwas ankauft, auch zu den übermäßigsten Preisen, und sie den Katholiken vor die Nase setzt. Doch nicht allein auf Protestanten hält die „Unitas“ ihr Augenmerk gerichtet, sondern auch auf Katholiken, welche sie zu gewinnen hoffen darf. So berichtet der Sekretär des Bundes, daß der Gasthofbesitzer zum „Goldenen Löwen“ in Leyden nahe daran war, in die Hände eines Katholiken zu fallen, wenn nicht einige vorsorglichen Mitglieder der „Unitas“ sich gefunden hätten, die ihm die Mittel an die Hand gaben, sich wieder aufzurichten. Der Mann kommt aber doch nicht vorwärts wegen seiner zahlreichen Familie, die protestantisch ist, während er der römisch-katholischen Kirche angehört; da er deshalb von den katholischen Priestern viel zu leiden hat, beschließt man: für dieses Jahr ihm seine rückständigen Zinsen und die fälligen Abzahlungen nachzusetzen, und überhaupt diesen Mann nicht ohne Berücksichtigung zu lassen, denn ein Mensch, der nicht definitiv mit Rom gebrochen, sei immer noch in Gefahr, in das Extrem des Fanatismus zu verfallen, „und unser Schützling, wiewohl er nicht mehr an eine alleinseligmachende Kirche glaubt, hat doch die Charakterfestigkeit noch nicht gefunden, die Religion seiner Väter zu verlassen“ u. s. w. Trotz Alldem scheint aber die „Unitas“ schlechte Geschäfte zu machen, denn alle Berichte sind voll, „wie man für die Aufrechthaltung dieser Bäckerei 6000 Gulden über die angeschlagene Summe zahlen müsse, daß man für jene Bleiche neue Ausgaben habe, um sie wieder in Stand zu bringen“ u. s. w. Weitere Andeutungen geben uns folgende Stellen im Berichte: Seite 20,

*) Für solche Ansiedelungen in dem ausschließlich katholischen Nordbrabant soll übrigens noch eine eigene Gesellschaft, die „Tuenda“, bestehen oder bestanden haben.

wo von einem Katholiken die Rede ist, welcher trotz „furchtbarer“ Versuchungen dem seiner Frau gegebenen Versprechen, seine Kinder protestantisch erziehen zu lassen, getreu blieb; S. 25, wo von einer Wittwe berichtet wird, die, ehemals sehr gleichgültig gegen den protestantischen Glauben, jetzt ihre katholisch getauften Kinder in der reformirten Gemeinde erziehen läßt; — S. 26, wo wir erfahren, daß eine Dame, die früher katholisch geworden, zur reformirten Kirche zurückgekehrt sei; — S. 21 und 29, wo von dem Ankauf unehelicher Kinder geredet wird, um sie dem Protestantismus zuzuwenden; — S. 27, wo der Bericht von Kindern aus gemischten Ehen redet, denen man Plätze in protestantischen Waisen- und Armenhäusern angekauft habe u. s. w. Aus diesen Daten wird wohl Jedem klar werden, wie weit die Wirksamkeit dieser „Unitas“ sich erstreckt, und welches ihr letzter Zweck ist.

Man sollte glauben, schon diese zwei Gesellschaften allein wären hinreichend, den Katholicismus in den Niederlanden allmählig ganz und gar zu erwürgen, und zwar durch die Vernichtung der materiellen Basis der Katholiken. Aber man hat hieran noch nicht genug. Da ist auch noch eine dritte Gesellschaft: „Der Wohlstand“, deren Existenz sich bis in's Jahr 1822 zurückdatirt, und welche durch die Furcht vor den erstaunlichen Fortschritten der katholischen Kirche zu jener Zeit in's Leben gerufen wurde. Doch war sie im Fundament nicht protestantisch, sondern, wie ein Präsident dieser Gesellschaft sich ausdrückt, „eine der zahlreichen Früchte jener wahren Philosophie, welche in den ersten fünf und zwanzig Jahren dieses Säculums zu Leyden gelehrt wurde, dieser Philosophie, die durch ein und dasselbe Band alles, was wahr, schön und gut ist, zusammenhält, mit Einem Wort, die die Quelle alles Edlen und Harmonischen ist.“ (Rede von 1833.) Die Gesellschaft hat im Grunde genommen „mit dem religiösen Bekenntnisse nichts zu thun, sondern ist rein



gerlicher und finanzieller Natur.“ Aber trotzdem heißt es der Präsidentenrede von 1839: „Während wir im neun- und dreißigsten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts von dem Throne eines europäischen Königs den Befehl ausgehen sehen, die Kniee vor dem Gözenbilde Roms zu beugen, während wir in unsern Tagen industrieller Thätigkeit auf's Neue öfter entstehen sehen, während uns einer der ersten Redner d. katholischen Kirche die Zeit voraussagt, wo England eher römisch-katholisch seyn, und der Papst in der Sophienkirche zu Constantinopel die Messe lesen wird — frage ich: ob dieß nicht eben so viele Stimmen, meine Herren! die ich zurufen: Wachet, Niederländer, wachet, damit das Land der Wahrheit, auf welches sich unsere Väter stützten, ob das Buch der Wahrheit, welches sie geschützt hat, und ob sie unverletzt unter sich bewahrt haben, nicht vom Pulse unsern Bethäusern genommen werde.“ Um diese Wache nachzuführen, hat sich denn die Gesellschaft zum Zweck gesetzt, die Superiorität der protestantischen Kirche in unsern nationalen Interessen, unsern socialen Institutionen, in allen unsern Angelegenheiten der innern Deconomie aufrecht zu erhalten. Superiorität und keine Gleichheit — das ist das einzige Mittel, zu verhindern, daß der vergiftete Samen religiöser Zwietracht unter uns sich verbreite.“ (Ebenb.) „Deshalb soll die Gesellschaft sich nach dieser Seite hin entfalten, so daß sie ein Nationalverein von Protestanten werde, wachend und wirkend im ganzen Umfange des Königreiches.“ Praktisch wird dieser Zweck erreicht, „indem man das Eigenthum des Grundes und Bodens so viel als möglich in die Hände der Protestanten bringt.“ (Rede von 1841).

Diese dritte unter den geheimen Gesellschaften ist wohl die einflußreichste, was die Mittel und die Persönlichkeit ihrer Mitglieder anlangt. Unter ihnen ist die Königin-Mutter vornehmlich selber, da sie der Verfasser aus Ehrfurcht nicht nen-

tigen, der „Wohlstand“ sein Augenmerk auf richtet. Dieses aber hat wieder seinen besond Das Organisationsstatut vom Jahre 1816, in protestantischen Klerus, sagt nämlich: daß jede C vierzig Protestanten das Recht habe, eine Kirche die von einem durch den Staat besoldeten Predi werde. Nun handelt es sich darum, überallhin, aber in katholische Dörfer und in ganz katholisch so viele Protestanten zu bringen, daß die gesetzlic wird, um einen Prediger verlangen zu können. E fluße des „Wohlstands“-Bundes ist dies leicht, und daß man häufig Dörfer und Ortschaften antrifft, Alles katholisch ist, mit Ausnahme des Bürgern Notars, des Schullehrers und des Flurschützen, mit Hülfe der Mittel, worüber die Gesellschaft für zu sorgen haben, daß die Zahl der Protef unter vierzig herabsinke, wie es im Interesse der tismus, aber vor Allem im Interesse der protesta diget liegt. Die Leute, welche von dieser Gef terstützt werden, sollen daher, nach der Vorschrift, zu weit vorgerücktem Alter, noch Gebrechlichkeit

durch ihre Familien-Kopfzahl die Bestellung eines protestantischen Predigers auf irgend einem katholischen Dorfe ermöglichen. Vor ungefähr zwei Jahren war die Gesellschaft im Besitze vieler Ländereien und eines Baarkapitals von mehr als 700,000 Franken. Dennoch finden sich überall Klagen in den Berichten wegen geringen Fortschrittes, den das Werk mache. Die Protegirten zahlen nichts mehr zurück und kommen dabei selbst immer mehr rückwärts, eine ganz natürliche Folge des Prinzips der Gesellschaft, denn eine sehr zahlreiche Familie kann wohl einen Prediger nöthig machen, nicht aber sich selbst in demselben Maße ernähren. Fast bei jedem Schlußunge heißt es daher: „Er kann nichts zahlen.“ „Es ist ihm unmöglich, seine Lage zu verbessern.“ „Hier wurde ein schlechtes Geschäft gemacht.“ „Er ist nahe daran, das Wenige, was er noch hat, verkaufen zu müssen“ u. s. w.

Nun nur noch ein Paar Worte über die Gesellschaft „der christlichen Hülfe“. Sie ladet öffentlich alle Protestanten, „ohne Unterschied des Standes, reiche und arme, große und kleine, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Meister und Gesellen“ ein, sich mit ihr zu vereinigen und wöchentlich zwei Cents, oder jährlich einen Gulden beizusteuern, um „den Protestanten ihre religiösen Privilegien, welche ihnen von den Vätern überliefert worden“, zu erhalten, also eine Rückkehr zur Ubergewalt des Protestantismus und zur Unterdrückung der Katholiken, wie vor 1798, anzubahnen. Eines ihrer Statute heißt: „daß über die Hälfte des von der Gesellschaft gelieferten Geldes keine Rechenschaft gegeben werde, denn diese Summe müsse dem leitenden Comité verbleiben, um sie zu rechter Zeit und am rechten Orte zu verwenden, wo man zur Selbsterhaltung gerade die meiste Kraft zu entsalten habe.“ Die Gesellschaft wird geleitet von zwei Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes, einem Sekretär desselben und von einem Kammerherren der Königin-Mutter. Ihr nächster Zielpunkt ist, Leuten, welche zur katholischen

Kirche zurückkehren wollen, oder ganz armen Protestanten eine Unterstützung, oder ein unverzinsliches Darlehen zu geben, um sie dem Protestantismus zu erhalten.

Dies sind die vorzüglichsten unter den geheimen protestantischen Gesellschaften der Niederlande. Man sieht, sie haben fast das ganze Gebiet der materiellen und politischen Seite des Lebens unter sich vertheilt, um, jede von ihrem Plaze aus, zu dem Einen Ziele: der Vernichtung des Katholicismus in den Niederlanden, zu gelangen. Auch die Wiesbadener-Rede des Abgeordneten des „Phylakterion“ und der „Unitas“, Herrn van Hoogstraten, hätte hiemit ihren Commentar; auf materiellem und politischem Wege ringt man nach dem Untergang des Katholicismus, dem man geistig nichts anhaben kann. Nach menschlichem Ermessen müßte die Lage der Katholiken allerdings eine verzweifelte seyn. Von den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften selbst gilt zwar das Wort: tot capita, tot confessiones, namentlich finden sich in den Matrifeln derselben Prediger aller Secten verzeichnet; einen Vereinigungspunkt, und zwar den einzig möglichen, bietet ihnen eben nur der wüthendste Haß gegen die Kirche. Es ist jedoch auch ein kleines Häuflein aufrichtiger Protestanten unter den Orthodoxen selbst, welche dem Treiben der dunkeln Logen auf den Grund sehen, und erkennen, daß entschieden politisch-revolutionäre und religiös-antichristliche Elemente in ihnen die Oberhand haben. Jenes Häuflein stellt sich geradezu auf Seite der Katholiken gegen die geheimen Klubs, mit der offenen Erklärung: ihr endlicher Zweck sei kein anderer, als die Vertilgung des letzten Restes von positivem Christenthum im Lande. Es ist unter Anderm bezeichnend genug, daß die „Assistance publique“ unumwunden erklärt hat: wenn die den Katholiken so sehr verhaßten Communschulen „nur unter der Bedingung beibehalten werden könnten, daß jeder positiv-christliche Unterricht daraus

ntfernt werde, so würden die geheimen Gesellschaften gerne ich dieser Bedingung unterziehen.“

So viel ist aber aus dem Ganzen klar: gegen die Jahrhunderte lang als Heloten auf das tyrannischste unterdrückten Katholiken hat der holländische Protestantismus auch jetzt, nachdem sie die nackte Wohlthat der Luft und des Lichtes zum Leben errungen, keine andern Mittel, als Geld, höfische Intriguen, Wahlumtriebe, verfälschte Kammermajoritäten und endlich — Waffengewalt. Man hört keine Sylbe von der belobten „freien Forschung“, der gepriesenen „rein geistigen Unterlage“, dem allmächtigen „Wort des Evangeliums“! Warum ist die Rüstung des holländischen Protestantismus gegen die Kirche dieser geistigen Waffen baar und ledig? Muß nicht gerade ein so bemitleidenswerthes Treiben dem ehrlichen Beobachter die Augen öffnen? Und was Wunder, daß die Uebertritte zur alten Kirche auch im Niederlande sich mehren? wie denn Herr Kramer noch am Ende seines vortrefflichen Büchleins berichten kann, daß so eben der ausgezeichnete Chefredakteur des orthodoxen Journals „de Handwyzer“, M. P. Decker, katholisch geworden. Zum Schlusse aber frage ich: welches Licht werfen solche Enthüllungen auf die Mittel und Wege des Gustav-Adolf-Vereins überhaupt, der in seiner Wiesbadener-Generalversammlung diese Thätigkeit der holländischen Bundesbrüder mit Jubel gefeiert hat?

XLVI.

L i t e r a t u r.

Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen.
Von Ernst v. Lasaulx. Aus den Abhandlungen der königl. bayer.
Akademie d. W. I. Cl. VII. Bd. 1. Abth. München 1852.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, durch die historische Darstellung der griechischen Ehe einen Beitrag zu liefern zur Entwicklungsgeschichte des geistigen Menschen, und er hat, wie nicht anders zu erwarten, diese Aufgabe auf eben so gründliche, als geistreiche Weise gelöst. Sowohl der eigentliche Philolog, als jeder gebildete Mann, den historische Wahrheit interessiert, wird diese Abhandlung willkommen heißen, welche die Grundlage des griechischen Lebens in geschmackvollerer Form, als bisher geschehen, und zugleich mit vollständigerer Berücksichtigung der zu benützenden Quellen beleuchtet. Sie ist besonders denen zu empfehlen, welche an dem angeregten Streite zwischen classischem Alterthum und Christenthum sich irgendwie betheiligen, und sie ist ganz geeignet, diejenigen von Vorurtheilen zu befreien, deren Ansicht vom antiken Leben höchstens auf die Zeiten des Verfalls paßt, von denen ein neuerer Historiker sagt: „Im Grunde verehrten die Griechen (zur Zeit des achäischen Bundes) auch nur zwei Gottheiten: die zeitweilige weltbeherrschende

Macht und die Revolution. Auf den Altären der ersteren opferten alle Geld- und Einflußreichen, Alle, welche Aufrechthaltung des Bestehenden wünschten; zum Beistande der letzteren nahmen ihre Gegner die Zuflucht. Ueber Zeus, Minerva und Apollo der Andächtigen lachten beide.“

Mythologische Erzählung und hieratische Sprache, religiöse Feste und Gebräuche, Rechtsformeln, Dichter, Historiker und Philosophen hat der Verfasser mit Fleiß und gutem Takt benutzt, um darzuthun, wie von den ältesten Zeiten an bis zum peloponesischen Kriege die Ehe bei den Griechen faktisch bestand, und welches die volksthümliche Meinung war über das Verhältniß von Mann und Frau. Das allgemeine Interesse, welches gerade jetziger Zeit der Gegenstand in Anspruch nimmt, wird es rechtfertigen, wenn wir ein ausführlicheres Referat in diesen Blättern mittheilen.

Die religiöse Naturbedeutung der menschlichen Ehe wurde von den Griechen, ähnlich wie von den Indiern, rein und schön ausgesprochen in ihren kosmogonischen und theogonischen Mythen. Sie galt ihnen für die Form alles Werdens, und sie einzugehen, gebot die Pflicht sowohl gegen das eigene Geschlecht, als gegen die Götter, insofern sie der allein des Menschen würdige Weg sei, das Menschengeschlecht und mit ihm Verehrer und Diener der Gottheit zu erhalten. Ja, auch der einzelne Mensch schien ihnen erst dann das Endziel seines natürlichen irdischen Lebens erreicht zu haben, wenn er als Vater und Großvater in seinen Söhnen und Enkeln die Fortbauer und das Wachsthum seines Lebens dem Tode gegenüber gesichert wußte, und eben darum galt es für ein so großes Unglück, unvermählt, ohne Haus, ohne Weib, ohne Kinder zu sterben.

In dem Entwicklungsgang des hellenischen Lebens hängt die Ehe aufs Genaueste mit dem Ackerbau zusammen. Ackerbau und Ehe wurden als die Grundlagen und Bedingungen eines gesitteten Volkslebens betrachtet. Die Gottheiten und

Heroen des Ackerbaues waren zugleich die Begründer und Schützer des ehelichen Lebens, und gleichwie die Gründung des Ackerbaues durch religiöse Feste gefeiert wurde, so auch die Stiftung der Ehe. Demgemäß finden wir auch in dem ältesten Sprachgebrauch den innigen Zusammenhang zwischen Ackerbau und Ehe auf das Ueberraschendste ausgedrückt. Er ist ebenfalls sinnig angedeutet in dem attischen Brauch, nach welchem bei Hochzeiten ein mit Dornen und Eichelzweigen bekränzter Knabe eine Getreideschwinge voll von Broden umhertrug mit den Worten: „entflohen bin ich dem Bösen, habe gefunden das Bessere“ (statt Eicheln — Weizenbrod, statt wildem Zusammenleben — die Ehe). Wenn schon in all Diesem die sittliche Bedeutung der Ehe ausgesprochen war, so geschah dieß noch mit ausdrücklichen Worten, indem sie bezeichnet wurde als die Gemeinschaft des ganzen Lebens. Auch die monogamische Form der Ehe ist bei den Griechen uralt, und verwachsen mit den Anfängen des ackerbauenden Lebens. Schon Erichthonios, des Kekrops Sohn, soll das Gesetz gegeben haben, daß die Frauen als Jungfrauen einem Manne, den sie wollten, verhehelicht werden, und keinem andern, bis zum Tode, zuhalten sollten. Unter den mancherlei Unterscheidungsmerkmalen des Griechen und Barbaren finden wir auch die Monogamie, und der Spruch des Dichters: „eine Ehefrau lieben, nicht zwei nach Barbarenart, das ist hellenische Sitte“ — war der Ausdruck des öffentlichen Volksbewußtseyns. Sichere Beispiele simultaner Bigamie gibt es auch in der ganzen griechischen Geschichte nur zwei: das des spartanischen Königs Anaxandrides und des sicilischen Tyrannen Dionysius.

Wie in der Ritterzeit des christlichen Mittelalters, war auch in dem Heroenalter, diesem hellenischen Ritterthume, die Stellung des weiblichen Geschlechtes am würdigsten und höchsten. Demgemäß finden wir so edel und zart, wie bei Homer, das Verhältniß beider Geschlechter bei keinem Dich-

ter wieder dargestellt. Dem ersten seiner Helden legt er die Worte in den Mund: „Jeder tapfere und verständige Mann liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit.“ Die ganze Odyssee ist ein Lobgesang auf Penelope. Ihrer gedenkt Odysseus mit Sehnsucht in den Zauberpalästen von Göttinnen, und sie bewahrt ihm die Treue ein halbes Menschenleben hindurch, obgleich stets umschwärmt von einer Masse von Freiern. Sie sagt zu dem endlich zurückgekehrten Gemahl: „Die Götter, Odysseus! gaben uns Elend, weil es sie zu groß dünkte, daß wir der Jugend zusammen uns freuend zur Schwelle des Alters gelangen sollten, ohne menschliches Leid gekostet zu haben.“ Und wie herrlich ist das Verhältniß von Hector und Andromache geschildert, wie würdig und zart die Gattin des Alkinoos und deren Tochter Nausikaa gezeichnet? Wie wahr und schön ist bei Homer die Sprache der Liebe?

Die ganze Anschauung der Ehe ruht bei Homer auf religiösem Boden, und alle Gebräuche des bräutlichen und ehelichen Lebens auf ächt patriarchalischer Sitte. Wie wir sagen: die Ehen werden im Himmel geschlossen, so schreibt auch Homer die Abschließung derselben, und alles Glück, das in ihrem Gefolge ist, den Göttern zu; die Wahl der Braut und des Bräutigams war Sache der Aeltern, aber die Schritte derselben — so glaubte man, wurden hiebei von der Gottheit gelenkt. Das neue Paar ist nicht darauf gestellt, nach der Hochzeit sofort einen eigenen Hausstand zu gründen, sondern gesellt sich kindlich dem älterlichen Haus des Bräutigams zu. Den Hochzeitstag tritt sowohl die Braut als der Bräutigam mit einem Bade an; darauf folgen die Hauptfeierlichkeiten: Opfer, Gesang, Musik und Tanz; am Abend führt der Bräutigam seine verschleierte Braut, unter Fackelschein und Hymenäosgesang, in sein väterliches Haus. Die Braut ist schön geschmückt mit Kleibern, die ihre eigene Hand

gefertigt, und andere derselben Art bringt sie dem jungen Gemahl zum Geschenke.

Nach dem Tode des einen Theiles sich von Neuem zu verehelichen, war zwar gestattet, aber gegen die Sitte. So will Penelope keine zweite Ehe eingehen, obwohl Odysseus beim Scheiden es ihr unter gewissen Umständen erlaubt und gerathen — aus Scheu vor dem Ehebette des Gatten und vor dem Gerede des Volkes. Eine ganze Reihe von Heroinnen, Euadne, Marpessa u. A., that aus innerem Drange, was in Indien das Gesetz gebot und erzwang, sie gingen mit den Leichen ihrer Gatten auf den Scheiterhaufen.

Mehrere Frauen theilt Homer nur dem Afiaten Priamos zu. Die hellenischen Männer legen wohl im Kriege gefangene Frauen sich bei, zu Hause aber neben der Ehefrau einer andern beizuwohnen, galt für eine gottverhasste Mißachtung der Gattin. Laertes hatte die Eurykleia in der Jugend um zwanzig Rinder gekauft; er ehrte sie sein Leben lang wie eine Gattin, aber berührte nie ihr Bett.

Der Ehebruch wird bei Homer als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen betrachtet, doch die alte Sitte — den Ehebrecher zu steinigen, wird nur einmal in der Ilias angedeutet.

Dieses sind die Hauptzüge des Gemäldes, welches Herr von Lasaulx vom ehelichen Leben der Heroenzeit entwirft. Darauf macht er geltend, daß auch in der spätern historischen Zeit, und zwar selbst bei dem Volksstamme, der sich am meisten von althellenischer Art und Sitte entfernte, dem Ionischen, jene heldenmüthige Sinnesart der Heroen nachgewirkt hat. „Der heute in Deutschland herrschenden Meinung, es habe in der nachhomerischen Zeit eine plötzliche totale Veränderung der sittlichen Stellung der Frauen stattgefunden (Weber: Charikles; Bernhardt: Grundriß der gr. Lit. I.), widerspricht die erhaltene hellenische Literatur ganz.“ Das schönste Zeugniß für einen würdigen Bestand des ehe-

lichen Lebens gibt die griechische Lyrik. Und den klarsten Beweis dafür, daß bei den Griechen jener Zeit das weibliche Geschlecht nicht nach Sklavenart gehalten und von den edelsten Gütern des Lebens ausgeschlossen wurde, liefert die schöne Reihe berühmter Dichterinnen sowohl unter asiatischen, als europäischen Hellenen.

Von besonderem Interesse ist die genauere Betrachtung des ehelichen Lebens in den Hauptstaaten — Sparta und Athen.

In Sparta übten, wie dieß sich häufig bei kriegerischen Völkern findet, die Weiber eine bedeutende Herrschaft aus über die Männer, und Vieles, was zu Sparta's höchstem Ruhm und schmachlichsten Verfall beitrug, hat in diesem Umstand seinen Grund. Die Lykurgische Gesetzgebung machte die Unterwerfung des Ganzen, die völlige Unterordnung des Individuums unter den Staat auch auf diesem Gebiete geltend, und viele der unnatürlichen und alles zartere Gefühl verletzenden Bestimmungen waren nichts als Consequenzen jenes obersten Grundsatzes der Lykurgischen Gesetzgebung, nach welchem es hinsichtlich der Ehe bloß darauf ankam, daß dem Staate gesunde Kinder in hinreichender Anzahl erzeugt würden. Dahin gehören die Ehrenstrafen gegen diejenigen, welche zu spät oder gar nicht heiratheten; die zeitweilige Ueberlassung einer jungen Frau an einen jungen Mann von Seiten des älteren Vaters u. Daß aber bei Alledem die Ehegesetze streng waren und die Ehe auch, in der guten Zeit, in Sparta würdig und rein gehalten wurde, ist factisch, und wird Niemand, der die spartanischen Verhältnisse genauer kennt, bestreiden.

Schöner und natürlicher war indeß das eheliche Leben in Athen bis zur Zeit des peloponesischen Krieges.

Das attische Recht verordnete, daß nur diejenige Ehe legitim seyn solle, welche zwischen attischen Bürgern und

Bürgerinnen abgeschlossen, und welcher eine förmliche Verlobung unter Vermittlung des nächsten Verwandten (Vaters, Bruders etc.) der Braut vorhergegangen wäre. Gemäß der Forderung legitimer bürgerlichen Abstammung war auch die Verheirathung unter nahen Verwandten gestattet, und nur insofern war die Verwandtschaft ein Ehehinderniß, daß Leute, die eine gemeinsame Mutter hatten, einander nicht heirathen durften.

Die Hochzeit hatte einen durchaus religiösen Charakter, und alle Gebräuche bei derselben waren symbolisch. Sie waren im Ganzen dieselben, wie die in den homerischen Dichtungen erwähnten. Die Brautleute begannen den Hochzeitstag mit einem Bade, um anzudeuten, daß sie rein in den neuen Stand eintreten sollten. Dann wurden verschiedenen Gottheiten Opfer dargebracht. „Zuerst und, wie es scheint, von den Ältern der Brautleute, wurde nach heiliger Satzung dem Himmel und der Erde, als Vater und Mutter alles Lebens, dann dem Zeus und der Hera geopfert, deren göttliche Ehe, in den Tempeln zu Knosos, auf Samos und in Athen alljährig in einem heiligen Drama gefeiert, als das Vorbild jeder menschlichen Ehe galt. Bei dem der Hera dargebrachten Opfer wurde die Galle des Thieres nicht mitgeopfert, sondern neben den Altar geworfen, um anzudeuten, daß keine Bitterkeit die Ehe vergällen möge. Nächst diesen, allen Hellenen gemeinsamen Ehegöttern opferte man, wie es scheint, ebenso allgemein der Liebesgöttin Aphrodite und der besonderen Schutzgottheit des Ortes, die Athener ihrer Burggöttin Athene; die Ältern selbst führten hier die Brautleute in den Tempel, und die Priesterin der Göttin, die heilige Megistren, ging den Neuvermählten entgegen. Auch bestand in Athen noch die schöne Sitte, daß die jungfräulichen Bräute, ehe sie der Aphrodite folgten, zuvor der jungfräulichen Artemis eine Haarlocke opferten.“ Daß bei dieser religiösen Einweihung der Ehe am Altare auch Priester mitwirkten, ist an sich

euchtend, und wird vom Verfasser ziemlich evident gezeigt.

„Die Heimführung am Abend des Hochzeittages fand in Weise statt, daß der Bräutigam und sein Brautführer die Mutter von ihrem väterlichen Heerde nahmen, und auf einem Ochsen, Mäulern oder Pferden bespannten Wagen in Haus des Bräutigams führten. Alle waren festlich gekleidet, die Brautleute in bunten Kleidern und Kränze trug. Die Braut, als züchtige Jungfrau tief verschleiert, auf dem Wagen in Mitte ihres Bräutigams und Brautvaters, seines liebsten Verwandten oder Freundes. Dem vorgezogen gingen Fackelträger, Flötenspieler und Hymensänger; die eigentliche Hochzeitsfackel, ein Sinnbild der ewigen Lebensflamme, die durch Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht sich brennend erhält, wurde von der Mutter der Braut an dem väterlichen Heerd angezündet. Nach ihrer Ankunft im Hause wurde die neue Herrin zum Heerde gesetzt, von wo, als dem ihrigen, sie fortan walten sollte; hierauf wurde allerlei Raschwerk über sie ausgeschüttet, zum guten Willen, daß Glück und Segen von ihr auf das Haus herabfiele. Bei dem darauffolgenden Hochzeitmahle aßen die Brautleute zusammen einen mit Sesamkörnern, dem Symbole der Fruchtbarkeit, bestreuten Honigkuchen; später, im Brautgemach, nach alter Sitte einen Quittenapfel, der nichts anderes, als ein Bild des Liebesapfels aus dem Garten der Probitate ist. Vor dem verschlossenen Thalamos wachte als Hüter ein Freund des Bräutigams, und ein Chor von Junglingen und Jungfrauen sang das Epithalamium.“ Außerdem gab es noch mancherlei, in verschiedenen Staaten verschiedene, Hochzeitsgebräuche, welche die sinnliche und sittliche Gemeinschaft des Lebens andeuten sollten.

Wiederverheirathung nach dem Tode des einen Gatten war in Athen durch kein Gesetz verboten und auch allmählich herrschende Sitte geworden; indeß galt es noch fort

Die Hochzeit hatte einen durchaus religiösen und alle Gebräuche bei derselben waren symbolisiren im Ganzen dieselben, wie die in den Homerischen Erwähnungen. Die Brautleute begannen den mit einem Bade, um anzudeuten, daß sie rein in Stand eintreten sollten. Dann wurden verschiedenen Opfer dargebracht. „Zuerst und, wie es schelktern der Brautleute, wurde nach heiliger Himmel und der Erde, als Vater und Mutter a dann dem Zeus und der Hera geopfert, deren g in den Tempeln zu Knosos, auf Samos und in jährlich in einem heiligen Drama gefeiert, als jeder menschlichen Ehe galt. Bei dem der Hera ten Opfer wurde die Galle des Thieres nicht sondern neben den Altar geworfen, um anzudeuten keine Bitterkeit die Ehe vergällen möge. Nächst Hellenen gemeinsamen Ehegöttern opferte man, w ebenso allgemein der Liebesgöttin Aphrodite und deren Schutzgöttheit des Ortes, die Athener ihrer Athene; die Aeltern selbst führten hier die Braut

leuchtend, und wird vom Verfasser ziemlich evident gemacht.

„Die Heimführung am Abend des Hochzeitstages fand in der Weise statt, daß der Bräutigam und sein Brautführer die Braut von ihrem väterlichen Heerde nahmen, und auf einem mit Ochsen, Mäulern oder Pferden bespannten Wagen in das Haus des Bräutigams führten. Alle waren festlich gekleidet, die Brautleute in bunten Kleidern und Kränze tragend. Die Braut, als züchtige Jungfrau tief verschleiert, saß auf dem Wagen in Mitte ihres Bräutigams und Brautführers, seines liebsten Verwandten oder Freundes. Dem Zuge voran gingen Fackelträger, Flötenspieler und Hymenossänger; die eigentliche Hochzeitfackel, ein Sinnbild der ewigen Lebensflamme, die durch Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht sich brennend erhält, wurde von der Mutter der Braut an dem väterlichen Heerd angezündet. Nach ihrer Ankunft im Hause wurde die neue Herrin zum Heerde geführt, von wo, als dem ihrigen, sie fortan walten sollte; hierauf wurde allerlei Naschwerk über sie ausgeschüttet, zum guten Willen, daß Glück und Segen von ihr auf das Haus herabflüsse. Bei dem darauffolgenden Hochzeitsmahle aßen die Brautleute zusammen einen mit Sesamkörnern, dem Symbole der Fruchtbarkeit, bestreuten Honigkuchen; später, im Ausgemach, nach alter Sitte einen Quittenapfel, der nichts anderes, als ein Bild des Liebesapfels aus dem Garten der Proditie ist. Vor dem verschlossenen Thalamos wachte als Hüter ein Freund des Bräutigams, und ein Chor von Junglingen und Jungfrauen sang das Epithalamium.“ Außerdem gab es noch mancherlei, in verschiedenen Staaten verschiedene, Hochzeitsgebräuche, welche die sinnliche und sittliche Gemeinschaft des Lebens andeuten sollten.

Wiederverheirathung nach dem Tode des einen Gatten war in Athen durch kein Gesetz verboten und auch allmählich die herrschende Sitte geworden; indeß galt es noch fort-

Stadt selbst zu kommen. Aspasia wurde die Patronin aller Hetären, und überfüllte mit ihnen die griechischen Städte.

Wie für die früheren Perioden den Homer, Hesiod und die Lyriker, so hat für die Blüthezeit Athens der Verfasser die Tragiker mit Umsicht benützt, um zu zeigen, wie die gefestigten Bildner und Verkünder des Volksbewußtseyns über eheliches Leben dachten, und über die gegenseitigen Beziehungen und Verpflichtungen der Ehegatten, der Aeltern und Kinder sich aussprechen. Zum Schluß führt er die vorzüglichsten griechischen Philosophen der Reihe nach vor, zum Beweise, daß auch die Denker von Hellas, der überwiegenden Mehrzahl nach, die hohe Bedeutung und Nothwendigkeit des ehelichen Lebens anerkannten, und die Reinhaltung desselben als die Grundbedingung eines wahrhaft menschlichen Lebens betrachteten, und daß im Widerspruch mit diesen nur einige Wenigen aus Egoismus und Hang zu einem rein theoretischen Leben die Ehelosigkeit für ihre Person vorzogen und auch Andern anempfohlen.

Wir können unser Referat nicht anders schließen, als mit der Versicherung der Hochachtung, mit welcher der Verfasser der besprochenen Abhandlung uns von Neuem gegen sich erfüllt hat. In der Hauptsache vollkommen mit ihm übereinstimmend, unterlassen wir es, an Einzelheiten, wo wir anderer Ansicht sind, zu mädeln. Nur Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Es scheint uns nämlich, als habe der Verfasser sich einer Einseitigkeit schuldig gemacht, indem sein Eifer, die Würde und Werthschätzung der Ehe bei den Griechen hervorzuheben, ihn übersehen ließ, daß in Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter neben der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Ehe aus sittlichen und politischen Gründen und neben der Hochachtung vor einem wohlgeordneten, keuschen Familienleben, gegenüber dem juchtlosen Zustand eines barbarischen Naturlebens oder sittlicher Verkommenheit in dem griechischen Bewußtseyn auch noch

vollste Weib, aber eine Hetäre, die Milesierin Aspasia, zu heirathen; als Praxiteles es offen wagte, die Liebesgöttin Aphrodite nicht mehr als Göttin, sondern als reizende Hetäre nach den Formen seiner eigenen, der Kratine, abzubilden, und in zwei bewundernswürdigen Statuen den Triumph einer lachenden Hetäre über eine weinende Hausfrau, ein Bild nicht nur seines eigenen, sondern des ganzen damaligen Sittenzustandes, darzustellen; als Phryne ihr eigenes vergoldetes Standbild im Tempel zu Delphi aufstellen durfte, ein Tropäon der hellenischen Wollust, nach dem Ausdruck des Krates; als Demosthenes in einer gerichtlichen Rede, der Wahrheit des täglichen Lebens entsprechend, sagen mußte: „die Hetären haben wir um der Lust willen, die Rebweiber um der täglichen Pflege wegen, die Ehefrauen, um ächte Kinder zu erzeugen und zur treuen Hut des Hauses“, und als ehrlose Männer selbst nicht selten die Kuppler ihrer eigenen Weiber machten, um dann die Buhlen als Ehebrecher festzunehmen und Geld von ihnen zu erpressen: da war es mit der hellenischen Ehe, aber freilich auch mit der Kraft und Gesundheit des politischen Lebens zu Ende, auch ohne die makedonischen und römischen Waffen. Denn wo immer inmitten der Civilisation zurückgegriffen wird auf die Gesetzlosigkeit des Naturzustandes, da ist das Leben heillos zerrüttet und geht seinem Untergange unrettbar entgegen.“

Interessant ist es übrigens, von einem späteren Griechen zu vernehmen, wie der sittliche Verfall in Griechenland Schritt vor Schritt mit dem immer unverschämter werdenden Hetärenwesen vor sich ging. Die Hetären kamen aus Asien nach dem europäischen Griechenland, sie gaben sich zuerst vor den Stadthoren mit verhülltem Gesichte preis; später legten sie die Scham mit dem Schleier ab, blieben aber doch noch außerhalb der Städte, da ihnen die Gesetze den Aufenthalt in den Städten nicht gestatteten; zuletzt aber, mit der wachsenden Sittenverderbnis, wagten sie es auch, in die

XLVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Kaiser Napoleon III.

Ob Louis Napoleon Frankreich seinem Ehrgeize, oder seinen Ehrgeiz Frankreich, der Sache Gottes und des Rechts aufopfern werde? — man konnte darüber am Anfange dieses Jahres allenfalls noch im Zweifel stehen. Jetzt ist die Frage entschieden. Der Prinz hat definitiv aufgehört, zwischen dem Rechte und der Revolution mitten inne zu stehen, und bewiesen, daß das Recht der Revolution stets sein Legitimitäts-Princip war; er wird in kurzen Wochen selbst verkörperte Revolution seyn, und sagt ganz richtig in der Botschaft vom 4. November an seinen Senat: daß die Wiederherstellung des Kaiserthums die „Errungenschaften von 1789 nochmals heilige.“ Die Revolution ist, wenn er Recht behält, in ihrer Fixation durch Napoleon I., legitim geworden und die „Basis des öffentlichen Rechts der Franzosen“; in ihm wieder concentrirt, vererbt sie sich in der Familie. Darum vermag er nicht nur das napoleonische Kaiserthum für das einzig rechtmäßige und wahrhaft nationale Gouvernement — in dem „die

Nation sich nur selbst kröne“, wie die Botschaft versichert — sondern auch alle Gewalthaber seit dem Sturz des Königs für bloße Usurpatoren zu erklären, wie er nun bei jeder Gelegenheit thut. Die alte Legitimität ist ein Eingriff in das kaiserliche Erbrecht der Revolution, welches wieder hergestellt zu sehen, den „gerechten Stolz“ des französischen Volkes befriedigt, von dessen Demüthigung im Jahre 1815 endlos aufstachelnde Rede ist. Nur verbittet man sich jede Wandelung des Erbgutes, namentlich Vermehrung durch gebührende Zinsen; denn das neue Kaiserthum „schließt die Revolutionszeiten“; es ist, wie der Senats-Berichtersteller sagt, selbst nichts Anderes, als — „die Ordnung in der Revolution und die Regel in der Demokratie.“ Die Revolution soll fortan Eisengut in Frankreich seyn. Man desavouirt daher die unverbesserlichen Revolutionäre, die stabilitätsfeindlichen Fortschrittsmänner, die sich das: „Bis hieher und nicht weiter!“ nicht wollen gesagt seyn lassen; aber sie haben doch Grund, am lautesten in den Kaiserjubiläum einzufallen. Ihnen sind die „geheiligten“ Ahnen mit dem Kaiser gemein; ihr Streit mit ihm ist bloß genealogischer Natur; es fragt sich nur, sind die Rothen legitim, oder Napoleon III.?

Die „neue Ära der Cäsaren“, die zehnjährige Diktatur als nächste Frucht des 2. Dezember, konnte man in der übrigen, nicht auf 1789 gebauten Welt als illegitimes Provisorium zur Sicherung der Interessen des Landes, des Friedens und der Ordnung in den europäischen Geschicken dankbar hinnehmen. Jetzt aber ist die ganze Stellung von Grund aus verändert. Denn jenes Kaiserthum kann und will nicht Mittel zum Zweck, es muß sich Selbstzweck mit allen Mitteln seyn. Von jenem illegitimen Provisorium hätte einst die Geschichte unfehlbar schreiben müssen: Louis Napoleon habe der ganzen civilen Ordnung unberechenbare Dienste geleistet. Jetzt aber wird sie erzählen: wie der Mann, den man für

einen bornirten Phantasten ausschrie, noch damals, als schon die französische Republik ihn zu ihrem Oberhaupte wählte, wie er mit staunenswerther Schlaubeit und Bagehalsigkeit fünfunddreißig Millionen Menschen zum Ziele seines Ehrgeizes herandresfirte, und in ein paar Jahren zur scheinbaren Unvermeidlichkeit gemacht, was noch wie das Nonplusultra der Lächerlichkeit ihm anhing, als er im bescheidenen schwarzen Frack vor den Schranken der Nationalversammlung den Deputirten-Eid schwor, und sofort in demüthiger Stille seinen unbeachteten Sitz einnahm, um — Kaiser zu werden. Louis Napoleon hat seitdem an sich unschätzbar Nützliches geleistet. Und warum sollte man nicht beklagen, daß er seinen Thaten den Glanz der Erhabenheit genommen, und den Schatten der Selbstsucht auf sie geworfen? Oder was hat ihn sonst gedrängt? Etwa wirklich zwingende Umstände? Für unfangene Augen sind allenthalben nur selbstgemachte zu sehen!

Als vor einigen Tagen plötzlich das Gerücht auftauchte, eine rothe Kugel habe dem Daseyn Louis Napoleons ein Ende gemacht, sah man manches Gesicht erblaffen. Aber der Schrecken galt dem Manne, nicht dem Kaiser-Candidaten. Der Mann gab Garantien für die Ruhe Europa's; der Kaiser kennt selber keine Ruhe, denn er steht auf dem Unrecht. Uns thut herzlich leid um den Mann, der an den Kaiser verloren geht. Wenn er sich nicht schon lange in das kaiserliche Revolutionsrecht hineingedacht hätte, wie qualvoll müßte er selbst die Veränderung fühlen! Kann sich der Erbkaiser aus der Dynastie 1789 gehoben wissen, wie der „Retter der Gesellschaft“? Und doch! wird man von jenem weniger, als von diesem verlangen und erwarten, mehr als irdische Macht geben kann? Wird der Erbkaiser sicherer seyn vor mörderischen Attentaten der unerbittlichen Feinde aller Stabilität, als der zeitweilige Diktator? Wird der moderne Despot im Kampfe gegen die Verderber und das wüste Treiben der Bar-

zien unter Jubelstürmen vorgehen, wie bisher der opfersähige Bertheidiger der Landesinteressen? Er thut ja jetzt in Aller Augen, zunächst wenigstens, für sich, was immer er thut, und mag dabei rufen, so laut er kann: „Alles für Land und Volk.“ Der moderne Despot! — Anderes wird der neue Napoleon-Kaiser nicht seyn können! Das ganze Kaiserthum ist wesentlich nur der zahn-revolutionäre Gedanke in höchster Potenz, der innersten Natur nach in Despotismus umgeschlagen, in stetem Hader mit den wild-revolutionären Brüdern, die eben auch ihr Theil verlangen, und zwar, dem napoleonischen Kaiserrechte analog, nicht ohne gegründeten Anspruch.

Und in der That muß bald die Gerechtigkeit ihrer Klagen über schmachliche Beeinträchtigung einleuchtend werden. Noch in diesem Monate soll abermals das „Volk“ gefragt werden, und zwar diesmal schließlich: Ob es Kaiser Napoleon III. wolle oder nicht? Es ist wahrhaftig nicht abzusehen, was das „Volk“ in seinem ängstlichen Taumel Anderes wollen könnte, als Napoleon III.; an dem Fragenden selbst wäre es gewesen und in seiner Macht, die Verwirrung aller Rechtsbegriffe bei jenem wandelbaren Volke zu heilen, anstatt sie auf die Spitze zu treiben. Aber, wie zum Hohne Allem, was „Volk“ heißt, müssen die Franzosen nun noch auf Commando vor aller Welt öffentlich Probe ihrer Verführung ablegen, damit man sie zählen kann, Haupt für Haupt, die ihr Beherrscher gelehrt hat, aus freier Hand zu vergeben, was einem Andern gehört. Und noch mehr, selbst die Möglichkeit thätiger Reue und besonnenen Widerrufs soll diesem „Volke“ abgesperrt werden! Auf die Volkssouveraineté wird der neue Kaiserthron sich gründen, er wird nur bestehen durch specielle Bewilligung des „Volks“. Er soll aber vererbt werden, und das constituirende allgemeine Stimmrecht dahin seyn für ewige Zeiten, sobald die Erbmonarchie aufgerichtet ist. Für ewige Zeiten! Denn selbst auf den Fall des Aussterbens der Napoleoniden wacht jenes allgemeine

Stimmrecht, diese „geheiligte“ Befugniß, nur so weit wieder auf, als das „Volk“ dann den Kaiser bestätigen darf, oder auch nicht, welchen „der Senat ernennt.“ Nur Ludwig Napoleon sollte noch unmittelbar mit der vollen aktiven Volkssouverainetät paktiren, und diese in möglichste Passivität übergehen, sobald sie nicht nur für ihn und seine Erben ein göttliches Recht, nach dem großen staatsrechtlichen Prinzip: vox populi, vox dei, begründet hat, sondern auch noch ein ewiges Mandat für die wohlbezahlte Beamtenschaft eines senatorischen Quasi-Kurfürstencollegiums.

Es ist eine eigene Fügung, daß der constituirende Wahnsinn der „nochmals geheiligten Errungenschaften von 1789“ im ersten Augenblicke schon sich so fulminat manifestirt. Das „Volk“ wird nicht nur abstimmen über: Napoleon III. oder nicht? es wird ihm zugleich zur Unterschrift das Todesurtheil über jenes „Recht“ vorgelegt, welches derselbe Mann in demselben Augenblick für ewige Zeiten cassirt, wo er es als das „heiligste“ aller Franzosen und jedes Einzelnen proclamirt und proclamiren muß, weil er darauf, und darauf allein, seine Kaisermwürde gründet. Schon nach zwanzig Jahren — wenn die Dynastie 1789 überhaupt so lange dauert! — wird ein Geschlecht von Franzosen leben, deren ungeheure Mehrheit Napoleon III. und seinen Nachfolgern ihre Stimme nicht gegeben, und ohne Zweifel (sie müßten denn andere Franzosen seyn, als die bisherigen!) nicht geben wissen wollte. Wer hat ihren Vorfahren die Befugniß übertragen, nicht etwa nur das Stimmrecht dieser Nachkömmlinge zu verrathen und zu verkaufen, sondern überhaupt allen Generationen der Kinder und Enkel die freie Practicirung ihres „heiligsten“ Rechtes todzuschlagen? Wer kann den guten Leuten verargen, wenn sie dann verlangen, daß man „die Errungenschaften von 1789 nochmals heilige?“

Und auch die überraschende Regelung der Erbfolge in der neuen Dynastie 1789! Damit ja die revolutionäre Bill-

für nirgends latent sei, und der Gedanke an das „göttliche Recht“ bis auf den letzten Funken erlosche, stellt sich Louis Napoleon selbst als eine Art französischer Providence hin, zerreißt die Fundamentalsätze der dynastischen Erbfolge in der ganzen Christenheit, und behält sich freie Wahl unter seinen Bettern vor, um an einen aus ihnen durch Adoption Frankreich zu vermachen. Nur ab intestato ginge, wie es scheint, das Erbstück an den eventuellen Rothherben über, an den Sohn des alten Westphalen, prince-montagnard oder „rother Prinz“ genannt. Ohne Zweifel besteht die Sache vom Rechte freier Adoption gerade zur Abhüt gegen diesen bedenklichen Cäsar. Wenn freilich sonst, etwa im tiefen Mittelalter, neue Dynastengeschlechter auf verödete Throne stiegen, pflegte es in ihrem Innern nicht demalßo auszusehen, zu geschweigen, daß das bloße Wort: kaiserliche „Adoption“ an eine Periode in der Geschichte des römischen Reiches erinnert, über welche Herr Romieu Bescheid wissen muß, sonst Verfasser des „Cäsarismus“ und des „rothen Gespensts“, heutzutage kaiserlicher General-Theater-Intendant.

Ueberhaupt: wenn man ein selbstredendes Symbol für die Geschichte Frankreichs von dem Anfange der Südreise Louis Napoleons, deren Vorspiel die Präsidentenfahrt an den Rhein gebildet, bis jetzt suchen will, so möchte in der That ein Theater-Regent und zugleich gründlicher Kenner des Bas-Empire das tauglichste seyn. Der unübertreffliche Luxus, den Frankreich jetzt fast ohne Aufhören in einem Strome von Verschwendung und Vergnügungssucht von Staatswegen entfaltet, läßt die Analogie des alten Panem et Circenses kaum einen Augenblick vergessen, obwohl, noch zu allem Glück! die öffentliche Macht dort vielmehr bietet, als das Volk forderte. Die verzweifelte Bemühungen der „Kreuzzeitung“, den ungeheuern Erfolg jener wohl vorbereiteten Südreise zu verkleinern, erregten mit Recht mitleidiges Lächeln. Der Kaiser-Jubel war allerdings „wahnfinnig“, wie

die Regierungs-Depeschen sich ausdrückten. Und gerade so gehörte es eben zum Ganzen! Man kann nicht oft genug sagen: wie die Revolution von 1789 keine wirksamere Eroberung hinterlassen, als daß der jedesmalige Beherrscher Frankreichs, und wenn es ein Proudhon wäre, sobald er anders die Maschinerie in Ordnung zu halten weiß, nur eines Fußtritts auf den ein unabsehbliches Netz von Drähten über das ganze Land beherrschenden Drücker in seinem Kabinette bedarf, um 600,000 Bediente, d. i. ad nutum absehbare Beamten, zu beliebigem Zwecke auf die Beine zu stellen, überhaupt alle Personen mit öffentlicher Stellung vom hohen, eventuell kurfürstenmäßigen Senat, der mit enormen Besoldungen das Gegengewicht zur Machtvollkommenheit des Alleinherrschers bildet, herab bis zum letzten Flurschützen. Sie haben jüngst in Sachen des Kaiser-Enthusiasmus die anbefohlene Rolle trefflich durchgeführt, wie sonst in andern Sachen, je nach Vorschrift der in Paris gerade siegreichen Partei. Zum Schlusse der erschöpfenden Regsamkeit an dem großen Gliederpuppen-Leibe des politischen Frankreichs hat noch die Bühne im engeren Sinne, das Bretter-Theater, die Schellen geschüttelt und die jüdische Rachel, eine grüne Palme im Gürtel des weißen Kleides, dem Kaiser-Candidaten Vive l'Empereur vorgesungen, von derselben Stelle, wo sie vier Jahre früher vor dem Publikum das rothe Banner mit der Marseillaise adorirte. Auf den Prolog-Gesang der Jüdin folgte das Drama: „Man soll nichts beschwören“ — in der That die Moral vom Ganzen.

Wenn aber jene große und nachträglich durch alle Herren der Lage sorgsam „geheiligte“ Eroberung von 1789 nur noch einen Funken von Freiheit und Selbstbestimmung im „Volke“ zurückgelassen hat, so muß man sagen, daß das „Volk“ diesmal solchen letzten Funken den Regisseurs in Freude und Jubel zur Disposition gestellt hat. Und das ist ganz einfach zugegangen. In Wahrheit hat seit Menschengedenken

Regierung in Frankreich das Geschrei der Massen ver-
 t; mitregieren wollten sie! so meinten alle, bis Louis
 :on den richtigen Sinn ihrer Unruhe aufdeckte. Er ver-
 ihnen, was ein Land allein erwarten kann, wo alle
 indigen Organismen des Volkslebens pulverisirt sind,
 le Einzelinteressen durch den Mechanismus der politi-
 centralisation in unmittelbarem Rapport mit der Regie-
 zehen, das, nach Broudhons wahren Worten, mehr als
 ndere Land in Europa, mit zahllosen, widerstreitenden
 ften, endlos zerstückeltem Eigenthum, bedürftiger Bevöl-
 von einem Tag auf den andern lebt, immer Arbeit
 and sich der Arbeit kaum auf einen Augenblick zur Ber-
 ung der öffentlichen Freiheit entziehen dürfte. Das
 oll hat die Ströme eigenen Blutes vergessen, welche
 :inzige Erinnerung aus der Geschichte des Vaterlandes
 t: das furchtbare Kaiserreich schwebt ihm nur als eisern
 ide und fürsorgende Gewalt vor. Die Arbeiter-Armeen
 überall am lautesten dem Kaiser-Candidaten zugejubelt,
 s besteht kein Zweifel, daß er in den zumelst social-
 ratisch gefärbten Provinzen die begeistertste Aufnahme
 en. Das Kriegsvolk der rothen Feldherren ist in hel-
 laufen übergegangen zu dem l'empereur du peuple.
 iese Massen stützt sich die neue Regierung; daß die Bour-
 in Angst um den Geldsack sich auch dem Teufel ver-
 en, ist bekannt, und man kümmert sich nicht um ihren
 igen orleanistischen Liberalismus.

Die Hoffnungen der Massen sind aber auf den neuen
 : fieberhaft gespannt. Die materiellen Interessen hat er
 eher mit Fleiß in den Vordergrund geschoben, wie seinen
 lichen Rechtstitel, was fruchtbaren Boden finden mußte;
 unsucht hat Alle entflammt, Alles speculirt auf Kosten
 Kaisers, auch abgesehen von jenen glerigen Schaaren
 Staatspeculanten mit mehr oder minder bekannten Na-
 die gekrümmten Rücken ihn schon dicht gedrängt um-

sehen, wie einst den mit dem Raube eines Welttheils beladenen Onkel, die hohle Hand ausstreckend nach dem Lohne ihrer jungen Ergebenheit, lechzend nach Dotation und Standeserhöhung, Titel und Orden, Gold und Bestallung, Gold und Kleinodien. Für die Massen ist er zu Außerordentlichem verpflichtet; das weiß er und überzieht vorerst ganz Frankreich mit Staatsarbeiten in einem Maße, das unwillkürlich an die entseßlichen „National-Werkstätten“ erinnert. Denn auf die Form kommt wenig an, wenn der Staat einmal Arbeitgeber seyn muß. Der nächste Erfolg aber ist steigende Zerreißung der Individualität, und damit Begräbnung des einzigen Hindernisses vor dem Einzuge des Socialismus. Dessen Wesen ist ja nichts Anderes, als Vernichtung der Individualität, ist freilich, Dank der französischen Centralisation! in dem unglücklichen Lande schon dahin vorgeschritten ist, daß man ein in schreckhaften Außenseite entkleidetes, in die glatte Form wohl durchdachter und energisch durchgeführter Regierungsmaßregeln eingehülltes Social-System für „überaus populär“ erklären kann. Broudhon's Ansicht von dem nothgedrungenen Charakter des neuen Kaiserreichs steht wahrlich wie ein drohendes Gespenst vor den Tuilleries. Schon taugen ja socialdemokratische Zeitungsschreiber zur Leitung begünstigter Blätter und können andere ihr System und die Regierungssache zugleich vertreten!

Die eigentliche Aufgabe Louis Napoleons beginnt erst mit Napoleon III. Wie gesagt, uns thut an dem Kaiser leid um den Mann. Auf das arme geängstigte „Volk“ aber soll man den Stein nicht werfen, weil es vertrauend auf seinen Wünschen nachkam. Der Mann wäre nie gezwungen gewesen, mit dem Dämon des Materialismus in Bund zu treten. Schutz für die wahre Freiheit und Selbstständigkeit der materiellen Interessen, mit Einem Worte: das Rettungswerk der Decentralisirung, hätte sie genug befördert. Nur eine solche Entsagung, das einzige Heil Frankreichs, steht vor

als je. Es ist nur die Stadt Paris, die diesmal nicht
 Ton angegeben, sondern mit ihrem Kaiserjubiläum verdrück-
 plattennach geklärt. Die General-Handhabe der großen
 Gruppe im kaiserlichen Kabinett dagegen ist nie unent-
 weder gewesen und wird es bleiben. Nicht so also hat
 Napoleon die materiellen Interessen „befördert“, wie
 religiösen? für die er Alles gethan, indem er bloß der
 ihre Freiheit und Selbstständigkeit gewährte. Und
 verhäte jede andere Beförderung aus der Fülle willkür-
 genommener Omnipotenz! Darum verehrte Frankreich
 den Mann, und als er kam, Kaiser zu werden, da
 die geistlichen Bürger im Staate: „Wir würden nie
 Kaiserthum begehrt haben, aber wir haben nichts dagegen,
 es komme; so lange die Kirche frei bleibt, haben wir
 zu wünschen.“ Der Prinz hat bislang durch die That
 sehen, was er bei der Grundsteinlegung zur Kathedrale
 Marseille erklärte: „Meine Regierung ist eine der wenig-
 (un des seuls), welche die Religion um ihrer selbst willen
 nicht gehalten, nicht als politisches Werkzeug, nicht um
 Partei zu gefallen“. Das wäre gerade auch das rechte
 für die „Förderung“ der materiellen Interessen gewesen!

Die Rührung ist natürlich, mit der die Bischöfe, noch
 immer aus der voltairianischen Regierungszeit Louis Phi-
 lip, dem Prinzen dankten, ihn in ihre Tempel führten, um
 ihn zu beten, und Gott seine Sache anheim zu stellen,
 deren Rechtsstandpunkt zu stimmen, nicht ihres Amtes
 Sie haben auch an dem Bürgerkönig und an der Schmach-
 t von 1848 keine Schuld getragen. Auf deutschem
 ist es Kinderspiel, unter Berunglimpfungen, wie sie
 nlich die „Kreuzzeitung“ sich erlaubt, den Bischöfen
 reichs offene Opposition gegen den Kaiser-Candidaten
 lassen. Wenn jene Blätter die zauberische Gewalt nicht
 fen können, die auch den treuesten Legitimisten bloß ge-
 in dem allgemeinen Strom nicht unterzugehen, so sollte

ſie doch wenigſtens zur Beſcheidenheit mahnen, was ſelbſt die „Allgemeine Zeitung“ zugeſteht: daß nämlich die proteſtantiſchen Conſiſtorien den katholiſchen Klerus an Ergebenheit und Bezeugungen noch zu übertreffen ſuchten, obwohl es eine bekannte Sache ſei, daß die franzöſiſchen Reformirten ſaſt durch aus zu den entſchiedenſten — Demokraten zählten. Ueberhaupt ſcheinen die eiſernen Klammern am Munde der franzöſiſchen Preſſe auch noch die letzten Schranken politiſcher Scham gebrochen zu haben.

In ganz Europa quält man ſich nun mit den Fragen: wird das Ausland ſich zu Napoleon III., wie Napoleon I. ſich zum Auslande verhalten? Größtentheils überflüſſige Mühe. Die Großmächte, als Vertreter des Auslandes, werden es „anerkennen“, zwar nicht das Recht, wohl aber die Thatſache, nicht das Prinzip der Volkſouverainetät, wohl aber ſeinen fortbauernenden Triumph über das Prinzip der Legitimität, an dem allein ſie ſelber fußen. Was haben ſie nicht ſchon anerkannt in Portugal, in Spanien, in Schweden, in der Schweiz, in Frankreich ſelbſt! Oder hatte etwa jenes von Zerränkeſüchtigen Kammerſchwägern gegründete Bourgeois-Königthum mehr Recht, als ein von 7 bis 8 Millionen Franzoſen decretirtes Kaiſerthum? Heinrich V. mag proteſtiren, wie bisher, und das Schickſal der franzöſiſchen Legitimiften ein warnendes Exempel für die Thorheit treuen Rechtsgefühls werden! — Wie wird aber Napoleon III. ſich zum Auslande ſtellen? Man ſtudirt mit ängſtlicher Sorgfalt jede ſeiner Reden. Die an den Handelsſtand zu Bordeaux, mit dem bereits berühmten „l'empire c'est la paix,“ hat ziemlich abgeſprochen, wenn auch „nicht ganz beruhigt“; war ſie nicht ohne Dornen, ſo will man in der Botſchaft an den Senat noch deutlichere Spuren „von der neuen Ära des Maßes und der Genugthuung“ finden. Napoleon weiß ſeine oratoriſchen Ingredienzen kunſtreich zu miſchen, und je nach Bedürfniß des Moments Eines oder das Andere, Friede oder

g, vorschlagen zu lassen. An dem Decret gupfen dann die Politiker herum, wie im Gänseblümchen-Spiel. In Regel bleibt ihnen zuletzt der Krieg zwischen den Für-; aber auch da haben sie noch friedlichen Trost für Schland's großherzige und tapfere Nation! Nicht gegen Rhein werde der Sturm losbrechen, sondern über Eng-; zur Strafe seiner alten tyrannischen Tünden und Pal-; an'scher Insolenzen, natürlich zugleich im Interesse des blichen Parteigeistes", qua Ultramontanismus contra spantismus; und nicht der deutsche Rhein werde die bezahlen, sondern Piemont, die Schweiz, Belgien.

Einfacher wäre die Frage: kann Napoleon III. selbst, was er noch wird wollen müssen? Er, der Ruhe Wohlstand, Ruhm und Größe, Alles in gleichem Un-; Versprochen, der alle begierig gemacht, und am Ende der Eintörmigkeit seines Regiments nur Alle langweilt — diesen langweilt! Dazu hat es der Onkel nicht kommen n, den er Schritt für Schritt nachahmt. Die Zeiten und lände des Onkels aber waren weit andere; bei ihm war Ende vom Anfang gar nicht so augenscheinlich der An- vom Ende.

II.

Die neueste Schrift des Grafen von Monta-
lembert.

Trotz des ziemlich allgemein gehaltenen Titels: Des in-
s catholiques au XIX. siècle, sah Jedermann mit außer-
Spannung in dem angekündigten Buche Aufschlüssen über
Richt des edeln Grafen von den gegenwärtigen politi-

schen Zuständen Frankreichs entgegen. Man hat sich nicht
 getäuscht; und das muß aus zwei Gründen höchst willkom-
 men seyn. Für's Erste hat die Krone französischer Freiheit
 dafür gesorgt, daß Männer von Autorität nicht leicht
 Stimme laut werden lassen, wie denn auch der edle Graf
 nicht ein Recht freier Meinungsäußerung anspricht, sondern
 bloß dieselbe außerordentliche Rücksicht, welche Herrn Broglie
 gestattet hat, im 2. December den Triumph der socialen Re-
 volution und den Anfang vom Reich des Antichristus nachzu-
 weisen. Für das Zweite war Herr von Montalembert
 kanntlich mit dem Staatsstreich und seinen nächsten Folgen
 einverstanden, und man kann annehmen, daß er genau ab-
 wogen habe, was zur Rettung der französischen Gesellschaft
 unumgänglich nothwendig, was selbstgemachtes Bedürf-
 niß sei. Die Schrift ist vom 17. September datirt, wo die Re-
 derherstellung des Kaiserthums bereits lebhaftig vor An-
 stand; doch ist von Napoleon III. mit keiner Sylbe die Rede.
 Für charakteristisch aber mag der tiefe Abscheu vor dem „
 gemeinen Stimmrecht“ angesehen werden, welchen der
 Graf mit größter Lebhaftigkeit an den Tag legt. Nach ihm
 hat die Civilisation offenbar dem Despotismus überhaupt
 gar glattes und schmeichelndes Kleid angezogen; die größte
 Gefahr aber, welche der Freiheit im Schooß der modernen
 Gesellschaft droht, ist jenes suffrage universel, das nie ein
 wahrer und aufrichtiger Freund der Freiheit begehrt; es
 den Republikanern, im Einklang mit einigen monarchistischen
 Narren, erfunden, habe die Erfindung auch gleich die Ur-
 sache der todtgeschlagen. Er rühmt zwar die unerwarteten Dienste
 welche es jüngst zur Zeit der größten Noth der Sache
 Ordnung geleistet, scheint aber auf die Wiederholung eines
 solchen glücklichen Zufalls nicht zu rechnen, wenn er schon
 erklärt: „Jenes allgemeine Stimmrecht ist ein Mechanismus
 durch den der große Haufe, für einen Tag Herr und
 Herrscher, sich auf Jahrhunderte zum Sklaven macht.“

n, und alle Andern nicht weniger als sich. Es
in Meer, in dem alle Combinationen und Regeln der
Politik untergehen müssen, auf dem aber der Trug,
Vorurtheil, die Nichtswisserei ihre Kraft verhundertfält-
können.“

Außerhalb Frankreichs kann man dieß für eine Prophe-
zie über die auf den 21. November bevorstehende Application
allgemeinen Stimmrechtes“ zur Kaiserwahl ansehen, und
um so mehr, als das ganze Buch in allem Ernste dem
gewidmet ist, daß verfassungsmäßige Garantie in der
konstituirten Monarchie den Vorzug vor dem — Absolutis-
mus verdienten. Der edle Graf ist nicht der Mann zu ei-
nem Windmühlentampfe; der leidenschaftliche Despotismus, den er
kämpft, muß in nächster Nähe drohen, und zwar nicht bloß
vorübergehender Despotismus. Frankreich ist münd-
ig. Der Herr Graf versagt aber der Heilsamkeit solcher Strafe
in Land, das nie sich zu mäßigen verstanden und das freie
wie alles Andere und mehr als alles Andere mißbrauchte,
Anerkennung nicht, wenn sie nur eine bestimmte Zeit
dauern soll. Er hat an einer temporären Suspension
sonst genossenen und arg mißhandelten Rechte und Frei-
heiten nichts auszusetzen; zur Strafe und Besserung läßt er
die Dictatur und selbst den Despotismus gefallen. Ja,
daß die Dictatur nicht bloß zehn Jahre, nach Vorschrift der
Constitution, sondern zwanzig und dreißig Jahre dauern, so
daß nichts dagegen einzumenden; nur soll ein solches Regi-
ment nie mehr als ein provisorisches und temporäres seyn; die
es nur, der man das an Demokratie krankende Frank-
reich unterwerfen muß, soll nicht für erwünschtes Wohl-
stand und gesunder Zustand ausgegeben werden, das Kranken-
thum nicht für das gelobte Land. Die Freiheit ist allerdings
manchmal mißbraucht worden, daß einsame Gast bei Was-
ser und Brod hochnothig geworden; aber ewig kann ein

solches Tractement doch nicht dauern, noch das Ideal sein, das man zur Anbetung vorstellen dürfte! So der edle Graf

Zunächst wendet er seine Einreden allerdings gegen die katholischen Journale, welche der Ausartung jener nothwendigen und berechtigten Reaction gegen die revolutionäre Demokratie in eine Reaction gegen die Freiheit selbst das Wort redeten, und geradezu den Despotismus provocirten. Man braucht aber nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, um an das alte Sprüchwort erinnert zu werden: „Den Esel schlägt er und den Esel meint er.“ Für direkte Provocation des Despotismus erklärt er die Anfeindung des repräsentativen Gouvernements. Namentlich bei den beklagenswerthen Umständen Frankreichs bleibe nur die Wahl zwischen Absolutismus und Parlamentarismus; diesen verwerfen, hieße die Freiheit opfern, denn er sei die „einzig mögliche Form politischer Freiheit“ — zunächst, wie gesagt, für Frankreich und andere ebenfalls ihm demokratisch pulverisirten Staatenbildungen. Der edle Graf verlangt also für Frankreich eine Repräsentative Regierung — aber es ist höchst merkwürdig und gewährt einen tiefen Einblick in die gegenwärtige Lage jenes unglücklichen Landes, zu sehen, unter welchen Clauseln und Restriktionen er die Wiedereinsetzung des Constitutionalismus empfiehlt.

Weit entfernt, sie dem gegenwärtigen System in Frankreich sofort abtrotzen zu wollen, glaubt er vielmehr, daß die Constitution vom 15. Jänner, im rechten Geiste gehandhabt, einst wirklich noch zu einer verfassungsmäßig beschränkten Monarchie den Weg bahnen könnte, wie sie denn den Vorzug besonderer Elasticität habe, und die ersten Anfänge des englischen Unterhauses sogar noch bescheidener gewesen seien. Er ist also durchaus der Meinung, daß man sich vortheilhaft mit dieser Constitution, die doch den Keim oder Samen einer Repräsentativ-Regierung in sich trage, begnügen müsse, nur solle man nicht für alle Folgezeit damit abschließen.

aber noch unter dieses kleinste Maß herabgehen wollen. Er wisse wohl, fährt er fort, daß, allem Anscheine nach, der Constitutionalismus überhaupt sich wenig von dem gegenwärtigen Souverain Frankreich zu versprechen habe; allein man könne, unbeschadet der Nothwendigkeit oder Popularität der nunmehr herrschenden Tendenz, die Zukunft denn doch auch von einem andern Gesichtspunkte auffassen. Und sofort warnt er das Staatsoberhaupt, eindringlich und unter starken Hinweisungen auf die Geschäfte des Dufels, vor den Sophismen und Schmeicheleien der absolutistischen Theoretiker. Aber — nicht zu übersehen! — an die Gegenwart erhebt der edle Graf überhaupt keinerlei parlamentarische Ansprüche; er vertröstet sich bloß auf eine ferne Zukunft und den Katholiken rath er nur, nicht an die schlaue erlogene Alternative: Despotismus oder Socialismus, zu glauben; sonst brauchten sie für jetzt bloß zu schweigen und ruhig den Ereignissen zuzusehen. „Denn jetzt hat Frankreich vielleicht noch mehr Freiheit, als es will; es wäre jeden Augenblick bereit, sich vollständig unterdrücken zu lassen. Das ist jedoch gar nicht möglich; denn unterdrücken kann man nur, was Leben hat; zur Zeit aber ist nichts beengt, weil sich nichts rührt, und nichts gedrückt, weil nichts widersteht; Alles schläft, Alles ruht, vielleicht, um sich zu verjüngen.“ Wenn aber einmal für Frankreich die zehn oder zwanzig Jahre behaglicher Ruhe und glücklicher Sorglosigkeit zu Ende seyn würden, wenn es sich einmal wieder gelangweilt fühle, und das Bedürfnis verspüre, seine kritische Lebhaftigkeit in die Praxis umzusetzen — dann werde es hohe Zeit seyn, dem unaufhaltsamen Strome sein Bett anzuweisen, und der edle Graf baut auf den gesunden Instinkt Napoleons, daß er im rechten Moment das einzige Mittel zu ergreifen, d. h. die constitutionelle liberté, den Parlamentarismus, herzustellen wissen werde, wenn die gegenwärtigen Institutionen sich als zu wenig elastisch erweisen sollten.

Man sieht, welche Physiognomie jenes Frankreich in unsern Augenblicke bietet, wo es von einer „Erhebung“ zum Reichthum spricht! Fast scheint ein Theil jener Prophezeiung Tocqueville's*) schon erfüllt zu seyn: die demokratischen Völker werden kraft ihrer égalité endlich verwandelt werden „in eine heuchlerischer und arbeitseliger Thierchen, deren Regierung Schächer ist.“ Dann sind sie reif für den Socialismus, als den ausgebildeten Absolutismus. Und was Herr von Humboldt den rücksichtslosen Bekämpfern des Repräsentativsystems vorhält, ist allerdings bezeichnend, daß nämlich die Socialisten in diesem Punkte mit den bonapartistischen Absolutisten Hand in Hand gehen, und sich sehr erfreuen über den Untergang des Constitutionalismus, der „liberté, wie sie im Gegensatz zu ihrer „großen“ Freiheit der Zukunft sagen. Der edle Graf versichert, ein Document zu kennen, wo das notorisch von Fourieristen geleitete und redigirte Präfektur-Journal täglich den alten Parlamentarismus verhöhne, und von Proudhon sei ohne Zweifel bekannt, daß ihm nichts erwünschter komme, als das Ende der Staatsomnipotenz in Einer Person; es bedürfe dann nicht, daß ein Socialist sie zu Handen nehme, was gerade auch ganz außer den Eventualitäten der Zukunft liege. Es wäre es also in Frankreich gekommen! Man muß an die eigenthümlichen Resultate der nun „nochmals geheiligten Revolutionen von 1789“ wohl im Auge behalten, wenn man sich die überraschenden Erfolge Napoleon III. und seiner Inspirationen erklären will.

Es kann uns nicht einfallen, mit dem edeln Grafen zu hadern, wenn er behauptet: am 2. Dezember die Diktatur dem Socialismus vorgezogen haben, heiße noch lange nicht: definitiv den constitutionellen Garantien widersagen. Er meint

*) Démocratie en Amérique IV, 355.

allerdings das eigentliche Repräsentativ-System, mit dem ganzen Apparat der Theilung der Gewalten; aber er erklärt es für ein Uebel, wenn auch für ein in Frankreich nothwendiges, weil es das kleinere sei, als der sonst unfehlbar hereinbrechende Absolutismus. Er weiß, wie gefährlich ein controlirendes Kopfsahl-Regiment ist, eine Haufe isolirter Individuen mit vagen, unbegrenzten, künstlichen Rechten; aber das moderne Gegentheil ist noch gefährlicher, und man hat nur zwischen den beiden Extremen zu wählen, in einem Lande, wo der demokratische Staat alles freie und selbstständige organische Leben pulverisirt hat. Ja, wenn die moderne Welt zu dem Mittelalter und seinen Verfassungen zurückkehren könnte! Aber in Frankreich z. B. ist nicht einmal ein Ersatz durch „provinciale Freiheiten“ mehr möglich, weil die „Provinzen“ und die „Freiheiten“ im Grabe liegen; und wenn für ihre Berechtigung, für das große Werk der Decentralisation, je etwas geschehen, so war es durch die Kammern, am allerwenigsten durch die Napoleoniden. Der edle Graf ist also weit entfernt, mit der constitutionellen Schablone manövriren zu wollen. So erklärt er den Parlamentarismus als ein- für allemal unbrauchbar in Italien, preist dagegen Oesterreichs Geschick, das Provinzen voll vielversprechender Lebenskraft habe, wenn man dort nicht anders wie in Frankreich die Tollheit begehe, sie ihres specifischen Daseyns zu berauben und alle Schranken niederzureißen, um es dem Regiment der Bureaucratie-bequemer zu machen. Und so ergibt sich denn das sonst nicht immer dagewesene Resultat, daß die Ansichten des edlen Grafen, dessen Name unter den deutschen Katholiken populärer als jeder andere Frankreichs ist, jetzt im Ganzen auch die unsrigen sind. Was Frankreich Noth thut, muß er wissen, genug, wenn man nicht alle andern Länder mit derselben Elle mißt. Wie seltsam z. B. erscheint es uns, und wie wahr mag es doch für Frankreich seyn, wenn er zu bedenken gibt, was es heiße, den Franzosen das unterhaltende

Schauspiel des Tribünen-Kriegs, dessen sie momentan überdrüssig geworden, für immer entziehen zu wollen? Denn „wehe den Regierungen! die ihre Völker sich langweilen lassen; sie haben sich schon oft in den Krieg stürzen müssen, um ihnen — Unterhaltung zu schaffen.“

Dem Wortlaute nach liefert das bereits in zweiter Auflage erschienene Buch einen strengen Verweis für jene „große Zahl“ französischer Katholiken, welche wie einst der Februar-Revolution, so jetzt dem entgegengesetzten Regiment mit aller Unvorsichtigkeit und Uebertreibung zufielen, preisgebend die bürgerliche und politische Freiheit, die Waffe, mit der sie, ja das ganze Episcopat Frankreichs, zwanzig Jahre lang glücklich gekämpft, und ihr siegreiches Banner. Der Verfasser beschuldigt sie der ärgsten und intolerantesten Attentate gegen jene Freiheit, und, wie die Zeitungen berichten, steht er in Folge dessen bereits zwischen zwei Feuern. Die angegriffenen Katholiken, zunächst Journalisten und vornehmlich, wenn auch nicht namentlich, Beuillot vom „Univers“, wollen sich zum pater peccavi nicht bequemen; E. Girardin dagegen, der in allen Farben spielt, rächt nun gelegentlich die Republikaner, und wirft dem edlen Grafen vor, er fasse die „Freiheit“ zu enge. Jedenfalls hat dessen Buch einiges Leben in den Marasmus gebracht, hoffentlich zum Segen. Denn es liegt viel unwiderstehlich ergreifende Wahrheit in seinen europäischen Gegensätzen kirchlicher Zustände von 1800 und 1852.

Die Kirche dort Sklavin, hier Freie und deshalb Siegerin überall gegen die vor der Freiheit hinter Polizei und Böbelgewalt flüchtende Häresie. Und ihre Fesseln hat die — Revolution gebrochen, ohne es zu wollen. Der Katholicismus allein hat gewonnen von allen politischen Kriegen der Neuzeit; zugleich mit der politischen Freiheit unter constitutionellen Garantien gaben sie der Kirche freiere Bewegung, und wo jene Freiheit nicht für die Kirche Frucht trägt,

die Schutz nur an den Katholiken selbst *). Die unumrändete omnipotente Staatsgewalt dagegen, jenes politische Eigenthum, das bis auf Ludwig XIV. kein christlicher König kannte, sie konnte nicht anders, als ihren Einfluß schwächen und vernichten, selbst wenn die Fürsten persönlich die frommsten und kirchenfreundlichsten waren. Man könnte allerdings von einem Despotismus constitutioneller Majoritäten reden; aber auch die kirchenfeindlichsten Repräsentativ-Gewalten der Jetztzeit wagten gegen die Kirche die festen Schritte soluter Fürsten nicht. Beweis dessen ganz Europa, namentlich aber Frankreich, auch noch unter den letzten Bourbonen, welchen der edle Graf ein zuvörderst ihn selbst ehrenreiches Denkmal gerechter Anerkennung setzt. Erst der Sturm der Revolution habe Frankreichs furchtbarste Verirrung, den Gallicanismus, auf das Todtenbette geworfen; aber he! schon glaubt man zu bemerken, daß er mit dem keimenden Despotismus sich wieder aufrichte. Ueberhaupt — „zu trauen, daß man bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge Frankreich die Freiheit der Kirche aufrecht erhalten könne, ohne die allgemeine Freiheit, ist eine traurige Illusion.“

Die Unterrichtsfreiheit, dieses köstliche Gut, bereits voll ihrer herrlichsten Früchte, sie wurde vor zwei Jahren auf der Tribüne erfochten! Jetzt aber zweifelt man bereits, ob es möglich sein werde, sie zu erhalten; es geht schon die Rede von Plänen, das unschätzbare Kleinod der Kirche abzutauschen, um irgend ein Privilegium, das in Piemont seit dem Jahre 1848 heimlos untergegangen (wie es scheint, um den befreiten Gerichtsstand der Geistlichen). Und doch besteht gerade gegen die Einschüchternung des Staates in die Erziehung der Jugend unter dem Volke selbst der verbreitetste bittere und jähe Widerwille. Es durfte allerdings, um die Franzosen dagegen aufzubringen, man sonst alles Mögliche auf das leichtfertigste der Regierung

*) Herr von Montalembert gibt zu verstehen, daß für die Wahrheit dieses Satzes einen schlagenden Beweis — Bayern biete.

anheimstellen, zuletzt noch der unübertrefflichen Schamlosigkeit jener intoleranten Meister der Universität von der Seite der eklektischen Rationalisten. Aber noch jedesmal benützte die gerade herrschende Partei die Schulen, um alles Denken und Fühlen der kleinen Franzosen ihren Ansichten despotisch zu conformiren — das Direktorium nicht minder, als Napoleon I. und Louis Philipp; wie sollte Napoleon III. des mächtigen Hebels entrathen können?

Wenn die Freiheit auch noch ganz verbannt würde von der Welt, so müßte man sie einst wenigstens unter den Fittgen der Kirche und in den Herzen der Katholiken wiederfinden! — so lautet schließlich die Maxime des edlen Grafen. Und jedenfalls ist es eine eigene Fügung, daß eine so gewichtige Stimme aus Frankreich in demselben Augenblicke von dem Untergange der constitutionellen Garantien den Untergang der kaum errungenen kirchlichen Rechte und Freiheiten prophezeit, wo in Preußen die erstaunliche Taktlosigkeit ministerieller Intoleranz die Katholiken auf die Oppositions-Bank drängt, und mit den Kämpfen des „Buchstabens der Verfassung“ allirt. Sie standen stets für eine Reaktion zum Bessern; eben deshalb sind ihnen die religiösen Interessen die höchsten; was immer sie bedroht, kann nur Reaktion zum Schlechtern seyn, zu der Erbärmlichkeit vor aller Welt abgeurtheilter Zustände.

III.

Die Klagen über „katholische Intoleranz“.

Welchen Lärm hat man jüngst über die Sache der *Madal's* in Florenz aufgeschlagen! Daß sie nach den Landesgesetzen wegen gesetzlich verpönter Proselytenmacherei mit Conventikeln und Bestechung im Dienste der englischen Propaganda

estraft wurden, nannte man Gewissenstyrannie, sorgfältig erschweigend, daß ein anderer Mitangeklagter, der protestantisch geworden, aber der Proselytenmacherei außer der Familie nicht zu überweisen war, frei ausging. Auf den jüngeren Conferenzen zu Wiesbaden und zu Bremen, sowie in öffentlichen Blättern verlauteten namentlich auch schwere Klagen über Bedrückung der Protestanten in Frankreich*); man wußte immer wieder von neuen Schließungen ihrer Gottesdienstlichen Versammlungen zu berichten, und der Sache ein Anschein zu geben, als wenn die Kirche in Frankreich es Polizeischutzes gegen die gewaltigen Fortschritte des Protestantismus bedürfe. Die „Evangelisirungs“-Männer selbst stützten sich, einzelne Fälle anzuführen; erst das gewiß unverächtliche Journal des débats vom 8. Oktober brachte einen solchen von den Schranken des Niedergerichts zu Troyes. Dort standen zwei Prediger und ein Bürger aus Estissac, angeklagt, ohne obrigkeitliche Bewilligung Zusammenkünfte von mehr als zwanzig Personen veranlaßt, also ein Polizeigesetz übertreten zu haben, welches in Frankreich, nicht ohne guten Grund, auch auf religiöse Versammlungen ausgedehnt wird. Es waren 300 auf einmal protestantisch gewordene Einwohner des Fleckens Estissac, welche mit den vom Consistorium zu Meaux ihnen gesendeten Predigern sogenannten Gottesdienst in einer Scheuer abgehalten. Das Lokal hatte einer Bürger, selbst Katholik, hergeliehen. Bei dem Zeugenverhöre stellte sich heraus, daß die löbliche Convertitenschaar einzig und allein das Werk eines seit dem Socialisten-Aufstand vom Dezember 1851 flüchtig gegangenen Maire's und Rotar's von Estissac, Namens Boron, gewesen, von seinem leichtgesinnten Nachfolger aber bei dem Abfalle erhalten worden war. Wenn man das einen Abfall zum Protestantismus nennen kann! Als nämlich der würdige Pfarrer des Fleckens sein Mißfallen über die wühlerische und schmählische Aufführung des Bürgermeisters Boron äußerte, drohte dieser, ihm nun seine Pfarrfinder protestantisch machen zu wollen, und in der That gehört der ganze sofort übergetretene Theil der Gemeinde zur neuen Partei. Bei der gerichtlichen Verhandlung wurden tatsächliche Beweise in ziemlicher Zahl deponirt, daß es den Uebergetretenen mit ihrem Protestantismus gar nicht Ernst gewesen; sie verlangten sogar nach wie vor die katholischen

*) In Wiesbaden besonders von dem Pastor Kunz aus Straßburg, dem Abgeordneten der „Gesellschaft zur Evangelisirung der französischen Ostdepartements.“

heit haben, und festzusetzen und zu predigen, u
es für nöthig erachten. Hat Christus, als er
ausfandte, allen Völkern der Erde das Evan
künden, die Großen der Erde um Erlaubniß er
bar stand der wackere Consistorial-Präsident ni
lenburgischem Grund und Boden, sonst hä
im „Evangelium“ gefunden! Das ist aber eben
liche Praxis! So war es z. B. noch in den j
von Oesterreich höchst intolerant, evangelium
religions-tyrannisch, daß der edle Mann und Bret
in Triest abgesetzt und ausgewiesen wurde, wi
Subjekte dieser Art, einem überwiesenen demokra
Namens Kossuth, auch schon in Böhmen begege
lese z. B. nur die Jeremiaden der „Berliner Allg
tung“ über das Märtyrthum der beiden evangelii
Aber siehe da! jüngst wird jener Steinacker
zum Pastor der Kreuzkirche erwählt, und sogle
Zammerschrei unter den lutherisch Gläubige
reichs, und sie stehen, daß die hohe Polizei d
schen Wolf doch aus ihrem Schafstalle jage, d
demokratisch-lichtfreundliche Gelehrtheit, und wol
nen, daß „Christus ist in das Fleisch gekomm
ein lutherisches Königreich zittert vor dem anti
revolutionären Charakter des „evangelischen V
den man vom kaiserlichen Oesterreich noch n
vorher blinde Verehrung verlangt hatte. — Es
stehendem nur gesagt seyn, daß protestantische

XLVIII.

Die Lutherische Landeskirche in Mecklenburg-Schwerin.

Erster Artikel.

Die Vorgänge in Mecklenburg-Schwerin, betreffend die Katholikenverfolgung daselbst, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter auf dieses Land hingelenkt. Nicht ohne Interesse wird es daher für dieselben seyn, über die kirchlichen Verhältnisse daselbst etwas Näheres zu erfahren.

Der mecklenburgische Protestantismus offenbart sich bei der großen Masse als der materiellste Indifferentismus, als katholikenfeindlicher Pietismus nur bei einer kleinen Secte, die aber dennoch von einer großen Bedeutung und Wichtigkeit ist, weil zu ihr viele höchstangestellten Männer gehören, als deren Nachtreter die Uebrigen nur zu betrachten sind.

Diese Partei, welche in ihrem Fanatismus gegen die katholische Kirche nicht genugsam die Herrlichkeit und die Gnadenschätze der „lutherischen“ herauszustreichen weiß, ist beständig damit beschäftigt, den Schaden Joseph's zu bessern. Man erkennt es, daß im eigenen Hause Alles im Argen liegt, und

und allerlei — mitunter curiose — Beschlüssen natürlich nichts zur Ausführung kam. wie solche Privatsynoden, wird auch die in Tagen stattgefundene allgemeine Pastoralconferenzen Zuständen abzuhelpfen vermögen.

In dem freundlichen Städtchen Bürow an Eisenbahn gelegen, ungefähr in der Mitte zwischn den größten Städten des Landes, Moskau und Samara, sammelten sich am 6. und 7. Oktober etwas hundert Prediger, um das Wohl der kranken Armen, und wurden bei den dortigen Bürgern empfangen.

Am Morgen des ersten Tages machte eine gemeinsame Gottesdienst, bei welchem in der Anwesenden aufgefordert wurden, „an dem wir mit aufzubauen“, und die traurige Klage auszusprechen, „daß sie durchaus nicht weiter kämen und es nicht anders werden wolle.“

Nach Beendigung desselben begab sich die Versammlung in den Rathhaussaal, und nach vorhergegangener Andacht und Gebet schritt man zu den Verhandlungen, wurde zuerst folgende Theses aufgestellt:

Schulunterricht angewendet werden müßten, was etwa zu erzielen wäre durch allgemeine Einführung ein- und derselben Spruchsammlung?"

Der Gebrauch einer solchen wurde ziemlich allgemein verworfen, dagegen verlangt, „daß die Kinder die Sprüche in der Bibel selbst suchen und aufschlagen sollten“, und damit war für's Erste diese wichtige Angelegenheit erledigt.

Alsdann schritt man zur zweiten Proposition, welche an und für sich schon an einer innern Unmöglichkeit für die „protestantische Kirche“ laborirte. Es wurde nämlich in derselben der fromme Wunsch ausgesprochen, „Kirchenzucht“ und sogar „Abendmahlszucht“ herzustellen. Auf letztere bezog sich vorzüglich die Discussion, und nach langem Deliberiren, ob der Prediger einen unbußfertigen Sünder von Beichte und Abendmahl abhalten könne, oder nicht? sprach der erste Redner seine Vorschläge dahin aus:

„So oft der Pastor, wie es auf dem Lande üblich ist, die Abendmahlsfeier ankündigt, soll er dazu ein ernstes Wort sprechen: den Zweifelnden und Geängsteten, den Mühseligen und Beladenen soll er sich zu Rath und Trost aus Gottes Wort erbieten; denen aber, die in offenbaren Sünden und Schanden leben, soll er sagen, daß sie nicht kommen mögen, es sei denn, daß sie aufrichtige Buße thun und von ihrer Sünde abtreten wollten. Wenn Fälle öffentlichen Aergernisses in der Gemeinde vorkommen, soll der Pastor ohne Nennung von Namen der Gemeinde davon Anzeige machen, sie zur Fürbitte auffordern, und nach gehobenem Aergerniß öffentlich Dank sagen. Den betreffenden Individuen soll er sagen, entweder allein, oder vor zwei oder drei Zeugen, daß sie nicht zum Abendmahl kommen dürfen, inzwischen sie aber fleißig ermahnen. Wenn ungeachtet aller Warnung Einer, der in offenbaren Sünden lebt, unangemeldet zu Beichte und Abendmahl kommt, so soll der Pastor ihn bei der Absolvirung mit Handauflegung, und bei der Austheilung des Sacraments stillschweigend übergehen. Im

Als Schlußpredner über diese Theses trat 1
Medlenburgs auf, der Oberkirchenrath Alles
wegen seines Fanatismus gegen die katholische
sich noch vor Kurzem durch frivole Predigten:
kundgegeben hat, welche ein Pendant bilden
in Halle von Tholuck gehaltenen, die selbst d
den größten Unwillen erregt haben.

Mit anzuerkennender Ausführlichkeit entwo
ner zuerst das Entstehen und den Verfall de
und die Nothwendigkeit, eine solche wieder h
mahnte aber zugleich, nicht in eine falsche aug
logie wieder zu verfallen, und sagte unter An

„Man hüte sich für's Erste, Unterscheidun
von Sünden zu machen, oder wohl gar a
Ehebruch, wilde Ehen und Unzucht zu denke
diese Sünden auch sind, gibt es doch ande
geistliche Leben nicht weniger, sondern eher
und ertödtet; und überhaupt: jede Sünd
der Sünder nicht lassen will, ist zum Tode
man sich vor jeder Vermischung mit poliz
und enthalte sich deraeichen Verkehrtheiten!

Die dritte These bezog sich auf Ehescheidung. Bei dieser Discussion stellte sich am deutlichsten der Mangel jeder festen Basis und die Verwirrung der einzelnen Begriffe heraus. Wiederum der Oberkirchenrath Kiefoth, dessen scharfem Verstande es nie an Auswegen fehlt, zog die Versammlung sehr schlaue aus dieser babel'schen Situation heraus, indem er als rechtlich nur die kanonischen Ehescheidungsgründe anerkannte, jedoch die Scheidung bei nicht kanonischen Gründen für ein nothwendiges Uebel erklärte (?!).

Ueber die vierte These, die Confirmation, hielt derselbe Redner, welcher überhaupt die ganze Versammlung im Schleppian hatte, ganz allein einen Vortrag, und „war einen so gewaltsamen, daß alle Anwesenden dadurch außer Fassung geriethen, und es nach Beendigung desselben längerer Zeit bedurfte, ehe dieselben sich wieder erholt hatten, um zu etwas Neuem übergehen zu können.“ Als Hauptmomente der Confirmation stellt der Redner vier auf: Examen, Bekenntniß, Gelübde und Zulassung zum Abendmahl; er klagt zuerst darüber, daß jetzt auf das Wissen für das Examen der Nachdruck gelegt werde, und äußert sich folgendermaßen:

„Die Confirmation ist in Beziehung gestellt zu Dingen, welche nicht dahin gehören, und sie ist aus den Beziehungen herausgerückt, in welchen sie stehen sollte. Der Grund davon ist, daß die Erkenntniß bei ihr vorwiegend. Sie ist in eine falsche Stellung zur Schule gebracht. Aus der Schule kommen und confirmirt werden, ist für unser Volk das Gleiche und ist Alles geworden. Eben da liegt aber auch der Fehl nach der andern Seite: wer aus der Schule kommt, hat genug Erkenntniß, ist fix und fertig für das Leben, und für die Folgezeit abgesunden mit der Kirche.“

Der Redner geht dann über auf die Gliederung der Gemeinde, und wünscht statt der vorherrschenden Naturordnung, der Kinder und Erwachsenen, eine Catechumenatsordnung, wodurch die Gemeinde eine wirklich gegliederte seyn würde.

In Ermangelung statthafter Vorschläge ergießt derselbe sich von Zeit zu Zeit in fromme Wünsche.

Mit einer Discussion über den Gemeinde-Gesang wurde diese Conferenz geschlossen, und nach gemeinsamem Mittagessen führte der Nachmittag des 7ten Octobers die meisten Theilnehmer schon wieder von Bülow weg.

Ist an und für sich nicht gerade diese Conferenz Etwas, worauf man besonderes Gewicht zu legen hätte, so dient sie doch mit zum Belege für den Zustand der kirchlichen Landesverhältnisse. Doch beschränkt sich diese Bedeutung nicht allein für das specielle Land, sie ist noch weiter zu extendiren, und ihr ein gewisses kirchenhistorisches Interesse beizulegen, in sofern sie Zeugniß ablegt, wie es mit dem Protestantismus im Argen liegt, wie über die allerwichtigsten und nothwendigsten Kirchenfragen noch nicht einmal etwas Festes constatirt ist; ja, wie gerade im Gegentheil täglich sich die Begriffe mehr verwirren, mehr auseinandergehen, und eine heute festgesetzte Position schon morgen in ihr Nichts sich wieder auflöst. Eigenthümlich ist dabei, daß dieses die Protestanten selbst klar einsehen und erkennen, wie z. B. schon die protestantische Jeremiade über den kirchlichen Zustand Medlenburgs beweist, welche, in der „Volkshalle“ abgedruckt, zur Zeit große Sensation erregte. Dessenungeachtet glauben sie, daß es besser werden kann und wird, ohne daß es nothwendig wäre, zur Quelle der Wahrheit, zur einen, heiligen, katholischen Kirche sich zurückzuwenden.

Nach solchen Vorgängen ist von den Kirchensynoden für die medlenburgische Landeskirche nicht viel Heil zu erwarten: was die anderweitigen Wiederbelebungsversuche des Protestantismus anbetrifft, als z. B. Colportage, Reisepredigt, Bibel- und Betstunden u. s. w., welche mit großem Eifer betrieben werden: so denken wir darüber den Lesern das Weitere mitzutheilen.

XLIX.

Italien und die Revolution.

Den 24. August 1852.

(Vom Verfasser der Zeitläufte.)

Die Revolution, das dialektisch und historisch nothwendige Resultat und Complement der sogenannten Reformation, ist eine Todeskrankheit der gesammten christlich-germanischen Gesellschaft. Sie ergreift alle Länder, alle Völker, alle Staatsformen; ob ein Volk katholisch heiße oder (dem Namen nach) einem irrgläubigen Bekenntnisse huldige, ist ihr gegenüber nur von geringem Belang. Dies gilt hauptsächlich von den romanischen und germanischen Stämmen, welche Europa bewohnen, und in Amerika eingewandert sind; den Slaven scheint die Vorsehung vielleicht eine andere Mission vorbehalten zu haben.

Die Symptome dieser socialen Krankheit sind, seitdem das Uebel zuerst in Frankreich zum Ausbruche kam, im Wesentlichen und der Hauptsache nach allenthalben dieselben; dennoch aber ist jede einzelne Revolution ein Fall für sich und vielleicht den im nächst angrenzenden Lande vorkommenden Umwälzungsversuchen wenigstens der äußeren Erscheinung nach gar nicht ähnlich.

Ein solches, ganz eigenthümliche und daneben höchst lehrreiche Paradigma einer Revolution ist die innere Geschichte Italiens seit den letzten Jahren, wobei nur noch zu bemerken, daß jeder italienische Staat wiederum seine eigene Revolutionsgeschichte hat. Eine Einheit Italiens giebt es nicht einmal im Verbrechen; sie besteht nur in der Einbildung der Umwälzungspartei. Uebrigens empfehlen wir unsern Lesern als die umfassendsten und lehrreichsten Quellen der Geschichte jenes merkwürdigen Zeitabschnittes folgende zwei Schriften: „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849“, und: „die römische Revolution vor dem Urtheile der Unparteiischen.“ Der Verfasser der erstgenannten Schrift (der kaiserliche General von Schönhals) ist Protestant, der Verfasser des andern Buches soll der Gesellschaft Jesu angehören. Wir wollen im Nachfolgenden einige Bemerkungen mittheilen, die sich uns beim Lesen dieser Schriften, aufgedrängt haben.

Fragen wir zuvörderst nach der ersten und innersten Ursache der Revolution in Italien, so ist es dieselbe, welche überall in ganz Europa der politischen Umwälzung zum Grunde liegt. Es finden sich materielle Motive, welche das Volk zur Auflehnung drängen; die Leiden der Menschheit sind im Ganzen und Großen heute dieselben, die sie von jeher waren und seyn werden. Aber die Art und Weise der Auffassung unseres Verhältnisses zu Gott und der Welt hat sich bei der überwiegend größeren Mehrheit der Zeitlebenden von Grund aus geändert. Die ältere (christliche) Lehre war: allerdings ist die Erde ein Jammerthal, aber die Leiden dieser Zeit sind nicht in Vergleich zu stellen mit der ewigen Herrlichkeit. Diese durch große Geduld zu verdienen ist der alleinige Zweck des irdischen Lebens, und die Leiden desselben sind, wenn sie in der rechten Weise als ein Geschenk aus der Hand Gottes angenommen werden, eben so viele Mittel, welche uns unserm ewigen Ziele näher bringen. Dies war der Standpunkt,

von welchem aus auch die unläugbar vorhandenen Unvollkommenheiten aller Staaten und sonstigen gesellschaftlichen Zustände aufgefaßt und von den gläubigen Christen in Liebe und Geduld ertragen wurden. Umgekehrt lautet die widerchristliche Lehre, welche die Revolution erzeugt hat und ferner noch erzeugen wird: es ist ein empörender Betrug, die arme gedrückte Menschheit auf ein fabelhaftes und präkares Jenseits zu vertrösten. Nein! Hier auf Erden soll der Himmel seyn, von diesem Leben und von der Gesellschaft haben wir die Seligkeit zu fordern; wird sie uns nicht gewährt, so tragen die Pfaffen, die Regierungsmenschen, alte und neue, die Reichen die Schuld. Zerstören wir die bestehenden gesellschaftlichen Zustände bis auf ihre Fundamente, dann wird aus den Ruinen eine neue bessere Zeit erblühen. Das „blaue Jenseits“ aber, wie es Hegel nannte, muß aus dem Bewußtseyn des Volkes verdrängt, es darf seiner nicht mehr gedacht werden. Erst dann wird es besser seyn.

Daß diese Lehre unverträglich ist mit Allem und Jedem, was man bisher Geduld, Gehorsam, Unterwürfigkeit unter eine höhere Gewalt nannte, leuchtet von selbst ein, auch wenn die Erfahrung der jüngsten siebenzig bis achtzig Jahre es nicht bestätigte. „Die Insurrection ist (für Jeden, der sich durch irgend etwas beschwert hält,) die heiligste aller Pflichten“ — dies ist die kurze Summe der eben bezeichneten antichristlichen Politik. Sie war es auch in der italienischen Revolution und alle einzelnen Erscheinungen derselben sind nichts als Accidenzen, Folgerungen oder locale Färbung, des einen großen falschen Grundprinzips.

Gegen die eben entwickelte Ansicht wird häufig, und zwar gewöhnlich von außerkirchlicher Seite her, eine Art von hypokritischem Zweifel geltend gemacht. Man sagt uns ja so häufig, so lautet der Einwurf, daß die katholische Kirche das wahre und alleinige Präservativ gegen die Revolution unserer Tage sei. Wie kommt es denn, daß dieses Mittel nicht

in Italien, ja sogar nicht einmal im Kirchenstaate, dem Sitz des Kirchenoberhauptes, seine prophylaktische Macht bewähren konnte? Wir antworten darauf: die Häresie des sechszehnten Jahrhunderts hat die Hälfte der europäischen Menschheit, die damals auch ausschließlich katholisch war, wie heute Italien, in den Abgrund gerissen; sollte der zur vollen Consequenz des Unglaubens gediehene Protestantismus heute, nach dreihundert Jahren, auf die katholisch gebliebene Hälfte Europa's nicht auch seine Wirkung äußern? Für diese hat jetzt die Stunde der Prüfung geschlagen; sie wird aber, das hoffen wir zu Gott, den sittlich-religiösen Krankheitsproceß schneller durchmachen und dann zur Wahrheit zurückkehren, als der protestantische Norden. Insbesondere wird es Italien zum Heile gereichen und Millionen die Augen öffnen, daß hier der Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts sich einen Augenblick frei entfalten und zur vollen Herrschaft gelangen konnte. Uebrigens ist es eine einfache Consequenz aus dem oben Gesagten, daß das christliche Prinzip, wo es nicht bloß dem Namen, sondern der That nach herrscht, die Revolution ausschließt. Zugleich ergibt sich aber auch hieraus, was von jenen Regierungen zu halten sei, welche im vermeintlichen Interesse der weltlichen Macht der Kirche den Krieg erklären, und indirekt oder direkt die Religion befehlen. Eine Gewalt, die das thut, gräbt sich ohne alle Rettung ihr eigenes Grab. Ihr Sturz und Untergang kann dann nur noch eine Zeitfrage seyn. Es gibt wenige geschichtlichen und politischen Wahrheiten, die so unumstößlich gewiß und durch die Erfahrung bekräftigt wären, wie die eben ausgesprochene.

Es ist ungemein lehrreich, zu beobachten, in welches durchweg verschiedene Verhältniß die Revolution in der Lombardei und im Kirchenstaate sich beßfalls stellte. Der Verfasser der „Erinnerungen“ hebt nicht ohne einige, übrigens leicht erklärliche Animosität das feindliche Verhältniß des katholischen Klerus in der Lombardei

a Oesterreich hervor. Die Wahrheit ist, daß diese Abneigung wirklich bestand, daß aber das, was der Verfasser durch eine planmäßige Politik des „Vatikans“ erklären will, einfach in der Natur der Sache liegt. Trotz des tiefinnersten Abscheues, den jeder rechtliche Mensch empfinden wird, wenn er sieht, wie die revolutionäre Partei in der jüngstvergangenen Umwälzungsperiode nicht selten religiöse und kirchliche Interessen, die sie heuchelte, als Mittel für ihre Zwecke handhabte, so kann dennoch auch der eifrigste Freund und Anhänger Oesterreichs nicht in Abrede stellen, daß die wahnsinnige Politik, welche die vormärzlichen Machthaber der Kirche gegenüber befolgten, den Feinden Oesterreichs geradezu die Waffen in die Hand lieferte. Wir können heute, Gottlob! um so freimüthiger über diese Thorheit sprechen, als dermaßen hoffentlich mit den Personen auch die Mißgriffe und Verkehrtheiten für immer beseitigt sind. Daraus, und nicht aus geheimen Verhaltensbefehlen, oder tiefangelegten Plänen des „Vatikans“, erklärt sich die traurige Erscheinung: daß eine Fraction von katholischen Priestern, und zwar gerade von solchen, denen die Kirche und der Glaube nichts weniger als gleichgültig war, in heftigem Grimme gegen die josephinische Bureaucratie entbrannt, sich vom Teufel unklarer Leidenschaft oder zeitgeistiger Verkehrtheit blenden ließ, und der Revolution blindlings in die Arme warf. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß in der Lombardei zu Gunsten der Kirche und ihrer Freiheit das Kreuz gegen Oesterreich gepredigt wurde, während in Rom die Revolution sich schamlos in ihrer vollen antichristlichen Nacktheit zeigte. Der Gang, den sie in Bezug auf Religion und Kirche einhielt, war in seinen Hauptmomenten folgender: Zuvörderst waren absolute Glaubenslosigkeit und sittlich religiöser Indifferentismus der Punkt, von welchem die Leiter und Führer der Revolution ausgingen. Von irgend einem selbst noch so vagen Dogma, von einem festen Bekenntnisse irgend einer

Art, war in diesen Regionen keine Rede mehr. Um so leichter konnte den revolutionären Häuptlingen das religiöse Interesse als bloßes Mittel zum Zwecke, etwa um, wie in der Lombardei, Fanatismus zu erregen, dienen. Ihre Rede wechselte also je nach Zeit und Umständen, und nur allmählig ließen sie ihre wahre eigene, innerste Gesinnung hervortreten, und zeigten ihren Grimm und Haß gegen jede christliche Mahnung und Erinnerung. Der erste Schritt zu diesem Ziele war bekanntlich gleich nach der Wahl Pius IX. die Bethätigung eines eben so unsinnigen und beleidigenden, als unwahren Enthusiasmus für die Person des neugewählten Papstes, in Hinsicht dessen man sich mit großer-Ostentation bemühte, den Landesherren vom Kirchenoberhaupte zu unterscheiden. Nur dem erstern sollten die Huldigungen und Freudenbezeugungen gelten. Doch schon in dieser ersten Periode konnte ein scharfes politisches Auge die Reime dessen entdecken, was sich binnen Kurzem zu entwickeln drohte. Einzelne Priester fielen offen der Sache der Revolution zu; ein anderer nicht unbeträchtlicher Theil des Klerus bildete Casino's im Geiste der herrschenden Richtung. Mazzini drang in seinen Instructionen mit aller Macht darauf, „die Geistlichkeit dahin zu bearbeiten, daß die Idee der Gleichheit in sie eindringe, und sie den liberalen Einrichtungen sich anschließen, und daß man in jeder Hauptstadt einige Savanarola's bilde.“ Diese Bemühungen fanden in dem jüngeren Klerus ein nur gar zu reiches und fruchtbares Feld.

„Und wir haben darüber nicht zu staunen. Man trifft bei Vielen von ihnen kein Studium der heiligen Schrift und der Väter mehr, sondern eitles Lesen von Zeitungen und Flugschriften; man trifft keine Conferenzen mehr, um den Geist anzueifern, sondern gesellschaftliche Unterhaltungen, um den Geist zu zerstreuen. Die Christenlehren zur Unterweisung der Unwissenden in den Geheimnissen unserer Erlösung, die Predigten zur Erschütterung der Sünder, um sie zum Kampfe

gegen ihre Leidenschaften zu bewegen, die Ermahnungen an die Gläubigen, um sie zur Liebe der Tugend anzufeuern — verwandelten sich in Schwärmereien, um „die heilige Erlösung“ Italiens zu preisen, in Standreden, um die Gemüther zum Kriege gegen die Fremdherrschaft aufzuheizen, in rhetorische Deflamationen, um die Liebe zum Vaterlande, zum Fortschritt, zur Rationalität einzuschärfen.“

Als einer der Savanarola's von Rom trat der Minorit Savazzi auf, dessen wahnwitzigsten Reden *), wie der Verfasser der „römischen Revolution“ berichtet, selbst geistliche Zuhörer Beifall zollten. An Allem, was man Chronologie und Geschichte nennt, waren diese Zuhörer ohne Zweifel eben so unschuldig, wie der Redner. Der Hauptangriff aber lag in der noch unter den Augen des Papstes unternommenen, mit der Vergötterung von Pius IX. Hand in Hand gehenden Verfolgung der Jesuiten. „Die Macht des Klerus“, so lauten die Worte der Instruction Mazzini's, „ist in den Jesuiten personifizirt.“ Darum ward der Haß gegen sie künstlich erregt und auf den höchstmöglichen Grad gesteigert. „Die Gehässigkeit dieses Namens ist eine Macht für die Socialisten.“ Darum ward auch Gioberti von der revolutionären Partei in Piemont bezahlt, den *Gesuita moderno* zu schreiben, dessen Ziel und Aufgabe die Bearbeitung der italienischen Geistlichen im Sinne der Revolution war. Und dieses Vorhaben gelang nur allzugut.

„Um Mazzini's Wünsche voll zu machen, mangelten auch die Savanarola's nicht, die aber um so schlimmer waren, je schlechter der Geist war, der sie eingenommen hatte: höchst unwürdige Söhne und Diener der Kirche, welche, um die Volksgunst zu erbetteln, und aus andern noch schmähli-

*) S. die jüngste Besprechung der in Rede stehenden Schrift, *Öst.-polit. Blätter* Bd. XXX, S. 603.

gesellschaften, in den Zeitungen und Flugschriften ergrünnt gegen die Religion gezeigt haben, als bigsten Laien.“

„Und es frommt nicht, uns selbst mit der Täuschen, daß diese nur wenige gewesen seien. es freilich, die mit offener Stirne sich als solche wie die Savazzi, Ventura, Gajola, Globetti, Abaldi, Asproni, Dell'Ongharo, Cernuschi, Angeli de Castro und Andere von ähnlichem Geächter so wenige sind es, welche versteckt arbeiteten, un verborgen hielten, aber den Stoß, den sie geführt, nur um so gefährlicher machten. Und Gattung gab es leider nur zu viele in jeder G in jedem Range, in den Seminarien und Pöyern Pfarrern und unter den Kanonikern, so wie un densleuten.“ „Um das bisher Gesagte l zu sehen, dürfte man nur in den weitläufigen B der Volksfeste, der Versammlungen und öffentlich bezeugungen nachlesen, welche, von den Revolul anlaßt und befördert, seit der letzten Hälfte des !

en, mit dreifarbigen Bändern sich schmücken und hoch ihre Stimme erheben, um die Rufe für Freiheit, Fortschritt und Nationalität erschallen zu lassen, um die Fremdherrschaft zu erwünschen, und zugleich mit dem Volke den Wechsel der Regierungsform, der Minister, des Herkömmlichen zu verlangen.“

„Das einzige Königreich Neapel ausgenommen, wo der Klerus in dieser Beziehung höchst zurückhaltend sich betrug, sei es, weil dort die Wachsamkeit der Bischöfe größer, oder die klerikalische Erziehung besser war — sah man in allen übrigen Staaten Italiens derartige Schauspiele, welche unser höchstes Bedauern erregen müssen. Ein großer Theil jener Männer, welche nach dem Geiste ihres Berufes sich in dergleichen politisches und weltliches Treiben nicht hätten mischen sollen, begnügte sich nicht, sehr thätigen Antheil an allen von den Aufständischen veranstalteten Kundgebungen zu nehmen, sondern hat sogar, ohne weiter zu blicken, deren Absichten gefördert, und sich mit wahnwitzigem Erfühnen, namentlich in der Lombardei, so weit vergessen, daß er die Waffen ergriff und sich in die Reihen der neuen Kreuzritter für den „heiligen Krieg“ stellte. Es gab Orte, wo eine oder mehrere Abtheilungen junger Seminaristen die Studien und den Dienst des Altars verließen, um statt dessen wider die Barbaren und Fremden zu kämpfen, und sie aus Italien zu vertreiben. Ich sage nichts von Sizilien, das sich gegen seinen rechtmäßigen Herrscher empört hatte: die Geschichte kann hier noch nicht alle einzelnen Thatsachen genau verzeichnen. Ebenso sage ich nichts von den Zeichen des Jubels und der Freude, welche in gewissen andern Orten Italiens viele Geistliche, im Vereine mit dem „Volke“, über die Verfolgungen, die Mißhandlungen und die gewaltthätigen Vertreibungen kund gaben, mit denen gegen die Jesuiten verfahren und dieselben aus dem Lande geschafft wurden, während man überall sich boshaft an ihrer Ehre und an

ihrem guten Namen vergriff, und sie unter thätigen Beleidigungen und Beschimpfungen aller ihrer Habe beraubte. Waren diese Leute auch die schlechtesten Menschen in der Welt gewesen, so war doch sicher das Verfahren, sie ohne Untersuchung und ohne den Beweis ihrer Schuld zu bestrafen, im höchsten Grade unmenschlich und ungerecht. Wenn man daher demselben Beifall sollte, weiß ich nicht, zu welcher neuen Art von christlicher Tugend man dies Betragen rechnen dürfe und könne.“

Sehr richtig bemerkt der Verfasser der vorliegenden Broschüre, daß die Leiter der Revolution vom Klerus gar nicht mehr hofften, und vorläufig nicht mehr begehrten, als daß er sich an den ersten Bewegungen der Umwälzung betheilige, indem sie sich dann gewisse Hoffnung machten, sein Beispiel werde auch die Massen in die Falle locken. War dies erreicht, dann wendeten sie ihre volle Macht gegen den Klerus, und Jeder, ohne zu untersuchen, ob er sich ihnen auch früher günstig gezeigt hatte, wurde, wenn er nur dem geistlichen Stande angehörte, mißhandelt, beraubt und bis in den Tod verfolgt. Noch während der Anwesenheit des Papstes in Rom zeigte es sich, wen Alles die Revolution unter dem Namen der Jesuiten begriff. Man wollte einen Katholicismus, der „nicht dürre, scheinheilig, frömmelnd, intolerant, fanatisch“ seyn sollte, „sondern weit, frei, ohne Skrupel, fern von mystischem Zeitvertreib, der Alles duldet, nichts ausschließt, Erzeuger von Glückseligkeit in dieser und in der andern Welt, Schöpfer von Bildung in jeder Art, Bringer der Freiheit, der Unabhängigkeit, Erlöser von Italien;“ und da dies nicht die Eigenschaften sind, deren sich der wahre, nicht von den Revolutionsmännern, sondern von Jesus Christus verkündete Katholicismus rühmt: so fand sich schnell ein Mittel, um diesem Mißstande abzuhelpen, und das Wesen des Katholicismus zu bekämpfen, ohne sich den Schein zu geben, als ob man dieses wollte; indem man sagte: die Kirchenver-

sammlung von Orient sei in der Kirchenzucht und in der Glaubenslehre, durch jesuitische Kunstgriffe berückt, vom rechten Wege abgewichen; die Päpste und die Congregationen in Rom seien mehrmals durch die Umtriebe der Jesuiten hingegangen worden; die häufige Communion, die Verehrung der Bilder, die Andacht zur jungfräulichen Mutter Gottes seien altes Zeug und elender Blunder und jesuitische Mißbräuche; die Demuth des Herzens endlich, die freiwillige Armuth, der geistliche Gehorsam, die Verachtung seiner selbst, das Verlassen der Welt seien nichts Anderes, als Uebertreibungen des Mittelalters, von Christus verworfen und dem Evangelium zuwider, welche aber nichts destoweniger vom Jesuitismus aufrecht erhalten und gepflegt worden seien.“

„Die Geheimnisse, die Wahrheiten, die heiligen Gebräuche der katholischen Kirche, die nun auf diese Weise alle in so schlimmes Licht gestellt worden, wurden deshalb gering geschätzt, verachtet, verlacht; und in Folge dessen sahen wir die Kirchen geschändet, die heiligen Bilder zersezt, die Reliquien der Heiligen verbrannt und in den Wind zerstreut, die geweihten Gefäße zu unheiligem und sacrilegischem Gebrauche verwendet, die Beichtstühle zertrümmert und verbrannt, die Grundlehren der Religion geläugnet und bestritten: und alles Dieses — weil man nichts mehr vom Jesuitismus wissen wollte.“

Insbefondere hatte sich Gioberti vorgesetzt, dem bisherigen katholischen Glauben allmählig ein anderes System unterzuschieben. Der Verfasser unserer Quelle sagt darüber: „Ich habe zur Bestätigung dessen das Geständniß eines Geheimbündlers, den ich nicht nennen will. Dieser sagte in einem schon früher einmal angeführten Briefe, den er nach der Mitte des Jahres 1847 schrieb: „Gioberti ist für den Klerus das, was Mazzini für die italienische Partei. Der Priester Gioberti spricht zu den Priestern ihre Sprache, und ich versichere Sie, es kommen von allen Seiten Nachrichten,

daß bei dem Welt- wie bei dem Ordensklerus die Lehre von der Freiheit, von der Unabhängigkeit Italiens u. s. w. ein Gedanke ist, der Viele verführt; und sie kommen zu der Ueberzeugung: der Katholicismus sei eine wesentlich demokratische Lehre.“

Nachdem endlich apostasirte Priester auf den öffentlichen Plätzen Roms gegen das Papstthum predigten, Jeder, der in der Hauptstadt der katholischen Welt in einem geistlichen Gewande auf die Straße ging, sein Leben wagte, amerikanische und englische Wortsbdiener herbeigerufen wurden, um ihre Lehre an dem Siege des Papstthums zu verkünden, darf es nicht befremden, wenn der Kampf gegen die Kirche in der Hauptstadt der katholischen Welt consequent und schnell durch seine Phasen lief. Moderner Staatsabsolutismus und anarchische Pöbelherrschaft reichten sich zu diesem Ende die Hand. Kein Mittel blieb unversucht, den katholischen Glauben entweder zu verfälschen, oder ihn der Herrschaft über die Herzen und Gemüther der Menschen zu berauben. Das Empörendste hiebei ist der Hohn und die Heuchelei der revolutionären Häuptlinge. „Sie erklärten feierlich durch ein förmliches Dekret, daß der Papst alle nöthige Gewährleistung für seine Unabhängigkeit in Ausübung seiner geistlichen Gewalt haben würde; und zu gleicher Zeit gestatteten und beförderten sie alle mögliche Beschimpfung und Schmähung seiner Person, sowohl in Wort als Schrift, und durch die Presse; sie fingen die Briefe auf, welche an ihn von den Bischöfen geschrieben wurden; sie hoben die Congregationen auf, welche für reinkirchliche Angelegenheiten eingesetzt waren; sie verweigerten den Gehorsam gegen jeden Akt oder jeden Beschluß, der von ihm ausging; sie verletzten die Vorschriften der heiligen Kanonen, die kirchlichen Gesetze, befahlen Andern die gleiche Verletzung, und schmähten mit tausendförmigem Hohn und Spotte die geistlichen Strafen; und erklärten zuletzt, die geistliche Gewalt des Papstes sei eine Annäherung

einer herrschsüchtigen Priesterkaste, ein alter Quark aus dem Mittelalter, eine Knechtung des menschlichen Geistes.“

In Folge dieser neuen Auffassung der Religion wurden die Beichtstühle aus den Kirchen geschleppt und verbrannt, alle Kirchengüter im römischen Staate als Eigenthum der Republik proklamirt, die Glocken als überflüssig confiscirt, die Klostergelübde vom Triumvirat der Republik für gelöst erklärt, sämtliche Ordensgeistliche und Nonnen aus ihren Häusern vertrieben, zahllose Priester ermordet, endlich, als die Remise in der Gestalt der französischen Armee näher rückte, der Vorschlag gemacht: sämtliche Geistliche als Geiseln in die Engelsburg zu sperren. Ihren Culminationspunkt erreichte die antireligiöse Richtung aber in dem Gedanken einiger Wortführer der Revolution, den Protestantismus zur neuen Staatsreligion des verjüngten Italiens zu machen. „Es fiel“, sagt unser Verfasser, „ein Rundschreiben in meine Hände, das von den neuen Triumviren in partibus, Mazzini, Eterbini und Montecchi, unterzeichnet, und im Dezember 1849 in Lausanne gedruckt ist. Es führt den Titel: „Italienische Gesellschaft, deren Zweck ist, zur Wiederherstellung der menschlichen Encyclopädie zu dienen, und den Protestantismus zum öffentlichen Culte zu machen.““ Dieser Brief nun hat folgenden Inhalt, den ich meine Leser reiflich zu überdenken bitte:“

„Nach dem glanzvollen Beispiele der gebildetsten Nationen Europa's beabsichtigen die unterzeichneten Italiener einmüthig, sich zu einer Gesellschaft zu dem Zwecke zu vereinigen, jeden Keim einer philosophischen, politischen und religiösen Orthodorie, welche sich tyrannisch der Freiheit der Völker widersetzt, zu zerstören, und das Denken in Italien durch Abschüttlung des unerträglichen und erniedrigenden Joches der Autorität zu reformiren, da von der freien Wahl der Principien in jedem Bereiche des Wissensmöglichen alles Wissen abhängt. Die Einrichtungen, welche zur Begründung

der Freiheit der Völker sich eignen, sind einzig jene, welche die Monarchien und den Katholicismus in Fesseln schlagen, da diese die beiden größten Hindernisse der Freiheit sind, indem sie der Autonomie des Geistes widerstreben, jenem Rationalismus nämlich, der uns allein einmal von der Sklaverei befreien, und ein reinmenschliches Christenthum, das ganz dem Fortschritte dient, begründen soll.“

„Völker von Mittelitalien! die Demokratie, wie der Protestantismus, haben bei euch eine schöne Zukunft; möchtet ihr vereint einen Stein zu dem großen Baue tragen, der euch glorreich vor den Augen des denkenden Europa's machen wird; und fürchtet nicht, daß das katholische Priesterthum, der Altar und das Kreuz noch ein dauerndes Leben haben: diese alten, abergläubischen Dinge, diese veralteten Lügen müssen zu Grunde gehen vor dem wachsenden Laufe des Protestantismus. Alle, die hier am Schlusse ihre eigene Handschrift beisetzen, werden Apostel der liberalen republikanischen Propaganda seyn, und es werden ihnen die Statuten, die Satzungen, die großen gesellschaftlichen Rechte mitgetheilt werden, welche sie in Zukunft genießen sollen. Lausanne im Dezember 1849. Mazzini. Sterbini. Montecchi.“

Augenscheinlich ist dieß eine Finte, welche berechnet ist, die Gunst Preußens und Englands zu erhaschen. Aber sie hat ihren Zweck nicht erreicht; in England war selbst das revolutionäre Cabinet zu klug, um sich auf diese Chimäre eines italienischen Protestantismus einzulassen, der dort, ohne Wurzel im Volke und nur getragen von einem kleinen revolutionären Häuflein von Klubbisten, die Basis einer neuen Staatsordnung werden sollte. Preußen aber verfolgte gerade damals ein anderes, jetzt, wie es scheint, aufgegebenes Ziel. Um seinen deutschen Hegemoniegelüsten vorzuarbeiten, wollte es die deutschen Katholiken in die angenehme Täuschung wiegen, als hätten sie von einem preussischen Oberhaupte der deutschen Nation nichts als Liebes und Gutes zu erwarten.

Der nothgedrungene Bescheid auf den Vorschlag zur Protestantisirung Italiens konnte also nur lauten: „so gerne, so unmöglich.“ Das war damals. Was die Zukunft in ihrem dunkeln Schooße birgt, müssen wir abwarten. Nur Eins ist gewiß: eine Revolution, welche den Protestantismus als letztes Ziel ihrer Bemühungen im Auge hatte, war nicht berechtigt, Oesterreich selbst wegen seiner nicht zu entschuldigenden, früheren Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, im josephinischen Sinne, Vorwürfe zu machen.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Revolution in Italien, wie allenthalben, die Frucht einer falschen Wissenschaft war, welche ihrerseits wieder aus dem Erlöschen des religiösen Glaubens und dem Erkalten der Liebe zu Gott hervorging. Trug sie diesen Charakter, so leuchtet von selbst ein, daß der Boden, aus dem sie erwuchs, nur die Stimmung der höheren gebildeten Klassen seyn konnte. Das eigentliche Volk wurde von diesen verführt, oder ohne zu wissen, worauf es ankam, blindlings geleitet. Sehr richtig sagt der Verfasser der „Erinnerungen“:

„Während so die Revolution mit unglaublicher Rührigkeit betrieben ward, war, wenn man die zahlreiche Dienerschaft der reichen Familien und die höhere Bürgerschaft ausnimmt, der Ueberrest des Volkes noch ziemlich unverdorben. Der größte Theil der sogenannten Coloni war sogar der Regierung anhänglich, bei der er oft Schuß gegen seine Dränger fand. Hätte die Regierung nicht so viel Achtung für das Eigenthum besessen, hätte sie nicht besorgen müssen, daß die Scenen sich wiederholen würden, die man in Galizien erlebt hatte, es würde ihr nicht schwer geworden seyn, das Land gegen die Städte zu bewaffnen. Dieses zeigte sich später bei dem Erscheinen der Piemontesen; sie fanden bei ihrem Einfall fast keinen Anhang auf dem Lande, und beklagten sich bitter, daß man sie über den Geist und die Gesinnungen des Landes getäuscht habe. Wir wurden bei unse-

rem Vordringen vom Volke wahrhaft wie Befreier empfangen. Das war nicht die Haltung eines schuldbewußten, die Strafe der Sieger fürchtenden Volkes; es war die Freude über die Befreiung von einem Joche, das man ihm als Freiheit aufgelegt hatte, und das ihm binnen vier Monaten mehr kostete, als seine frühere Regierung in einem Jahre. Es war eine Bevölkerung, die die Gerechtigkeit und Milde ihrer rechtmäßigen Regierung kannte, und dieser vertrauend, auf Nachsicht und Vergebung rechnete.“

Auch der piemontesische Kriegsminister Bava erzählt einen höchst merkwürdigen Fall, welcher dasselbe bekundet. „Der Ort delle Gracia“, sagt er, „hat eine ganz eigenthümliche Kirche, in deren Innerem sich Gruppen von Wachsstatuen in Nischen in mehreren Reihen befinden, welche merkwürdige Ereignisse aus der Geschichte des Hauses Gonzaga, Wunderthaten u. s. w. vorstellen, weshalb Seine Majestät gewünscht hätte, sie zu sehen; aber die Schlüssel, um in dieselbe zu kommen, konnten auf keine Weise gefunden werden. Man erfuhr später, daß der Feind beim eiligen Rückzug mehr als hundert Gefangene und Verwundete darin zurückgelassen hatte, was uns von den Einwohnern sorgfältig verborgen gehalten wurde, so groß war der Schrecken und zugleich ihre Neigung für die Sache des Kaisers.“

Ueberhaupt steckt in der lombardischen Revolution, wie in der gesammten österreichischen, ein Element, welches einem früheren Jahrhundert angehört. Während beim Ausbruch der französischen Staatsumwälzung der Angriff sich vorzugsweise gegen die privilegierten Stände, insbesondere gegen den Adel, wendete, tritt in Oesterreich, vornehmlich aber in der Lombardei und in Ungarn, der Adel selbst als einer der Hauptfactoren der Revolution auf.

„Der deutsche und ungarische Adel“, sagt der Verfasser der „Erinnerungen“, „wollten sich auf Unkosten der Kronpopularität erwerben und ihre Vorrechte erweitern; sie haben

es mit dem Verluste aller ihrer bisherigen Privilegien bezahlt. Das muß früher oder später das Loos aller privilegierten Stände seyn, die sich von der Quelle ihrer Vorrechte trennen wollen. Die italienische, die ungarische Revolution sind ohne Widerrede das Werk des Adels, die deutsche Revolution nicht; hier war der Adel nur die Pfote, womit der Affe die Kastanien aus dem Feuer zog.“

So viel ist gewiß: die italienische Revolution ist keine naturgemäße Frucht des innersten Volksgeistes; sie sollte dem Volke durch die oberen Klassen künstlich eingeimpft werden, und das Hauptmittel, dessen man sich bediente, um einen revolutionären Fanatismus hervorzubringen, ohne welchen es keine Umwälzung irgend einer Art geben würde, war das Rationalitäts-Prinzip. Allein wir nehmen keinen Anstand, dieses gesammte Rationalitätsfieber, diese fanatische Schwärmerei für die *unità d'Italia*, für eine große revolutionäre Lüge, für ein reines Kunstprodukt einer falschen und verkehrten Wissenschaft zu erklären. Das wirkliche Volk in der Lombardei wußte nichts davon; es hielt, wie wir gesehen haben, bei weitem mehr mit Oesterreich, als mit seinen piemontesischen Befreiem. Ueberhaupt gibt es nicht leicht, wenn wir auf die lebendige Wirklichkeit sehen, einen weniger italienischen Gedanken, als den der Einheit Italiens. Wer auch nur einige Zeit in Italien gelebt, wird wissen, daß die Bewohner der Halbinsel sich durchaus und in keiner Weise als ein und dasselbe Volk betrachten, ja, daß sie ihre nationalen Antipathien hauptsächlich gegen ihre mititalienischen, meistens nächsten Nachbarn richten. Nationalfönn heißt so viel, wie erweiterte Familienliebe; er herrscht dort, wo jedes Glied des Volkes in dem andern den Abkömmling von denselben Stammeltern erblickt. Einen solchen Geist der Treue und Anhänglichkeit, des Zusammenhaltens in Noth und Tod finden wir heute nur noch bei Juden und Zigeunern. Bei allen andern modernen, mit fremden Stämmen

vielfach gekreuzten und durchmischten Nationen finden wir keine Spur mehr von dieser ursprünglichen Familienliebe, der Mutter aller wahren Nationalität. Alles, was man heute für diese ausgibt, sind Surrogate, die in den meisten Fällen nicht auf Liebe, sondern auf Haß gegen diejenigen hinauslaufen, welche nicht zu diesem bestimmten politischen Gemeinwesen gehören. Italien existirte als solches aber gar noch nicht einmal, sondern sollte erst durch das Mittel des gemeinschaftlichen Hasses gegen Oesterreich ein solcher revolutionärer Einheitsstaat werden. Wie ernstlich und aufrichtig es aber um diese Unitäts- und Nationalitäts-Bestrebungen bestellt war, kann der Umstand darthun, daß die Revolution sich mit eben so großer Gewalt und Erbitterung in der Lombardei gegen die „Fremden“ wendete, wie in Rom und Neapel gegen die einheimischen, ächt nationalen, uritalienischen Regierungen. Lüge, Lüge! und nochmals Lüge!

Wir haben oben gesehen, daß das letzte Ziel und Ende der revolutionären Bestrebungen in Italien, wie anderswo, die Zertrümmerung aller Fundamente der Gesellschaft, die gründliche Zerstörung aller und jeder weltlichen und geistlichen Autorität auf Erden war. Aus dieser unläugbaren Thatsache fließt eine Folgerung, deren Nichtbeachtung sich bitter und meistens mit dem Untergange derjenigen rächt, welche sich hier aus Schwäche oder Kurzsichtigkeit einer Inconsequenz schuldig machen. Es ist eine unbestreitbare, unwiderlegliche Wahrheit, daß Jedweder zu Grunde gehen muß, welcher die Revolution durch Concessionen, durch halbe Einräumungen, durch Nachgeben beschwichtigen und versöhnen will. Dies liegt einfach in der Natur der Sache. Mit einem brandschazenden Feinde, welcher eine bestimmte Summe fordert, läßt sich ein Handeln und Unterhandeln über ein Mehr oder Minder denken. Aber eine Räuberhorde, die mich plündern, mir Haus und Hof anzünden, mich und die Meinigen ermorden will, läßt sich begreiflicherweise dadurch nicht auf

bessere Gedanken bringen, daß ich ihr einen Theil meines Vermögens freiwillig abtrete; sie geht von der Annahme aus, daß ihr von vornherein das Ganze gehöre. So war es allerdings möglich, daß in früheren Jahrhunderten Aufstände und innere Unruhen durch rechtzeitige Nachgiebigkeit in Betreff einzelner Rechte beschwichtigt werden konnten. Aber der zu ihrer prinzipmäßigen Ausbildung gediehenen Revolution unserer Tage gegenüber ist jede Nachgiebigkeit Schwäche, jede Schwäche todbringend. Den Beweis dieser Behauptung lieferte während der jüngsten italienischen Revolution nicht bloß die Regierung des Kirchenstaates, sondern nicht minder auch die der Lombardei. Wahrlich! nach den von dem „Veteranen“ berichteten Daten würde, wenn nicht Radecky mit kräftiger Faust noch zu rechter Zeit das Steuer ruder ergriffen, und der Unfähigkeit oder dem Verrathe gewisser Bureaukraten ein Ziel gesetzt hätte, das politische Schicksal der Lombardei schwerlich ein anderes gewesen seyn, als das des Kirchenstaates. Der Hauptunterschied liegt darin, daß der letztere keinen Radecky hatte; die Civilregierungen beider Länder haben einander wenig vorzuwerfen. Deshalb erscheint uns auch die souveraine Verachtung, mit welcher der Verfasser der „Erinnerungen“ das geistliche Reglement im Kirchenstaate behandelt, nicht gerechtfertigt. Dieser Schriftsteller steht zu hoch, als daß er in den Ton der gewöhnlichen Tagesliteratur fallen durfte *).

*) „Die toskanische Regierung hatte seit des Großherzogs Leopold Zeiten im Rufe großer Liberalität gestanden; aus dieser Freisinnigkeit war dem Lande ein Erwerbszweig erwachsen. Man zog dadurch eine Menge fremder Reisenden an sich, die viel Geld im Lande verzehrten, und obgleich Oesterreich wohl oft auf die Gefahr aufmerksam gemacht und gegen die Folgen gewarnt haben mag, so blieb es doch beim Alten; der Freisinn artete in Sorglosigkeit aus, die geheimen Gesellschaften konnten daher kein günstigeres Feld für ihre Umtriebe finden, wie Toscana. Noch mehr

Wenn die bureaukratische Regierung der Lombardei wirklich so hoch über den geistlichen Formen der päpstlichen Regierung stand, woher dann die Erscheinung, daß die Unzufriedenheit der Lombardei mindestens eben so groß, aber keineswegs gerechter war, als die in Rom und im päpstlichen Gebiete? Woher die Erscheinung, daß die lombardische Regierung, der Stolz der Bureaukraten, in der Stunde, wo es ernst war, der Revolution gegenüber noch schneller erlag, als das mit so gründlicher Verachtung behandelte weltliche Regiment des Papstes. Das letztere hat wenigstens eine Geschichte von beinahe

war dieß in den römischen Staaten der Fall, die man zwar nicht des Fehlers eines zu freisinnigen Regierungssystems beschuldigen kann, wo aber die Rennerungssucht in der Abneigung der Unterthanen gegen die geistliche Regierung noch mehr Nahrung fand. Schon in den frühesten Zeiten hat sich in dem Kirchenstaate ein Widerwillen gegen das geistliche Regiment kund gegeben. Diese Abneigung mußte in dem Maße wachsen, als die Revolution in ihren Folgen im Geiste des Volkes mehr Wurzeln schlug. Wir wollen hier nicht alle die Fehler einer geistlichen Herrschaft, die Widersprüche, in denen sie mit dem Bedürfnisse der neuen Zeit steht, herausheben; es genügt, den Kirchenstaat gesehen zu haben, um die Sehnsucht zu begreifen, die die Einwohner dieses von der Natur so gesegneten Landes nach einem gerechten und auf einer festen Basis ruhenden Regierungssystem durchbringen muß. Wir kennen die fast unüberstieglischen Schwierigkeiten, die sich dem heiligen Stuhle bei jedem Reformversuche entgegenstemmen, denn eine Regierung kann ihrem eigenen Lebensprinzip nicht zuwider handeln. Wie theuer zahlte nicht Pius IX. seine liberalen Versuche! Nichts destoweniger bleibt der Uebelstand, daß ein Staat, dessen Regierungssystem mit den Bedürfnissen und dem Wohle seines Volkes im Widerspruche steht, eine ungeheure Anomalie ist, die früher oder später zum Verderben des Ginen oder des Andern, vielleicht Beider führen muß. Auf diesem Boden hatte daher die Revolution leichtes Spiel. Gehegt in Toskana, wucherte sie in Rom, und verbreitete von hier aus ihre Arme nach allen Richtungen.“

überthals Jahrtausenden für sich, deren sich die modernen Beamtenregierungen schwerlich jemals zu rühmen haben werden. Wir sind wahrlich weit entfernt, die schwachen Seiten der geistlichen Regierungen in Abrede stellen oder schönreden zu wollen; aber man soll auch nicht im Geschmack der heutigen Zeit auf ihre Kosten Staatsformen über die Gebühr rühmen, welche die Probe der Zeit und den Sturm der Gefahr so schlecht bestanden haben, wie der moderne Beamtenabsolutismus. Auch in Beziehung auf die heutige päpstliche Regierung steht jedem Katholiken ein sehr unbefangenes Urtheil frei, und wir sind nicht der Meinung, daß der gläubige Christ seiner Anhänglichkeit an die katholische Kirche die Wahrheit in Betreff des weltlichen Regiments der päpstlichen Regierung zum Opfer zu bringen habe. Wir lassen hierin Jedem seine natürliche Freiheit. Nur darf ein Umstand nicht übersehen werden, der unseres Dafürhaltens viele, die meisten Mißgriffe und falschen Schritte der päpstlichen Regierung seit dem Jahre 1846 erklärt. Dieß war die unnatürlich feindselige und verderbliche Stellung, welche das kaiserliche Oesterreich zum Mittelpunkte der kirchlichen Einseitigkeit genommen hatte. Der Papst stand, was man auch sagen möge, zwischen der widerkirchlich-josephinischen, heimtückischen Verfolgung einer von allen Parteien tief verachteten Gewalt, deren nahen Sturz vorauszusagen, keine prophetische Gabe erforderte, und der eben so verderblichen Heuchelei der Revolution. Zwischen dieser Scylla und Charybdis durchzuschiffen, war die Mission, welche Pius IX. von der Vorsehung erhalten. Wir läugnen die großen politischen Fehler nicht, die bei der Lösung dieser Aufgabe begangen worden sind; in diesen Fragen ist der Kirche der übernatürliche Beistand des heiligen Geistes nicht versprochen, und der Mensch steht hier dem Drange der Thatsachen, allein auf seine natürlichen Kräfte angewiesen, gegenüber. Aber nur die Regierung, welche im Jahre 1848 ihren Beruf ganz und

vollständig erfüllte, ist berechtigt, den ersten Stein auf Pius IX. zu werfen!

Fragen wir nach diesen Erörterungen über die inneren Ursachen der italienischen Revolution, nach der Art und Weise, wie dieselbe in Scene gesetzt wurde, so stoßen wir zunächst auf einen wichtigen Unterschied zwischen dem Treiben der italienischen Ummwälzungspartei und den revolutionären Bestrebungen in andern Ländern. Ist überhaupt die Gegenwart nicht das Zeitalter großer Männer und gewaltiger Charaktere, so gilt dieß auch von der Partei der Zerstörung und Ummwälzung. Auch hier drückender Mangel an hervortretenden großartigen Persönlichkeiten; auch hier die Mittelmäßigkeit am Regiment. Bloß Italien macht hiervon eine Ausnahme. Hier laufen die Fäden der Revolutionspartei in einem Manne zusammen, der allerdings zu den gewaltigsten Charakteren und zu den begabtesten Individualitäten der Gegenwart gerechnet werden muß. Das ist der ehemalige Genueser-Advokat Mazzini, welcher, ohne Widerrede von der revolutionären Partei der gesammten Halbinsel als Oberhaupt anerkannt, bei dieser einen Gehorsam findet, wie er zu dieser Zeit nicht alltäglich ist, und über dessen bedeutende Persönlichkeit Freund und Feind einig sind. Von seinem sichern Versteck in London aus erließ Mazzini, wie ein unumschränkter Feldherr, Befehle, Instructionen und Weisungen an seine Partei, bei der er nur zu willigen Gehorsam fand, und der er hierdurch alle Vortheile der Einheit der Leitung sicherte. Weniger bedeutend als Mazzini, war Gioberti, der jedoch, besonders weil er beim Klerus bedeutenden Anhang fand, in hohem Grade fördernd in den Gang der Revolution eingriff. Der Verfasser der „Erinnerungen“ entwirft folgende Charakteristik dieser beiden revolutionären Hauptlinge.

„Mazzini, der Hohepriester der Revolution, sah ein, daß die vereinzelt, theilweisen Empörungsversuche nimmer

einen Erfolg gegen Oesterreichs Macht haben würden, daß diese Macht sie nie aufkommen lassen werde und könne; er änderte nun seine ganze Taktik. Sollte die Vereinigung Italiens unter Einem Hut oder Einer Staatsform möglich seyn, so mußten alle Angriffe nunmehr allein gegen Oesterreich gerichtet, und hiezu ganz Italien in Einem Gedanken vereinigt werden. Die Ausführung dieses großartigen Projectes, das wir allein dem erfindungsreichen Kopfe Mazzini's zuschreiben, erforderte Zeit, Geld und günstige Umstände. Das Eine fand er in dem Reichthum seiner Landsleute, das Andere in dem Sturze Louis Phillpps. Es gab damals zwei politische Parteien in Italien, die die Vereinigung und Befreiung (wie sie es nannten) ihres Landes auf sehr verschiedenen Wegen erstrebten. Die eine, mit dem Phantasten Gioberti als Führer, wollte eine Art föderalistischer Vereinigung mit dem Papste an der Spitze; die andere, wenn nicht die mächtigere, doch an Verstand überlegene, ward von Mazzini geleitet. Sein System war einfach der Sturz aller italienischen Regierungen, und an ihrer Statt eine mächtige Republik; dazu wählte er, um der Größe der Erinnerungen willen, die Wiederherstellung der römischen. Vorerst ließ er aber Gioberti seinen Träumereien ruhig nachhängen. Er wußte zu wohl, daß der Sturz der Demokratie so gänzlich verfallener Regierungen ihm ein Leichtes seyn werde. Wir werden im Laufe dieser Erzählung dafür bald in dem Schicksale des Papstes und des Großherzogs von Toskana den Beweis finden. Mazzini stand in engster Verbindung mit den Demokratenführern aller europäischen Staaten; er hatte seine theuren Freunde in Pesth, in Prag, in Wien, in Berlin, wie in Paris und London. Er fing an, sich zu einer wirklichen Macht zu erheben. Wir haben erlebt, daß er einem mächtigen Ministerium im stolzen England ernste Verlegenheiten zu bereiten wagen durfte. Die Rolle dieses Mannes ist noch nicht ausgespielt, mögen die Regierungen aufmerksam

auf sein Treiben seyn. Wir halten ihn für einen der bedeutendsten Feinde, den die gesetzliche Ordnung jemals gehabt hat."

"Mazzini's Talent", sagt derselbe Verfasser weiter, „hatte eine Einheit, eine Allgemeinheit in die Verschwörung gebracht, wodurch sie einzig in der Reihe der Revolutionen da steht. Er hatte so viel möglich alle vereinzelt Ausbrüche zurückzuhalten gewußt. Obgleich es fast unmöglich ist, ein solches Unternehmen ganz geheim zu halten, so hatte doch kein Verrath stattgefunden, und keiner Polizei war es gelungen, solche Thatsachen aufzufinden, mit deren Hülfe man dem Ganzen auf die Spur hätte kommen können. Darum hatte er weislich sich der ersten Organe der Regierung zu versichern gesucht. Die italienischen Fürsten waren der Revolution verfallen, ehe sie es noch ahneten, Karl Albert ausgenommen, der in das Geheimniß tief eingeweiht war, der sich nur in so ferne täuschte, daß er glaubte, der Erbe der Revolution zu werden, während er ihr zum Opfer hätte fallen müssen, selbst wenn er aus dem treulos begonnenen Kampfe siegreich hervorging. Nicht ein oberitalienisches Reich unter Karl Albert, nicht ein Föderativstaat unter Pius IX., nein, eine italienische Republik wollte man, wie man in Frankfurt a. M. eine deutsche anstrebte; aber der Sprung zur Republik auf einmal war zu groß, und deshalb sollte Karl Albert als Mittelstapel dienen, bis die Zeit seines Sturzes gekommen seyn würde."

In Folge der Instructionen Mazzini's concentrirte sich die revolutionäre Partei durch ganz Italien in Vereinen, welche, unter sich in engster Verbindung stehend, ein Netz über alle italienischen Lande geworfen und neben den bisherigen Regierungen einen revolutionären Regierungs-Mechanismus eingerichtet hatten. Dieß war ihnen vornehmlich im Kirchenstaate geglückt, wo in raschen Uebergängen die päpstliche Regierung zuerst in den Hintergrund geschoben, dann förmlich

ignoriert wurde, während die Cercioli sich thatsächlich in den Besitz der weltlichen Regierungsbrechte des Papstes setzten. In diesen Vereinen wurden die Todesurtheile gegen die Widersacher der Revolution gefällt, und von dort aus gingen jene planmäßigen Verläumdungen, durch die Jedweder verhöhnt und um Ehre und Ansehen gebracht wurde, der sich der Revolution feindlich bewies, ja auch nur seine Pflichten als Katholik erfüllte. Gleichen Schritt mit dieser Thätigkeit der Vereine hielt die Zügellosigkeit der Presse, die Verführung der Geistlichen, die Verfolgung der Kirche, besonders der Ordensgeistlichkeit. Der Nationalhaß gegen die Deutschen wurde im nördlichen Italien durch alle Künste, welche der Partei irgend zu Gebote standen, auf die Spitze getrieben. So entstanden bereits zu Anfang des Jahres 1848 in Mailand die Tabaksunruhen. Aber immer noch hätte man die Revolution lähmen, ihr den Zusammenhang, die Führung rauben können, wenn man ihre, von der Polizei sehr genau gekannten Häupter mit Einem Schlage festnehmen ließ. Ohne Leitung und Führung wäre dann die Revolution wahrscheinlich nicht in einen förmlichen Krieg, sondern in partielle Aufstände ausgelaufen.

„Eine solche Maßregel kam wirklich zur Sprache, und es fand eine geheime Zusammentretung bei dem Gouverneur, Graf Spaur, statt, in welcher die Verhaftung einer Anzahl der bekanntesten Verschwörer beschlossen, und die erforderlichen Maßregeln eingeleitet wurden. Allein, noch in derselben Nacht ward diese Maßregel wieder zurückgenommen, und es erfolgte nur die Verhaftung von drei, wegen ihrer exaltirten Gesinnungen zwar übelberüchtigten, aber wegen ihrer Persönlichkeit höchst unbedeutenden jungen Männern, die, nach Laibach gebracht, dort mit großer Rücksicht behandelt, und dann von unserem unterdessen zur Herrschaft gelangten Revolutionsministerium in Freiheit gesetzt wurden.“

Nachdem am 15ten Mai 1848 der König von Neapel

der Revolution Herr geworden; und der Süden Italiens von der Schmach dieser Herrschaft befreit war, blieb die Wiederherstellung der Ordnung im Norden Oesterreich vorbehalten, und in Mittelitalien die gemeinschaftliche Aufgabe dieser Macht und Frankreichs. Aber auch die Ummwälzungspartei selbst that endlich das Ihrige, um alle Welt zu überzeugen, daß die Revolution ihre Zwecke in Italien nie und nimmer erreichen könne. Ein Haupthinderniß war die Uneinigkeit der Rebellen selbst, welche in der Lombardei am Tage nach der Vertreibung der Deutschen in hellen Flammen hervorbrach.

„In Mailand“, sagt der Verfasser der „Erinnerungen“, „organisirte sich eine provisorische Regierung, dasselbe geschah in allen andern Städten. Als aber nun Mailand seine Suprematie ausüben wollte, zeigte sich bald die alte historische Uneinigkeit der italienischen Städte und ihre wechselseitige Eifersucht. Die provisorische Regierung Mailands mußte Mitglieder aus allen Städten in sich aufnehmen. Mazzini war nach Mailand geeilt, er glaubte am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, allein es lag keineswegs in seiner Absicht, Karl Albert zum Könige von Italien zu machen, er wollte sich seiner nur als Werkzeug bedienen, deshalb glaubte er auch nicht gestatten zu dürfen, daß seine Macht zu tiefe Wurzeln schlage. Er begann seine republikanischen Agitationen, und somit war der Grund zur Uneinigkeit gelegt.“

„Im Namen der italienischen Einheit“, fährt er an einer andern Stelle fort, „hatte man die Revolution begonnen, aber Manin (in Venedig) fing seine Herrschaft damit an, daß er die Republik herstellte. Karl Albert hätte daran erkennen können, was er von seinen Bundesgenossen zu erwarten habe. Konnte man auch vernünftigerweise glauben, daß der König von Neapel, der Papst und der Großherzog von Toskana aufrichtig einen Fürsten in seinen ehrgeizigen Absichten unterstützen würden, der sich selbst und den seine

gestrunkenen Mailänder-Freunde bereits als den künftigen König des einigen Italiens betrachteten? Die verschränkte Herrschaft, der Ehrgeiz Oesterreichs hatten nie ihre Blicke so weit gerichtet. Oft hatte es die wankenden Throne dieser Fürsten mit seiner Macht wieder hergestellt und befestigt. War es nicht natürlich, daß diese Fürsten sich lieber an eine große Macht, die ihnen so oft Schutz gewährt, angeschlossen, als sich zu Vasallen eines kleinen Königs herabwürdigten, ob weil er sich einen italienischen Fürsten nannte, und ob weil er Ehrgeiz hatte, Herrscher des schönen Italiens seyn zu wollen? War es nicht abgeschmackt, zu glauben, daß das mächtige Neapel, das ewige Rom, das kunstreiche Florenz, das dem langweiligen Turin, das nichts von allem Dem ist, unterworfen würden? Konnten Italiener so sehr ihre eigene Geschichte vergessen, so wenig den Geist ihres Volkes kennen, als sie die Verwirklichung ihrer abgeschmackten Einheitsbestrebungen für möglich hielten? Wahrlich, nie ist ein Volk von geschwätzigen Advokaten, von einem Adel, der keine andern Wurzeln mehr im Volke hatte, als das Geld, das er in Schweiß seiner Coloni entreißt, unwürdiger hintergangen und mißbraucht worden, als das italienische, das mit seinem Blut und seinem Wohlstande die ehrgeizigen Bestrebungen eines Mazzini und Manin, eines Casati und Borromeo, und endlich eines herrschsüchtigen und kriegslustigen Fürsten befehligen würde, hätten nicht Radeky und seine tapfere Armee diesem treulosen Getriebe ein Ende gemacht, und den verschiedenen Regierungen die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung ermöglicht.“

Aber auch für den Fall, daß die Zerstörungspartei im Norden Italiens Meister geblieben wäre, stellt der Verfasser in „Erinnerungen“ der Revolution ein überaus trübes Prognostikon. „Der Rückzug Oesterreichs aus Italien wäre das Signal zu einem allgemeinen und blutigen Bürgerkriege in Italien geworden, aus dem dieses Land zerstückelter und ge-

schwächer als je hervorgegangen seyn würde. Wir glauben kaum, daß Gleichheit der Sprache ein Band der Einigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen eines Volkes seyn könne. Man blicke auf unser liebes Deutschland; man wird sich überzeugen können, welche Sympathien Oesterreicher und Preußen, Bayern, Würtemberger und Hannoveraner unter einander verbinden. Auch die Deutschen vermochten es, sich gegen den Fremdling, sich gegen Napoleon zu vereinigen, aber diese Einigkeit war nur das Produkt des Augenblicks für den Augenblick. Kaum war Napoleon gefallen, so trat die alte Eifersucht, der alte Haß wieder mit der alten Lebhaftigkeit an den Tag. So wäre es in Italien, aber in viel höherem Maße, ergangen, wäre es den Häuptern der revolutionären Partei gelungen, Oesterreich zu vernichten, hätten nicht Metastasy und sein Heer die Monarchie gerettet, und seine Siege Italien vor einem Kriege bewahrt, der dieses Land in ein großes Schlachtfeld umgewandelt haben müßte, auf dem sich endlich zum Beschlusse Deutsche, Franzosen, Russen und Engländer die Hand zu seinem gänzlichen Untergang geboten hätten.“

Dies Alles ist unwidersprechlich wahr und richtig, aber das Licht einer besseren Erkenntniß wird den Italienern erst aufgehen, wenn die heute noch latenten, gesunden und conservativen Elemente frei geworden, und in den Kampf mit der Lüge und dem Unglauben getreten sind, der in Italien erst noch beginnen muß. Gott gebe bald!

L.

L i t e r a t u r.

das heilige Land. Von Rabbi Jos. Schwarz aus Jerusalem.
Frankfurt 1852.

Raum hat auf irgend einem Gebiete seit zehn Jahren
so große wissenschaftliche Thätigkeit geherrscht, als in
Beziehung auf die Topographie Palästina's. Gleich als sollte
geistiger Hinsicht gut gemacht werden, was man in poli-
scher versäumte, hat man seitdem das gelobte Land, so zu
sagen, wissenschaftlich neu erobert. Hatten die früheren Rei-
seschreiber vorzugsweise nur aus der Tradition geschöpft,
so die heutige Lage des Landes mit seinen Flecken und
Ortern sonderlich zu berücksichtigen, so hat man seitdem den
heiligen Boden wie ein aufgeschlagenes Buch behandelt,
um den andern von den heutigen Orts- oder Thal-
namen vorgenommen und mit den alten verglichen, und so
endlich die Geographie Palästina's wieder hergestellt, wie es
erst noch Eusebius beschrieben hat. Sonderbar, daß gerade
die Bewohner vom entgegengesetzten Ende der Erde, die Ame-
rikaner, das meiste dafür gethan haben! In der That sind
Robinson und Smith, welche, mit der Landessprache
vertraut, zuerst nähere Umfrage bei den arabischen Bewoh-

nern gehalten, und Vieles erkundet haben, wovon sich in den hergebrachten Beschreibungen der Terra sancta kein Wort findet. Gleichzeitig machte die Geologie Palästina's neue Fortschritte: es war, neben Schubert, unserem waderen österreichischen Landsmanne Rußegger vorbehalten, hier die gründlichere Forschung anzubahnen, bis die Nordamerikaner 1847 auf den Gedanken kamen, eine eigene Expedition von Seeleuten mit besonders zu dem Zweck gebauten Schiffen unter Lynch auszurüsten, um gerade das wichtigste Terrain zu untersuchen, und das lange Räthsel über den Lauf, oder vielmehr Sturz des Jordan und die Tieflage des Sees Genesareth und des tohten Meeres zu lösen. Und es ist gelöst!

Bei diesen positiven Fortschritten hat es auch an negativen nicht gefehlt, denn wir nennen es einen Fortschritt, wenn auch nur die Polemik über gewisse Punkte sich bis zu Ende gesprochen hat. So hat schon Robinson gerade den Hauptpunkt, die Richtigkeit der Stätte des heiligen Grabes und des Golgathahügels mit der darüber erbauten Basilika, angestritten, und in neuerer Zeit hat Dr. Titus Tobler, der Schweizer, in ziemlich radikaler Weise mit den Traditionen von Jerusalem und Bethlehem ausgeräumt, um auf den Grund zu kommen. Es bleibt nun die würdige Aufgabe mehr positiver und katholischer Gelehrten, zu thun, wie die Israeliten nach der Rückkehr von Babylon nach Jerusalem beim neuen Stadt- und Tempelbau gethan: die alten Fundamente nachzuweisen, und, das Schwert zur Abwehr in der einen, die Axt in der andern Hand, an den Neubau sich zu machen. Und auch das wird geschehen, nachdem erst die groben „Wald-rechter“ allenthalben abgeräumt haben, wo Schutt und Ruinen waren.

Aber auch auf dem Felde der alten Literatur bleibt noch Vieles zu entdecken und zu erobern übrig. Welch eine Aufgabe dem, der den rechten Metallgang anzuschürfen versteht, sich biete, hat vor ein paar Jahrhunderten bereits Meland

in seinem Palaestina gezeigt, indem er zuvörderst bei den Erben der hebräischen Volks- und Landeskunde, den Rabbinen, sich anfragt, die Nachrichten der christlichen Kirchenväter zusammenstellte, und sein noch immer lehrreiches Werk der erstaunten Welt vorlegte. Die Wissenschaft war berechtigt, von einem neueren Gelehrten, Dr. Schulz, der als preussischer Consul in Jerusalem eigentlich die Mission hatte, auf topographische Entdeckungen auszugehen, noch Wichtiges zu erwarten: er war es ja, der das alte Bethulia (Beit Ilva) und Jotapata (Dschosat) wieder aufgefunden und in Augenschein genommen hat, bis ihn ein Schicksal erreichte, das zu schmerzlich ist, als daß wir seine Freunde bei der Betrachtung desselben aufhalten dürften. Ermuthigt durch solche Resultate, und, wie es scheint, verzweifelnd an dem Erfolge ihrer religiösen Befehrungen, haben die anglikanischen Missionäre sich inzwischen geeinigt, die Geographie des Landes sich unterthan zu machen, und es gereicht ihnen zur Ehre, daß Williams zuerst den Fehdehandschuh aufhob, um die Stätte von Golgatha zu vertheidigen und die alten Mauern von Jerusalem zu bestimmen, indeß Roberts, wie der Bayer Halbreiter, die malerischen Ansichten aufgenommen hat.

Während gleichzeitig die Väter am heiligen Grabe sich rüsteten, ihren Quaresmius wieder in Ehren zu bringen, und die Fäden der kirchlichen Ueberlieferung fester zu knüpfen, auch jüngst den Convent zu San Salvador mit einer Druckerei versehen, geschieht es, daß zugleich die in Jerusalem versammelten Juden den Inhalt ihrer talmudischen Schriften in Bezug auf die heilige Stadt und das gelobte Land noch einmal zusammenlesen, und, gleichsam um der Welt zu zeigen, daß auf diesem Gebiete noch viel zu thun, und daß gerade jetzt die Zeit für solche Leistungen gekommen sei, tritt Dr. Schwarz, ein Rabbiner aus Bayern, der sich aber bereits zweimal sieben Jahre im heiligen Lande aufhält, und

bleß nach Möglichkeit bereist hat, mit der obigen hervor. Daß dieses Werk kein tautologisches sei, wie so Reisebücher, bezeugt von vornherein die Angabe, da Verfasser nicht weniger als hundert alte Orten, die bisher der Vergessenheit anheimgegeben u wieder aufgefunden habe. Nehmen wir an, daß die Hälfte eine Täuschung unterlaufen sei, so ist es noch ein kleiner Gewinn, wenn man erwägt, daß der Reisende, welcher zuerst das hebräische Original des nun in Uebersetzung vorliegenden Werkes nach Deutschland zu zufrieden damit zurückkehrte, auch nur Einen biblischen nämlich das neutestamentliche Emmaus, wieder aufgefunden zu haben, in Galonieh nämlich, welchen Namen (C) die Römer dem Flecken gegeben haben müssen, nachher spastan daselbst, nach der Zerstörung Jerusalems, zwei Veteranen als Colonisten angesiedelt hatte. Wie miß übrigens ist, in Vergessenheit gerathene Ortsnamen zu listren, davon kann sich Jeder überzeugen, der Reichs Register von Dörfern und Weilern durchlesen will, u noch vor dem dreißigjährigen Kriege in Oberbayern liden, aber unter den 30,000 Ortschaften, welche damals deutschen Reichsboden weggesetzt wurden, mitbegriffen theils auch (wie Kematen, das heutige Rymphenburg) Namen verändert haben.

Wir wollen nicht läugnen, daß der Verfasser hi da auffallender Versehen sich schuldig macht. So liden See Tiberias von Schiffen belebt seyn, während Jeder, der an Ort und Stelle war, weiß, daß seit schengedenken nur ein einziger Rachen zum Holztransportenseits herüber den Spiegel des Sees durchfurcht hat noch dazu Lynch bei seiner Jordanexpedition in Tri fuhr. Vom Jordan glaubt er, derselbe sei einst nach rothen Meere geflossen, obwohl durch Höhenmessungen die Unmöglichkeit dessen erwiesen ist, da das todte Meer

bloß fünf- bis sechs-, sondern dreizehnhundert Fuß unter dem Niveau des Mittelmeers, und noch etwas mehr unter dem Spiegel des Meerbusens von Akaba liegt. Leider ist auch die Karte nicht so vollständig, wie das Buch, und verdiente wohl, mit der Genauigkeit der Kiepert'schen neu umgearbeitet zu werden. Und was die Beschreibung Jerusalems betrifft, so that es uns leid, daß der Verfasser die Lage des alten Thales Tyropöon, welches mitten durch die Stadt zieht, dem Augenschein zum Troste verkennen konnte, und daß er dasselbe, weil er in der verkehrten Richtung sucht, so völlig von Ruinen verschüttet seyn läßt, daß man es mit offenen Augen nicht wieder finde. Damit sei aber der Bedeutung seines Werkes kein Eintrag gethan:

Der Verfasser hat bei seiner Ausführung manchen Baustein zu Handen genommen, ohne vielleicht zu ahnen, daß er für die neuteamentliche Bibelforschung goldeswerth sei. Wir heißen es schon willkommen, wenn derselbe Jerem. XIII, 4 die Peseart Ephyrata, statt Euphrat, urgirt, so daß der Prophet allerdings nach Bethlehem, nicht aber wiederholt an den Euphrat entsendet erscheint u. s. w. Ein Hauptverdienst aber erwirbt sich das Buch in unseren Augen, weil es über die Umgegend des Sees Gennesareth, jener durch den fast dreijährigen Aufenthalt des Erlösers geheiligten Landschaften, unwillkürlich mittelst talmudischer Belege näheres Licht verbreitet. Jene von Christus gleich Sodoma und Gomorrha in den Abgrund verfluchten undankbaren Städte, wo sind sie hingekommen? Seit anderthalb Jahrtausend sind sie spurlos, bis auf den Namen, verschwunden, und nicht einmal von Rapharnaum, geschweige von Bethsaida und den andern uns heiligen Orten, hat die Kirche durch Aufrichtung eines Altars unter der Hut ihrer Sendboten noch irgendwie Besitz genommen. Ein Lichtstrahl fällt mit einemmal auf die fast schon den Augen und dem Gedächtnisse der Menschen entschwundenen Ruinen.

Wer sollte sich nicht freuen, zu hören, daß der Talmud, indem er wiederholt von Nachum und Refar Tanchuma als der Grabstätte des Propheten Nachum und der berühmten Rabbinen Tanchum und Tanchuma spricht, damit von Rapharnaum Meldung gibt! Wer sollte sich nicht freuen, daß an der Stätte des alten Gennesareth wenigstens noch der Name Gensur haftet, und daß von Chorozain noch die Ruinen Gerasim, oder im Munde der Araber Garfaim, übrig sind! Welch' ein Ereget hat je Auskunft über Dalmanutha zu geben vermocht, wohin der Heiland nach der Bergpredigt sich zu Schiffe begeben? Der Verfasser erklärt: „Aus Urkunden ersah ich, daß Migdal oder Magdala (die Heimath der Magdalena) auch den Namen Talmanuta führte“ — leider aber vergißt er, außer der bezüglichen Höhle von Teliman, die Urkunden näher anzugeben. — So liegt ihm auch Migdal Eder, „nach einer im Lande bekannten Tradition, auf einem Berge bei Etam“, und wir vermissen die nähere Begründung. Welches ist die Stadt, die auf dem Berge gelegen ist, wie Christus spricht? „Die weiße Stadt auf dem Berge“ — hieß Nazareth bei den Rabbinen, „wie ich aus alten Urkunden (?) ersah“, spricht der Verfasser, weil die Häuser derselben aus weißen Kalksteinen erbaut sind, und sie am Abhange eines Berges liegt. Das Ainos des Josephus, unweit der heißen Quelle Elberias, ist wohl Chammath, oder das galiläische Amais.

So ist uns in dem Buche allerlei geboten, aber viel bleibt auch zu wünschen übrig, und es macht nur um so lebhafter das Verlangen nach Mehrerem rege. Allerdings gehört große Sorgfalt in der Benutzung und anderweitige Vorkenntniß dazu, will man aus dem Werke das Rechte herausfinden. Interessant ist noch die Erklärung zahlreicher Völker-, Länder- und Städtenamen außerhalb Palästina's, wie sie in der Bibel und den rabbinischen Schriften nach hebräischem Volksmunde sich genannt finden. Diese Beigabe

nt dazu, die mosaische Völkertafel aufzuhellen. Außerdem folgen Abhandlungen über die Metalle, Pflanzen und Thiere Palästina's, sowie über die liturgischen, religiösen und socialen Gebräuche der Juden zu Jerusalem, nebst einer Kritik des Raumer'schen und Rosson'schen Werkes, worin sich der Verfasser auf das Uebersicht seiner Kenntnisse in der arabischen Sprache und rabbinischen Literatur mit Grund etwas zu Gute thut. Wir sehen nicht an, das vorliegende Buch für das bedeutendste wissenschaftliche Werk über Palästina, seit der Erscheinung des vorgenannten, zu erklären.

Was wir Eingang über die jetzt herrschende außerordentliche Thätigkeit im Fache der Palästina-Literatur bemerkt, findet seine weitere Bestätigung in den so eben erscheinenden Denkblättern aus Jerusalem (drei Bände) von August Tobler, welche sich über die Sitten und Gebräuche und alle nur denkbaren Merkwürdigkeiten der heiligen Stadt und des Landes mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit verbreiten, daß man das Nachlesen von hundert anderen Reisebüchern sich füglich ersparen kann. Ebenso tritt, während dieß kaum niedergeschrieben ist, Fallmerayer mit einer Denkschrift über Golgatha und das heilige Grab den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften hervor, worin er — erstaunen Sie nicht! — sich dieses Mal offenbar zu Gunsten der heiligen Grablegende ausspricht, und den Gegnern wenigstens den Boden durch die Anweisung entzieht, daß man im Oriente selten ein ständliches Hochgericht finde, sondern häufig mitten in der Stadt oder in der Vorstadt die Hinrichtungen vollstrecke, was füglich dem Orte des jetzigen Heiliggrab-Tempels geschehen konnte; nun aber die Schrift bestimme, der Heiland sei außer der Stadt und nahe beim Thore gekreuzigt worden, so sei nach ihm auch bei Josephus Flavius herrschenden Sprachgebrauche der πόλις eben die Davidsstadt oder die Altstadt (Cité,

City) auf dem Berge Zion zu verstehen. Es ist damit jedenfalls ein neuer Gedanke in die Fehde geworfen, wenn wir gleich das Aufgeben der Via dolorosa und die Verlegung des Richthauses mit dem Plaze Sabbatha auf die Zionshöhe, statt nach der Burg Antonia, nicht billigen können. Wir nehmen den Befund mit Dank hin, in der Hoffnung, daß nächstens die Entdeckung sich vervollständigen werde.

LI.

Social : Politisches,

die confiscirten „Briefe über Staatskunst“ und Dr. L. F. Fischer's Buch über den „deutschen Adel“ betreffend.

I.

Der Anonymus: die „Reaktion“ und die große „sociale Frage“.

Es scheint nunmehr je länger je öfter begegnen zu wollen, daß in deutschen Ländern Schriften confiscirt werden, welche auf dem Standpunkte des redlichsten Conservatismus fußen. So ist es den jüngst in Berlin erschienenen „Briefen über Staatskunst“ ergangen; sie hatten schnell großes Aufsehen erregt, und die begleitenden äußern Umstände machen ihre Beschlagnahme überhaupt interessant. Man kann sagen, daß die „Briefe“ gleichsam als reife Frucht aus zwei, ungefähr ein Jahr alten, andern Werken hervorgewachsen seien, welche sehr vortheilhaft über die Masse der neuesten „Reaktions“-Literatur emporragen, aus der trefflichen Schrift H. W.

iehl's: „die bürgerliche Gesellschaft“ und dem Buche Dr. H. Fischer's: „Der deutsche Adel in der Vorzeit, Gegenwart und Zukunft vom Standpunkte des Bürgerthums trachtet.“ Beide Schriften, namentlich aber die letztere, sind gewaltige Streiche in das Angesicht des modernen Institutionalismus; ihnen gegenüber hatte aber der Liberalismus noch nicht Muth und Kraft, die Gewalt zu provociren; er zog vielmehr den Versuch vor, die Gegner todzuschweigen. Man betrachte dagegen jetzt, wie ihm in kurzer Zeit der Rammschwollen, und er muthig ist gegen die anonymen „Briefe“. Sollte Gott, er fürchtete mit Grund, daß sie als „Rettungsstrin“ in gewissen Kreisen begrüßt werden könnten!

Wenn übrigens die „Reaktion“, welche die „Briefe“ mit allem Ernste und seltener Gründlichkeit predigen, in absteigenden Höhen keinen Beifall findet, so ist es nicht zu verwundern. Von einer „Kreuzzeitung“ aber war das Aufstehen mit Leitartikeln höchst überraschend, wie sie nun in einer Reihe von Nummern gegen ein Buch erschienen sind, welches einzig und allein die Aufgabe sich gesetzt hat, mit aufsteigender Consequenz den wahren Inhalt gewisser conservativen Schlagwörter nachzuweisen, gewisser Schlagwörter, die nicht weniger Verwirrung, wenn auch weniger Verblendung, zurichten vermögen, als die bekannten demokratischen! Ist nicht das zweite Wort im Munde der „Kreuzzeitung“: die Biedervereinigung der gespaltenen Stände und Interessen“, die „Zurückführung der ständischen Zerrissenheit zur organischen Gliederung?“ Davon handeln nun die „Briefe“, und von allein; aber, siehe da! die „Kreuzzeitung“ scheint ihren eigenen Schatten zu fürchten. Kein Wort verliert sie bis jetzt über den eigentlichen Inhalt des Buches; dagegen macht sie sich einen Popanz zurecht, als wenn es zum „politischen Ideal einen orientalischen Despoten über einer Herde Sklaven“ sei das „Wesen der wahren Monarchie als unvereinbar mit Verfassungsmäßigen Beschränkungen“ darstelle — Alles nach der

heidnischen Lehre des vorigen Jahrhunderts von der fürstlichen Souverainetät — und „unter dem Namen der christlichen Monarchie einen Gözen von Menschen-Souverainetät“, die „absolute, unbedingte, unbeschränkte Machtvollkommenheit der weltlichen Fürsten als das unantastbare Axiom ihres göttlichen Rechtes“ proclamire. Von allem Dem steht in den „Briefen“ erweislich Nichts, oder das Gegentheil; auf den Papst aber regnet es fromme Geiselhebe, und auf den breiten Rücken wird ihm andächtiglichst nachgewiesen, daß ja selbst das Verhältniß zwischen Gott und Menschen ein — constitutionelles sei. Das genannte Blatt hat freilich überhaupt — denn es segelt nicht immer mit demselben Winde noch genau unter derselben Flagge! — für jetzt parlamentarischen Wind gefaßt und die constitutionelle Flagge aufgezogen, und dazu scheint noch specielle und persönliche Animosität gegen den Verfasser der „Briefe“ zu kommen. Denn der Anonymus ist zwar nicht, wie man, auf einen der jetzt bekanntesten Sündenböcke rathend, Anfangs meinte, Herr Dr. Leo in Halle, aber doch ein ci-devant eifriger Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“, und dessen „Bruch“ mit der „kleinen, aber mächtigen Partei“, wie es scheint, neuesten Datums.

Selbst den Fall gesetzt, daß die „Briefe“ im Einzelnen grundfalsche Sätze ausführten, müßte doch im Allgemeinen jede conservative Seele in Deutschland sie als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen. Denn was sie wollen, ist der Beweis, daß eine Heilung der zersehten und gewaltsam zerquetschten Stände durch organische Gliederung auf deutschem Boden allerdings noch möglich sei. Stelle man dieser Behauptung und ihrer Ausführung nur auf einen Augenblick die verzweifelte Schilderung französischer Zustände in der jüngsten Schrift Montalembert's gegenüber. Wo, wie in Frankreich, alle organischen Bildungen im Volksleben auf ihre Atome zurückgeführt und pulverisirt, die Stände und die ständischen Interessen verschwunden, in selbstständige Urwäh-

ler und staatsbürgerliche Einzel-Interessen aufgelöst sind, da kann freilich die Alternative bestehen: Repräsentativ-Regierung oder orientalischer Despotismus. Es gibt da weder Stände noch ständische Interessen zu vertreten, nur isolirte Individuen mit unbestimmten und unbestimmbaren Rechten; die Regierung ist da nothwendig, wenn eine collegialische, ein aus mehreren isolirten Individuen mechanisch zusammengesetztes Kopfsahl-Regiment, oder, wenn eine einheitliche, die Alleinherrschaft eines isolirten Individuums, das ist die Despotie. Fasse man die Geschichte Frankreichs in diesem Moment wohl in's Auge! Die in Deutschland eingedrungene demokratische Gesetzgebung führt, wenn sie ungestört walten darf, denselben Zuständen und den gleichen Endresultaten unfehlbar entgegen. Daß dem aber noch zu wehren sei, durch Sammlung der Ueberreste christlich-germanischen Volkslebens und durch Herstellung deutschen Rechtes — das ist der Grundgedanke der „Briefe über Staatskunst.“ Die hohe Ungunst, der ihr Erscheinen unterliegt, erscheint wahrlich als ein böses Zeichen für Deutschlands socialpolitische Zukunft.

Niemanden mehr, als den „Ultramontanen“, warf von jeher die demokratisch-egalisirende Zeitrichtung als besorgte Mutter des modernen Constitutionalismus verknocherte Restaurations-Sucht vor, die schwermüthig in das Mittelalter zurückblide, auf den bemoosten Steinen verfallener Burgen sitzend, ein Jeremiaß auf den Trümmern Jerusalems; noch jüngst, namentlich zur Zeit der Londoner Industrie-Ausstellung, waren es vor Allen sie, deren man spottete: der gellende Ton der Locomotive, der sie in ihrer Traumseligkeit störe, dünke ihnen wie teuflischer Hohn, und zurücksinkend in ihren Jammer träumten sie von den apokalyptischen Zeiten. In der That aber ist es auffallend, daß die Blüthe der eigentlichen deutschen „Reaktions“-Literatur fast lauter protestantische Autoren zählt. Nicht als wenn das heillose Mißverständniß der neuen Zeit- und Weltlage, und zunächst die

Frucht jenes Mißverständnisses, der moderne Constitutionalismus, nicht auch unter den Katholiken die schärfsten Kritiker gefunden hätte! Ihre vollen Kräfte aber waren stets nicht in der Negation, sondern im Schaffen auf dem religiösen Gebiete in Anspruch genommen; da mußten sie Raum für politischen Wiedergeburt machen, in der Theorie und Praxis, von da aus das rechte Verständniß der neuen Zeit anbahnen. Versetzte politischen Einrichtungen negiren und niederstürzen wollen, bevor man Aussicht hat, das Bessere, oder vielmehr das Rechte, an die Stelle zu bringen, heißt die natürliche Ordnung umkehren. Die Erfahrung lehrt auch in diesem Augenblicke, daß da und dort einzig und allein jene versetzten politischen Einrichtungen den sofortigen Rückfall zu noch Schlimmerem verhindern, zu einer aus der finsternen und traurigsten Zeit der Vergangenheit datirenden politischen Richtung, welche nichts Eiligeres zu thun wüßte, als die einzig noch übrige Macht der Erhaltung und Rettung zu unterdrücken! Auch die Uebel der Zeit müssen der Kirche zum Besten gereichen, und ohne Weiteres die Pfeiler des Nothdaches über dem großen Werk der Kirche mitten unter der Arbeit umstürzen zu wollen, könnte nur reaktionärer Vornirtheit zu Sinne kommen, die unterschiedlos nach dem Alten begehrt, sei es gut oder schlecht, todt oder lebendig für diese Zeit. Daß aber, wie die „Ultramontanen“ von Anfang an behauptet, nur die Kirche noch retten kann, ist eine so hell leuchtende Wahrheit, daß allmählig auch jene protestantischen Autoren der „Reaktions“-Literatur sich gedrängt fanden, Zeugniß zu geben. Während sie im Rücken der vorwärtsstrebenden und nach würdiger Stellung der Kirche ringenden Katholiken mit dem Constitutionalismus aufzuräumen suchten, und über den Neubau des social-politischen Lebens nachdachten, kamen sie zu der Erkenntniß: wir bedürfen dazu der — Kirche, sie allein kann für den Neubau das Fundament bereiten. So die Männer der wahren und ächten

Reaktion"! Wenn sie als die rettende Kirche auch nicht
ßen und geradezu die katholische erklären, sondern etwa,
i anezogener Verwirrung der religiösen Ideen, von der
Einen wahrhaftigen Kirche" sprechen, „welche in allen Kir-
jen auf Erden sichtbar wird, die sich um das Banner des
echten christlichen Bekenntnisses sammeln" — so thut das
mächst ihrer Erkenntniß keinen Eintrag. Sie werden bald
rfahren, daß nur die Kirche das Fundament zur politischen
Biedergeburt bereiten kann, welche selbst ein Fundament
at, und zwar das göttliche, somit auch allein das „rechte
ristliche Bekenntniß."

Die vorliegenden „Briefe über Staatskunst" liefern ei-
en merkwürdigen Beweis über jene fortschreitende Erkennt-
iß in der wahren und ächten „Reaktion". Daß es Mühe
ekostet hat, auf dem Gebiete des weitvorgeschrittenen negiren-
en Protestantismus, dem natürlichen Vater des politischen
iberalismus, leuchtet von selbst ein. Um aber ein schla-
endes Beispiel anzuführen! es war eine Schrift des Herrn
B. A. Huber, bis zu den jüngsten Tagen Professors an
er Berliner Universität, über die Mittel gegen den Paupe-
ismus, zu welcher einer der verehrtesten Mitarbeiter an die-
en Blättern im März 1849 (Bd. XXIII, S. 338 ff.) vom
atholischen Standpunkte aus einige ergänzenden Bemerkun-
en leicht hin beifügte; und nun, am Ende des Jahres 1852,
bante man fast meinen, die renommirten „Briefe über Staats-
kunst" seien wesentlich nichts Anderes, als eine principielle
und sorgsam systematisirte, umsichtliche und geistreiche Ausein-
ndersetzung über jene Bemerkungen. Um aber vorerst auf
Einzelheiten nicht einzugehen, und ohne irgendwie Zustim-
mung zu allen Specialitäten des Buches oder der durchgän-
igen Ausführbarkeit seiner Vorschläge erklären zu wollen,
üssen wir es vor Allem zur Selbstlectüre empfehlen, denn
s würde schwer seyn, auch nur einen annähernd vollen Be-
griff von seinem überaus reichen Inhalt zu geben.

Von gemeinhin sogenannter „Politik“ findet sich in den „Briefen“ keine Sylbe; selbst von „Staatsverfassung“ und „landständischen Einrichtungen“ schweigen sie vorderhand noch; sie legen nur erst den „volksgesellschaftlichen“ Stoff zu recht, um später die volle Form, den „staatlichen Aufbau“, angeben zu können. Das ist in der That anstatt des schlechten revolutionären und destruktiven Weges, der das umgekehrte Verfahren einhält, der rechte evolutionäre und konstruktive Weg der Restauration. Denn eine Restauration war im Grunde der moderne Constitutionalismus auch, und zwar gegen die seit zwei Jahrhunderten eingerissene heidenmässige Usurpation einer landesfürstlichen Omnipotenz, aber eben eine verkehrte Reaktion, die daher nur aus der Scylla in die Charybdis führte, zum Absolutismus des toten Buchstabens, der Kammermajoritäten, der Beamtensoverainetät. Wenn die neue und „berechtigte Reaktion“ bloß wieder eine Gasse zum monarchischen Absolutismus zurück hauen würde, der in Deutschland nie rechtlich bestanden hat, so wäre das ein Ziel, das den ganzen Weg zum Frevel machte, das Kind einer ebenso unberechtigten Revolution, als ihre Vorgängerin, die Mutter des Constitutionalismus, war. „Die berechtigte Reaktion muß zugleich Conservation seyn, und da die Conservation meist unterdrückte und außer Wirksamkeit gebrängte Rechte angeht, zugleich Rehabilitation.“ So die „Briefe“!

Unsere Staaten leiden an schweren Krankheiten! Wie wir wissen, hat jüngst Dr. Franz in der Schrift: „die Staatskrankheit“, den Nachweis versucht, daß der Verfall der „dynastischen Energien“ diese Krankheiten verschulde. In Wahrheit aber haben sie ihren Grund ganz anderswo, nämlich in der krankhaften Desorganisation der Volksgesellschaft selbst. Es ist allerdings richtig, daß der Krankheitsstoff ursprünglich durch die anormale Thätigkeit des organisirten Centrallebens der Volksgesellschaft, durch verkehrte Einwirkung des Staates, dieser eingimpft worden

ist. Die Zerrüttung im Volksleben steigerte und erhielt aber hinwiederum die Krankheit des Staates — eine Wechselwirkung, welche nun auch den Heilungsproceß begleiten muß. Der Staat muß jetzt mit heilendem, wie einst mit zerrüttemdem Einfluß vorangehen, und „deshalb sind die rein staatlichen Ordnungen, Gliederungen und Einrichtungen bei einer allgemeinen Reorganisation sogleich dergestalt wenigstens in den Grundzügen zu entwerfen und hinzustellen, als ob bereits eine kräftig und normal gegliederte Volksgesellschaft vorhanden wäre.“

Diese Nothwendigkeit involvirt zugleich die allmähliche Wiederherstellung des unterdrückten Rechtes; Beidem stehen aber die „revolutionären Verfassungen“ absolut hindernd entgegen; es muß daher ein rücksichtsloser eiserner Schritt zur Zerreißung aller künstlich gestrickten Netze des gegenwärtigen Zustandes geschehen — das muthet der Verfasser der „Briefe“ den Landesherren zu. Sie sollen Behufs der Beseitigung der „revolutionären Verfassungen“ ihre erzwungenen, zum Worthalten gegen die Revolution und zum Wortbruche gegen die Altberechtigten verpflichtenden, wider Gottes Gebot und alle ihre Pflichten streitenden Constitutions-Eide für ungültig erklären, und zwar unter der unerläßlichen Form eines „unverhüllten Sündenbekenntnisses und öffentlicher Buße“; sie sollen somit die constitutionelle Application ein- für allemal abschneiden, welche die Revolution mit der „Politik der faits accomplis“ treibt, dieser „Todesseuche alles wahren Staatsrechts“, die dem Rechtsbestande der europäischen Staaten die gefährlichsten Wunden geschlagen, und die Unsittheit der modernen Staatskunst bloßgelegt; und sie sollen sich ja nicht einreden lassen, nur in und mit den Formen eben des aufgezwungenen „constitutionellen Lügensystems“ selbst dieses „ebenbürtige Kind der Revolution“ mit seinen Ursachen und Folgen wegschaffen zu wollen, denn das wäre nichts Anderes, als Weihrauch auf den Gößenaltar streuen!

Das heißt „einmal recht tüchtig der Moral in's Gesicht schlagen“! — schreit man deshalb dem unbekannten Briefsteller in Choro entgegen, und selbst das mit Recht hochgeachtete „Literaturblatt“ W. Menzel's stimmt in einer eifertigen Recension ein, indignirt über diese „Aufforderung zum königlichen Eidbruch.“ Wir haben immer gegen die Sophisten des leichtfertigen Bruchs politischer Eide gestanden, könnten jedoch in dem fraglichen Vorschlage irgend eine Immoralität nicht finden, sobald nur die vorausgesetzte tiefausgeprägt christliche Gewissens-Richtung zum „unverhüllten Sündenbekenntnisse“, und zur „öffentlichen Buße“ in der That und Wahrheit der begehrten, gründlich religiös-social-politischen Restauration vorhanden wäre; was ist mit jenen Eiden ohne- dieß nicht schon alles geschehen! Angesichts dieses und anderer „Wenn“ aber freuen wir selbst uns des constitutionellen Nothdaches, glauben, daß auch unter diesem Vieles im Sinne jener allein ächten und wahren Restauration geschehen könnte, und bauen im Uebrigen, wie in Alweg, auf die ja auch von dem Briefsteller vorausgesetzte religiöse Erneuerung des Volkslebens, welche endlich selbst constitutionelle Kammern in Mithelfer zur großen Restauration deutsch-social-politischer Gestaltung zu wenden vermöchte, die ja immerhin nicht mittelst papierner Dekrete über Nacht ausgeführt wird. Auch ist wohl zu beachten, daß jene „Aufforderung“ zunächst nur Preußen berühren kann; bei andern deutschen Landesherren wird von einem „erzwungenen“ Constitutionseide nicht wohl die Rede seyn. Das beachtete z. B. Herr Dr. L. H. Fischer, indem er Behuf der „Entfesselung der Monarchie aus den Banden der Bureaucratie“ und der „Reorganisation der landständischen Verfassungen“ ohne Umschweife absolute Nichtigkeits-Erklärung aller seit 1815 stattgefundenen Beschränkungen der Souverainetäts-Rechte verlangte, welche unveräußerlich seien und nur durch Mißbrauch der höchsten Gewalt Schmälerung erfahren könnten. Dr. Fischer

provocirte denn auch folgerichtig auf „Sicherung der dynastischen Rechte durch einen Bundesgerichtshof“ — aber siehe da! nach all seinen kühnsten Restaurations-Ideen frähte kein Hahn. Woher nun plötzlich jetzt der große Entrüstungs-Humor gegen die „Briefe über Staatskunst“? Antwort: sie haben eben die Theorie ganz ausgebildet, und allen und jeden Liberalismus, auch den versteckt religiösen, im innersten Leben verwundet. Nicht umsonst bemerkt daher sogar das Menzel'sche „Literaturblatt“: mit einer solchen Reaktions-Doktrin könne der Anonymus „auch bei der Landeshoheit und bei der lutherischen Kirche nicht stehen bleiben; unwillkürlich wird es ihn weiter fortreißen in die katholischen und Kaiserzeiten.“ Und das ist gerade das Unverzeihliche an der consequenten protestantischen „Reaktion“, daß sie nolens volens nach Wehwasser und Mittelalter riecht. Da war die „Staatskrankheit“ des Herrn Dr. Franz doch noch protestantisch; er bezeichnete zwar richtig den heiligen Urquell aller „Autorität“, aber nur, um alle „Autorität“ zu läugnen. Im Uebrigen ist augenscheinlich, wie jeder Schritt politischen Positivismus weiter abzieht von der religiösen Regation!

Die „Briefe“ haben die große Frage aber auch schon von vornherein durchweg am katholischen Ende angefaßt. Ein entschiedenerer Gegensatz, als sie zu der Franz'schen „Staatskrankheit“ bilden, ist undenkbar. Beide erkennen die Signatur der Zeit in der ungeheuerlich herangewachsenen demokratisch-egalisirenden (materialistischen) Tendenz. Während aber Dr. Franz der neuen Richtung Naturwüchsigkeit und Unwiderstehlichkeit vindicirt, und folgerichtig den deutschen Fürsten räth, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, erklärt sie der Briefsteller für ein der Verfehrtheit staatlicher Kunstgärtnerei zu verdankendes Buchergewächs, und weist bis in's Einzelne die Möglichkeit nach, es mit Stumpf und

Stiel auszuroden. Den abstrakten „Staat“ und in ihm das „allgemeine Staatsbürgerthum“ macht jener zur nothwendigen Form des staatlichen Daseyns in unserer neuen, fatalistisch Alles nivellirenden Periode der Weltgeschichte; dieser steht darin nur das unendlich blamirende Schluß-Resultat aus der frei-persönlichen Legislation des seit einigen Menschenaltern weltbeherrschenden Liberalismus.

Die drei Stände — sagt er — sind da als lebendige Theilorganismen des volksgesellschaftlichen Ganzen, in und an welchem der Staat sich herausgliedern soll. Man hat aber den Bau des Staates ganz gegen die gegebenen Gesetze seines Stoffes vornehmen, und vom Staat aus die geschlossene Eigenthümlichkeit der Stände, in welcher allein sie ihr gesundes Bestehen haben, und ihre naturgemäßen Funktionen für das Ganze normal verrichten, aufheben und vernichten wollen — in dem hohlen „allgemeinen Staatsbürgerthum.“ Alles dem Ideal abstrakter Vernunftstaaten zu Lieb! Diesem mußte die organische Gliederung der Stände weichen. Zuerst ist das Bürgerthum zur bloßen Negation der andern Stände, zur Standeslosigkeit selbst geworden, zergangen und aufgelöst in den süßen Brei des allgemeinen Staatsbürgerthums. Mit der Zerstörung seiner eigenen Gränzen zerrüttete es die andern Stände und sich selbst; es ward, über diese Gränzen austretend, die Quelle jener Standeslosigkeit, die alle ausgebildeten Formen des Daseyns zertrümmern möchte, um in der breiten Unterschiedslosigkeit nur noch den egoistischen Individualismus obenauf schwimmen zu lassen. Das unaussprechliche Elend eines solchen Volkslebens, anstatt der alten Stände und Corporationen — ist nun aber der Triumph der selbstsüchtigen Vereinzelung, der liberalistischen Gleichmacherei, der doktrinären oder bürokratischen Glaubenslehren. Auf dieser gräulichen Isolirung der Individuen beruht denn auch der constitutionelle Staat; noch

dem einmaligen formellen Akt der Stammgebung sinkt der constitutionelle Urwähler sofort in das Bewußtseyn seines atomistischen Nichts zurück und bleibt, auch wenn er sich bis zum einflußreichsten Wahlmanne aufgeschwungen hatte, beim Abgange des Gewählten zu den Kammern doch in der Verlegenheit der Henne zurück, die das ausgebrütete Entlein auf dem Bache davon schwimmen sieht, ohne es erreichen zu können. Ueberall hat sich die Impotenz und negative Natur des Liberalismus erwiesen, und nichts als sie; er wußte wohl die ausgebildeten deutschen Rechtsinstitutionen, welche namentlich den Bestand der beiden ländlichen Stände sicherten, zu beseitigen, nirgends aber durch eigene positiven Schöpfungen Ersatz zu leisten. Gebildetes zertrümmern, organisches Leben atomisiren und mechanisiren, das kann er, daran hämmert er, das nennt er „Fortschritt“; und „ist es nicht ein Jammer und eine Schande, daß solch ein elender Popanz das deutsche Volk beherrschen und seiner Jahrtausenden abgerungenen, edelsten Erwerbnisse durch den rohesten Vandalismus berauben darf?“

Aus der Auflösung der drei natürlichen Stände hat sich aber ein Niederschlag gebildet, der das verzweifelte Problem unserer verzweifelden Social-Politiker, und für sie ganz allein die große „sociale Frage“ ausmacht — der sogenannte „vierte Stand“, oder das Proletariat. Das von allen Ständen sich absetzende Proletariat ist gegenwärtig zu einer höchst bedenklichen Massenhaftigkeit herangewachsen und in reißendem Zunehmen begriffen. Es ist die Krankheit der Zeit, die man mit aller abstrakten Verfassungsmacherei nicht heilt, sondern nur steigert. Darauf laufen aber alle bisher ausgebrachten Vorschläge hinaus. Selbst Riehl blieb in dem alten Irrthum befangen, daß eine vernünftige „Social-Politik“ den sogenannten „vierten Stand“, oder das Massenproletariat, dieses freigelassene Helotenthum, diese Degeneration aller naturgemäßen Ständegliederung zu einem besondern Stande

sich dürfe gliedern lassen. Das ist der Grundirrtum, und so lange man überhaupt von einem „vierten Stande“ auch nur zu reden vermag, liefert man gerade damit den faktischen Beweis, daß keine Spur von einem wahren Verständniß der tödtlichen Noth der Zeit vorhanden ist. Man kann sagen, daß das ganze Buch des Briefstellers im Grunde um diesen einzigen Satz sich drehe.

Wer da meint, dem „vierten Stande“ könne als solchem geholfen werden, und daß dieß seine eigene Affodirung und Organisirung, die Seelsorge und die „Liebeswerke der „Innern Mission“ vermöchten, der kennt und versteht ihn nicht. Denn er selbst ist wesentlich Standeslosigkeit, die passive und aktive Verneinung jedes Standes, und je mehr man ihn zum Stande zu machen, als Stand zu behandeln suchen wollte, desto tiefer würde man ihn in den innern Widerspruch hineintreiben, der sein Unglück ist. Es liegt in seiner Natur, als Stand keine Existenz-Berechtigung, keine auch nur relative Selbstständigkeit, neben den drei naturnothwendigen Ständen eines Culturvolks, zu haben. Sein Vorhandenseyn selbst ist eine Krankheit der Volksgesellschaft, und die Krankheit selber kann man nicht zur Gesundheit machen; man kann sie nur wegschaffen, damit die Gesundheit wieder eintrete, oder auch umgekehrt: wenn man die Gesundheit zurückführt, so muß dadurch die Krankheit verschwinden. Darum ist dem Proletariat als Stand gar nicht zu helfen, denn ihm anzugehören ist an sich schon ein Uebel; es beseitigen, aufheben ist die einzige Hülfe.

Also gänzliche Beseitigung des Proletariats ist das einzige Heilmittel! — ein Gedanke, den bisher noch kaum Jemand zu fassen vermocht. Dem Nachweis des „Wie“? sind die „Briefe“ vom Anfang bis zum Ende gewidmet! Sie ist nur zu erreichen durch Verengerung und wo möglich gänzliche Schließung der breiten Zwischenräume zwischen den drei

irlichen Ständen, wo jetzt das Proletariat wogt und wächst, id nur eine feste Corporirung der Stände in sich fann, nen so bestimmte Gränzen gegen einander geben, daß man dcht zusammenrücken kann, und zum bodenlosen Herum-iben zwischen ihnen kein Raum bleibt. Diese Gränzen id jetzt fließend geworden, vielfach gar nicht mehr bezeich- t, und in diesem Fließen und Wogen erzeugt und erhält s das Proletariat. Sobald aber die corporirten Stände ht aneinander rücken, wird das Proletariat nach seinen finitäts-Verhältnissen in sie hineingedrängt und von ihnen sgenommen, und so ferne dieß nicht möglich ist, wird es weder aus dem Lande hinausgedrängt, oder als ein ganz ringes, ziemlich unschädliches Gränzvölklein, dessen Lage r nicht so verzweifelt ist, sich vereinzelt hindurchzudrängen ssen. So wäre dann die ganze, so furchtbar bedängstigende age gelöst. Christliche Treue, der Geist der Liebe muß es n, der da angreift zur Verleiblichung organischer Schö- ingen; die Eiferer und Wäscher des höhern oder gemei- n, rechten, mittlern und linken Liberalismus haben freilich ir das franke Auge, das uns so flehentlich anblickt, kein der Mittel, als daß sie den Sand des allgemeinen Stimm- hts hineinstreuen, und ein: „„Arzt hilf dir selber!““ dazu en, während sie in kläglicher Hülfslosigkeit ihre ecken und gestandenen Freiheitslitaneien abbeten.“

Man muß selbst sehen, wie die einzelnen Theile des ovum organon politices“, der „vernünftigen Organis- ng und Corporirung der Stände“, in einander ssen! Es ist von einem Stand zum andern jedesmal gsfältig nachzuweisen, wie das von ihm sich ablösende, ihm prünglich verbundene Proletariat in den ernährenden mütter- en Boden der wirklichen Stände wieder eingepflanzt werden ine und solle, in den Boden der sittlichen Gemeinschaft d der Solidarität des Berufszweckes. Und das geschieht! i jedem der drei Stände wird gezeigt, wie deren Stamm

und Kern mit ihren übrigen Angehörigen dergestalt organisch zu verbinden sei, daß ein wirkliches Massenproletariat ebenso wenig übrig bleiben, als auf's Neue sich von ihnen abspalten könne. Was uncorporirt und auch fortan in voller Ungebundenheit bestünde, das wäre endlich nur ein nie ganz zu vermeidender Theil des höhern oder niedern Proletariats: das anständige Bagabundenthum der hohen Genies und die schwärmende Vogelfreiheit der „vagirenden Virtuosen, umherziehenden Schauspieler, Seiltänzer, Kunstreiter, Professoren der Magie, Puppenspieler, Harfenistinnen und wie das lose Gevögel sonst heißt, das immer gewesen ist, immer seyn wird, und bei gehöriger polizeilicher Ueberwachung ein unschädlicher und harmloser Bestandtheil der Volksgesellschaft ist.“

Die „Briefe“ geben eine genetische Geschichte der bereits auf furchtbare Höhe gestiegenen Zersetzung der Stände im deutschen Volksleben. Sie wurde begründet durch allmähliche Absorbirung des deutschen Rechts mittelst des römischen, die übrigens mit den unseligen Reformations-Zeiten erst recht begann, und fortgeführt durch die apriorische Bornirtheit des abstrakten Liberalismus. Die Frucht war zunächst unbegrenzter egoistischer Individualismus. Der römisch-rechtliche Absolutismus der unbedingten Freiheit der Person und des Eigenthums durchfraß den deutsch-christlichen Staats- und Rechtsorganismus, dessen tiefste Grundlage die persönliche Hingebung des Einzelnen an das größere Ganze war. Das moderne Heldenthum erkannte in ihm natürlich sofort sein Fleisch und Bein, und suchte ihm möglichst zur Herrschaft zu helfen. Wie dieß zuerst und zumeist in Frankreich gelungen, „zeigt der Code Napoléon und die dortige allgemeine Desorganisation. Was wir noch an organischer Zusammengliederung haben, ist christlich-deutschen Ursprungs; alle unorganische Vereinzelnung, z. B. das ganze Proletariat, Produkt der römischen Rechtsprincipien. Und das ist eben die Stärke des Communismus und Socialismus, daß ihnen „berechtigte Reaction“

gegen jenen egoistischen Absolutismus der Freiheit der Person und des Eigenthums zu Grunde liegt. Kurz — alles Elend unserer Zeit rührt von jenem unsittlichen Princip her, von dem Verfall der christlichen Weltanschauung und dem Rückfall in eine wesentlich antichristliche, in eine Lebenstheorie, die nicht mehr das Höchste des Daseyns in der Liebe und Treue erkennt, womit der Mensch Gott dient, sondern die das selbstische Ich, das moralische Subjekt, auf den Thron setzt. Es gilt die Freiheit des Egoismus durch die Freiheit der Liebe zu überwinden. Diese zu pflegen ist freilich Sache der Kirche, nicht des Staates. Aber Eines kann der Staat; er kann ~~ihm~~ einen Organismus geben, welcher das unorganische Ver-einzeln der Person ausschließt, die Unbedingtheit der persönlichen Freiheit und des persönlichen Eigenthums angemessen beschränkt. Das geschieht durch organische und corporative Gliederung aller Stände je nach ihren einzelnen Zweigen.

In der Eingangs erwähnten Beurtheilung der Huber'schen Schrift von 1848, über den Pauperismus, ist hervorgehoben: wie die Heilung unserer socialen Zustände dringendst gebiete, daß die Erzeugung der Lebensmittel gemehrt und das Anschwellen der Bevölkerung angehalten werde; das Uebel habe mit dem Bestreben des aufgeklärten Liberalismus begonnen: die Bevölkerung um jeden Preis in die Höhe zu treiben, wozu die beiden Haupthebel gewesen: Zerstückelung und unbeschränkte Theilbarkeit von Grund und Boden, und die unumschränkte Gewerbefreiheit; daß das Experiment auf grauenvolle Weise mißglückt, liege in der Natur der Sache. Genau diese Sätze sind es nun, von welchen aus die „Briefe“ ihre „organische Gliederung“ des Bürger- und Bauernstandes motiviren und aufbauen.

Was für das Erste den Bauern-Stand betrifft, so bedingte allein schon der ungeheuer gesteigerte Bedarf der Städte

an Nahrungsmitteln große Landwirthschaften, welche bei Weitem mehr Früchte und Vieh erzeugen, als ihr Arbeitspersonal verzehrt; man betrachte nur die Klagen in allen Blättern über die allenthalben stabil werdende maßlose Lebensmittel-Theuerung! Und wie einleuchtend mußte überhaupt von vorneherein seyn, daß die Bodenzersplitterung den ganzen Bauernstand ruinire, da sie ihn untüchtig macht für seinen Beruf? Nichts desto weniger verpfändete man, namentlich noch seit dem Umsturzjahre, die zunächst auf städtischem Boden erwachsenen und seiner Wandelbarkeit angemessenen, freien Veräußerungs- und Erbrechte ohne Weiteres auf den bäuerlichen, ohnehin von allem grundherrlichen Verband abgelösten Grundbesitz. Keine unserer revolutionären Gesetzmanufakturen ließ sich von den Artikeln absolviren: „Gewährleistung des freien Verfügungsrechts über Grundeigenthum und der Theilbarkeit desselben.“ Solch armselige Negationen waren die Summe ihrer Weisheit! Man sollte meinen, die Folgen lägen schon klar genug vor Augen, und die Rückkehr zu der „Erbweisheit“ der Vorfahren, zu dem deutschen Rechte, wäre genugsam motivirt.*) Noch ist zwar Erhaltung, noch Wiederher-

*) Eine erschütternde Belehrung über die Resultate der liberal-humanistischen Agrar-Gesetzgebung mußte zum Ueberflusse ein Blick auf die bäuerlichen Zustände Frankreichs geben. Der alte Adelsfeudalismus wurde dort beseitigt und sofort, wie jetzt bei uns, unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe gesetzlich etabliert, und daß der Bauer das Gut unter seine Kinder theile, vom Gesetz verlangt. Es vermehrte sich allerdings die Zahl der Grundeigenthümer; aber was sind sie und wie stehen sie jetzt in der dritten Generation? Es sind ein paar treffliche Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 15. November ff., welche darüber Auskunft geben. Um jenem Erbtheilungsgesetz nicht zu verfallen, sorgt der Bauer durch Rausch und Kränker, daß er möglichst wenig Kinder bekomme, so lange er noch etwas Land hat; erst der eigentliche Proletarier zeugt Kinder, sobald nur zur Welt kommen wollen. Obgleich so in einer

lung möglich, denn noch ist der bäuerliche Grundbesitz zum
 sten Theil nicht in die Hände des luxurirenden Bürger-

Volkschicht dem Anwachs der Bevölkerung unnatürlich gesteuert
 wird, und die Armer ein zweites künstliches Abzugsmittel bietet,
 ist in Frankreich doch das Grundeigenthum schon so zersplittert,
 daß das in Staub gerschlagene kaum noch weiter gehen kann. Die
 französischen Proletarier besitzen oft so kleine Flecke, daß der Ver-
 kauf nicht einmal mehr die Gerichtskosten erträgt. Es gibt nahezu
 anderthalb Millionen Landgüter, die kaum fünf Morgen Flä-
 cheninhalt haben; fünf Morgen gelten schon für ein respectables
 Stückerl. Wenn das nun noch getheilt werden soll! Schon jetzt
 ist kaum eine Anh davon zu halten, und woher kommt der Dän-
 ger? Noch dazu sind diese kleinen Grundeigenthümer nur dem Na-
 men nach Eigenthümer, in der That und Wahrheit nur Pächter,
 und nicht viel besser als Tagelöhner; sie müssen jahrein, jahraus,
 um nur die Zinsen zu erschwingen, „scharwerfen“ für den — Ca-
 pitalisten, der es mit ihnen in manchen Fällen zu 8, 10, ja bis zu
 20 Procent bringt. Zu so hohen Zinsen soll ein Stückerl von fünf
 Morgen noch dem Staat die hohen directen und indirecten Steuern
 zahlen! Was bleibt da übrig für die Familie? Nach amtlichen
 Berichten gibt es in la belle France 348,000 Wohnhäuser, die
 keine andere Oeffnung haben, als die Eingangsthüren, und nahe
 an zwei Millionen, die nur Ein Fenster haben. „Wer solche
 Verhältnisse erwägt, wird sich nicht wundern, daß das viele Mil-
 lionen Köpfe zählende Proletariat sich einem „socialen Hei-
 land“ zuwendet, nachdem die Lilie, die dreifarblge Fahne und
 das rothe Banner diese öconomischen Verhältnisse nicht im Minde-
 sten verbessert haben. Wenige sind sehr reich, nicht viele sehr
 wohlhabend, die meisten sehr arm. Man rechnet, daß von 35 Millio-
 nen Franzosen nur etwa 800,000 Familienväter sich in völlig gu-
 ten Umständen befinden. Davon sind neben den Capitalisten Tau-
 sende von Wucherern, die dem Bauer sein Mark anfangen. In
 jenen Bauern steckt allerdings Material zu einer Jacquerie; aus
 ihrer Mitte konnte der Ruf erschallen: Nieder mit den Reichen!
 Sie waren bereit, die Formel, daß Eigenthum Diebstahl sei, in
 ihren Kopf aufzunehmen und dann in die Gassen fahren zu lassen.
 „Wir wollen nur wieder nehmen, was man uns gestohlen hat“,

Landes, der Banquiers, Rentiers, Juden und Bucherer übergegangen; es ist aber hohe Zeit, damit nicht einst eine neue, alles Recht zerstörende lex agraria durch den blutigsten Aufstand erzwungen werden müsse. Strenge Gebundenheit der Güter nach aufsteigenden Klassen, Primogeniturrecht, gesetzlich angeordnete, nicht bloß erlaubte Familien-Fideicommiss-Majorate, Regelung des Creditwesens zur Sicherung gegen den Capitalfeudalismus — sind lauter Dinge, welche sich der höchsten Ungunst des humanen Liberalismus erfreuen; sie allein werden aber unter dem Landvolke dem zersetzenden Einfluß der egoistischen Regungen ein Ende machen, den Familiengeist und also den Standesgeist stützen. Zugleich thut aber auch gesetzliche Ordnung des Pachtbauern-, Betriebs- und Tagelöhnerwesens hoch Noth, zur Verhinderung des sich bildenden Landproletariats. Die „Briefe“ enthalten desfalls stets genau artikulirte Gesetzes-Vorschläge, sämmtlich auf den Grundzug des deutschen Rechts gebaut, daß es überall und in den mannigfaltigsten Gestalten das sittliche Dienstverhältniß zu Rechtsinstituten ausbildet und nirgends ein Verkehrsleben ohne Dienstvertrag kennt, oder dienstliche Beziehung egoistisch einander entgegentreibender Individualitäten duldet. Die Tagelöhner der corporirten Bauern-Gemeinden sollen daher von diesen eigentlich pragmatische Rechte erhalten, gerade wie die landesfürstlichen Beamten, nach Normen, welche z. B. in Mecklenburg noch gelten. Solche Tagelöhner sind keine Pro-

so lautete der Text.“ Nehme man dazu die straffste Centralisation und das in's Ungeheure ausgebildete Bevormundungssystem, Dinge, welche freilich für eine derartig pulverisirte Volksgesellschaft notwendige Uebel sind, und welche sich so angewachsen haben, daß z. B. jeder unbedeutende Banfall in einer Gemeinde über hundert schriftliche Berichte auf dem einfachen (nichtärettigen) Administrativwege zur Erledigung bedarf — so wird man sich wohl zu erklären wissen, was immer Verwunderliches in Frankreich geschieht und noch geschehen wird!

letarier, werden es auch nicht; unterliegen die Lohnarbeiter dagegen dem freien Kündigungsrechte von Oben, so ist jeder vermögenslose Diener ein Anwärter zum Proletariat, und sobald ihm gekündet wird, Proletarier.

Nun soll aber Alles und Jedes der organischen Gliederungen im Volke — der Gutsherr, die Landgemeinde, die Stadt, die Corporation, die Zunft, der Verein der Fabrikanten u. s. w. — zu dem Dienstleister, dessen es bedarf, in dasselbe verbindliche Verhältniß mit pragmatischen Rechten für den Dienenden treten. Es versteht sich von selbst, daß dabei den einzelnen Gliederungen auch volle Autonomie bezüglich ihrer Angehörigen zustehen muß, die eben durch sie den eigentlichen Ständen angegliedert werden. Dieß muß zunächst bezüglich des Niederlassungs- und Verehelichungs-Rechtes durchaus allgemeinen Einfluß üben. Daß dabei ein großer Theil des bereits angesetzten Proletariats keinen Raum zur Eingliederung in die drei Stände finden, und auch fortan eine bedeutende Zahl der Abhängigen des Niederlassungs-, beziehungsweise Verehelichungs-Rechtes auf längere oder kürzere Zeit entbehren wird, ist klar. Bezüglich dieses Residuums stellen die „Briefe“ zwei Auswege auf: die Auswanderung und den Cölibat. Erstere soll durch eine den Vermögensverhältnissen der Gemeinde oder Corporation angemessene Unterstützung versüßt werden, von dem letztern Auskunftsmittel muß noch des Nähern die Rede seyn.

Bei einer solchen Anschauung kann es nicht fehlen, daß auch die Autonomie der Gemeinden als politischer Körper wohl gewahrt wird. Die schwerste Verdamnung trifft jene faulen Einrichtungen des vulgären Liberalismus, welche die Selbstständigkeit, eigene Verwaltung und Obrigkeit der bürgerlichen Corporationen — und dasselbe gilt von den bürgerlichen — einer „Staats-Beamtenschaft“ zum Verzehren vortwerfen, und, folgerichtig jede naturwüchsige Mannigfaltigkeit verab-

scheuend, alle Gemeinde-Verfassung möglichst gleichförmig über Einen Kamm geschoren wissen wollen. Man sollte also meinen, die Deduktion laufe auf das sogenannte Selfgovernment der Gemeinden hinaus! Aber nichts weniger als das! Der Briefsteller ist ein allzu consequenter Verächter des doktrinären Liberalismus, als daß er nicht aller und jeder Obrigkeit „Autorität“ vindiciren, und alles liberalistische Kopfzahlregiment als autoritätsfeindlich verurtheilen sollte. Jede constitutionalistische Vertretung innerhalb der Gemeinde durch einen gewählten Gemeinderath ist vom Uebel. Vertreterin der Gemeinde nach Innen und Außen ist die, nicht von Subordinirten, sondern von sachverständigen Coordinirten, d. h. von benachbarten Gemeindevorstehern, gewählte Gemeinde-Obrigkeit; die Controle ist von übergeordneten Behörden, in bloß zeugschaftlicher Gegenwart der Gemeindevorsteher, zu vollziehen. Wo es jedoch darauf ankommt, die Autonomie der Gemeinde geltend zu machen, da soll eine vollständige Gemeindeversammlung statthaben und beschließen. Man mag nach dieser Ordnung der bauerlichen Verfassung die projectirte bürgerliche abstrahiren; Unrecht aber hat der Briefsteller nicht, wenn er sagt: „Ehe man nicht die kleinsten Dorf- und Stadtverhältnisse mit liebevollerem Eifer organisiert, als die großen Staatsverfassungen, werden die letztern weder gesund noch fest werden.“

Aber die „Freiheit“, wo bleibt bei solchen „organischen Gliederungen“ die „Freiheit“? — wird man sagen! Und allerdings! der belebende Gegenstrom der Freiheit soll sich über Alle ergießen, die politische Freiheit die edelste Blüthe des Staatslebens seyn, aber nur nicht die Wurzel; Ziel und Zweck, aber ja nicht Princip. Der Staat kann nur bedingte Freiheit gewähren; wer immer die politische Freiheit zum Princip macht, verlangt mehr. Es ist aus Schwächung und Verdunkelung des Gewissens, daß man die einzig mögliche Freiheit im Staate für gar keine Freiheit hält, und

selbst an der Macht im Staate Antheil haben, d. i. mitregieren will; das Resultat solchen Mißverständs von Freiheit ist zunächst die Unterwerfung der objektiven göttlichen Macht des Gewissens, und also der Sitte und des Rechts, unter das selbstische Wollen des Scheins der Gesamtheit, nämlich der Majorität. Aber auch dieser egoistischen Affirmation muß die selbstische Negation sofort wieder gegenübertreten, und endlich müßte vollständige Selbstherrschaft jedes subjektiven Willens erfolgen, was dann gänzliche Auflösung des Staates seyn würde, wenn nicht seine göttliche Nothwendigkeit sich in der Unerträglichkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Zustandes so dringend offenbarte, daß die verwirrten und geängstigten Menschen sich am Ende der Selbstherrschaft sogar des subjektiven Willens eines Einzelnen unterwerfen, wenn derselbe nur Kühnheit und Klugheit genug zeigt, durch gewaltsames Einschreiten das völlige Aufhören des Staats zu verhindern — wie zur Stunde an Frankreich zu sehen! Eine „Theilung der Staatsgewalten“ ist also keine Schutzwehr der „Freiheit.“ Die Mittel gegen etwaigen Mißbrauch der fürstlichen Macht sind nicht zu suchen in einer wesenswidrigen Verringerung ihrer Autorität, wohl aber — vorderhand auch abgesehen von aller „ständischen Vertretung“! — auf der Gränze der fürstlichen Autorität an den übrigen Autoritäten. Denn die nächst Gott und durch Gott oberste Autorität im Staate ist darum noch nicht die einzige Autorität; Gott setzt deren noch viele in kleineren Kreisen, und wäre es auch nur der Kreis der Familie; sie schließen den fürstlichen Absolutismus aus.

Man sieht: die Ueberwindung des Egoismus, der selbstischen Vereinzelung, das ist, wie schon bemerkt, der innerste Kern, die Lebensbedingung der beantragten social-politischen Reform oder „Reaktion“. Diesen rettenden Sleg nun kann nur die Kirche herbeiführen, für den Staat liegen alle Mittel dazu außer seinem Bereich; er kann die äußern For-

men organischer Gliederungen herstellen; wenn diese aber in's Leben treten und dauern sollen, so muß die Ausfüllung auf christlich-sittlichen Principien ruhen. Der Staat muß daher stets den volksgesellschaftlichen Stoff nehmen, wie er ihn findet; die Kirche dagegen bildet ihn um durch übernatürliche Mittel, und stellt dadurch einen ganz neuen Körper her. Das Christenthum und seine Verleiblichung, die Kirche, ist also der einzige Retter vor unserer Staatsverwesung, und nur im christlichen Staate kann der in der Kirche Christi entwickelte Keim wahrer Freiheit (vom Egoismus) zur wahren politischen Freiheit sich weiter entfalten. Je mehr die christlichen Principien gegenseitiger Liebe und Treue im Staate sich verwirklichen, desto freier werden sich seine Glieder finden. Unter Voraussetzung der alten Erde, der alten Menschen, gesondert von der Kirche, haben die „Briefe über Staatskunst“ kein Staatsideal; dieses setzt eine neue Erde und neue Menschen voraus, und ist zugleich nichts Anderes, als die nothwendige und vollkommene Einheit von Staat und Kirche. Die oberste Pflicht der „Staatskunst“ ist daher treue Liebe und größte Ehrerbietung vor der Autorität der Kirche. „Seitdem der Staat den Seelenbund mit der Kirche aufgegeben, seine eigenen Wege zu gehen versucht, und die Kirche nur als eine physische Polizeianstalt behandelt hat, seitdem ist auch das volksgesellschaftliche Leben ein treuer Abdruck dieser Disharmonie und Auflösung geworden. Alle Heilung und Wiederherstellung desselben beruht auf der Erneuerung dieses Bundes und dessen Bewährung bis in alle objektiven Konsequenzen hinein. Weder der Staat Knecht der Kirche, noch die Kirche Magd des Staates, sondern ein Ehepaar gleich Joseph und Maria, berufen zu gleicher elterlicher Fürsorge und Pflege für den, der der Sohn des Höchsten, und ihrer beider Herr und Meister ist.“

Man wird gerne die Eingangs ausgesprochene Ansicht mit uns theilen, daß der banale Liberalismus nicht Gefahr laufe, solche Grundsätze in maßgebenden Kreisen als „Rettungs-Doktrin“ begrüßt zu sehen — Grundsätze, wie kein Katholik katholischer sie hätte darstellen können. Welche Kirche ist es aber, die der protestantische Briefsteller als einzige Retterin der Volksgesellschaft proclamirt? Antwort: keine andere, als jene Zukunftskirche, nach welcher manche redlichen Protestanten, an ihrer kirchlichen Gegenwart verzweifelnd, seufzen. Es ist das unter allen christlichen Bekenntnissen zerstreute „Kirchenmark“, das der Herr einst zu Einer Kirche versammeln werde. Auf seine in sich abgeschlossene „Kirche“ setzt er die Hoffnung nicht. Wie sollte auch eine

„Kirche“ vermögen, den zersetzenden Egoismus im Volksleben zu überwinden, welche einst selbst damit angefangen, daß sie das selbstische Ich, das monistische Subjekt auf den Thron setze, in der Rebellion gegen die Autorität? Die antikeidnische Renaissance hatte zuerst den egoistischen und isolirenden Individualismus gepredigt, und dem römischen Recht zur Vernichtung des deutschen Rechts die Wege geebnet. Die religiöse Neuerung aber acceptirte den neuen Götzen und zog ihm ein schimmernd christliches Kleid an, für welches man von der Rechtfertigung durch den Sola-Glauben bis zur Suffizienz der Bibel für die endgültige subjektive Auslegung und zum allgemeinen Priesterthum den Namen nach beliebiger Wahl suchen mag. Und der altkatholisch-deutsche Geist der Liebe, der Treue und des Gehorsams — er ist eben damals aus dem öffentlichen Leben gewichen! Wie rührend bejammerten den ungeheuern Verlust am Volksleben nicht alsbald die Guten aller Parteien, die unter den von der Mutterkirche Getrennten gerade am lautesten! Und jetzt soll dieselbe „Kirche“ des selbstischen Ichs den allgemeinen Egoismus überwinden? Nein! Der Briefsteller selbst gibt unwillkürlich zu verstehen, daß er den christlichen Geist der freudigen Ergebung und der aufopfernden Resignation von einer ganz andern Kirche her kenne und erwarte. Hören wir ihn selbst mit einer sehr bezeichnenden Aeußerung!

Es war wieder in den angezogenen Bemerkungen dieser Blätter von 1849 zu der Huber'schen Schrift, daß ihren Klagen wegen Uebervölkerung durch die „zu frühen Heirathen“ entgegengehalten wurde: das altkirchliche Leben habe, wie unbewußt und ohne allen „Staat“, der Uebervölkerung entgegengewirkt, bloß durch die apostolische Lehre von dem hohen Vorzuge jungfräulicher Enthaltung, durch das lebendige Beispiel am Eölibat der Geistlichen, und durch die eröffnete Zuflucht in den Klöstern; wie man denn aber — neben der Lehre von dem unbedingten Bedürfniß der Befriedigung des Geschlechtstriebes, neben der Verdamnung des von Himmelswegen freiwillig übernommenen geistlichen Eölibats und der Klostergelübde — dennoch den Armen aus Gründen der socialen Deconomie Enthaltung und unfreiwilligen Eölibat predigen könne? Was sagen nun in demselben Betreff jetzt, im Jahre 1852, die „Briefe über Staatskunst“? „Der Eölibat und das Auswanderungswesen“ — heißt es S. 439 ff. — „werden immer, auch dann noch, wenn die Uebergangszeit bereits vorüber ist, und es sich nur noch darum handelt, daß nicht ein neues Proletariat sich aufthue, die beiden Hauptmittel bleiben. Der Eölibat hat sich vor-

nehmlich unter den Protestanten einer besondern Ungunst zu erfreuen. Allerlei humane Sentimentalität hat mitgewirkt, die Verehelichung als ein allgemeines Menschenrecht, das keine Verhältnisse beschränken könnten, erscheinen zu lassen. Daß die Ehelosigkeit an sich ein Uebel, oder gar ein Unglück sei, ist nicht wahr, und es ist nur zu wünschen und zu loben, wenn sie da gefordert wird, wo Jemand außer Stande ist, seine Pflichten als Familien-Vater zu erfüllen *). Es wäre der Mühe werth, das Klosterwesen einmal aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, den Einfluß der Klöster, ganz abgesehen von der religiösen und kirchlichen Frage, rein von der social-politischen Seite zu prüfen. Es würden daraus auf unsern Gegenstand ganz eigenthümliche Schlaglichter fallen, und man dürfte sich zuletzt vielleicht überzeugen, daß die Pflege einer Menschenklasse, die auch ohne Klausur und ohne Gelübde die Pflichten der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams auf sich zu nehmen schon durch das Leben gezwungen wird, wenn sie sittlich bleiben will, doch als Postulat stehen bleibe. Ich sage darüber nichts weiter!“

Dies sind zwar furchtsame und vorsichtig abgemessene Worte, aber genug, um zu zeigen, daß der Briefsteller mit seiner „Reaktion“ wirklich „bei der lutherischen Kirche nicht stehen bleiben kann, und es ihn unwillkürlich weiter fortreißen wird in die katholischen Zeiten.“ Und wenn wir ihm im Folgenden bei der Beschreibung einer organischen Gliederung der drei Stände noch weiter nachgehen, so werden freilich unwillkürlich auch die „Kaiserzeiten“ aus der fernen Vergangenheit vor uns austauben. Aber es kann und darf bei dem großen socialen Problem sich nicht fragen: zu welchen unwesentlichen äußern Veränderungen könnte die wahre und nothwendige volksgesellschaftliche „Reaktion“ etwa führen? Die Frage ist in letzter Instanz bloß: welches ist die „Reaktion“, aus der dem mit raschen Schritten dem Verderben zueilenden deutschen Volke allein noch Heil werden kann? Und wahrlich, die Thesen der „Briefe über Staatskunst“ sind redlicher Discussion vor aller Welt wohl werth!

*) Freilich müßte dann auch die rechte Zucht des ehelosen Standes und die Emancipation der Volkssitte von unsern Gesetzbildungen eintreten, welche „die Fleischesünden mit faunistischer Leichtfertigkeit entweder übersehen, oder nur mit dem Stabe Sanft rügen.“

LII.

bermals die protestantischen Eroberungen in Frankreich!

In den jüngsten Tagen sind wieder Berichte von sehr reichen Uebertritten zum Protestantismus durch die Blätter gegangen, namentlich aus Schlesien und Frankreich. Sie geben nirgends Namen, weil keiner der Erwähnung werth ist, dafür aber große Zahlen. Besonders sind angeblichen Schlesischen Conversionen genau sortirt und summirt. Es wäre zu wünschen, daß von kompetenter Seite diese Zahlen beleuchtet würden. Wie der Erzbischof von Tuam öffentlich die „60,000 protestantisch gewordenen Aender“ auf ihr Nichts zurückgeführt, so würde es wohl nicht besser mit den Eroberungen in Schlessen gehen, vielleicht eine unwillige Schaar eingeschüchterter „Deutschkatholiken“ als die übrigen bleiben. Aus Frankreich aber meldet man von Uebertritten ganzer Gemeinden oder ihrer Majorität, und man muß gestehen, daß solche Berichte vielfach nicht aus der Luft gegriffen sind. Nur ist es nothwendig, die zu Grunde liegenden Thatsachen auf ihren wahren Werth zu bringen. Ueber drei derselben, welche im andern Lager nicht wenig Stoff zu Siegesjubiläum gegeben haben, liegen uns die vorzüglichsten Privatmittheilungen aus Grenoble vor. Sie lauten: Man hat Ihnen von der Apostasie des größeren Theils der Gemeinde Huismes in der Touraine erzählt! Es ist genau so zugegangen, wie Sie schreiben. Die Bauern sind protestantisch geworden, weil der Bischof ihnen den Pfarrer, mit dem sie sich überworfen hatten, nicht entfernen konnte; ein protestantischer Tempel wurde sofort gebaut, den anfänglich aus Neugier besuchten, jetzt aber leer stehen sehen. Was die Gemeinde Hostun im Departement de la Vendée betrifft, so ist der Fall noch weniger des Aufhebens werth. Dort hatte sich innerhalb der Gemeinde ein eifersüchtiger Zank zwischen dem untern und dem obern Dorf entzündet.

bet. Es war nämlich im untern Dorf eine neue Kirche gebaut worden, in der allein, mit Ausschluß der obern Kirche, nun der Bischof die tägliche Messe gehalten wissen wollte. Der Präsekt, um den Handel zu bereinigen, brachte die Errichtung eines Vicariats für das obere Dorf zu Stande, aber nun wollte der Bischof, trotz alles Andringens des Präsekten und der Einwohner, keinen Vicar schicken. Endlich drohten ihm die Bauern: sie wollten alle protestantisch werden, wenn der Vicar nicht komme, und da der Bischof auf diese Drohung nicht achtete, wurde sie wirklich ohne Weiteres in Vollzug gesetzt. Hostun hat bereits einen protestantischen Pastor sammt Schullehrer. Inzwischen steht in diesem Augenblicke von fünf oder sechs Haupttrüdel Führern des Abfalls, welche die ganze Geschichte eigentlich angerichtet haben, der Rücktritt zur Kirche zu hoffen. Der Präsekt gedenkt nächstens mit einem Delegirten des Bischofs zur Einweihung jener neuen Kirche abzugehen, und bis Sie meinen Brief empfangen haben, wird wahrscheinlich in Hostun wieder Alles der katholischen Kirche angehören. Der Bischof gibt endlich nach, und so ist der geistlichen Revolution aller Vorrath genommen. Auch zu Pauliac in der Haute Loire ließen die Pfarrangehörigen, die wegen des Pfarrers mit ihrem Bischof in Zwist gerathen waren, sich beikommen, ohne Weiteres einen protestantischen Pastor zu berufen, der aber alsbald wieder davonging, als er sah, daß er leeren Bänken zu predigen habe. Der Pfarrer dagegen ist wieder zurückgekehrt, und alle Einwohner des Orts haben ihm ehrenvolle Abbitte geleistet. Das ist Alles, was ich von einer vorgeblichen Bewegung eines Theils von Frankreich zu Gunsten des Protestantismus weiß. Es ist damit nirgends ernstlich gemeint. Sehr ernstlich ist es dagegen mit dem Uebertritt einer großen Zahl von Protestanten zum Katholicismus gemeint, unter Anderm bei den zu Lyon lebenden conservativen Flüchtlingen aus der Schweiz." — Vergleiche man diese drei Fälle mit dem jüngst erzählten zu Estissac, zur Beurtheilung der Thatfachen, welche den genannten Zeitungsberichten zu Grunde liegen! Daß die heillose politische Parteilung nicht oft Unfriede in die pfarrlichen Gemeinden bringe, ist undenkbar. Wenn es aber bei uns in Deutschland in einer widerhaarigen Gemeinde heißt: „Werfen wir dem Pfarrer einen Proceß an den Hals, oder lieber gleich die Fenster ein!“ — dann scheint es in Frankreich zu heißen: „Werden wir ihm protestantisch!“ Die Pastoren, Schullehrer und Kirchen zur vorübergehenden Demonstration zu liefern — sind aber die protestantischen Consistorien, wie es scheint, stets bereit!

LIII.

Social-~~Politisches,~~

onficirten „Briefe über Staatskunst“ und Dr. L. G. Fischer's Buch
über den „deutschen Adel“ betreffend.

II.

r Anonymus und die Reform des Bürgerthums;
ie Adels-Restaurations und Dr. L. G. Fischer.

Es ist, wie man sieht, nicht eine mechanische Reorganisations, sondern eine den Bedürfnissen der Jetztzeit angepasste Bildung der drei natürlichen Stände, welche die „Briefe : Staatskunst“ begründen und skizziren. Aufsteigend von untern Ordnung, dem Bauernstande, gelangt man rt zu dem Herd und Sammelpunkt des volksgesellschaftlichen Verderbens unserer Tage, zu der für unüberwindlich geschrieenen Hauptburg der egalisirenden Tendenz, he diese Zeit charakterisirt, zum Bürgerthum. Damit : nicht mißverstehe! es ist eben jenes übermüthig und deslos gewordene Bürgerthum gemeint, welches zur bloßen ation der andern Stände geworden ist, und den ehrenen Namen des ächten Bürgerstandes gar nicht mehr ver- t, was einerseits den Bauernstand zerrüttet, anderer-

seits die Art an den eigentlichen Stamm und Grundstock des Adels, den Grundadel, gelegt hat. Von dem Bürgerstande am meisten lösen sich jene Gränzläufer aller Stände ab, jener höhere „Bürgerstand“, der alle Standes-Schranken aufheben möchte, um sich überall einzudrängen; und ihm war es gegeben, den unheilvollsten Einfluß zu üben. „Vom Bürgerthum in seinem eigenen Verfall ist jene standeslose Klasse von Staatsdienern, Professoren und Volksvertretern quand même ausgegangen, die nun schon seit geraumer Zeit unter den schönsten legislatorischen und constitutionellen Formen dem an sie verrathenen Bauernstande ein zerrüttendes Gesetz nach dem andern oktroyirt.“ Das ist es, was zunächst anders werden muß! Ist die Bauernwelt nur einmal vor der durchaus verirrten Einmischung des Bürgerstandes in die rein bäuerliche Gesetzgebung durch staatliche und kirchliche Mittel gesichert, so überlasse man sie möglichst ihrer eigenen autonomen Fortentwicklung und Ausbildung!

Noch ehe aber jenes allgemeine oder Staats-Bürgerthum, das ist die Standeslosigkeit, das Verderben in die beiden andern Stände hineintrug, richtete es den eigentlichen Bürgerstand selbst zu Grunde. Princip der liberalistischen Verwüstung war wieder das selbstische Ich, das monistische Subjekt, zunächst verleiht in der Gewerbefreiheit. Sie öffnete zuerst dem unbegrenzten egoistischen Individualismus Thor und Thür, und atomisirte überall alles corporative Leben. In diese Desorganisation trat das moderne Maschinen- und Fabrikwesen; gewerbliche Corporationen, es auszunützen, bestanden nicht mehr, es fiel daher wieder der egoistischen Ausbeutung durch den abstrakten Werthbesitz, das — Capital, zu. Sociale Plutokratie und städtisches Proletariat waren die Folgen. Denn das Bürgerthum schichtete sich nun nothwendig in Klassen ab, von denen die obersten und die untersten der Negation des Standes, der Standeslosigkeit, anheimfielen, jene eine Macht durch Reichthum

und Connerion, diese durch ihre Masse und rohen Fäuste. Was in der Mitte liegt, ist als sociales Philistertum in verfilztem Egoismus die dritte Klasse des entbürgerten Bürgerthums. Zur Auflösung aller drei Stände halfen aber von jeher, aus gleichen egalisirenden Gelüsten, die Bureaokratie, das höhere standeslose Gelehrtenthum und das proletarische Literatenthum eifrig bei. Damit die ganze Volksgesellschaft nur aus Bürgern mit gleichen bürgerlichen Rechtsinstitutionen bestehe, erfand man das Staatsbürgerthum, gab den Bauern Bürger-Meister, verstand aber bei Alldem unter dem Bürgerlichen nur das — Standeslose. Und in der That! gebraucht man gegen den fressenden Krebs nicht alsbald die geeigneten Mittel, so muß die volksgesellschaftliche Desorganisation unter der hohlen Maske eines allgemeinen Bürgerthums sofort sich vollenden, und alle gesunde staatliche Gliederung unter den negativen und nivellirenden Doktrinen ersticken, die „des Riesen Schatten schon jetzt in das Herz des öffentlichen Lebens geworfen“, und worauf gegründet ist, was man jetzt „constitutionalistische Staatseinrichtungen“ heißt. Als Endresultat bleiben dann nur noch Reiche und Arme übrig, Capitalspeculanten und ausgebeutetes Proletariat, und es geht mit Sturmschritt in die sociale und politische Barbarei hinein. Das werden freilich unsere „constitutionalistischen Staatsphilister“ niemals glauben, sie müßten ja sonst an sich selbst irre werden und verzweifeln; „ein Philister aber kann weder je in's Irrenhaus noch in Verzweiflung gerathen.“

Es fragt sich: welches jene geeigneten Mittel seien? Die Antwort aber lautet einfach: wieder nichts Anderes, als das Gegentheil der allgemeinen egoistischen und mechanischen Vereinzelnung! Das Gefühl der Gefahr in den bürgerlichen Zuständen, wie der doktrinaire Liberalismus sie als Schooskinder hegt, ist auch wirklich sehr ausgebreitet; wo man, wie in Preußen, mit der Gewerbefreiheit am weitesten

gegangen war, hat man wieder einzulenken begonnen, und schon das hat ermuthigend und kräftigend gewirkt. Die Gewerbefreiheit ist aber nichts Anderes, als die flagranteste Erscheinung des egoistischen Individualismus im bürgerlich-socialen Leben. Und im Allgemeinen kann gegen das furchtbare Uebel nur die staatsrechtlich etablierte corporative Gliederung des Bürgerstandes helfen, nach seinen verschiedenen Berufsweigen auf Grund sittlich-christlicher Principien gebaut. Es gilt auch hier Verjüngung und Wiedergeburt, nicht bloß äußerliche Restauration der alten Zünfte, Innungen und Gilben. Sollte man sie für unmöglich halten, so betrachte man nur, wie der Drang zu ihrer Wiederherstellung im Jahre 1848, „als vieler Herzen Gedanken offenbar wurden“, bei dem Handwerkerstande so offen hervortrat, „daß der regierende Liberalismus diesem Abfall seiner Kinder nur mit Noth zu widerstehen vermochte.“ „Zu behaupten, daß die Wiedergeburt eines organischen Corporationswesens aus dem Geiste, der weder alt noch jung, der Selbes ist, weil er ewig ist! — bei dem heutigen Zustande der Cultur und der Volksgesellschaft unmöglich sei, ist eine liberalistische Bornirtheit, oder sociale Philisterei. Der Bureaucrat wird fürchten, daß das ächte Bürgerthum dadurch zu mächtig werden würde. Freilich ja, es würde einmal wieder stark in sich, und das standeslos gewordene Bürgerthum verlöre seine verderbliche Herrschaft. Aber eben darum!“

Also Corporirung aller einzelnen Culturzweige des Bürgerstandes! Alle selbstständigen Arbeiter eines Culturzweiges Mitglieder der Corporation, alle unselbstständigen von ihr abhängig, nicht nur z. B. bezüglich der Verehelichung, sondern auch hinsichtlich angemessener Sittenzucht, dafür aber dann mit pragmatischen Rechten für sich und die Ihrigen auf alle Fälle ausgestattet, so daß ein junges Proletariat an der Stelle des eben eingegliederten von Neuem sich nicht absetzen kann! Kurz, christliche Auffassung des bürgerlichen

Berufs, verleibt in Corporationen, die auf gegenseitige Hülfe und Treue, auf gegenseitige Zucht und Ueberwachung, auf die Idee der sittlichen Gemeinschaft in einem volksgesellschaftlichen Amte begründet sind! Es ist ja wieder das dunkle Gefühl des ungeheuern Elendes, das die egoistische und widerchristliche Vereinzelnung über den liberalistisch tyrannisirten Bürgerstand gebracht hat, was unter dem Beistande hochherziger Christen täglich mehr jene großen Gesellen-Vereine nach Rolping'schem Muster hervorrufen; ihre Vollenbung werden sie aber erst in einem christlichen Zunftwesen finden. Und nicht nur die Handwerker, auch die Fabrikherren corporire man, und mache der unsittlichen egoistischen Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft zum alleinigen Gewinn der Fabrikbesitzer dadurch ein Ende, daß man ihr Verhältniß zu den Fabrikarbeitern gesetzlich in einen auf lebenslängliche gegenseitige Treue gegründeten Dienst verwandle, und die resultirenden Pflichten des einzelnen Fabrikherren unter die solidarische Garantie der Corporation stelle. Die Nachteile von den Fabriken soll der tragen, der die Vortheile von ihnen hat, und das sind die Fabrikanten. Bei den jetzigen Zuständen aber bereichern sie sich nur auf Kosten theils ihrer Arbeiter, theils ihrer Mitbürger, welche ihnen die Unterhaltung arbeitsloser und arbeitsunfähiger Arbeiter abnehmen müssen. Sie leisteten von ihrem gewaltigen Reingewinn billig selbst, was sie jetzt auf die Communen, Armenkassen und auf die öffentliche Wohlthätigkeit abwälzen. Und so wäre selbst beim Fabrikwesen durch praktische Hineingestaltung des christlichen Gemeinschaftsprincips in die bürgerlichen Organisationen Rettung vor dem Fluche des Proletariats zu erzielen! Nach gleichem Muster aber hat bei allem öffentlichen Betrieb: Berg-, Hütten-, Salz-, Forstculturen, Chaussees, Eisenbahnen, Staatsfabriken u. s. w. die Accorporation der Arbeiter durch ein beiderseitig verpflichtendes Dienstverhältniß einzutreten, und ebenso der ganze Handelsstand in Corpo-

rationen mit Verantwortlichkeit Aller für jeden Einzelnen sich abzugliedern. Unter Anderm hofft der Briefsteller besonders wohlthätige Frucht von einer solchen, auf den Grundlagen christlichen Gemeinfinns beruhenden Gild e der Buchhändler: strenge Personal-Censur über Alle, welche Drucksachen verlegen und verkaufen, somit Großes für die allgemeine Sittlichkeit und Bildung; denn „darin lägen Präventivmittel gegen den Mißbrauch der Presse, wirksamer als alle Censur, ohne das Gehässige und Willkürliche derselben zu haben.“

Aus dem Angeedeuteten ist klar, was die „Briefe über Staatskunst“ mit „organischer Gliederung der Stände“ meinen. Ihre consequente Durchführung der Idee vom Corporations-Wesen ist in der That ein Gewinn; denn man gebraucht das Wort nur zu oft, ohne an die Bedingungen zu denken. Daß gewichtige „Wenn“ und „Aber“ vor der beantragten Organisirung stehen, und zwar um so mehr, je weiter in der Lage der Volksschichten sie aufsteigt, ist augenfällig. Man erwäge — des Adels vorerst zu geschweigen! — z. B. nur, was den deutschen Buchhändlern zugemuthet wird! Es gilt eben den Riesenkampf gegen die „Grundstoffe des neuzeitigen Heidenthums“: Subjektivismus, Atomismus, Egoismus; sie zu überwinden, ist und bleibt aber Sache der Kirche, noch dazu einer Kirche, die von der Hälfte Deutschlands verworfen wird. Der Staat kann ihr nur hülfsreiche Hand bieten, und mit den Formen bereit stehen, um das dem widerchristlichen Geiste egoistischer Vereinzelung abgerungene Material an Volk organisirend aufzufassen. Das noch am wenigsten verdorbene Landvolk würde auch am ehesten der neuen Organisation einzufügen seyn. Aber gehe man nur einmal an die sogenannten „höhern Klassen“. Wenn die „Briefe“ ihnen gegenüber als „phantastisch“, oder gar als communistisch verurtheilt werden, so ist es nicht zu verwundern; es liegt ihren Vorschlägen auch wirklich Communismus zu Grunde, in so ferne dem Chri-

Kenthum selbst die reine Idee eines heiligen Communismus angehört. Dessen Verdrängung durch heidnischen Egoismus hat eben die gräßliche Noth des elnretßenden Pauperismus zum Facit gehabt; und dieser drängt endlich selbst zu der bedenklichsten Art von Legal-Communismus, noch dazu ohne dem Umsichgreifen des Uebels an sich im Geringsten Einhalt zu thun. Man denke nur an das englische Armensteuer-Wesen, und an Louis Napoleon, der nun von Kaiserthums wegen die größere Hälfte des Volkes auf Kosten der kleinern Hälfte zu versorgen hat! Und dann sage man, wie weit diese Länder, wo feinreich und blutarm schon fast unvermittelt sich entgegenstehen, noch zum Staats-Socialismus haben, und überlege zweimal, ehe man die in ihrem Kerne unbestreitbaren Ansichten des Briefstellers von der einzig möglichen Art, dem wachsenden Proletariat ein Ende zu machen, für den Ueberrest aber durch menschliche und gerechte Regelung des Armenwesens zu sorgen, und so die ganze furchtbar bedrückende Frage zu lösen — leichtfertig in den Wind schlägt! Man könnte füglich im Namen des Christenthums von sonst trefflichen Männern eine andere „Politik“ fordern, als die ist, in welche sie sich leider verrannt haben, trotz aller frommen Sprüche, welche sie in ihren Organen (man möchte fast sagen) zu profaniren pflegen.

Aber wie gesagt, die Bedingungen sine qua non der „organischen Gliederung“ der Stände lassen desto trostloser, je näher sie an die „höheren Klassen“ herandrückt. Denn je idealer ihre Aufgabe war, um so vernichtender mußte der Fall sie treffen, und um so schwerer muß ihr Wiederaufsteigen seyn. So laboriren wir an den Folgen des durch Jahrhunderte vorbereiteten Falles in der rein geistlichen oder klerikalen Ordnung, nachdem er geschehen, seit drei Jahrhunderten, und sie erweisen sich gerade jetzt wieder, mehr wie je, als unsere eigentliche Todeskrankheit. An der klerikalen Ordnung selbst hat sich freilich das Wort der Verheißung

bewährt; sie pflanzt sich ja nicht fort im Blute. Es gab aber eine Art von klerikaler Ordnung, das Uebernatürliche und Ideale mit dem Natürlichen und Materiellen vermittelnd, die sich fortpflanzt im Blute. Was sie an jenem Falle verschuldet, weiß der Geschichtskundige; wie sie unter der Strafe seufzt oder auch nicht seufzt bis zur Stunde, das liegt vor jedem offenen Auge. Mit andern Worten: wir haben christliche Edelleute, aber keinen christlichen Adelsstand mehr; der dritte und höchste Stand im deutschen Volksleben war erstorben, lange ehe ihm die Glocken der Paulskirche zum Requiem läuteten. Hat er aber die Sühne zur Auferstehung noch nicht versucht, so ergehen dazu eben jetzt die dringendsten Mahnungen an ihn! „O ihr“ — ruft in ihrem jüngsten Werke *) die Gräfin Hahn-Hahn aus — „die ihr stolz darauf seid, euch Nachkommen heldischer Geschlechter nennen zu dürfen, die ihr euere Wappen auf den Schlachtfeldern gefunden, wo eure Ahnen sie mit dem Blute gemalt, das sie für den Sieg des Glaubens vergossen — werdet ihr es denn nie begreifen, daß ihr die Macht, die euch materiell entschwindet, durch den Geist des Glaubens wieder finden müßt!“ Oder wie der Briefsteller sagt: „das sociale Priester- und Levitenthum des Adels kann nicht erfüllt werden, ohne seine lebendige Wiedergeburt aus dem Geiste des Glaubens und der Kirche Christi.“

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie seit dem Augenblicke, wo in Deutschland dekretirt werden konnte: „der Adel als Stand ist aufgehoben“ — in der politischen Literatur eine Rechtfertigung der Existenz und der hohen social-politischen Bedeutung des Adels der andern folgte. Nachdem ein paar Menschenalter hindurch für unsere politischen Nachwächter, modernen Philister und Jungdeutschen ungestörte Ruhe ge-

*) Die Liebhaber des Kreuzes I, 63.

aert, in der selbstgeschaffenen Finsterniß eines pechschwarzen Liberalismus den Gespenstern adelicher Duodeztyrannen und Schnapphähne mit dem Lichtstümpchen ihrer staatsbürgerlichen Aufklärung unter die Nase zu leuchten, und die Entstehung des Adels auf die nackte brutale Gewalt des Stärkern zurückzuführen — ist endlich zum Schlusse des Reigens noch Professor Bluntschli in München aufgetreten, um, bis über

Ohren in die demokratisch-egalisirende Tendenz des böhmerischen Bureaokratenthums versunken, Erschaffung eines „reparirten“ Adels aus burgeoisirter Noblesse und nobilitirter Bourgeoisie vorzuschlagen. Andere aber hatten schon klarere Ideen in die deutsche Geschichte geworfen, sobald die Folgen des Jahres 1848 die stinkenden Historien-Rebel gespaltet; sie sahen, daß auch der „Dombau des mitteldeutschen Feudalsystems“ nicht der Vater, sondern der Sohn des Adels gewesen, und daß dieser in der Idee des germanischen Volksrechts selbst seine Wurzel habe. Dieses kann daher einer künftigen und würdigen Aristokratie auch jetzt nicht entbehren; denn sie werden die Throne unter republikanischen Institutionen sofort zusammenstürzen, oder aber — wie sie bereits

Zuge sind — in politischer Hinsicht der Bureaukratie, socialer der Plutokratie verfallen; Beides führt durch Demokratie und Revolution der Despotie und Barbarei in den Rücken. Denn sobald der mittelst Bureaukratie und Plutokratie herrschende Liberalismus den eifrig gepflegten Zerfallsproceß der Stände vollendet hat, wird „auch das Proletariat über das Millionariat herstürzen, und in eine offene Überwirthschaft losbrechen, wenn nicht ein glücklicher Despot mit der eisernen Ruthe darüber kommt, und das Vandalenthum der Despotie als einzige Rettung aufpflanzt, indem er den Staat dann wirklich zu einem erzwungenen Friedensschlusse in dem bellum omnium contra omnes macht, und sich als „Retter der Gesellschaft“ preisen läßt“ — ein Ausgang, der bekanntlich schon jetzt nicht mehr ohne Beispiel ist.

Als daher bald nach den Märzstürmen der den Lesern dieser Blätter wohlbekannte Oldenburger Staatsrath Dr. Fischer *), der zur Zeit die deutsche Flotte vergantet, sich die Frage stellte: ob vielleicht an dem kranken Staatskörper nicht gerade in dem den grimmigsten Angriffen der „öffentlichen Meinung“ unterliegenden Adelsstande ein gesundes Element zu finden sei, aus dem sich heilende Kraft über das Ganze verbreiten könnte? — da fiel seine Antwort bejahend aus. Der greise Politiker kann sich rühmen: „Ich fühle so etwas, so zu sagen, Teuflisches in meiner Natur, daß ich, wo ich nur höre, daß die öffentliche Meinung irgend einen Rechtsatz canonisirt, einen unwiderstehlichen Drang empfinde, dagegen, natürlich in der Eigenschaft des advocatus diaboli, Revision einzumenden!“ — und nach sechsundvierzigjährigem Staatsdienste verhöhnten öffentliche Blätter den unerschütterlichen Vertheidiger des Patrimonialstaats: „er habe sich in seinem Verwaltungssystem von der lächerlichen Idee nicht loszureißen vermocht, daß seine Bestimmung sei, das Volk — glücklich zu machen.“ Ein solcher Mann konnte auch nicht Scheu tragen, seine Erfahrungen über die hohe social-politische Bedeutung des deutschen Adels zu veröffentlichen, und die „Briefe über Staatskunst“ verweisen in der Adelsfrage selbst auf sein Buch, welches sie hinwiederum, die benötigte „organische Gliederung“ auf alle drei Stände ausdehnend, wesentlich ergänzt haben.

Es galt in Wahrheit — so sehr war man des Gedankens an eine politische Bedeutung des Adels bereits entwöhnt! — erst das Wesen des Adels festzustellen. Hier wurde nun zwar für die idealere Auffassung der Sieg über die materiellere errungen: der größere oder auch größte

*) S. die Besprechung seiner Schrift: „Der Patrimonialstaat und die Demokratie“, Band XXIV, S. 345 ff. der hist.-polit. Blätter.

unbeseß allein mache es nicht aus, die Abstammung allein
es auch nicht, noch weniger die Nobilitirung; das Wes-
des Adelsstandes ruhe vielmehr in dem besondern Be-
e, die Kalokagathia im Volksleben und im Staate ohne
stische Zwecke zu vertreten, oder die Ritterlichkeit,
i. strenge Religiosität und unerschütterlichen Rechtsinn,
Standeszwed zu pflegen. Ob aber diese Definition aus
Erfahrung genommen sei? ist eine andere Frage. Der
effsteller behauptet zwar: noch immer sei das Bewußtseyn
Gewissen des Standes als solchen mächtig genug, daß
n schwerlich ein Duzend Edelleute zusammentreffe, die
it bei ernster Erörterung über das, was dem wahren
elmann gleme, sich ganz dem idealen Begriffe des Adels
iäß einigen würden. Aber die Praxis ist, auch abgese-
von der beliebten Französisirung, nur zu oft mehr reite-
h, als ritterlich. Und dabei steht der Augiasstall noch gar
st in Rede, den verkehrter Herrscherwille, aller Welt zum
andale und zum größten Schaden der Nobilitirenden selbst,
i Rittersaal des alten Adels angefügt! Darauf hat aber vor-
em Herr Dr. Fischer sein Augenmerk gerichtet. Er bean-
zt die Einführung eines die ganze Adelsinstitution, ihre
ede und Mittel umfassenden Grundstatuts zum Behufe
r Reinigung nach dem Maßstabe der Ritterbürtigkeit oder
Ritterlichkeit von allem „Quark des Titular-, Nominal-
Geldsack-Adels“, mit dem sich die Idee des christlich-
manischen Ritterthums nicht vertrage. Der deutsche Adel
rde zu diesem Zwecke nach gewissen Bezirken in einzelne
itterstuben“ getheilt, und so eine streng censurirte Zunft
ter Ritterschaft entstehen, und eine organische Verfassung
r ihrer Reinerhaltung wachen; die fürstlichen Nobiliti-
gs- und staatlichen Adelsrechte wären von diesen „Rit-
tuben“ unabhängig, wie diese gewissermaßen von jenen;
könnten einen staatlich Geadelten für unwürdig erkennen,
anzugehören, ihm also den adelichen Charakter in ihrem

günstigen Sinne absprechen, nicht aber einen stattd. nicht Geadelten adeln, oder etwa den Adel an den Stamm eines persönlich, z. B. durch hohen Verdienstorden, Geadelten, der ihr Mitglied wäre, verleihen. Von dem Grundbesitz müsste hier zu Gunsten des sittlichen Moments ganz abgesehen werden, wie von den Vermögensverhältnissen überhaupt, da auch der Dürftige den Charakter edelster Ritterlichkeit bewahren kann, und nur um so höherherziger ist, wenn er ihn bewahrt.

Setzen wir aber auch eine derartig gereinigte Ritterschaft mit voller Hingebung an ihren idealen Beruf, so bleibt doch immer noch die Forderung eines angemessenen materiellen Substrats für ihr politisches Gewicht! Denn nicht die Concurrenz bei Civil-, Armee- und Hofdiensten ist es, was einen kräftigen Adel zum Lebensbedürfnisse für den Staat macht, sondern zunächst die Thatsache, daß der Adelsstand vor Allem zur landständischen Repräsentation berufen ist, in der Eigenschaft der Unabhängigkeit aber nur dann die andern Stände überbieten kann, wenn er sich bei seiner ursprünglich auf großen Grundbesitz basirten Institution erhält. Nur ein wahrer Grundadel kann im Staate seyn, was er seyn soll, und was weder Bürokratie noch vulgärer Constitutionalismus seyn können: eine Stütze der Throne gegen Angriffe von Unten und ebenso der ritterliche Vertreter des öffentlichen Rechts und der Freiheit nach Oben — eine Macht, der gegenüber „es in unsern Zeiten auch der despotischsten Natur auf dem Throne schwerlich gelingen würde, die gemeine Freiheit zu unterdrücken“ — endlich die historische und geborne Vertretung und Obrigkeit der Bauern. Zu diesem Zwecke fordern die „Briefe“ nun freilich Wiedereinsetzung des Grundadels in seinen vollen öffentlichen Beruf: Restitution der gutherrlichen Gerichtsbarkeit, der obrigkeitlichen Autorität, des Jagdrechts und nur nicht völlige restitutio in integrum, wie vor der „Revolution von Oben“ selbst bis auf die Grundentlastung, gleich Herrn

Dr. Fischer; dafür aber freiwillige Wiederherstellung des Lebensverhältnisses, dann das ausgedehnteste Recht der Autonomie zu Gründung junstmäßiger Adelscorporationen und leitender Organe, Creditkassen, Sicherung des Geschlechtsvermögens durch Primogenitur (hier gegen Herrn Dr. Fischer, der bei dem Adel als sittlicher Institution das Persönliche bevorzugt, daher auch das Recht einseitiger Willensdispositionen und freier Familienverträge gestattet wissen will) und durch das deutsche Stammguts- und Familienfideicommiss-System.

Allein — um beim Kleinsten anzufangen! — „die sogenannte Säkularisirung der adelichen Stifte und Klöster für beide Geschlechter, namentlich aber für das weibliche, hat hier eine empfindliche Lücke gelassen, zu deren Ergänzung eigentlich der Staat berufen wäre, da er jene geistlichen Stiftungsgüter verschluckt hat.“ Der „Staat“ wird jedoch diesen Beruf nicht fühlen, und lieber verharren „in der Lage der magern Ruhe aus dem Traume Pharaonis, welche auch nach dem Verschlingen der sieben fetten Ruhe mager waren, wie vorher.“ Und auch dem besten Willen des Staates würde das „adeliche Proletariat“ weniger als jedes andere weichen! Wir haben leider einen Adel ohne Güter und andererseits durch Nobilitirung fürstlicher Günstlinge und großer Geldsäcke einen Adel ohne das im alten Blute liegende und vom Volke instinktmäßig anerkannte ritterliche Gefühl. Wie ist hier zu helfen? Die „Briefe“ verlangen freilich, daß „im Allgemeinen aller große Grundbesitz dem Adel gehören soll“, denn nur als Basis der Aristokratie sey er, was er seyn solle — Mittel zu höhern idealen Zwecken; sey er dagegen dem freien Wettbewerb, der Speculation, der römisch-rechtlichen Vererbung preisgegeben, so werde er nur den Unterbau abgeben für die Plutokratie! Gewiß wahr! allein gleich darauf klagen dieselben „Briefe“, „daß der Grundadel durch Verschuldung seines Besisthums zum Theil selbst schon vom Millionariat und seinen Verkehrsbewegungen abhängig geworden, der Werth seiner Besistungen,

wirklich schon zum großen Theil auf Papier übertragen, in den Portefeuilles der Capitalisten liege.“ Ebenso hat jüngst auch ein gelehrter Politiker die Ausschreibung aller unadelichen Elemente vom größern Güterbesitz empfohlen, jedoch gleichfalls unmittelbar darauf sich selbst gefragt: Wie soll man aber den Güter-Juden ihre Güter nehmen, um sie den armen Rittern zurückzugeben? — ohne eine Antwort zu finden. Wo ist also da gehöriger Raum für den idealen Beruf, und was Wunder wenn er in den jüngsten Revolutionszeiten zwar unter den Fahnen, sonst aber nichts weniger als überall in den adelichen Reihen sich bewährt hat.

So ist es denn wahr, daß die „organische Gliederung“ der Stände, je höher im Volksleben sie aufsteigt, um so hoffnungsloser wird, zumal bei einem, gleich dem deutschen, religiös und politisch zerrissenen Volksleben. Das Uebel tritt beim Adel besonders hervor. Der Briefsteller behauptet zwar: „Noch haben wir den Stoff zu einer kräftigen Aristokratie (deren Volk und Staat gegen Gefahren aller Art nie mehr bedurfte, als jetzt), in wenigen Jahrzehnten vielleicht nicht mehr.“ Er scheint aber den Kreis sehr weit spannen zu müssen, um das benöthigte Material zu Hauf zu bringen! Denn „noch haben wir einen Adel deutscher Nation!“ — ruft er plötzlich wieder aus, und gesteht anderwärts, daß die ganze „organische Gliederung“ erst dann von durchgreifender Wirkung seyn werde, „wenn sie sich über ganz Deutschland erstrecke, weshalb es höchst wünschenswerth sey, der deutsche Bund suche diese wie ähnliche socialen Angelegenheiten nach richtigen Principien gleichmäßig zu regeln.“ Der doktrinaire Liberalismus darf also vorerst ohne alle Sorge seyn! Auch Herr Dr. Fischer findet sich nicht weniger bemüht, zur Rehabilitation eines würdigen Adelsstandes eine enge Association, behufs selbstständiger Ordnung seiner Angelegenheiten zu statuiren, nicht nur zwischen dem ganzen niedern Adel Deutschlands mit Einschluß des österreichischen, böhmischen und un-

ischen, sondern auch zwischen den Standesherrn und den ähnliche Kategorie fallenden hohen Adelsgeschlechtern in selben Länder-Umfange. Freilich gedenkt Herr Dr. Fischer theils mit einer solchen Organisation nicht im Mindesten fürstliche Landeshoheit zu schädigen, will auch die untersten Souveränitäts-Rechte der Standesherrn nicht etwa geltend gemacht wissen, indem er diese vielmehr mit der Pflicht zu trösten wagt, daß die katholischen Kantone der Schweiz die überseeischen Republiken einst noch Fürsten von ihnen hätten könnten. Aber ein Blick auf die alten Ritterbündnisse 15. und 16. Jahrhunderts lehrt zur Genüge, daß ein corporirter Adel nothwendig Träger der Deutsch-Kaiserkrone werden müßte. Und wenn jüngst auch die „Kreuzung“ das Lehenwesen, bei dessen Aufhebung doch die Freiheit des Adels mit Frohlofen das gebundene Lehengut freien Handelswaare werden sah, als „naturwüchsiges Fundament unserer christlichen Staatenbildung“, als „preiswürdiges Ideal aller Treue und Aufopferung“ hervorhob, so hat uns aus ihrer „ständischen Gliederung“ nolens volens die leuchtende Spitze des alten social-politischen Domes entgegen, den man Feudalismus nennt. „Es waren“ sagt das Blatt — „dieselben Vergehungen, welche den Standesherrn und den Vasallen seines Rechts und seines Besitzes verlustig erklärten; so hätte es auch bleiben sollen, man hat der herrschenden Hand einen schlechten Dienst geleistet, daß man bei ihr die Felonie gestrichen.“ War denn nach Unrecht zu sagen, daß die geschilderte „Reaktion“ dings unwillkürlich „in die Kaiserzeiten“ fortreißen würde?

Hätten die „Briefe über Staatskunst“ bereits den „staatsrechtlichen Aufbau“ aus dem ständisch gegliederten volksgesellschaftlichen Stoff angegeben, so würde sein Charakter ohne Zweifel, bei Staatsrath Fischer, der patriarchale oder patriarchal-staatliche seyn. Auch ihr Verfasser soll ein hochgeachteter Staatsmann (geheimer Rath Victor v. Strauß in

Bildburg) in einem der Kleinstaaten Deutschlands sei, welche freilich, wenn sie nicht die lächerlichsten Carrü darstellen sollen, der Patriarchalismus die einzig in Staatsform ist. Das ist aber immer noch etwas gar deres als Absolutismus, d. i. Geltung eines einzig anjektive Ansichten oder Capricen gegründeten Herrschern Herr Dr. Fischer ist dem „Constitutions“-Wesen todtselherab zum Civilisten-System, das er den „Nagel zum des dynastischen Princips“ nennt und eilig abzuschaffen i ehe sich das bereits angetretene große mosaische Halljah ende, so Alles in den Zustand des Jahres Eins zurück werde, wo Gott die Welt geschaffen. Nichtsdestowenig hauptet er die Nothwendigkeit schützender Institution Staate, und es ist in der That nicht abzusehen, wie z. B. im Kampfe gegen die „Briefe über Staatskunst irgend Jemand, oder am Ende sogar bei der „öffen Meinung“, eine Stimmung für den Absolutismus aussetzen konnte — und das in Deutschland, wo man nur bezüglich Erfahrungen in Fülle gemacht hat, si auch dieser Erfahrungen noch Herr ist *). Wenn je die

*) Man nehme gerade Herrn Staatsrath Fischer zum Beispi hat in langjährigen Diensten, als Landschafts-Syndikus von sen-Gilbburghausen, Kammerdirektor des Fürsten von Leining endlich Präsident des oldenburgischen Fürstenthums Birkenf pseudopatrimoniale Wirthschaft, die Land und Leute ledig ein zur fürstlichen Sustentation bestimmtes Kammergut be vor der französischen Revolution, und die gutmüthige Ruß Confusion der Regierenden nach derselben selbst erfahren. ren nicht selten wahrhaft grauenvolle Zustände! So sah e mit eigenen Augen, wie die sächsischen Herzogthümer Gobi Gilbburghausen seit hundert Jahren nicht mehr aus Reichs Sequester gekommen waren, hier ein Herzog mit aller darauf bestand, auf höchstens 15,000 Unterthanen eine R von Eintausend Mann zu halten, und sein Nachfolger ne

he Gliederung“ der Stände und der folgerichtige Patri-
 alstaat, im Gegensatz zu dem kalten und abstrakten

reichen Domainen-Verkäufen auf 77,000 fl. an Bruttoeinkünften nicht weniger als fünf Millionen verzinsliche Schulden machte; wie ein Fürst von Salm-Kranthelm in seinem Duodezländchen mit einer Escadron Husaren operirte, und gerade im Zuge war, seine Heeresmacht zu formidabler Stärke gelangen zu lassen, als die Gant über ihn ausbrach und ihm nur mehr eine kümmerliche Competenz von 5000 fl. übrig ließ; wie — als das Wettrennen nach „Musterstaaten“ anging und Staatsorganisationsorgane ein gesuchter Artikel wurden — in Leiningen die Organisation für ein Gebiet von 70,000 Seelen mit Aufstellung einer Central-Dienerschaft von 50 Räten, 18 Sekretären und 54 Subalternen begann, und ein Hauptposten im Finanzetat eine ungeheure Masse verräthigen — Stempelpapiers war; wie Anhalt-Röthen in patrimonial-staatlicher Musterreiterei erklärte: seinem „Volke“ — „keine hellbringendere Constitution“ geben zu können, „als diejenige, welche der größte Gesetzgeber der Welt, Napoleon der Große, seinen Völkern, welche er als Vater liebt, gegeben hat“ u. s. w. Was Wunder, daß er also nicht weniger als Andere die ausschweifendsten Hoffnungen auf das modern-französische Verfassungsformenspiel und Kammertheaterwesen setzte, als es in Weimar einerseits, in Bayern andererseits den Anfang nahm. War doch in letztem Lande aller öffentliche Credit so völlig dahin, daß die Papiere schon 50 bis 60 Procent verloren, die speculirenden Mäccler und Juden aber in den Jahren 1812 bis 1818 gegen 20 Millionen eroberten, da ein Paar Jahre nach Einführung der Verfassung die Papiere schon al pari und darüber standen. Freilich täuschten jene Hoffnungen, und Herr Dr. Fischer erklärt jetzt: „Diese und andere Jugendsünden, worunter ich namentlich meinen Glauben an Volksmündigkeit zähle, habe ich schon früher gewissenhaft gebeichtet, und kann fürder meine Gegner, die mir diese vorwerfen wollen, nur auf die Worte Pauli I. Cor. 13. 11 verweisen: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war flug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.“ So thut auch Ihr desselbigen Gleichen!“ — Das Alles heißt aber noch nicht der landesfürstlichen Willkür das Wort reden.

„Rechtsstaat“, politische Bedenken erregen, so kann es wieder einzig und allein nicht etwa wegen der gemeinen Freiheit, sondern bloß wegen partikularistischer Staaten-Interessen seyn. Nicht in der Kleinheit, sondern in der Größe der einzelnen staatlichen Bildungen liegt Gefahr für die „deutsche Einheit“; jene ständische Restauration mit ihren Consequenzen aber bewirkt enggeschlossene kleineren Kreise, die alle nach Einem natürlichen Mittelpunkt hindrängen. Es ist billig und erklärlich, daß Preußen, wie es in der principiellen Zerrüttung aller ständischen Organisation vorangegangen, nun auch zuerst sich um ihre Restauration abmühe. Die Stimmen aber sind getheilt bis in das Ministerium hinein, und so eifrig auch der „Kundschauer“ der „Kreuzzeitung“ versichert: die Ritterschaft, im Hochgefühl des noblesse oblige und voll ächten Bußgeistes, sehe ein, daß der Eigennutz, auch als Conservatismus verkleidet, ein stinkendes Laster sei, und ganz besonders den Ritter schände — dennoch scheint das Zünglein in Bildung der ersten Kammer sich nicht zu ihren Gunsten neigen zu wollen. Was aber eine allenfallsige Vertretung ständischer Interessen in der zweiten Kammer betrifft, so heißt es da: nur nicht künstlich erdachte Interessen und fingirte Corporationen — entweder Alles oder Nichts. In diesem Falle wird es bei dem von den „Briefen über Staatskunst“ mit Recht als verzweifelt geschilderten social-politischen Zuständen bleiben; in jenem Falle muß die preussische Centralisation in ihre Provinzen auseinandergehen!

Wir aber können nicht ohne das besondere Gefühl hohen Trostes von jenen literarischen Bemühungen scheiden, richtige Begriffe über die nothwendige Organisation des deutschen Volkslebens anzubahnen. Mögen diese Begriffe unserer heutigen Staatsweisheit noch so verkehrt erscheinen, so sagt doch der gesunde Menschenverstand, daß das Uebel in seinem tiefsten Eise ergründet und die vorgeschlagenen Heilmittel ihm angemessen seien. Nun aber sehe man, wie, so zu sa-

LIV.

Die englisch-französische Propaganda in Italien und der Carlo Alberto des siebenzehnten Jahrhunderts.

Daß auf eine so künstliche und gewaltsame Erhebung, wie wir sie vor vier Jahren erlebt, auf eine so convulsivische Erregung der Gemüther eine gleich große Abspannung folgen würde und folgen müsse, haben Scharfsichtigere, welche, was Gemachtes in den Zuständen der Jahre 1848, 1849 war, zu sehen Gelegenheit hatten, wohl schon früh vorhergesagt, und die geistige Dürre, die politische Oede, namentlich des nun ablaufenden Jahres, wird daher nur diejenigen in Verwunderung setzen, welche gutmüthig genug waren, eine politische Phantasterei für einen naturwüchsigen Zustand anzusehen. Man reist seitdem in Deutschland als theure Errungenschaft das ammervolle Vergnügen, wie es bei den Franzosen eine Literatur der Verzweiflung gibt, so eine Periode mit der des politischen Kassenjammers bezeichnen zu können, in der die ganze Bewegung der Weltgeschichte darin besteht, den Faden von dem ersten Akte des mitteleuropäischen Revolutionsdramas zum zweiten Akte mit jener eigenthümlichen Stimmung eines Zuchthausbewohners geistlos fortzuspinnen, den seine

verlangt er bereits von den deutschen Dynasten, bei Strafe ihres Untergangs, „möglichste Förderung der Religiosität“. Die katholische Kirche will er von ihrem eigenen Gesichtspunkte aus behandelt wissen, und erklärt: „der unerquidliche Streit über die Unabhängigkeit der katholischen Kirche vom Staate sei unbedenklich zu ihren Gunsten zu entscheiden“, denn sie stütze sich in ihrem Organismus und namentlich in der Tradition der bischöflichen Gewalt auf ein eigenthümliches spirituelles Element. Anders aber sei es mit der Stellung des Protestantismus im Staate! Für die — Angesichts ihrer Zerrissenheit und Zersahrenheit möchte er fast mit ihren Gegnern sagen — „sogenannte protestantische Kirche“ weiß er nichts zu thun, als die Landesherren zu bitten, daß sie als die *summi episcopi* ihr von den Reformatoren überkommenes kirchliches Hoheitsrecht strenge handhaben, damit „die hirtelose Heerde nicht sofort in den Wüsten des Atheismus und Pantheismus verkümmere“, und daß sie etwa die — „Privat- oder Ohrenbeicht“ wieder einführen möchten!

unsinnigen Revolution, welche in Wahrheit fast durchaus nicht die geringste Veranlassung gehabt. Stünde er, anstatt auf dem Humanitäts-Princip, auf dem streng christlichen Standpunkt der „Erfahrung über Staatskunst“, so könnte er über den Grund der an sich allerdings auffallenden Erscheinung nicht im Zweifel sein!

terung, sondern geradezu der Berrücktheit verwiesen werden. Denn wenn hergestellt ist, daß nirgends so früh und so tief die Kenntniß der heiligen Schriften in die Literatur drang, nirgends, bei keinem andern Volke, als dem deutschen, die verschiedensten Dialekte so gleichmäßig darüber ihr Zeugniß ablegen, nirgends so sehr ein Jahrhundert dem anderen diese Kunde in Prosa oder Versen überliefert, so ist folgerichtig Abgötterei also auch da möglich, wo die sorgsamste Kenntniß der heiligen Schriften herrscht; ist aber dieses möglich, so ist der Protestantismus vor derselben um so weniger gesichert, als ja er den fünfzehnhundertjährigen Faden des Verständnisses abriß, und mit dem Oriente, wie mit dem Occidente, mit den ältesten, wie mit den späteren Zeiten sich in einen Gegensatz setzte, den die naturwidrigen späteren Versuche, sich ein höheres Alter anzustückeln, nicht aufheben.

Doch genug von einer Sache, die nur wegen der Folgen besprochen zu werden verdient, die sich daraus von selbst ergeben. Denn einmal macht sie uns aufmerksam, welch übertünchtes Grab Deutschland in seiner Mitte birgt, und wie alle wissenschaftliche Verständigung, alle sociale Ausgleichung, mit der man sich schmeichelte, eine unzeitige Illusion gewesen ist, da nach der Meinung der Lehrer des Volkes, der Verkündiger und Ausleger des göttlichen Wortes, unser Zwiespalt noch jetzt kein geringerer ist, als der einst im Lande Canaan zwischen dem auserwählten Volke Gottes und den gottverfluchten Canaanitern unversöhnlich klaste. Die Protestanten verabsäumen nicht, von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß der Gebrauch des Wortes Häresie von Luthers Lehre durch Reichsgesetze verboten sei; sie aber erlauben sich auf dem großen Kirchentage, ohne schamroth zu werden, in die Mistpfüße des sechszehnten Jahrhunderts zu langen, und die Vorübergehenden damit zu beschmutzen. Die andere Folgerung aber ist die nicht minder traurige Erfahrung, daß wir kaum in politischer Beziehung vor aller Welt bankrott gewor-

den, als auch schon die Krisis des sechszehnten Jahrhunderts zwischen uns aufsteigt, dieselben Schlagwörter aus blutbeflecktem Munde hervorkreischend, die fort und fort sich anbietend tönten, bis der Kriegsschall des nicht bloß dreißigjährigen, sondern allgemeinen Kampfes sie mit dem Gewimmer der Sterbenden überschrie. Ja leider steht diese Erscheinung nicht einmal allein da; nicht sie allein erinnert an jene Tage des deutschen Cäsaropapismus, wo das Volksleben Schritt für Schritt erstarb, so weit das neue Formelwesen, das den Geist apostolischer Zeiten ersetzen sollte, Raum gewann, und unter dem Schmähen der Pastoren aller edlere Sinn erlag. Wie damals die Reichstage, die Versammlungen der Fürsten und der Städte nichts Anderes zum Inhalte hatten, als Klagen über Klagen, daß in irgend einer obsuren, paritätischen Kirche ein neues Gitter errichtet und dort ein zweideutiger Rechtstitel verlegt worden, und, wenn es auf die Betheiligten angekommen wäre, keine Stunde vor dem blutigen Ausbruche des Haders sicher gewesen wäre, die wichtigsten politischen Verhandlungen aber unerledigt blieben, dreihundert Jahre lang bis zum heutigen Tage — so lenkt man auch jetzt mit staunenswürdiger Consequenz in eine Bahn, die, beibehalten, die Gegenwart zum Abscheu der Nachwelt machen muß. Endlich, nachdem ringsum der Rechtsboden theils erschüttert, theils nicht wieder hergestellt, die Gewalt — das Princip der Revolution — zur Quelle des Rechtes erhoben worden, nicht mehr der westphälische Frieden, und nicht die Bundesacte vor Rechtsbruch schützen können, gefällt es denselben Männern, die nicht Worte des Ingrimms genug fänden, geschähe auf katholischem Boden, was protestantische Regierungen nicht gegen Ausländer, sondern gegen Deutsche und Unterthanen sich erlauben, noch den Ritt in's alte romantische Land zu wagen, damit die Einheit der evangelischen Kirche nach Außen sich manifestire! Ein schönes Wort, und wem gilt es denn? Hat vielleicht südllicher Fanatismus ru-

hige Bürger verjagt, die einer besseren religiösen Ueberzeugung huldigten, Gott gaben, was Gottes ist, und auch nicht verabsäumten, des Cäsars Geseze zu erfüllen? Ist vielleicht ein Fundamentalgesetz der europäischen Ordnung der Dinge verletzt worden; hat man ruhige Forscher, Anhänger ihres Fürstenhauses und die in ernstesten Stunden sich vor die Bresche gestellt, rechtlos vertrieben? Ist katholischer Seits ein großartiges *ble toi que je m'y mette* gegen harmlose evangelische Brüder versucht worden, wie es 1847 von anderer Seite geschah? Nein, von allem Dem nichts. Oder hat sich vielleicht England entschlossen, den im letzten Katholikencrawall Beschädigten hundertfache Entschädigung zu geben? Kündigt es der Welt den festen Entschluß an, es wolle endlich gerecht seyn gegen Irland, den ungerechten Mammon herausgeben, Don Pacifico's Trugschuld mit Zinsen restituiren? O gewiß, denn nur so eine große evangelische That ist der Sympathien evangelischer Christen würdig, und verdient als Manifestation vor Europa dazustehen. Oder hat Preußen sich entschlossen, die katholische Kirche concordatmäßig zu dotiren, die nach 1819 geraubten Kirchengüter zurückzugeben, und wie es mit der politischen Revolution gebrochen, auch in kirchlichen Dingen nicht zweierlei Elle, Maß und Gewicht zu üben? O gewiß, denn dadurch würde es ja den Beruf zur evangelischen Schirmherrschaft, von der die europäischen Tractate nichts wissen, am besten erweisen, und den zweideutigen Spruch *sum cuius* zum eindeutigen umwandeln. Leider wird die Geschichte von allem Diesem nichts zu erzählen haben. Vielleicht wird aber angekündigt, wie das hannöversche Pferd, einst schwarz — in den heidnischen Tagen — dann weiß geworden, habe sich auch der große obotritische Ochse *) bekehrt, auch er sei weiß geworden, habe die Farbe der Liebe, der Versöhnung angenommen; er sei nicht mehr slavischer

*) Im Wappenschilde Mecklenburgs.

Büffel, sondern das edle Thier, das die Alten als Symbol gesellschaftlicher Ordnung verehrten? Weit entfernt! Die evangelischen Sympathien wurden einem italienischen Lohn-
laquay und — dessen Frau zu Theile, die sich gegen die florentinischen Gesetze verfehlt, und die, einer Klasse von Leuten angehörig, der Jedermann gerne aus dem Wege geht, da sie, wie Jedermann in Italien weiß, in der Regel von Betrug und Unzucht lebt, wenigstens für sich noch durch keinen Beweis der Welt dargethan, daß sie eine Ausnahme von der Regel sind. Doch vielleicht haben die evangelischen Brüder Beweise in Händen, die die Gerichte Toskana's nicht haben; vielleicht sind die Eheleute, welche sich auf einmal so großer Protection erfreuen, von ganz ausgezeichnetem Wandel, besitzen sie Eigenschaften, die wir nicht kennen. Vielleicht riß sie der Eifer für das Haus Gottes und nicht der für englisches Geld, das sonst bei dieser Klasse von Menschen alles vermag, hin, die Landesgesetze nicht zu achten. Denn wer die Ordnung der Dinge in den norddeutschen Staaten kennt, und weiß, daß selbst Gewissensdrang und die schwersten religiösen Verpflichtungen nicht Schutz gaben, wenn ein Staatsgesetz verletzt wurde, Erzbischöfe deshalb deportirt, Ritter exilirt, Geistliche processirt wurden, der wird wohl nicht anders vermuthen, als daß nur die allerwichtigsten Gründe eine Protection in einem Falle rechtfertigen können, für den man in England, Preußen, Mecklenburg in umgekehrter Richtung berühmte Antecedentien hat — vorausgesetzt nämlich, daß die Gesetzesübertreter Katholiken und nicht evangelische Brüder sind!

Wir entheben uns, da das toskanische Gericht in seinen Entscheidungsgründen dargethan, daß die Verurtheilten nicht wegen religiöser, sondern wegen politischer Vergehen verurtheilt worden, daß Geld dabei im Spiele war, da ferner, was im Hintergrunde sich barg, noch nicht klar geworden ist, auf diesen Gegenstand weiter einzugehen. Es erinnert

etwas an die alte Geschichte vom Balken und vom Splitter, und diese wollen wir aus evangelischen Gründen nicht weiter ausführen. Da aber in neuester Zeit auch in Oesterreich es nothwendig geworden, evangelischen Bibelvertheilern den Weg vom Osten nach dem Westen, aus dem „gefnechteten Ungarn“ in's freie Britannien zu weisen; die englische Propaganda, hier wie in Italien, mit der republikanischen Hand in Hand ging; die Fäden aller Revolutionen in den Händen des großen Staatsmannes zusammenliefen, dem schon jetzt der Ehrenplatz zwischen Mazzini und Rossuth angewiesen wird als „dem Dritten im Bunde“; andererseits in Deutschland Alles auf die Wiedererneuerung der Zustände des 17ten Jahrhunderts hinweist, wo, wie seit 1848, das Feldgeschrei: „nieder mit Oesterreich, nieder mit der Abgötterei, nieder mit dem apokalyptischen Thiere“, tönte — so möge hier eine wenig bekannte Geschichte aus jenen Zeiten folgen, die so ziemlich beweisen mag, daß wir mit unserem gepriesenen Fortschritte aus dem Zauberkreise, den das sechszehnte Jahrhundert gezogen, nur deshalb uns fortbewegen, um desto tiefer zurückzufallen.

Bereits seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts konnte man es als eine nicht mehr zu läugnende Thatsache ansehen, daß die inneren Zerrwürfnisse, welche der Anfang des Jahrhunderts geboren, zuletzt einen allgemeinen Krieg hervorrufen würden, und der rasche Fortschritt der Abelsmacht in den deutschen Erbländern des Hauses Habsburg, sowie die Bemühungen der radikalen Partei, die in Saumur und den Niederlanden ihren Sitz hatte, vereinigten sich, dasjenige zu zeitigen, was schon 1569 in größtem Geheime von einem Theil der deutschen Fürsten vorbereitet worden war, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges. Es ist nun öfter,

sowohl auf den bekannten Hugenottenführer du Plessis-Mornay, als auf Heinrich IV., König von Frankreich, hingewiesen worden, gleich als die Häupter der Verschwörung, die Europa, und namentlich Deutschland, in dem siebenzehnten Jahrhunderte bedrohte. Eine nähere Untersuchung wird jedoch darthun, daß, wenn auch das Ziel Beider das gleiche war, ihre Wege vielfach auseinandergingen, und zugleich die Fäden eines Gewebes zeigen, dessen künstliche Verfertiger die Schuld nicht trifft, daß der dreißigjährige Krieg nicht bereits 1610 begann, und zum vierzig- oder fünfzigjährigen wurde. Ich erlaube mir, ehe ich auf Heinrich IV. eingehe, zuerst die Hoffnungen der radikalen Partei nach den authentischen Mittheilungen der Correspondenz des du Plessis hervorzuheben.

Wir sehen zuerst die Engländer, die Hugenotten, wie die Niederländer eifrig bemüht, den Streit Papst Paul's V. mit den Venetianern in ihrem Sinne auszubenten. Mit großem Behagen wird da (1605) nach Saumur geschrieben, der englische Gesandte in Venedig beschäftige sich mit Verbreitung von Genfer-Bibeln in Italien *); ja der calvinische Prediger Diodati meinte nicht nur, es sei für das propagandistische Treiben keine Gefahr, weil der englische Gesandte allen Schutz verleihe, sondern es sei auch der Augenblick gekommen, wo man „einer christlichen Versammlung eine gewisse äußere Form geben könne.“ Der Prediger des englischen Gesandten in Venedig verkündete mit dünnen Worten die baldige Reform der Kirche zu Venedig (*ecclesiae Venetae reformationem brevi speramus*). Man meinte selbst der Doge, geschweige so viele andere angesehenen Personen, neigten sich auf diese Seite. Paolo Sarpi selbst, der Verfasser der Geschichte des Concils von Trient und der Staatschris-

*) Correspondance T. VIII. n. 43.

ten Venedigs gegen den Papst, stellte den Abfall von zwölf- bis fünfzehntausend Personen in Aussicht *). Diobatti berichtet, seine Partei besitze Mittheilung aller Geheimnisse des Senates **). Von Seiten der Niederlande erfolgten damals der venetianischen Republik Anerbietungen von Hülfe; man hätte im Kampfe mit Spanien so gerne gesehen, wenn in Italien selbst ein größeres Feuer ausgebrochen wäre ***). Noch am 10. August 1606 ward im venetianischen Senate ver- nommen, welche Anerbietungen König Jakob von England mache, und wie der unwürdige Sohn der Maria Stuart der Republik ein Bündniß anbiete gegen Spanien, wie gegen den Papst †). Quanto agli Spagnuoli, hatte er dem venetianischen Gesandten an seinem Hofe gesagt, seben mi rido di queste loro papolate, perche si sa bene come stano et che chi vuol farfatti, non suol far parole, tuttavia poco importa et se essi saranno da una parte, noi saremo dall' altra. Das Benehmen Venedigs strafte aber alle die sanguinischen Hoffnungen der Kriegspartei Lügen. Der Verbreitung der Bibeln wurde gesteuert, dem spanischen Gesandten in Venedig aber durch den Senat am 19. September 1606 officiële Kunde von den Vorschlägen des Königs von England gegeben, mit dem Bemerken, daß die Republik, wenn nicht genöthigt, sich nie entschließen könne, etwas zu thun, was den Frieden Italiens stören würde. Dasselbe wurde den Höfen von Frankreich, Savoyen &c. mitgetheilt. Der weiseste Narr seiner Zeit, wie man Jacob I. nannte, ruhte jedoch nicht. Am 2. October 1606 schlug der englische Gesandte, in den Senat eingeführt, der Republik ein Bündniß

*) Ibid. X. p. 141 — 148.

**) Brief vom 1. Juni 1605.

***) Handschriftliches Protokoll des Venet. Senats vom 28. Mai 1606.
Aus der Bibl. Foscari in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

†) Prot. v. 10. August. 1606.

vor*), mit seinem Herrn, dem Könige von England, Schottland und Irland, mit Dänemark, den deutschen Fürsten, den Generalstaaten, Schweizern, Graubündnern und Frankreich, ohne daß wir wußten, bis zu welchem Grade von Seite dieser Staaten die Ermächtigung hiezu an England erfolgt wäre. Am 8. November wiederholte der Gesandte dieses Ansinnen, und bezeichnete den Bund als abzuschließen *per honor del Signor Dio et per il merito della causa che si tratta commune con tutti li principi temporali **)*. Er fügte jedoch die den Dogen betreffende Aeußerung hinzu: *bisogna che Vostra Serenissima riscaldi se stessa, se vuole riscaldar altri*. Allein der Doge war so frostiger Natur, daß selbst, als sich der Gesandte über das Schweigen des Senats beschwerte, noch keine Antwort erfolgte, als: *Venedig müsse zuerst wissen, welcher Hülfe es sich für den Nothfall von den Freunden Seiner brittischen Majestät zu gewärtigen hätte (quali aiuti si potessero in evento di bisogno promettere dalli amici di Sua Maesta)*. Endlich am 16. November wurde unter den höflichsten Ausdrücken dem Gesandten die Antwort ertheilt, man könne auf die Unionen (*leghe*) nicht eingehen, da die ganze Angelegenheit noch in der Schwebe sei ***). König Heinrich IV. hatte selbst den venetianischen Gesandten am Pariser Hofe aufmerksam gemacht, man könne sich auf König Jacob nicht verlassen (*che nelle forze del Ré d'Inghilterra non si devera far fondamento †*), er war aber persönlich auch unzufrieden mit den Venetianern, von denen man nur schöne Worte bekäme, und ließ dieß dem Gesandten merken. Nichts destoweniger schlug der englische

*) *Annali Venet.* 1606. p. 176 Ms.

**) p. 176.

***) p. 178.

†) p. 227.

Gesandte dem Senate zum dritten Male eine Verbindung (collegazione) mit den deutschen Fürsten, wenigstens mit den bedeutendsten (also wohl mit dem Churfürsten von der Pfalz) vor, und wieder antwortete der Doge, man habe diese wichtige Sache noch nicht reiflich genug überlegen können. An dem darauffolgenden Tage, 19. Januar 1607, kam unerwartet der französische Gesandte in den Senat, und proponirte ein Bündniß (lega) mit Frankreich, bemerkte auch zugleich, es sei keine Zeit zu verlieren! Auch ihm gegenüber erwiederte der Doge, eine derartige Berathung verlange viele Zeit, doch was man thun könne, so lange man nur den Krieg vermeide, sei immer genehm (*in fine quello che si può fare scansando la guerra, è sempre molto a proposito*). Schon am 24. Januar legte hierauf der französische Gesandte die Bedingungen weiter vor, und wurde beantragt, des Bundes wegen einen Gesandten nach Frankreich zu schicken, die Absichten des Königs näher kennen zu lernen. Allein es scheiterte die Sache schon an der Einleitung; man konnte sich im Senate über die Vorschläge nicht einigen (*le proposizioni restarono indecise*). Hingegen erfuhr man, daß der Herzog von Savoyen sich an Heinrich IV. angeschlossen habe, während König Jacob, mit der Stange im Rebel herumfahrend, sich wieder zu einer lega mit Venedig bereit erklärte, aber den Venetianern rieth, sich zuerst des Königs von Frankreich zu versichern, da ihm dieser nicht den nöthigen Entschluß gefaßt zu haben scheine (*perche non mi pare di veder nel Ré di Francia quella risoluzione che bisognerebbe*).

Ich führe dasjenige, was der König in dieser Zeit mit den deutschen Fürsten unterhandelte, die darnach lechzten, den Kaiser an das Ausland zu verrathen, später an, und ebenso die Machinationen der Mornay'schen Partei, um hier erst noch einzuschalten, was zur Vorbereitung der Unionen diene, die bald nachher auf den Schauplatz traten.

Mit Eifer, wie es scheint, nahm sich König Heinrich

der Ausöhnung der Venetianer mit dem Papste an. Sein Gesandter mußte darauf bringen, die Republik solle ihre Verpflichtungen gegen Rom erfüllen. Er sollte dem Senate vorstellen, daß durch Zwietracht mit dem römischen Stuhle alle Angelegenheiten der Republik und ihrer Freunde gefährdet würden, daß man den Räubereien und Brandlegungen Raum gebe, und die allgemeine Ruhe dieses Landes gestört werde. Schon den darauffolgenden Tag lief eine Depesche des venetianischen Gesandten in Frankreich über die Aeußerungen des Königs in Bezug auf P. Paolo Sarpi ein, welcher damals beinahe dem Meuchelmorde erlegen war. König Heinrich hatte seine Schriften als sehr mäßig gehalten bezeichnet, und sich hiebei auf das Urtheil des Jesuiten Gottoni berufen (*disse poi la Maesta certo che li scritti del Padre per quanto mi vien referito sono fatti con molta modestia*). Ein weiterer Bericht desselben Gesandten theilte mit, daß der Papst (Paul V.) von Heinrich IV. das Wort verlangt habe, den König von Spanien nicht anzugreifen, wenn dieser eine Unternehmung gegen die Barbarenstaaten ausführe. König Heinrich verlangte aber hierüber die Meinung der Republik zu wissen, und war der Ansicht, sie, wie der Herzog von Toskana und Andere (Savoyen?), sollten die Niederlande mit Geld unterstützen. Er thue es mit 150,000 Scudi jährlich, damit sie den Krieg mit Spanien fortsetzen könnten, das für stark und Allen gefährlich gelte, aber schwach sei. Dadurch könne der Frieden in Flandern verhindert, Spanien aber vollends entkräftet werden. Diese Aeußerungen sind aber um so wichtiger, als gerade von Frankreich aus, unter dem Vorwande, die Universalmacht des Hauses Habsburg zu brechen, der Kampf gegen die beiden Linien dieses Hauses unternommen, die Revolution der Erbstaaten begünstigt, die Versuche, sie loszureißen, unterstützt wurden, und man der Welt glauben machte, das größte Uebel der Zeit ruhe wirklich in der nur auf dem Papiere vorhandenen kolossalen Macht

dieses Hauses, eine Meinung, die seitdem von deutschen Schriftstellern andächtig nachgebetet wurde. Noch etwas später meinte ein bayerischer Abgesandter des Herzogs Maximilian I., Spanien erhalte sich nur durch eine Art von Wunder. Die Furchtbarkeit lag auf der Landkarte, und ist von da in die Compendien deutscher Historiker übergewandert, und zum stehenden Artikel geworden.

Wie aber selbst die einfache, zum Besten aller christlichen Staaten und des Handels auf dem Mittelmeere stattfindende Unternehmung gegen die Barbaren unter den übrigen Reichen Spannung erregte, so war es auch mit der Union gegen die Türken, welche damals zwischen dem Papste, dem Kaiser Rudolf II., dem Könige von Spanien und dem Großherzoge von Toscana eingeleitet ward. Der venetianische Senat machte selbst dem englischen Gesandten Mittheilung davon, und ließ Heinrich IV. mit dem Bemerken Kunde geben, daß man auf diese Union ein wachsames Auge haben müsse.

Unerwartet ward das glimmende Feuer von einer andern Seite aus geschürt. Der Herzog Carl Emanuel hatte der Republik in Bezug auf die Gestaltung der italienischen Verhältnisse Vorschläge machen lassen, die diese für gut erklärten. Sie waren wahrscheinlich nur allgemein gehalten, und erst in der Unterredung mit dem venetianischen Gesandten rückte der Herzog offener heraus. Er führte an, daß auch König Heinrich der Meinung sei, Italien müsse frey seyn. Ein Defensivbündniß, in das der französische König eingeschlossen werde, müsse errichtet werden; doch sei zu bedenken, daß Heinrich alt sei, und wenn er stirbe, kämen die Drangsale über seine Verbündeten. Er wies daher auf ein Bündniß aller italienischen Staaten zur Befreiung Italiens, erklärte, selbst nach Mantua, Venedig und Rom reisen zu wollen, um es zu betreiben, so wie daß er hoffe, das großherzogliche Haus durch Heirath zu gewinnen.

Er reise stets, von seinen Prinzessinen begleitet, um italienische Fürsten durch Bande des Blutes zu gewinnen. Der Papst wolle jedoch den Frieden, um sein Haus (Borghese) groß zu machen, und sich lange des Lebens zu erfreuen *). Nachdem der Senat diese Mittheilungen erhalten, wurde dem venetianischen Gesandten in Frankreich geschrieben: der Herzog von Savoyen habe die Verbindung der italienischen Fürsten vorgeschlagen (*la colleganza di principi italiani*); er solle jedoch dem Könige sagen, Venedig werde die enge Verbindung mit ihm aufrecht erhalten. Doch wurde am selben Tage von diesen Mittheilungen an König Heinrich auch der Gesandte in Turin zur Kenntnißnahme für den Herzog benachrichtiget, da dieser mit dem Könige so innig verbunden sei. Die vorsichtigen Venetianer wußten, was sie thaten. Bereits am 16. März schrieb der Graf Francesco Martinengo aus Turin an seinen Sekretär Scurzoli, er habe bei seiner Ankunft in Turin große Chimären und großes Gerede, aber alles in das Blaue, gefunden (*gran chimere et discorsi, ma tutto in aria*). Man könne sich auf den Herzog nicht verlassen. Die Spanier hätten ihn durch kluges Benehmen bereits wieder gewonnen. Der Prinz Filibert gehe nach Spanien, von wo man ihm große Versprechungen gemacht habe. Weder Franzosen noch Spanier trauten ihm. Er wolle Feind der Spanier seyn, er wolle ihr Verderben seyn, er wolle sich mit Venedig verbinden — wer ihn höre, glaube Wunder. Bald aber werde man gewahren, daß er sich mehr in die Hände der Spanier werfen werde, als je. Seine Unbeständigkeit werde ihn immer in schlechter Meinung erhalten, so daß Niemand ihm trauen werde **). Vier Monate später hatte sich Carl Emanuel überzeugt, daß es mit dem Bündnisse italienischer Fürsten nichts sei. Aus Eigennuß und

*) *Protocolli di 12. Genn. 1608. Ms.*

**) *Cod. 338. p. 163.*

den oberflächlichsten Rangstreitigkeiten seien sie so getrennt, daß in dieser wichtigen Sache nichts mit ihnen anzufangen sei. Eben deshalb sollten er und Venedig das Mailändische unter sich theilen, und wenn man die Sache rasch angreife, könne man leicht in drei bis vier Monaten diesen Staat gewinnen. Er stellte deshalb auch das Ansinnen an den König von Frankreich, während die Spanier ihrem unruhigen Nachbar den Vorschlag machten, sich Albanien's zu bemächtigen. Sie wollten, sagte König Heinrich dem venetianischen Botschafter, ihn zu Grunde richten, bewirken, daß er aus Italien und aus der Welt ginge. Hingegen hatte ihm der Herzog den Vorschlag gemacht, er wolle gegen französische Unterstützung Savoyen an Frankreich abtreten, und den Venetianern, wenn sie sich mit ihm verbänden, zwei oder drei benachbarte Städte geben *). Auch der Herzog von Mantua sprach sich jetzt für einen Offensivbund aus, und der französische König, welchen Carl Emanuel im Juli als so friedliebend geschildert, machte nun selbst den Gesandten aufmerksam **), daß der beste Augenblick gekommen sei, Gewinn zu machen und die Spanier aus Mailand zu verjagen (*che questo era il tempo di far profitto et scacciare da vero li' Spagnuoli dallo stato di Milano*). Allein Carl Emanuel hatte wohl mit seinen Vorschlägen bei König Heinrich gezündet, jedoch eine Sache berührt, die auch anders aufgefaßt werden konnte, als bloß im savoyischen Interesse. Der Herzog von Mantua fand, daß die größte Schwierigkeit in der Theilung des Mailändischen bestehe. Sollte der Papst in die Lega eintreten, so könnte man einen Borgheze zum Herzoge von Mailand machen, und der Marschall von Billeroy meinte selbst, um diesen Preis vermöge man den Papst in den Offensivbund hineinzuziehen. Hinge-

*) Prot. di 20. Ott. 1608.

**) Prot. di 23. Ott. 1608.

gen trug im Angesichte des Ungewitters, welches sich über Italien zu entladen drohte, der venetianische Senat dem Gesandten in Turin auf, dem Herzoge vorzustellen, er werde doch als gut italienischer Fürst seine Gedanken nicht von dem abwenden, was die Sicherheit und Ruhe Italiens betreffe; auch der Senat habe stets denselben Endzweck gehabt und werde stets die gleiche Bereitwilligkeit in dieser Sache besitzen *).

Während aber so die schwankende Politik der fürstlichen Höfe sich allmählig in dem Projecte einigte, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen, und diesen Kampf zur Losreißung Mailands von der spanischen Herrschaft zu benützen, war die radikale Partei auch nicht müßig gewesen, und hatte insbesondere auf England und Venedig sich zu stützen gesucht. Dem englischen Gesandten in Venedig wurde das Bedauern ausgedrückt, daß König Jacob nicht die Beilegung der Differenzen unter den Confessionen (d. h. unter den Calvinisten) versucht habe, wie ihm doch der Vorschlag gemacht worden wäre. Auch die Mittel, nach dem Muster der Synoden in Polen, seien ihm bezeichnet worden. Es hätte dieses der wahren Kirche (dem Calvinismus) einen großen Nutzen bringen können, da diese sodann gleichen Schritt mit der papistischen hätte halten können. Doch sei noch immer Zeit, den Fehler gut zu machen. Mornay entwarf dazu am 1. August 1608 einen ausführlichen Plan, dessen Grundzüge darauf hinausliefen: man müsse es machen, wie Hannibal, und den Gegner, den Papst, im eigenen Lande auffuchen, deßhalb so enge als möglich sich mit Venedig verbinden, und dazu die Beschwerden der Republik gegen den Papst, und ihren Argwohn gegen Spanien benützen. Sei nur einmal eine Verbindung Venedigs mit den Schweizer-Cantonen, dem

*) Prot. del 3. Genn. 1609.

Churfürsten von der Pfalz und andern deutschen Fürsten eingeladen, welche sich bei den Zerwürfissen zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge Mathias auf das Engste aneinander geschlossen und ihre Kräfte bemessen hätten, so könne man sich auch auf die Niederlande stützen, und für den Kriegsfall der Unterstützung französischer Offiziere sicher seyn. Was aber vor Allem zu rathen wäre, sei, das Beispiel Heinrich's VIII. nachzuahmen (die Säkularisation); das würde die Bahn für das Uebrige ebnen. Als Aushängeschild für die Oeffentlichkeit müsse dienen: die römische Tyrannei zu stürzen; im Geheimen aber müsse man darauf hinarbeiten, den Aberglauben und den Götzendienst zu untergraben, und dem Evangelium den Weg zu bahnen. *Promoveamus, urgeamus illud ἔπεσε, ἔπεσε, nisu, anhelita, gemilu, pro virili quisque, pro virtute!* — rief unter demselben Datum Du Pleffis-Mornay von Saumur aus dem englischen Gesandten in Venedig zu. Man müsse, schreibt er später *), italienische Theologen zu gewinnen suchen, Bücher zur See aus England einführen, jedoch so, daß von den inneren Streitigkeiten nichts verlautete (*ita tamen, ne ulli (?) de intestinis nostris contentionibus admisceantur offendiculo futuri*). Wenn einmal in Ungarn, Oesterreich, Mähren, Böhmen die reinere Religion ihren Sitz aufgeschlagen, dann werde bei dem allgemeinen Umsturze der Dinge das Joch des Papstes abgeschüttelt werden, und Venedig dem Evangelium offen stehen. Die Hoffnungen in dieser Beziehung werden immer glänzender. Es wird schon im August 1608 berichtet, drei Viertel des Adels seien für den Calvinismus. Der Haß gegen Rom werde in Venedig immer größer, Viele gäben ihre Kinder calvinistischen Lehrern in die Schule. Aber nicht bloß in der Lagunenstadt wurde Propaganda gemacht. Dasselbe geschah auch in Friaul, und das gereichte zur Verbindung

*) 6. Dec. 1608.

mit dem, was in Steyermark, Kärnthén und Krain vor sich ging. In Friaul wurde schon auf dem flachen Lande calvinistisch gepredigt, und die Städte und Dörfer entleerten sich, trotz der unsäglichen Anstrengungen der Jesuiten, um nur den Predigten beiwohnen zu können. Nur Erzherzog Ferdinand, heißt es weiter, steife sich entgegen; aber bereits sahen die trefflichen Väter Fulgentius und Paolo Sarpi in Venedig den unvermeidlichen Untergang des Antichrists (des Papstes) in höchstens sechs Jahren voraus. Gott möge bloß die Gnade schenken, diese Zeit noch zu erleben *)! Man bedauert nur, daß das Werk R. Jacob's I., welches damals herauskam, nicht allen Erwartungen entsprach. Man hielt es für zu scholastisch, tadelte die Ausfälle gegen die Puritaner, die matte Auseinandersetzung der Wahrheit, die Erhebung des Andenkens seiner Mutter Maria Stuart u. s. w. Wäre die Sache von einer so hohen Person gut behandelt worden, es hätte der römischen Ambition einen tödtlichen Streich versetzen können. Ein neuer französischer Agent (Bongars) wurde in diesen Tagen nach Venedig gesandt. Er sollte den Senat zum Bündnisse mit den angesehensten deutschen Fürsten wider D e s t e r r e i c h bewegen; der Churfürst von der Pfalz hatte zu gleichem Zwecke einen Bevollmächtigten dahin abgesandt.

Es braucht keine weiteren Erklärungen, was mit der Bibelvertheilung, mit den Bemühungen des englischen Gesandten, mit all diesen propagandistischen Mitteln gemeint war: es galt die katholische Kirche zu zerstören, mit und neben ihr das Haus Oesterreich. Die nächsten Briefe sind getheilt zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Die großen Erwartungen verschwanden, als es sich um Bildung von Versammlungen handelte. Es herrschte zwar ungemeine Zügellosigkeit

*) 29. Sept. 1608.

seit des Ausbruchs, die Inquisition war gelähmt, man spottete über das Jubiläum; als es aber zu Verpflichtungen für die neue Confession (*confession de foi, forme de lithurgie, serment de silence, de foi et defense mutuelle*), zur Aufrichtung eines Geheimbundes, Ablegung von Eiden kam, da trat die eigenthümliche Natur des Italieners ein, welcher entweder Katholik oder — Nichts ist, und damals für das Letztere noch nicht so zugänglich war, wie heut zu Tage. Paolo Carpi spielte den Mäßigen, zügelte den Eifer des gleichgesinnten P. Fulgenzio, meinte, als Theologe der Republik dürfe er sich nicht bloßgeben, und hielt ein äußeres Bekenntniß überhaupt nicht für nothwendig. Gott sehe ja das Herz *). Die Partei der Propaganda rieth daher, die protestantischen Fürsten Deutschlands (die Unirten) vorzuschieben (*pousser*), junge gelehrte Männer in die Häuser der Kaufleute (als *Commis*) zu schicken, um diese zu bearbeiten; neue Hebel müßten angelegt werden (*acutis undique fomitibus opus.*) Bald trat, was man wollte, noch unverholener hervor.

Ein Brief vom 2. Februar 1609 beklagt sich über P. Paolo Carpi, welcher zu speculativ sey; doch bezeichnet ein späterer ihn als einen zweiten Melanchthon, während der ungestüme Fulgenzio mit Luther verglichen wird. Jetzt wird unverholen ausgesprochen, ein Friede oder Waffenstillstand in den Niederlanden sei das einzige Mittel, das man treffen könne, um einen Krieg in Italien zu haben. Dieser aber sey nach allem menschlichen Ermessen die einzige Pforte (*ouverture*), durch welche die Wahrheit (der Calvinismus) in Italien eindringen könne. Durch den niederländischen Frieden würden zweihundert Kriegsschiffe disponibel werden; diese in Verbindung mit venetianischen könnten den Papst in

*) *Mémoires et Correspondance de Mornay* Bd. X. p. 274.

Rom aufsuchen. *) Dieser Plan, Italien zum Sitz des Krieges zu machen, behagte auch dem P. Paolo so sehr, daß er am 12. Mai 1609 selbst nach Frankreich schrieb: „Man müsse das Bündniß zwischen Venedig, den Niederlanden und Brandenburg betreiben; dann werde sich eine Gelegenheit zu Gunsten der reformirten Religion ergeben. Durch nichts werde Rom tiefer verletzt, als wenn mehrere Fürsten der reformirten Confession mit Italienern Vertrag machten; damit müsse also begonnen werden.“ Nach diesen Directiven wurde weiter fortgebaut. Die Angelegenheiten in Deutschland, wo die protestantische Union der Fürsten auch die mit Geld versehenen Reichsstädte an sich zog, machten sich ganz nach Wunsch; P. Paolo wollte den Fürsten Christian von Anhalt, den unermüdlichen Agenten der revolutionären Partei in Deutschland, in venetianische Dienste ziehen; Mornay arbeitete daran, den berühmten Kriegshelden Moriz von Nassau an die Spitze der Dinge zu stellen, sich den unirten Protestanten in Deutschland zu nähern. Man meinte in arger Verrechnung der Verhältnisse, Venedig würde von dem kraftlosen Spanien 1610 angegriffen werden. Man hoffte, der Papst würde in seiner Strenge gegen Venedig verharren, dieselbe noch vermehren; das würde das Kind zur Welt schaffen. Der englische Gesandte in Venedig arbeitete in diesem Sinne; die Niederländer hatten einen eigenen Gesandten dahin geschickt, der Churfürst Friedrich von der Pfalz und die unirten Fürsten den Agenten Lenz, der schon am 27. September 1609 auf den bevorstehenden Umsturz aller Dinge hinwies. (*Impendet conversio rerum omnium.*) Die Sprache wird immer kühner (1609. 1610), je mehr das Complot der Reise sich nähert. „Mit Segeln und Rudern muß man jetzt vorantrachten; etwas Gewaltiges sey zu wagen.“ Eine Denkschrift wird entworfen, um Venedig zum Bündnisse mit den deutschen Protestanten und mit den

*) Ibid. p. 189. 195.

Niederlanden zu vermögen. Bald heißt es auch, daß Letztere habe bereits stattgefunden. Allermegs sey der Wahrheit die Pforte geöffnet, erst dem Evangelium, dann stufenweise der Reformation (Revolution) der Weg gebahnt. Die gefährlicheren, d. h. treuen Geistlichen, die der Sache schaden könnten, würden, wenn es dahin käme, aus Gehorsam gegen den Papst Venedig verlassen; ihre Abwesenheit würde die übrigen (meineidigen) nur kühner machen. Die Güter der Rebellen fielen der Republik anheim, würden theils confiscirt, theils zu frommen (calvinistischen) Zwecken verwendet werden können. Sollte es zum Kriege kommen und Spanien gegen Venedig auftreten, so würde der Republik der Beistand Frankreichs, Englands, der deutschen Heere und der niederländischen Flotten nicht fehlen, so daß den Krieg aufzunehmen und ihn weiter zu führen, in die Willkür der Republik gelegt sey.

Wieder wird die Begeisterung etwas abgefühlt, als am 2. September 1609*) der französische Gesandte dem Senat ein Schreiben aus Genf über die Predigten des P. Fulgenzio, die Hinneigung des venetianischen Adels zum Calvinismus, vortrug und im Namen seines Herrn die Signorie aufmerksam machte, wie aus kleinen Anfängen oft große Ereignisse hervorgingen. Immer habe Venedig auf Erhaltung seiner alten Gesetze gesehen und gedrungen, sowie auf den Schuß des ruhmreichen S. Marco. Er lege deshalb auf das, was über den venetianischen Senat gesagt worden, wenig Werth. Der Senat antwortete bereits am 15. desselben Monats: die Venetianer würden durch kein Ereigniß abarten von ihren Pflichten, hätten nichts erlaubt und würden nichts gestatten, was der guten Meinung des Königs entgegen wäre. Sie hätten stets in der katholischen Religion gelebt und würden

*) Cod. 374. Das Schreiben war vom 8. Mai, und findet sich in den Mém. du Plessis.

nle aufhören mit äußerstem Fleiße darüber nachzudenken, daß weder ein Schisma noch Ungeziemendes (inconveniente) in ihre Angelegenheiten einbringe. Dem Fulgenzio wurde auf Diefel verboten, die Fastenpredigten für 1610 zu halten, was den Credit des französischen Königs bei der Propaganda sehr schmälerte. (Vous ne sauriez croire comme le roy a perdu de son credit.)

Alein welche Freude für die revolutionäre Partei, als Carl Emanuel von Savoyen sich kurz darauf zum Träger ihrer Ideen machte, König Heinrich aber den Bund mit den Lillen besiegelte, König Jacob von England seinen Beitritt verhiess!

Plötzlich erhielt Monsignor Giacobbo, Gesandter des Herzogs von Savoyen am französischen Hofe, durch einen Courier Befehl, den König zu ersuchen, sich zu entschließen, um unverzüglich den Krieg mit Spanien zu beginnen und ihm (dem Herzog) hinlängliche Hülfe zu geben, um Mailand (Spätherbst 1609) zu überfallen. Der König antwortete dem Gesandten: „Es kann der Herzog, mein Bruder, sich auf mein Wort verlassen, das ich ihm gab und jetzt bekräftige, mit den Spaniern an allen Orten zu brechen und ihm mit Mannschaft nach seinem Wunsche und dem Bedürfnisse beizustehen: aber das muß sich bei guter Gelegenheit machen und es ist nothwendig, seinen Eifer (affetto) etwas zu zügeln.“ Auf das weitere Drängen des Gesandten erwiderte zuletzt noch der König: er wolle sobald als möglich den Kampf mit dem cattolico (dem Könige von Spanien) anfangen; allein diesem müßten zwei Dinge gleichzeitig vorangehen: Vorwand und Sicherheit. Der Vorwand wegen des Herzogthums Cleve sei gut zu nehmen, und soweit vorangeschritten, daß die Sache nicht mehr zu Ende komme, als mit den Waffen; auch habe er jetzt gute Gelegenheit nach allen Seiten loszubrechen, und werde sich derselben mit voller Freiheit bedienen, besonders in Italien, wo er den

zoge eine große Masse Fußvolks und Reiter schicken
 de. In Betreff der Sicherheit sey nothwendig, sich
 zu verständigen und durch Bündnisse und Unionen zu
 stützen. Obwohl daher der englische Gesandte noch diesen
 den Morgen gesagt habe, daß sein Monarch immer mit
 verbunden bleiben wolle, so wolle er (Heinrich) doch noch
 en Gesandten nach England schicken, um dieses Versprechen
 des Königs Munde selbst entgegenzunehmen und ihn
 so stärker zu verpflichten. Er erwarte Bongars, um die
 Meinung der Protestanten (Unirten), der Niederlande,
 Schweizer und Graubündtner zu erfahren, an der übrige
 nicht zu zweifeln sei. Als nun der savoyische Ge-
 sandte darauf bestand, die Spanier müßten ganz aus
 alien verjagt werden, wozu jedoch die Hülfe Vene-
 zias nothwendig sei, entschloß sich der König, deshalb einen
 außerordentlichen Gesandten nach Venedig, sowie einen an-
 dern an den Herzog von Savoyen zu schicken, mit dem voll-
 ständigen Entschlusse zum Kriege, und um diesem die Zeit und die
 übrigen Umstände anzugeben (*con total risoluzione alla gu-
 erra condichiararli i tempo e tutti li particolari*). Das ganze
 System, welches, während die radicale Partei nach demselben
 Ziele hinsteuerte, dieses aber nur als neuen Hebel zu gebrau-
 chen gedachte, in einer Verbindung der Häuser Bourbon,
 Lotharingen, Pfalz-Wittelsbach und Savoyen mit den Republiken
 gegen den Sturze des Hauses Habsburg *) bestand, erhielt schnell seine
 offizielle Bestätigung durch einen Brief Sarpi's vom 8. Dezember
 1699, wo auf die Nothwendigkeit hingewiesen wird, auf Stey-
 ermark einzuwirken. Erlange dieses die Religionsfreiheit, so
 werde der römischen Hure die schwerste Wunde zugefügt.
 Ist würde es übergehen, sobald das Evangelium öffentlich

*) *Potentissimae Europae familiae in se mutuo exarsurae videan-
 tur.* Das ist der Standpunkt, von dem die Geschichte des dreißig-
 jährigen Krieges geschrieben werden muß.

daselbst gepredigt würde. Für ihn war der Krieg mit dem Thiere (bestia) bereits ausgebrochen. Die Propaganda erlebte auch den Triumph, daß der Umsturz der Kirche (ihre Ueberzeugung nach unvermeidlich durch den Umsturz Spaniens, respektive des Hauses Habsburg) durch deren eigene Anhänger: Venedig, Frankreich, das katholische Haus Savoyen, eingeleitet wurde, und wundert sich dann, nachdem die Sache soweit geführt worden, selbst darüber, daß diese Fürsten und Staaten sich dazu hergeben mochten. Es war das Vorspiel dessen, was im XVIII. Jahrhunderte erfolgte, wo die zum Sturze des Christenthums von den französischen Aufklärungsphilosophen angefeuerten Könige von diesen selbst höhnisch als ihre Schergen bezeichnet wurden; es war das Vorspiel dessen, was im XIX. Jahrhunderte (1848) vor unsern Augen stattgefunden hat. Gewiß, hieß es am 15. März 1610, das große Thier ist in Italien seinem Ende sehr nahe, und zwar um so mehr, als dasselbe von seinen eigenen Leuten sichtlich aufgegeben und verlassen wird. Alles müsse man jetzt anbieten, um das Haus Oesterreich zu schwächen. Dieselben Personen, welche sich bisher mit der Vertheilung der Bibeln befaßt hatten, erhalten jetzt den Auftrag, über die wichtigsten Festungen des Papstes Erkundigungen einzuziehen, sich mit guten Betardiers zu versehen, um eines Morgens, wenn die Gelegenheit sich ergebe, ihren Ueberfall zu versuchen. „Ihr wißt“, schrieb Mornay deshalb an Asselineau, den Diener des Evangeliums, „daß die Länge unserer Uebel uns zu Meistern in diesen Dingen machte (Festungen zu überrumpeln)“. Es wird mitgetheilt*), daß der Fürst von Anhalt am französischen Hofe Alles verlangte und leistete, was man beiderseits wünschte. Alles sei bereit zum Kriege (Parata omnia ad bellum); England stimme bei; Holland nehme Antheil; die (rebellischen) Oesterreicher würden

*) 10. April 1610, gerade einen Monat vor R. Heinrich's Ermordung.

den verhängnißvollen Stein in Bewegung setzen. Wissend, daß ohne es zu wollen, müßten die Menschen das Werk Gottes vollbringen. Die Geschicke würden ihren Weg finden. Sarpi und Fulgenzio müßten jetzt die Gelegenheit ergreifen, das Werk Gottes zu bereiten (acheminere). Rühl erwidert zwar der Servite darauf: Venedig würde niemals in ein Bündniß willigen, wodurch die Geschicke Italiens umgewälzt würden; niemals der Papst oder die römische Curie von dem österreichischen Hause getrennt werden können, stets in Venedig die Katholiken für Spanien eintreten*). Hingegen hatte die Propaganda erfahren, daß in Italien nur 300 Spanier stünden, der König von Spanien zur Vertreibung der Morisken das Heer zu sich berufen habe. Von welcher Seite da der Krieg in Italien ausbreche, könne es (für die Propaganda) nur zu großem Nutzen gereichen. Die Reigung dazu sei selbst in Venedig vorhanden und die besten Köpfe ertrügen den Frieden nur mit Ekel; das seien die Früchte der Klugheit der beiden guten Väter Paolo und Fulgenzio, die Gott sichtbar zur Vermehrung seines Ruhmes erweckt habe. — Der Jubel kennt keine Grenzen, als zur Unterstützung der brandenburgischen Ansprüche auf Cleve, das nach Heinrich IV. den Vorwand abgeben sollte, Frankreich, die Niederlande und England wirklich sich verbinden: „von einem Funken aus werde bald ein großes Feuer ganz Europa entzünden und Gott, der Allen vorstehe, von dieser Flamme irgendwo ein reineres Licht erwecken**)“. (Vides — ab una quasi scintilla quantum ignis Europam propediem universam conflagraturum et ab hac sorte flamma aliud agente humana prudentia puriorem lucem accendat uspiam qui cunctis praesidet Deus.) „Während die menschliche Klugheit Anderes bedenke“ — Heinrich

*) Mém. Bd. XI. n. 10.

**) Letzter Brief Mornay's vor Ermordung des Königs. XI. 1. 14.

gungen nicht geübt, ihre jungen Leute
ten eingestehen, sie könnten in Stall
Atheismus, nicht aber den Protesten
vorbringen *). Der Sturm war abge
Menschen hatten, wie sie erst gesagt, auch
Wollen und Wissen das Werk Gottes vo
Der Kaplan des Königs von Spanien aber
den Papst zu nennen pflegte, hatte die S
vermieden, die ihm der Theologe der venetian
und die Propaganda des Westens gelegt hat

Obwohl die revolutionäre Partei dem
daß er ihre Pläne nicht so förderte, wie si
meinten, so hatte Heinrich denn doch dasjen
die Hauptsache war, den Krieg, seinerseits
lich befördert. Am 9. Februar 1610 liesen
nischen Senate von dem Gesandten in Fra
peschen ein. Er hatte eine Unterredung mit
habt und dieser ihm erklärt, jetzt, wo sich
im Zustande äußerster Schwäche be

Pforte rechts, wie die Pforte links zu Italien in ihren Händen. Er selbst strebe nach nichts Anderem, als die spanische Macht zu schwächen (abassare), und was dieselbe in Italien besessen, zwischen Venedig, Savoyen und einem der Andern (qualche altro-Mantua!) zu theilen, der an der Mühe Theil nehmen würde *).

Plötzlich erhielt die Sache eine neue Wendung. Der venetianische Gesandte in Frankreich zeigt an **), der König habe seinen Gesandten am Brüsseler Hofe abberufen, da dieser in Betreff des Fürsten von Condé keine andere Antwort ertheilt habe, als schöne Worte. Bekanntlich hatte R. Heinrich durch Nachstellungen, die er der Prinzessin von Condé bereitete, deren Gemahl gezwungen, zur Rettung seiner und ihrer Ehre Frankreich heimlich zu verlassen, und der König rathentbrannt, daß die Taube nicht in das Netz gegangen, erhaschte nun zu dem Vorwande, welchen ihm Cleve gab, noch einen zweiten, ungleich willkommneren. Er erklärte jetzt dem venetianischen Gesandten, er sehe, daß man (Spanien) mit Verstellung und Täuschung seine Angelegenheiten zu trüben suche. Er sei aber entschlossen, nicht länger zuzusehen, sondern die Waffen und das Feuer geradezu in die Häuser derjenigen zu tragen, welche seine Ruhe stören wollten. Die Pforte von Savoyen, bis jetzt dem allgemeinen Besten verscherrt, würde geöffnet, die Niederlande ganz gewiß mit ihm verbündet seyn; die Graubündtner achteten auf jeden seiner Winke; eben dieses thäten andere Völker. Man erwarte nur aus Deutschland den Entschluß der in Ala zusammengekommenen Unirten. Die deutschen Fürsten seien voll Besorgniß, das Haus Oesterreich möchte das Kaiserthum in Besitz nehmen; er, der König, werde daher das

*) Cod. 374. S. 106.

**) Prot. v. 1. März.

öffentlichen Frieden zu erhalten. Ähnliche
Prinz von Condé werde sich wohl unter
eigene Friedensliebe, wurden am 10. März
Gesandten in Venedig ausgedrückt, dem e
aber nach Paris geschrieben, er solle dem A
vor den Türken schildern, der, wenn Ven
lienischen Krieg verwickelt würde, diese G
gegen sie benützen würde *). Der französ
Venedig, dem dieses gleichfalls (am 12. 1
worden war, antwortete im Senate mit eine
Friedensliebe seines Königs, der seine
sichten bereits hinlänglich dargelegt hatte, u
mand die Schuld beimessen könne, der Ku
zustellen. Als Beweis wurde angeführt, d
Condé nun Brüssel verlassen, also gleichsa
damit zufrieden gestellt habe, „wie er denn
Religion fester sei, als diejenigen, die sich
Erreichung ihrer Zwecke bedienten. König
4000 Mann versprochen und unterhandelt

Schwert zu ziehen, durch des Königs höchste Klugheit beigelegt werden könnten. An dem darauffolgenden Tage wurde dem venetianischen Botschafter in Rom Mittheilung von diesen Dingen gemacht, und ihm bemerkt, wie nothwendig es sei, die Endzwecke der einzelnen Fürsten kennen zu lernen, so wie, wie diese aufgenommen würden; insbesondere aber liege Alles daran, daß der heilige Stuhl sich unabhängig von beiden Kronen und das gute Einverständniß mit der Republik erhalte. In der Audienz, welche auf dieses der Gesandte bei Papst Paul V. hatte, lobte dieser die Gesinnungen der Republik und meinte, man könne nicht läugnen, daß sie mit dem römischen Stuhle gemeinsame Interessen habe. Seine Pflicht sei, sich neutral zu erhalten, um zu jedem Guten wirken zu können; der Gesandte möge die Republik versichern, daß er stets dieselben Absichten haben und ihr Alles mittheilen werde, was von gemeinsamem Interesse sei und zum Frieden Italiens diene *). — Die Propaganda hatte somit falsch gerechnet, wenn sie R. Heinrich die Veränderung zuschrieb, welche in dem Verhältnisse Venedigs zu dem Papste vor sich ging, und die Hoffnung hegte, Papst Paul werde gegen Venedig mit dem Interdicte verfahren, den Zunder in das Pulverfaß werfen.

Am 29. März kam der französische Gesandte wieder in den venetianischen Senat, einen Auftrag seines Königs zu erfüllen. „Obwohl dessen Gedanken auf den Krieg gerichtet seien, habe er doch nichts unterlassen wollen, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Er habe deshalb dem kaiserlichen, wie dem spanischen Gesandten seine entschiedene Absicht, so wie die Nothwendigkeit zu erkennen gegeben, in welcher er sich befinde, wenn die Dinge (in Cleve) weiter gingen, die Ansprüche Brandenburgs und Neuburgs zu beschützen; man

*) S. 113.

habe jedoch darauf nicht geachtet. Aus Liebe zur katholischen Religion habe er sich von beiden Competenten das Wort geben und in Ala erneuen lassen, in Cleve nichts an der katholischen Religion ändern, noch dem kaiserlichen Ansehen und der deutschen Freiheit irgend einen Schaden zufügen zu wollen (*pregiudicare*). Da er aber gewahre, wie die Dinge weiter gingen, jeden Tag größere Hinterlisten zum Vorschein kämen und der Gewalt wieder Gewalt entgegengesetzt werden müsse, so habe er sich entschlossen, ohne weitem Verzug — denn auch die Jahreszeit lade dazu ein — seine Fahnen zu entfalten. Während des nächsten Monats (April) stünden an der Gränze der Champagne an dreißigtausend Mann schlagfertig mit fünfzig Kanonen, andere zwanzigtausend versammelten sich an der Gränze von Savoyen, um den Dingen entgegenzutreten, die da sich ereignen möchten. Da ferner die eigentlichen Urheber dieser Unruhen, seine Gegner, des Königs Entschlüsse unrecht deuteten, die Unterhandlungen mit den unirten Fürsten, wie die Freundschaft mit dem Herzoge von Sachsen und anderen Fürsten Deutschlands, weit entfernt von dem besten Eifer, der ihn beseele, auslegten, so wolle er dieses ganz klar auseinander setzen, damit Jeder seine beste Meinung ersehe und die Schuld auf Andere falle, als auf den König, der austräte aus Gerechtigkeit, wegen seiner eigenen Würde, und um die ungeziemende Unterdrückung seiner Freunde und Verbündeten nicht zu dulden!“ Der Doge erwiderte, ohne in die Bethörungen, die seitdem das siebenzehnte Jahrhundert so oft aus dem Munde von Eroberern vernahm, die den Franzosen namentlich mit einer Art von Regelmäßigkeit entströmen, weiter einzugehen: man wisse aus dem Berichte des Gesandten, daß sich die Armee in Châlons sammle; man müsse besorgen, daß sich ein Feuer entzünden möchte, welches sich nicht so leicht wieder löschen lasse. Man danke für das geschenkte Vertrauen und wolle Gott bitten, daß Er

dem Könige (welcher bereits im 57sten Lebensjahre stand) Gesundheit schenke!

Am 20. April waren neue Depeschen eingelaufen über eine Unterredung des Königs mit dem Gesandten. Was den Frieden in Italien betreffe, so werde er seine Sachen so gut machen und so von allen Seiten und zu gleicher Zeit die Spanier mit der Hülfe Englands, Dänemarks, der Niederlande, der Unirten, Savoyens, der Graubündtner und einiger italienischen Fürsten überfallen, daß Venedig sich überzeugen könne, man werde schnell und wie mit einem Sprunge ohne große Schwierigkeiten aus dem Frieden in den Sieg übergehen, besonders bei der Schwäche, in welcher sich gegenwärtig die Kräfte Spaniens befänden. Der König habe angedeutet, daß die Bewegungen der Moristen sicher sich vermehren würden, besonders an den Gränzen. Da der Krieg mit Persien ausgebrochen sei, so könnten die Türken kein Heer nach Deutschland schicken, wodurch Venedig alle Sicherheit gewänne (*e ciò proferi come parlando di cosa sicura e dipendente dalla sua volontà*). Da nun diese Gefahr sich verzogen, suchte der Senat auch diejenige, welche durch den Prinzen von Condé drohte, abzulenken, und verwandte sich deshalb bei dem Könige. Allein er erhielt nur zur Antwort, daß, so sehr er auch für die Ruhe sei, er doch auch auf seine Sache sehen und der Welt zeigen müsse, daß eine so ungeeignete Handlung von allen, wenn auch nicht von den Urhebern, verabscheuet werde. Es lag ihm daran, die Welt glauben zu machen, als habe er in dem Prinzen von Condé einen von Spanien unterstützten Kronprätendenten zu befürchten. Die Widersprüche häuften sich. Während er selbst den Krieg gegen die bisherige katholische Hauptmacht betrieb, beschützte er zugleich die Jesuiten in der Türkei; Venedig aber, welches sich auf den Papst stützte, suchte die Jesuiten zu vertreiben und hätte sie vertrieben, würde nicht der französische

Gesandte in Constantinopel erklärt haben: er ginge auch, wenn jene gehen müßten.

Endlich erhoben sich auch die Spanier. Der spanische Gesandte erklärte am 26. April im Senate, Graf Fuentes, Statthalter in Mailand, wolle wegen der drohenden Kriegsgerüchte ein Heer von 30,000 Mann zur Erhaltung des Friedens im Mailändischen aufstellen, das das Thor Italiens sei; er bitte deshalb um freien Durchzug dieser deutschen Völker durch das venetianische Gebiet. Aber schon am nächsten Tage kam auch der französische Gesandte und bemerkte, der Prinz von Condé habe, zweifelsohne mit Wissen der Republik, das venetianische Gebiet berührt; er sei über Riva, Desenzano nach Cremona gegangen. Auch waffneten sich jetzt die Spanier, um den Krieg nach Flandern zu tragen, und den König wie des Königs Staaten durch den Prinzen von Condé zu beeinträchtigen. Wollten sie wirklich nur den Frieden Italiens, so brauchten sie kein fremdes Volk, das durch die Staaten benachbarter Fürsten zöge! Der Doge erwiderte, er könne den Durchzug Unbewaffneter nicht hindern, und ihre Absicht sei, keinen Schaden zuzufügen. Aber schon am 30. April wird dem spanischen Gesandten der Wunsch ausgedrückt, das Kriegsvolk möge auf einem andern Wege nach Mailand ziehen. Venedig sei in dieser Sache gänzlich uninteressirt, wolle sich seinen Freunden unparteiisch zeigen und denke nur, den Frieden zu erhalten. Am darauf folgenden Tage replicirte der spanische Gesandte, es handle sich hier um Vertheidigung des rechtlich Bestehenden gegen den König von Frankreich, der Fremdes erobern wolle; wie der französische Gesandte selbst überall gesagt habe, habe er Schritte gethan, den Durchzug zu verhindern. Der König von Spanien habe das Ansuchen als italienischer Fürst gestellt, eine abschlägige Antwort müsse als Gunstbezeugung für Frankreich gelten. Allein er richtete hiemit so wenig aus, daß das Decret des Senats vom 30. April dem Gesandten in

Rom und an anderen Höfen, ja selbst dem französischen Gesandten in Venedig, mitgetheilt wurde. Glaubte man venetianischer Seits dadurch die Kriegspartei sich geneigt zu machen, so war das irrig und die Concession viel zu geringe. Der Herzog von Savoyen bemerkte dem venetianischen Gesandten, der französische König habe ihm die Hilfe Venedigs in Aussicht gestellt. Ohne dieselbe sei die Unternehmung schwierig, mit derselben werde sie gewiß und leicht gelingen. Die Venetianer hätten früher kriegerische Absichten gezeigt und durch ihren frühern Gesandten aussprechen lassen; er habe die Sache auch immer so genommen, als sollte eine wechselseitige Unterstützung zwischen ihnen beiden stattfinden. Jetzt wolle der König in Flandern los schlagen und wenn er da noch nicht losgebrochen, solle man von dieser Seite eine Bewegung durch Venetianer, Graubündtner und Savoyer machen. Er schicke deshalb einen Gesandten nach Frankreich, dem Könige zu bemerken, daß man ohne Venedig nicht gut anfangen könne, und Mailand bloß von Savoyen und Graubündten aus anfallen, sei zu mißlich (*si haverrebbe trovato troppo duro intoppo*). Während so die Schwierigkeiten sich auch über die Fürsten häuften, welche nicht minder gewissenlos als die calvinistische Propaganda den allgemeinen Brand über Europa zu bringen gedachten, langte aus Paris von dem dortigen Gesandten ein Schreiben vom 10. Mai 1610 um 24 Uhr (Stunde nach Sonnenuntergang) an: „Erlauchtester Fürst! Vor einer Stunde wurde der König in der Straße St. Denys mit zwei Stichen verwundet durch einen großen Mann, der sogleich gefangen genommen wurde. Der Louvre ist geschlossen mit großen Wachen, ganz Paris unter Waffen und in allen Ständen zeigt sich ein heftiger Schmerz, begleitet von allen jenen wirklichen Bezeugungen eines lebhaften Gefühles, welche sich gegen einen vortrefflichen und ausgezeichneten Fürsten bei den treuesten Unterthanen zeigen können. Die Herzoge von Guise,

Pernon und Andere haben sich sogleich zu Pferde gesetzt, wie es auch der ganze Adel that.“ Am selben Tage in der Nacht: „In diesem Momente vernehme ich, daß der König starb und der Herr von Ghel zum Heere geschickt wurde (wohl dessen Vorrücken zu verhindern). Der Herr von Boleo (Bouillon?) und der Präsident Giannino (Jeannin), welche den schändlichen Mörder befrugen, haben ausgesagt, er sei ein Laquai des Prinzen von Condé. Das Parlament hat durch Beschluß die Königin zur Regentin ernannt; morgen wird der Dauphin zum Könige ausgerufen.“*)

Als die Nachricht wie ein Donnerschlag nach Saurmur kam, beschuldigte, wie gesagt, Du Pleffis-Mornay die Jesuiten als Urheber des Mordes — d. h. die Freunde des Königs. Die Ansicht des venetianischen Gesandten, durch zwei unverwerfliche Zeugen bestätigt und auf dem ersten Geständnisse des Mörders beruhend, auch durch alle Wahrschein-

*) Serenissimo Principe! Un' hora fa, è stato ferito il Rè nella strada detta di S. Dionigi di due ferite da un huomo di statura grande il quale fu fatto immediatamente prigioniero. Il Louvre è fermato con grande garde, tutto Parigi è in arme et in tutti gli ordini e qualità d'huomini si scuopre un acerbissimo dolore accompagnato di tutte quelle più efficaci dimostrazioni di vivo sentimento, che possino trovarsi in fidelissimi sudditi di ottimo e perfettissimo principe. Li duche di Ghisa, Pernon et altri sono stati immediate a cavallo come ha fatto tutta la nobilta!

A di detto la notte del giorno istesso scrive il medesimo ambasciadore. Serenissimo principe! In questo momento intendo che il Ré sia morto et il Signor della Ghel è stato spedito all' esercito. Il Signor di Boleo et il Presidente Giannino, che han costituito il scelerato homicida hanno detto che sia egli un Lachè del principe di Condé. Il Parlamento ha dichiarato per arresto la regina per regente et che dimani si oridera il delfino Ré di Francia,



lichkeit bekräftigt, ist unsers Wissens bisher noch nicht ausgesprochen worden. Der venetianische Gesandte wie der Senat setzten keinen Zweifel in diese Aussage, obwohl sie, wie oben gezeigt, Gegner der Jesuiten waren. Mit der Ermordung des Königs fehlte aber dem Plane die Seele; seine Ausführung unterblieb gleichwohl nur von der einen Seite; die andere beeiferte sich um so mehr, ihrem Grimm gegen das Haus Habsburg Luft zu machen und statt der Bibeln die Waffen zu ergreifen.

LV.

Zweierlei Protestantismus und der Grund- unterschied.

I.

Zenseitige Polemik und Dr. Gelzer's „Protestantische Monatsblätter“: die italienische Propaganda und die Missionen auf den Sandwichinseln.

Es mag für oberflächliche Köpfe vor einiger Zeit wirklich erschienen haben, als ob die „politische Gunst“ dem Katholicismus dauernd sich zuwende, weil „Rom dem conservativen Princip größere Garantien gebe und wichtigere Dienste leisten könne, als die evangelische Kirche.“ Diesen Schein hält Herr Gelzer, früher Professor in Berlin, jetzt aber publicistischer Ganymed an der „evangelischen“ Heilsquelle in Basel, für Wirklichkeit fest, und setzt ihn frischweg als Axiom unter die „fünfzig Thesen“, mit welchen

er sein Journal: „Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte“ eröffnet. Das Journal erscheint in — Gotha, und es liefen ihm auf allen Straßen stolzirende Ausrufer voran, zu verkünden: daß die zu gebärenden „Blätter“ wesentlich polemisch seyn und „Antwort geben“ würden — „auf die historisch-politischen Blätter aus München.“ Das war ein freudreicher Wunsch zum neuen Jahre; es galt jedenfalls soviel als der Anschluß von ein paar tüchtigen stabilen Mitarbeitern, und lautete um so ehrenvoller, als hinter Dr. Gelzer die Blüthe protestantischer Ritterschaft Name für Name auf dem Titelblatte aufmarschirt ist: Ullmann, Hundeshagen, Mißsch, Badernagel u. s. w., Jeder, wie leicht zu erachten, mit einem stets federfertigen Schweiß literarischer Schildknappen. Denn es fehlt ihnen im andern Lager an einer großen Zahl tüchtiger und thätiger Capacitäten nicht, so daß stets wenigstens zehn gegen Einen im Felde stehen; nur daß sie eben mit all ihrem Wiß und aller großen Gelahrtheit immer nur Uebel ärger gemacht, und zwar seit dreihundert Jahren. Je stärker sie aber sind, um so mehr darf man gewiß erwarten, daß die Mitunterzeichneten den „lieben Bruder“ Gelzer nicht auch fortan im Stiche lassen werden, wie sie in dem vorliegenden ersten Hefte ihrer Zeitschrift allerdings gethan. Ist die Sache nun einmal hauptsächlich uns vermeint, so wünschen wir je einen ganzen Mann uns gegenüber in den Schranken zu sehen; nicht aber so einen zerknitterten Helden, als käme er von einem Fraternisirungs-Bankett de anno 1848, wie Dr. Gelzer mit seinen „fünfszig Thesen“. Der gute Herr hat früher viel in Literatur excerpirt, irrt sich aber, wenn er mit abgestandenen Blumen ein neues Journal zieren zu können vermeint! Wir wollen ihm bloß in Einem Punkte beweisen, daß über alten Partei-Sentenzen neue Thatfachen ignoriren — die Quelle arger Blamagen ist.

Im Allgemeinen hat freilich nicht Herr Gelzer allein

den Weg der „fünfzig Thesen“ eingeschlagen; er schwimmt vielmehr bloß mit dem großen Strome, der neuerdings alle Dämme überfluthet. Der „politischen Gunst“ soll und muß der Katholicismus für alle Fälle baar und ledig seyn. Es ist daher eine eben so bezeichnende, als immer wiederkehrende Erscheinung, was der journalistischen „Polemik“ solcher religiösen Gegner die wechselnde jeweilige Richtung gibt. Spricht sich die öffentliche Meinung gerade für ausgedehnte politische Freiheit, für republikanische Gelüste aus, dann sind jedesmal die Katholiken die gefährlichsten Reactionäre und Helfershelfer der Tyrannei; wird dagegen die monarchische Gewalt des demokratischen Geistes Herr, consolidirt sie sich, und lassen die Massen, müde und matt, wieder Alles gutwillig über sich ergehen, dann verwandeln sich dieselben Katholiken plötzlich in die ärgsten Revolutionäre, in unverbesserliche Umstürzler, welchen im natürlichen Interesse ihrer Kirche monarchische Vollkraft unendlich ist. Das ist der unveränderliche Charakter vulgär protestantischer Polemik, und ihren Weg schlagen jetzt auch die Sinnsprüche Gelzer's ein. Alle Revolutionen, seit 1789, verschuldet der — Katholicismus, Widerstand geleistet hat ihnen der — Protestantismus. Man bietet sich aber zur Erhärtung solcher Wahrheit getreulich die Hand, und bläst in betäubendem Chor überall nach denselben Noten! Da ist z. B. die, unter den Auspicien des bayerischen Oberconsistorial-Präsidenten Harleß, von den Erlanger Theologen herausgegebene „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.“ Sie zeigt so eben in einem langen Artikel *): die Hierarchie hätte leicht den Thronen die jüngsten Revolutionen ersparen können, das habe aber gerade nicht in ihrem Interesse gelegen, und „der Repräsentant Gottes hielt es für besser, zu Allem zu schweigen, und dem edeln Volke der Fran-

*) „Die Stellung der Hierarchie in der neuesten Zeit“, Novemberheft 1852. S. 304 ff.

gosen seinen Segen zu verheissen“; ja, während der Papst „in kirchlicher Beziehung mit der stärksten Reaktion hervortrat“, huldigte er dem „politischen Liberalismus und endlich Radikalismus“; damals „glaubten viele Protestanten, ein solcher Mann könne sich nie bis zu der Schroffheit der Bigotterie verirren, daß er geradezu das heilige Bibelwort verdamme“; aber doch hat derselbe Papst „solche Erlasse über die heilige Schrift hinausgegeben, welche uns Protestanten, die wir in der Schrift sitzen, nicht anders (denn) als die Zeichen des Antichrists erscheinen können, der auch am Ende der Tage in seiner abschließenden Erscheinung voll von Lästerungen sich darstellen wird.“ So das Organ des Hauptes der protestantischen „Kirche“ in Bayern! — Ferner ist da, um Bekannteres zu übergehen, auch noch ein Prof. Ewald in Göttingen, welcher „Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft“ herausgibt. Man sollte in diesen „Jahrbüchern“ etwa Aufsätze über Bileam und seinen Esel und dergleichen zu finden vermeinen! Allein der neue Kampf für das „Evangelium“ dreht sich überhaupt um ganz andere, als „biblische Fragen“; Herr Ewald exegetisirt daher über Franzosen und preussische Ritter, deutsche Flotte und Union, Zollverein und Hannover u. *), namentlich aber über „Pio nono als Haupt der Jesuiten und der entarteten römisch-christlichen Gesellschaft“, des „verdorbenen italisch-päpstlichen Christenthums“, „als Anführer und Unterhalter eines bald offenen, bald verdeckten, an sich völlig nichtigen (?), aber unendlich verderblichen innern Krieges“; er sei Ursache all des unsäglichen Elendes, das seit sechs Jahren Europa verwüste, und „habe eine Schuld auf sich, wie vielleicht jetzt kein anderer Lebender, welcher sich Christ nennt.“

*) S. die ellenlangen Ansprachen an den „Fürsten von Rom“, an „die Deutschen“ und die Predigerschaft in den „Jahrbüchern“ von 1851 bis 1852.“

Und für alle diese Greuel ist die Kirche als solche schuldhaft! Denn was immer der französische Klerus > das Haupt der römischen Kirche vielleicht noch thun <“ (in politicis nämlich), „allem Dem drückt die Lehre von vermeintlichen Infallibilität der römischen Kirche den Stempel und Bann der Unbußfertigkeit auf“ — zu solchem Wahnsinn hat selbst die „Kreuzzeitung“ (N. 274) sich hinreißen lassen. Dazu befreit man sich, um die politische Abscheulichkeit des Katholicismus, gegen den auf dogmatischem Wege offenbar nichts auszurichten ist, in recht helles Licht zu stellen, der eigenthümlichen Taktik! Man weiß, daß egoistisch-moralistisch-plutokratische Tendenz die Signatur unserer Zeit und man schämt sich nicht, diesem Dämon zu schmeicheln. > helfen z. B. Gwald und Erlangen zusammen, um alle <lt von dem „schweren Fluch“, von der „Umkehr der Segnungen des Christenthums“ zu überzeugen, so auf der Kirche <te, und wie die Protestanten „bessere und glücklichere Christen“ seien. „Unsere Leute“, unser „Volk“, ist „frei und <n, gläubig und strebend, tüchtig im Lauf auf Erden und <t dem Herzen dem Himmel zugewandt, sittsam und einfach <seinen Sitten, gehorsam seinen Gesetzen, keusch und <ntschlossen“, „unendlich gewissenhafter, ernster und göttlicher <ede bewußter, unsere Länder unendlich besser bebaut und <hender, als — euere Leute und Länder“, ihr Katholiken! <so! abgesehen davon, daß noch Niemand das geschilderte <undervoll in rerum natura gefunden hat, der Protestantismus < — socialer Heiland proclamirt! Und, daß Gott erbarm! <England und Preußen als Muster und Beispiel! Es liegen <nge Bücher vor über das ungeheure Elend der Volksmasse <gerade in diesen Ländern, wo das leider zur Religion <ordnete Princip des egoistischen Subjectivismus seine volle <rrschaft entfaltet, Bücher, die im Namen Gottes und des <ristenthums von dieser epikuräisch-heidnischen Lebensan-<nung zurückrufen, Bücher, die der unergründlichen Weis-<t katholisch-socialer Principien lobfingen, Bücher, die an

der socialen Lage der „erschlafenen Völker“ der Hierarchie sich noch erbauen, so sehr auch gerade sie meistens unter der Egoismenherrschaft des fremden politischen Egoismus schmachten! — und doch wagt die leitende Schaar jener verstärkten Fanatiker allenfalls zur Uebersetzung der ersten Seiten bei Toussenot: *Les Juifs Rois de l'époque* (Paris 1845) herauszufordern, oder zu anderweitigen Deductionen, wie im Volksleben vom Princip des durchgängigen Subjectivismus und Egoismus, spekulire er nun in der Bibel oder in Eisenbahn-Aktien, der Uebergang zum Princip des Socialismus ein unvermeidlicher war.

Um aber die „50 Thesen“ unseres Ritters von der traurigen Gestalt nicht zu vergessen! Wie denn Herr Gölzer überhaupt schwer an Novitäten leidet, so muß man ihm zugestehen, daß er auch nicht vergessen hat, die altberühmte Unterscheidung zwischen Jesuitismus und Katholicismus fleißig wiederzukauen. Zwischen jenem und dem Evangelicismus ist so wenig Friede möglich, als zwischen „Bartholomäusnacht und Golgatha“. Dagegen ist Dr. Gölzer bereit, diesem an's Herz zu fallen, der nichts anderes ist, als „das Verlangen nach einem freien, weitherzigen, weltumfassenden Christenthume“, dem „antijesuitischen Katholicismus“, zu dem sich „die edelsten und frömmsten Glieder aller Confessionen bekennen“ — wie bekannt, auch Ronge und Mazzini, Uhlich und Dowiat, weiland Robert Blum &c. Wir aber, und viele Millionen mit uns, wollen weder so noch anders protestiren, wir lieben und verehren „eine Kirchenregierung, die Blut in Strömen vergossen hat“, wir verweilen mit Lust in dem „babylonischen Gefängnisse“, und lassen den Ritter Gölzer da außen nach irgend einer excerpirten Melodie den Mondschein ansingen: „Wie könnte ich des Heilands Blut empfangen aus den Händen, die schon so oft meiner Brüder Blut vergossen!“ Es möchte auch kaum der Mühe werth seyn, zu fragen, ob vielleicht die Gölzer'sche Blut- und Bar-

Isolomäusnacht-Phantasie nicht zuweilen Gasta reproducire, wenn nicht gerade bei dem Versuch, die „Thesen“ auf zwei Thatsachen zu basiren, die beschriebene Polemik so vortreffliche Illustration gewonnen hätte.

Für das Erste sollte man meinen, in der Angelegenheit des italienisch-englischen Bedienten-Paares Madiai wäre nun der politische Hafen nach der authentischen Aktenlage deutlich genug hervorgetreten, um wenigstens zur Vorsicht zu mahnen! Nichts destoweniger heißt Gelzer's erste Thatsache „Madiai“, welcher Name „von nun an eine unauslöschliche Anlage sei“. „Es ist noch dieselbe (nach Blut riechende) Hand, die am 8. Juni 1852 in Florenz das Urtheil niederschrieb: Galeerenstrafe mit harter Arbeit für den — Uebertritt zum evangelischen Glauben!“ Offenbar mit Wissen und Willen ben so viele Lügen als Worte! Wenn aber die Verlogenheit nur zum Zwecke geräth, so kennt sie keine Scham; sie gehört zur Erfüllung der Prophezie, daß die bezüglich der Authentie-
 ras suspekten Briefes-Worte der weiland englischen Kammer-
 ofe „mit flammender Schrift ihren Weg finden werden, zur
 Aufweckung optimistischer Träumer, zur Stärkung evangeli-
 scher Herzen“. Liegt ja zumal an Italien Alles; denn —
 wie der St. Gertruden-Prediger zu Stettin jüngst in einer
 Philippica gegen Dr. Leo *) sehr naiv sich ausdrückte — „es
 ist ja klar, wenn der Herr der Kirche die Völker des Sü-
 dens mit einem hellen Schein des Evangelii begnadigen wird,
 so muß der Papst von seinem Stuhle heruntersteigen, und
 eine Mannen müssen evangelisch werden“. Es ist jetzt nicht
 um Erstenmale, daß man so speculirt, und daher die Er-
 scheinung, daß die Propaganda unter Englands Schutz mit
 wahrer Wuth sich auf Italien wirft. Zu Dublin wurde der
 ganze Madiai-Skandal angezettelt, und als die Alliance-Com-

*) Halle'sches „Volksblatt“ Num. 23.

missionäre in Berlin endlich den zuversichtlich erwarteten „unberechenbaren Eindruck (von ihrer „Deputation“) bei der Bevölkerung von ganz Italien“ nicht erfolgen sahen, da traten sie in einem Inserat der „Kreuzzeitung“ vom 20. November in einer Weise auf, die sie trefflich charakterisirt. Um das „schmerzliche Martyrthum“ der Madaia's und den Troß des Großherzogs, der zu sehr „in den Händen der Jesuiten sei“, zu beendigen, sollten alle Zeitungen Europa's die Reisenden auffordern, Toskana zu meiden, und zwar Namens der „Nation“ und auch alle Nicht-„Evangelischen“, die „es jammert, daß man dort solche Leiden erdulden muß, weil man betend die Bibel liest, und sich aus Herzensdrang zum reinen evangelischen Glauben bekennt“. Man sieht: es ist und bleibt stets die gleiche principielle Verlogenheit, die der hundertmal erhärteten wahren Sachlage gegenüber zum hundertsteintennmale wieder die Lüge sagt!

Selbst die in Toskana jüngst verfügte Wiederherstellung der Todesstrafe gibt neue Veranlassung zu widerwärtiger Heuchelei: es existirten ja alte Gesetze über Verbrechen „gegen die heilige Religion“, und ohne Zweifel würden nun künftig alle „Bibelleser“ strangulirt. Jener Berliner-Ausruf war aber noch bescheiden! In England, wo die Agitation im vollen Gange ist und der Erzkatolikenhasser Graf Shaftesbury eben erst eine Riesen-Petition an die Königin zusammengestrommelt hat, denkt man noch auf ganz andere Maßregeln. Der für ministeriell erachtete „Morning Herald“ antwortet auf die Frage: was denn nun England und die andern „protestantischen Staaten“ gegen den „unheilbaren italienischen Katholicismus“ thun sollten? — also: mit Krieg das kleine Toskana zu überziehen, möchte unsinnig seyn; „aber Eines könnte wenigstens geschehen: wenn die protestantischen Königreiche den Großherzog von Toskana in Berruf thun (!!), so wird er seine Lage bald sehr unangenehm finden; wir wissen, daß diese Idee bereits angeregt worden ist,

und ihre Verwirklichung dürfte nicht so fern seyn, als die Jesuiten sich einbilden.“ Und einem andern „kleinen italienischen Fürsten“ auf „wackelndem Throne“, der an Allem Schuld trägt, dem — Papst wird noch namentlich mit der „Explosion“ gedroht, „die eines Tages kommen muß.“ Gewiß gehört nicht viel Scharfsinn dazu, hinter solchem Treiben tiefere Pläne zu vermuthen!

Inzwischen scheint aber selbst Sardinien, das in maßloser Thorheit der englischen Propaganda die Pforte Italiens geöffnet, in jener „Bibelleferei“ ein garstiges Haar gefunden zu haben, und jedenfalls wird, was etwa noch nicht ist, bald werden. Wenigstens berichtet soeben eine protestantische Zeitung Piemonts: im Genuesischen seien mehrere Protestanten wegen Proselytenmacherei verhaftet und ihnen die Bibeln der British and Foreign Bible society weggenommen worden. Wie kommt das? Steht doch in Turin selbst ein neuerbauter und prachtvoller protestantischer Tempel — und die „Bibellefer“ verhaftet man! Berichtet doch in diesem Augenblicke Hengstenberg's „Kirchenzeitung“: „In Piemont beginnt ein wahrhaft evangelisches Leben; von den Toleranzedikten begünstigt, haben sich in diesem sonst so feindlichen Lande evangelische Vereine gebildet, deren Gründer und Leiter die vertriebenen Protestanten aus Rom, Neapel und Toscana sind; diese treuen Christen sind Missionäre für ihr Volk geworden“ — und nun plötzlich polizeiliche Maßregeln gegen „Bibellesen“! Ist das nicht wunderbar? Freilich hat Dr. Gelzer selbst gesagt (und auch schon wieder vergessen), daß Mazzini mit der englischen Bibelgesellschaft stets Hand in Hand gegangen! Hören wir aber darüber auch noch unsere guten Erlanger.*) „In Italien“, sagen sie, „ist durch die unablässigen Bemühungen der Engländer, Bibeln und evange-

*) Protestantismus und Kirche a. a. O. S. 323.

lische Schriften zu verbreiten, an vielen Orten ein ernstes Suchen nach Wahrheit erwacht, und wäre dort die Strafe für Jeden, der der römischen Kirche untreu zu werden scheint, nicht so groß, so würde man noch mehr von diesem verborgenen Suchen hören“. Man könnte fragen: wie groß ist die Strafe? und haben die katholischen Bekenner je berechnet, wie die Welt ihnen die Glaubensstreue lohnen werde? und ihre Blutzengen je die Größe der Strafe überschlagen? Aber folgen wir den Erlangern weiter: „Signore Cassi, einer der Triumvirn Roms, welcher als Flüchtling im Waadtlande zu evangelischer Gesinnung erweckt wurde, theilt mit, daß vielfach den politischen Bewegungen Italiens auch ein religiöses Element zu Grunde lag“ (vielmehr in den meisten Fällen umgekehrt), „ein Streben, frei zu werden von den Banden der Hierarchie und selbstständig nach der Wahrheit forschen zu können. So ist es denn leicht zu erklären, daß bei Haussuchungen das Vorhandenseyn einer Bibel als der größte Beweis des Verbrechens dient“ (d. h. als Beweis revolutionärer Umtriebe, an deren Spitze seiner Zeit jener Cassi selber stand). „So weit ist es daher gekommen, daß die insgeheim evangelisch Gesinnten eine eigene Zeichenschrift zu führen genöthigt sind.“ Und mit solchen Daten zieht auch der conservativ seyn wollende Protestantismus in unbegreiflicher Bornirtheit triumphirend auf, wo er Grund hätte, über den Mißbrauch seines „Evangeliums“ zu revolutionären Zwecken die Hände ob dem Kopf zusammenzuschlagen!

An sich aber wollen wir unsererseits die Aussicht auf einen großen Abfall vom Glauben unter den Italienern unsern Religionspeculanten gar nicht einmal trüben! Es sieht dort namentlich unter dem niedern Klerus zu sehr aus, wie in Deutschland in den Tagen Luthers, als daß eine italienische „Reformation“ en miniature eines schönen Morgens auch noch überraschen könnte. Nur verräth es totale Unkenntniß dortiger Zustände,

wenn Hengstenberg's „Kirchenzeitung“, anstatt einer athei-
stischen, eine altlutherische „Reformation“ hofft, da „das Wort
sola fide noch in der Erinnerung mancher Völker funkle, und
auch Pius IX. vielleicht von Neuem die Kraft jenes Wor-
tes erproben werde.“ Unwidersprechlich bleibt auf alle
Fälle, was selbst das englisch-protestantische „Morning
Chronicle“ zu bedenken gibt: „Eine halbstündige Unterred-
ung mit einem Italiener genügt, um die Ueberzeugung zu
gewinnen, daß der Abfall von der römischen Kirche mit we-
nigen Ausnahmen seinen Hauptgrund in politischer Opposi-
tionslust, nicht in religiöser Ueberzeugung hat; es ist eine
traurige aber wahre Thatsache, daß der Italiener rö-
misch-katholisch oder gar nichts ist.“ Vom prote-
stantisch Werden kann es sich also nur handeln, insoferne
protestantisch und „gar nichts“ gleichbedeutend ist.
Und Dr. Gelzer ist allerdings der Meinung, daß „gar
nichts“ besser sei, als katholisch; er hofft daher selbst
von dem „Gedanken“ im Rongeanismus, „der noch heute Rom
erbeben macht“, „ein Gedanke, dessen Stunde auch noch
kommen kann“. Denn so schwer es auch „seit Ronge und
Consorten“ für den „ächten Katholiken“ ist, „einen antijesu-
itischen Katholicismus zu vertreten“, „so müßte es doch ver-
ächtliche Feigheit heißen, wollte man sich ein großes Prinzip“
(die evangelische Freiheit) „auf die Dauer durch Carrikirung
desselben verleiden und verkümmern lassen.“

Wie lautet aber nun die zweite der Thatsachen, auf die
Herr Gelzer die Blut-Partie seiner „Thesen“ gründet?
„Jene mit dem Blute unserer Glaubensbrüder befleckte Hand“
— heißt der 46. Griff des unglücklichen Aphoristen in den
Excerptenfaßten — „hat plötzlich für einen Augenblick die be-
schönigende Verhüllung abgeworfen, als sie mit fremden Ba-
jonetten der evangelischen Mission auf Tahiti den Todesstoß
zu geben suchte! Heißt es nicht auch da mit furchtbarer Wahr-
heit: „„Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlge-“

rüche Arabiens würden diese Hand nicht wohlriechend machen““. Kurzweg könnte man auch hier wieder sagen: so viele Lügen als Worte! Denn die Kirche hatte mit der angezogenen französischen Expedition nach den Gesellschafts- und Sandwichinseln nichts zu schaffen; sie und die folgende Besitzergreifung waren eine pur politische Diversion Louis Philipps, um festen Fuß in der Südsee zu fassen. Er fand dabei Unterstützung bei den auf das höchste erbitterten englischen und amerikanischen Kolonisten, also bei Protestanten, gegen das Schandregiment der protestantischen Missionspfaffen, welche von jeher die eingebornen Königlein am Gängelbände führten; und daß die Ankunft der französischen Schiffe bei den Inseln einer seit 1830 von solchen „Aposteln“ unterhaltenen grimmigen Katholiken-Verfolgung allmählig ein Ende machte, war ein rein zufälliger Umstand. Blut wäre von jenen „fremden Bajonetten“ nicht ein Tröpflein vergossen, noch den missionirenden Prädikanten ein Härlein gekrümmt worden, wenn nicht sie selbst es anders gewollt hätten; so haben sie denn auch ihre alte Macht zum kläglichen Verderben des armen eingebornen Volks auf den paradiesischen Inseln bis zur Stunde behalten, etwa mit Ausnahme der Lizenz, gegen die wenigen Katholiken ihrer Gebiete beliebig die Keronen zu spielen, wodurch sie übrigens schon zuvor nichts Anderes erreichten, als daß sie der alten Kirche auch dort erhabene Märtyrer schafften, und wobei ihrer Niederträchtigkeit Niemand mehr im Wege stand, als die protestantischen Consuln von England und Amerika. Ursache hatten sie freilich, die katholischen Priester — ein paar arme verlassenen Männer — und ihre Lehre zu ächten; denn es war nur zu klar, daß diese in ihrer natürlichen Milde und Freundlichkeit den Insulanern weit mehr zusage, als das finstere Religionsystem der protestantischen Missionäre.

Es thut Noth, daß fortan die Geschichte ihrer Missionen scharf in's Auge gefaßt werde, denn nirgends zeigt sich

schlagender, was der Protestantismus, behend zum Verwüsten, aber unfähig zum Aufbauen, naturgemäß wirke. Für jetzt ist es jedoch genug, dem Haupthelden der „protestantischen Monatsblätter“ anzudeuten, wie schwer er sich mit dem Excerpt „Tahiti“ selbst in's Gesicht geschlagen. Wir schreiben dieß, während die Kunde von einem neuen katholischen Blutzeugen durch die Welt geht, von dem Missionär Bonnald, der am 1. Mai in Tongking um des Namens Christi willen enthauptet wurde, in denselben Regionen, wo jüngst, Seitens der englischen Missions-Speculationen mit Gift und Lumpen, Güßlaff, der „berühmte Missionär China's“, zugleich Agent und Werkzeug der englischen Politik, starb und „sein ganzes großes Vermögen, nach der China Mail 12,000 bis 18,000 Pfund Sterling, seiner jungen Frau hinterlassen hat; die Missionsanstalten aber und seine armen Verwandten in Deutschland sind leer ausgegangen“ *). Die Rechnungen der Missions-Vereine des Protestantismus lauten in diesem Augenblicke schon auf eine halbe Milliarde, und noch fragt man sie umsonst nach einem Blutzeugen, aber nicht umsonst nach Erfolgen auch an andern Orten, wie sie in der Südsee jetzt vor Augen liegen. Schwerlich kennt Herr Gelzer das treffliche Werk E. Micheli's **), in welchem protestantische Autoren sich darüber aussprechen. Seit zweiunddreißig Jahren wirken auf jenen Inseln englisch-amerikanische Missionäre; es war aber schon zum Schrecken der europäischen Kolonisten, ihrer eigenen Landsleute mit den Consuln Englands an der Spitze, daß sie landeten und ansiedelten. Welches Christenthum sie an die Stelle des durch die abenteuernden Einwanderer bereits gestürzten Heidencultus mühelos aufrichten würden, war vorauszusehen. Die „Apostel“ gin-

*) Prof. Reumann in der Allg. Zeitung vom 18. Nov. 1852.

**) Die Völker der Südsee und die Geschichte der katholischen und protestantischen Missionen unter denselben. Münster 1847.

gen zu Hof bei den Fürsten und Großen, erachteten diese leicht für bekehrt, wenn sie auch fortlebten, wie das liebe Vieh, machten von ihrem reichen Missions-Golde blendenden Aufwand, lehrten die wilden Häuptlinge zunächst ausgesuchtesten Comfort durch eigenes Beispiel, bemächtigten sich faktisch ohne weitere Mühe der Regierungsgewalt, und befahlen dann das Volk leicht — zum Predigen, Beten, Singen herbei. Selbst protestantische Reisende ärgerten sich, Missionärs-Weiber, in kleinen Wagen von mehreren Indianern gezogen, auf der Spazierfahrt zu sehen, und protestantische Blätter beklagten sich, daß diese „Missionäre“, ursprünglich „Schuster und Schneider, welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen“, es für entwürdigend hielten, die armen Insulaner im Gebrauch der Ahle und der Nadel zu unterrichten. Neben dem Hofdienst bemühten sie sich, nach Maßgabe ihrer handwerksmäßig theologischen Dressur, den Wilden ein tiefes Gefühl von der völligen Verderbniß der menschlichen Natur und von den Schrecken der Hölle beizubringen; äußerte dann das künstlich erschütterte Gemüth der Armen Vertrauen auf das weißfärbende Blut Christi, so war die Conversion fix und fertig, ausgenommen, daß nun noch in jeder Beziehung des Lebens alles aus dem frühern Naturzustande Stammende abgerissen werden mußte, als a priori schlecht und teuflisch. Eine solche Dogmatik mit den kalten Schauern moralischen Todes in sich — sie hat für die harmlosen und fröhlichen Indianer ihre Früchte getragen; Branntwein und Syphilis haben den herrlichen Volksstamm bereits decimirt, er ist am Aussterben; das Resultat der über alle Wünsche hinaus reichlich unterstützten, mehr als dreißigjährigen Mission der Protestanten auf jenen Inseln ist ein Zustand beisspielloser sittlicher und politischer Auflösung in dem beweinenenswerthen Volke. Solchem volksmörderischen Treiben gegenüber betrachte man die Lage der benachbarten Philippinen unter den armen und demüthigen Missionären der alten Kirche, zu geschweigen des hohen Muthes und der Todesverachtung, mit der die spanischen Missionen in Amerika eine mit Vernichtung bedrohte Urbevölkerung gerettet haben. Und wohlverstanden — das Princip, nicht die Persönlichkeit seiner Träger hat im andern Lager so unermessliches Unheil angerichtet!

Als nun aber in den Jahren 1837 und 1839 die Franzosen von der ebenso henkerischen, als mit rührender Ueberzeugungstreue bis zum schmerzlichen Tode ertragenen Heße der kleinen Katholiken-Gemeinden Anlaß zu ihrer Intervention nahmen, da half es nichts, daß den wüthenden Verfol-

gern ihre volle geistliche Sphäre garantirt, und von England die Schutzherrschaft Frankreichs über Tahiti anerkannt wurde. Die „Apostel“ waren nicht zufrieden, den englischen Consul in angeborener Böbelhaftigkeit zu insultiren, und gegen die ganze englische Partei auf den Südsee-Inseln noch glühenden Haß, als selbst gegen die Franzosen, zu bethätigen, denn offenbar hatten nur diese protestantischen Engländer die armen Katholiken vor gänzlicher Vernichtung bewahrt! Nicht nur heßten die „Apostel“ auf Tahiti ihre Königin-Puppe zu einem wahnsinnigen Kriege, nicht nur brachten die Londoner-Missions-Clubs durch wüthende Declamationen ganz England in Aufregung, es war auch sonst kein protestantischer Winkel in der Welt, wo nicht für Tahiti und die Sandwich-Inseln alarmirt wurde. Auch das bayerische Organ *) übersetzte noch im Jahre 1843 Genfer-Erlasse gegen die „Occupation Otaheiti's durch römische Priester und französische Canonen“, diesen „ersten Sieg des modernen mit den Mächten der Erde von Neuem verbündeten Papstthums“ wider „die glorreiche Reformation und die kostbare Bibel“, zunächst wider die vierzigjährige Arbeit der „Gottesmänner“ auf den Südsee-Inseln, deren „jugendlicher Bevölkerung“ Rom nur den Fuß auf das Haupt setzen wolle, um sofort mit seiner Herrschaft der Finsterniß „zu mächtigeren Nationen emporzufliegen.“ Es wird schließlich ein Bettag vorgeschlagen gegen „die seelenmörderischen Irrthümer des Papismus“, und damals hat offenbar Herr Gelzer fleißig excerpirt!

Aber nun höre Herr Gelzer das Weitere! Die ausgelassenen Seeleute des Admirals Dupetit-Thouars hatten, während er bei Tahiti vor Anker lag, unermesslichen Anklang bei den protestantischen Insulanerinnen gefunden; diese armen Geschöpfe schwammen schaaarenweise den Schiffen zu. Jener Genfer-Erlaß nun verkündete dieses Factum noch im Jahre 1843 aller Welt in folgender Fassung: „So auffallende Allianz hat das Papstthum in Oceanien mit der Unzucht geschlossen“, und das „erinnert uns an den Namen, welchen Rom nach dem Ausspruche der Schrift an seiner Stirne trägt: „„Das Geheimniß, die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden““; „der Admiral kam, den evangelischen Missionären und um ihrentwillen der Moralität selbst den Krieg anzukündigen!“ Das hat Herr Gelzer auch gelesen und excerpirt! Hat er aber weiter

*) Parleß: Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. VI. 77 ff.

gelesen, was zu derselben Zeit die englischen Zeitungen öffentlich debattirten: daß eine gesetzlich geregelte H...nsteuer nach wie vor der Ankunft der Franzosen als ansehnlicher Posten in dem Staats-Budget der bis in's Kleinste von den „Gottesmännern“ geleiteten Königin Pomare von Tahiti paradirte und nach Möglichkeit ertragsfähig gemacht wurde*)? Was aber die Sandwich-Inseln betrifft, wo der politische Einfluß der Missionäre wo möglich noch allmächtiger, daher auch die Katholiken-Verfolgung am grimmigsten war — so kann Herr Gelzer die allerneuesten Aufschlüsse haben über die dortigen Erfolge der „Gottesmänner“ und des „Evangeliums“! Das protestantische Journal „Westland“ des Dr. Andree in Bremen erzählt noch in seinem jüngsten Hefte **) wörtlich, wie folgt:

„Schon seit länger als zwanzig Jahren sind Missionäre die eigentlichen Herren der Sandwich-Inseln, und schon weit länger sind auch Klagen über ihr Verfahren laut geworden. Gewiß ist, daß die Volksmenge seit Cook's Zeit sich um weit über die Hälfte vermindert hat. Neuerdings werden wiederum laute Beschwerden gegen die Missionäre erhoben; insbesondere von Amerika aus, wo man diese wichtige Inselgruppe als einen Zubehör der amerikanischen Westküste ansieht, was sie im Grunde auch bereits geworden ist. Eine amerikanische Stimme äußert sich nun in folgender Weise: „In diesem irdischen Paradiese landeten im Jahre 1820 eine Anzahl Missionäre, um die Einwohner der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen. Dreißig Jahre sind verflossen, und eine große Menge Missionäre sind den Ersteren nachgefolgt; aber — was ist aus dem Resultat ihrer Thätigkeit geworden? Aus einem vor uns liegenden und von Mrs. Baker verfaßten Werke, das jüngst zu San Francisco erschienen ist, entnehmen wir das folgende Gemälde, das der Beachtung eines Je-

*) So führt Galignani's Messenger (16. September 1844) aus dem Briefe eines Walter Brodie in den Times Folgendes an: With regard to the divorce of Queen Pomare etc. Queen Pomare and her officers of State are supported in a great measure through prostitution, in fines levied upon the women going on board the shipping and for living on shore with Europeans and natives. The fines are sufficiently low to enable them to paid, and from the calculation. I made when at Tahiti they cannot be receiving less than 4000 dollars annually, paid sometimes in money, and at other times in cloth.

**) Dem 1. des IV. Bandes S. 227 ff.

den sehr zu empfehlen ist: Als die Missionäre im Jahre 1820 auf den Sandwichinseln landeten, fanden sie, nach ihrer eigenen Angabe, das Volk unwissend, aber tapfer und freundlich; kurzum die Bewohner erschienen kräftig an Leib und Seele, waren unschuldig in ihren Vergnügungen und glücklich bei dem reichen Segen, den die Natur über sie ausschüttete. Was sind sie jetzt, nachdem dreißig Jahre lang unter ihnen Missionäre gewirkt haben? — Ein krankes, abgestumpftes Volk, versunken in Sklaventhum, wagen sie nicht mehr, ihre Hand zu erheben. Sie sind um Alles beraubt worden, was ihnen theuer war, und müssen jetzt den von den Missionären eingesetzten Lokalbehörden gehorchen, werden gestraft und eingekerkert des geringsten Vergehens halber. Diejenigen, welche ihnen die Lehre der Liebe zu bringen vorgaben, plünderten sie unter der Form von Geschenken des Christenthums rein aus, und beten die unglücklichen Sandwichinsulaner rein zu Tode. So ist es denn gekommen, daß in diesem Moment die sämtlichen Inseln nichts Anderes sind, als abscheuliche Diebshöhlen, daß man sie einem einzigen wüsten Prostitutionshause vergleichen kann. Die wegen ihrer Schönheit ehemals weltberühmten Männer und Frauen daselbst sind jeglichen Keuschheitsinnes, jeder Ehrbarkeit und Treue verlustig geworden. Es herrscht eine Frivolität, die das eilfsährige Kind eben so arg corrumpt, als die Courtisane von zweiundzwanzig Jahren. Sie haben Gefänge der schamlosesten Art und tanzen völlig nackt, so scheußlich, daß keine weiße Mutter ihren Kindern den Umgang mit Eingebornen gestatten kann. Und wie ist diese ungeheure Veränderung innerhalb so weniger Jahre vor sich gegangen? Das Predigen des Evangeliums ist freilich nicht schuld daran, aber wer einen scharfen Blick darauf wirft, wie die Missionäre sich selbst aufführen, dem wird das Geheimniß eröffnet. Die Geistlichkeit der Sandwichinseln schwelgt sardanapalisch in dielem Paradiese, ihre Häuser sind mit Hunderten (?) schöner Weiber angefüllt, während die Männer den Pferdedienst verrichten müssen, und sich vor den Wagen ihres Seelsorgers spannen lassen, wie das Vieh. Jeder Eingeborne muß der Geistlichkeit eine wöchentliche Steuer entrichten, und die Frauen haben mehr zu zahlen, als die Männer, weil sie durch Prostitution mehr erwerben können. Als der ehrwürdige W. Coan zu Hilo (Hawali) zu seinen Kirchspielsangehörigen sagte: „Ich will, daß Keiner von Euch mir mit Prostitutionsgeld die Steuer zahle“, antwortete ein Weib in ruhigem Tone: „Dann werdet Ihr Nichts erhalten, Herr, denn wir haben kein anderes Geld!“ Der fromme Mann erwiederte darauf Nichts; er nahm aber den Tribut wie gewöhnlich. Auf welche Weise außerdem die Missionäre der Sandwichinseln den

schändlichsten Wucher treiben, dafür genüge folgende Thatsache: Im letzten Jahre erschien ein allgemeines Gesetz, die eingebornen Frauen sollten sämmtlich Hüte tragen. Von Boston war eine ganze Schiffsladung, das Stück einen Schilling kostend, durch die Missionäre importirt worden, und diese ließen dieselben um fünf Dollars verkaufen. Aber nicht allein die Gelflichkeit trägt die Schuld solcher abscheulichen Zustände, sondern vorzugsweise ein Mann Namens J. B. Judd. Derselbe ging vor zwanzig Jahren von Massachusetts mit einigen Missionären als Arzt nach den Sandwichinseln, mußte das Vertrauen des Königs der Eingebornen zu gewinnen, und erhielt von diesem den Auftrag, neue Gesetze zu geben. Es währte nicht lange, so hatte Judd die ganze Regierungsgewalt an sich gerissen, gab die besten Verwaltungsposten seinen geistlichen Freunden, und herrscht noch heute unter dem Titel eines Finanzministers. Der erbliche König Kamehameha III. ist eine Puppe in den Händen Judd's und der Missionäre; sie regieren ihn und die Bewohner der Sandwichinseln. — So ist dieses irdische Paradies zu einem großen Harem geworden, worin die Priester als göttliche Großherren schwelgen. Die eingebornen Männer sind so vollständige Varia's geworden, daß auf eine Befreiung aus einem so schmähligen Joch durch sie selbst gar nicht zu rechnen ist. Die christlichen Bewohner der vereinigten Staaten geben jährlich große Summen für Erhaltung der auswärtigen Missionen her; wir haben ein Bild dieser Missionarien und ihrer Thätigkeit entrollt und werden darin fortfahren. Jedenfalls ist es besser, sein Geld in's Meer zu werfen, als es diesen Missionen zufließen zu lassen. Die Sprache ist freilich stark, aber sie ist die Sprache der Wahrheit.“

So steht es mit den Thatsachen der „protestantischen Monatsblätter“, namentlich mit Italien und Tahiti! Nicht umsonst scheint Dr. Gelzer's gewagter Schritt auf den journalistischen Kampfplatz guten Freunden ängstliche Sorge verursacht zu haben. Er führt auch selbst „Warnungen eines deutschen Staatsmannes“ an, die ihm vorhersagen: nicht nur sei er protestantischer Anerkennung nicht sicher, sondern „auch die jetzt unerläßliche Abwehr des ultramontanen Schwindels wird mit höchst unerfreulichen Erfahrungen für Sie verbunden seyn; kann man Sie im jenseitigen Lager nicht ignoriren, so wird man alle Künste eines bössartigen Vernichtungskampfes anzuwenden suchen; in heimtückischer, verläumberischer und lügenerischer Polemik wetteifert die ultramontane Presse bekanntlich mit der radikalen“. Ignoriren zwar — wollen wir wenigstens Herrn Gelzer niemals, wir haben guten Grund zum Gegentheil; was aber das Uebrige

betrifft, so möge er dem „deutschen Staatsmann“ nur eilends zu wissen thun, er sei von den „Ultramontanen“ bereits — verläumdet worden.

II.

Dr. Leo's neueste Meinungs-Aeußerung.

Daß wir das ablaufende Jahr 1852 in diesen Blättern nicht mit den Worten der Entrüstung schließen, ist Herrn Professor Leo in Halle zu danken. Was dieser Gelehrte vor drei Monaten fürchtete, daß der „Ton der tollen demagogischen Prädikanten vom Ende des sechszehnten und Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wieder angestimmt würde“, ist nun im ganzen Abendlande geschehen. Und der blinde Haß ist aus den gelehrten Höhen bereits herabgestiegen bis unter die Massen des Landvolks, so daß in paritätischen Gegenden, z. B. am Rheine, die Katholiken, heimlicher Frevel zu geschweigen, Insulten und Mißhandlungen auf offener Straße ausgesetzt sind; wie hoch er zugleich hinaufgestiegen, bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls befinden wir uns im Stande der Nothwehr. Der confessionelle Friede kann überhaupt nicht bestehen, so lange die Gelzer'schen Ansichten die Oberhand haben, denn sie sind von A bis Z nichts Anderes, als ehrenrührige Injurien. Ob diese aber der Protestantismus als solcher nothwendig mit sich bringt? Man möchte die Frage aus der Erfahrung fast bejahen, wenn nicht dann und wann Männer, wie Leo, austräten und die Ehre ihres Bekenntnisses retteten. Leo ist aufrichtiger Protestant; er hat erst noch vor Kurzem die „freie Predigt des Evangelii und die Seligkeit allein durch den Glauben“ als die „großen Interessen“ bezeichnet, welche von „Rom“ getrennt halten müßten. Menschlicher Borausicht nach wird er demnach selbst nie zu der Kirche zurückkehren; um so bedeutungsvoller ist gerade deshalb sein Zeugniß für das mit Lüge und Verläumdung überschüttete „Rom“. Es beweist uns, daß auch auf entschieden protestantischem Standpunkte eine wahre und unbefangene Anschauung katholischen Wesens möglich sei; freilich lehrt aber der Augenschein, daß Herr Dr. Leo mit seiner durchaus edeln und wahrhaftigen Gesinnung fast Hölzer

erscheint, wenn wir etwa den Redakteur des Halle'schen „Volksblatts für Stadt und Land“ selbst, Herrn Nathusius, ausnehmen.

Für dieses Blatt verfaßt Dr. Leo „die geschichtlichen Monatsberichte.“ Es waren die zelotischen Lasterungen des Bremer-Kirchentages, welche ihn bewogen, seine Ansicht von dem Verhältnisse der christlichen Confessionen in aller Schärfe darzulegen. Von ihrer gegenseitigen Unzertrennlichkeit überzeugt, pflegte er sonst etwa zu sagen: die katholische Kirche sei „der Ast, auf dem wir sitzen“, „das andere Bein, ohne welches wir nicht stehen können.“ Dießmal sprach er sich noch klarer aus: die protestantischen Kirchen seien Republiken, entstanden durch den Abfall von der ursprünglichen Monarchie „in der Abwehr gegen ein ihnen unendlich werdendes Joch“; „das Haupt einer Mutter ist aber immer sacrosanctum, unter allen Umständen bleibt ihm ein Rest der mütterlichen Würde, sogar im Irrenhause oder Zuchthause bleibt eine Mutter Mutter für ihren Sohn — und wer will läugnen, daß die römische Kirche unsere Mutter sei, in deren Schooße wir getragen, von deren Brüsten wir genährt worden sind?“ Die Republik sei überhaupt nicht die natürliche, sondern eine künstliche Staatsform, so auch die kirchliche Republik; die Weisheit zäher Republikaner, sparsam namentlich mit dem „ursprünglich aus dem Mutterhause herübergebrachten Erbe“, müsse das Beste thun, „während sie noch jeder freie Sprung mit der Nase theilweise in den Dreck des Nationalismus und Antichristenthums hat fallen lassen.“ „Wir haben es vom Anfang an gefürchtet, jetzt aber wissen wir es gewiß: wenn die Leute auf dem Kirchentage nicht erkennen, daß wir nur ein mutilum ac minutulum des Reiches Gottes, und als solches auf republikanische Weisheit, republikanische Tugend und Zähigkeit verwiesen sind, wird dieser Kirchentag bald statt zum Aufbau zur Niederwerfung dienen.“

Nun brach aber der Sturm los! Zuerst forderte der Berliner-Pastor Schulz Herrn Leo öffentlich in der „Kreuzzeitung“ auf: er solle doch „mit seiner Pietät gegen die römische Mutter“ Ernst machen und reuig in ihren Schooß zurückkehren, und von den bei der Redaktion des „Volksblattes“ zahlreich eingelaufenen Kritikern erschien die des Stettiner-Predigers Collier. Er sprach nicht nur den Wunsch aus, Herr Leo möchte sich auf das „politische Feld“ beschränken, sondern auch bedeutende Zweifel an seiner „evangelischen“ Gesinnung, und namentlich die Ueberzeugung, daß auch Hengstenberg und Stahl eher jene „Stärkeren“ zu Bremen gefal-

lenen Aeußerungen (daß die alte Kirche eine „Ausgeburt der Hölle“ sei u. s. w.) entschuldigen würden, als Leo's Urtheile. Den altbekannten Entstellungen und Verläumdungen, welche er im Uebrigen wieder zu Markte brachte, antwortete Herr Leo mit größter Ruhe durch die angedeutete Erklärung in Num. 95 des „Volksblattes“; aber es ist schon in Num. 98 wieder ein anderer Pastor, Leo's Jugendfreund, Krummacher zu Duisburg, aufgetreten, um dem gelehrten Forscher zu beweisen, er idealisire das ganze Papstthum, und dieses sei allerdings so beschaffen, wie Collier gesagt, während Leo, zum Entsetzen aller Gläubigen, es „fakultativ“ — „die Kirche“ nenne. Wahr — ist übrigens auch in diesem „brüderlichen Sendschreiben“ nur die Eine Anklage: „von dem, was das Evangelium zum Evangelium macht: daß der arme Sünder aus Gnaden durch den Glauben an Christum ohne die Werke und ohne menschliche Vermittlung gerecht und selig wird, weiß die römische Kirche nichts und will sie nichts wissen.“

Die Erklärung Dr. Leo's in Num. 95 des „Volksblattes“ ist, auffallender Weise, noch von keinem katholischen Organe beachtet worden; wir aber halten es für eine Ehrenpflicht, sie unsern Lesern mitzutheilen. Wenn wir die blinde Gehässigkeit des einen protestantischen Gegners strafen müssen, so ist es billig, daß wir auch die offene Redlichkeit und lautere Wahrhaftigkeit des andern hervorheben. Mit diesem ist aufrichtiger Friede ein Leichtes, mit jenem — wie sich in diesem Augenblicke wieder erweist — eine Unmöglichkeit. Herr Dr. Leo äußert sich aber, wie folgt:

„Meine Ergänzung besteht einfach darin, daß ich zu zeigen suche, mein Gegner hat mich durchaus nicht verstanden. Er spricht nämlich offenbar von einer ganz andern römisch-katholischen Kirche, als welche ich kenne. Da ist es natürlich, daß er kreuz haut und ich querr. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in welcher die Autorität des Papstes mehr gilt als die Autorität Christi; während ich nur eine kenne, in welcher die Autorität des Papstes allein die Bestimmung hat, dem Lichte Christi zu dienen. Daß sie diesen Dienst anders ordnet als wir, versteht sich allerdings, deshalb sind wir Protestanten — aber sie hat doch keine andere Absicht, und man hört dem Papste nur um Christi willen. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in welcher man vor Bildern hinflücht statt vor dem einigen Arzte; während ich nur eine kenne, in welcher an allen Heiligen nur das Kreuz Christi verehrt wird, was sie in Muth und Geduld getragen haben zu der Christen Heile und der Kirche Christi Verherrlichung. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche,

in der man lieber durch menschliche Bußmittel die Sünde los werden wolle, als in wahrhaftiger Herzensbuße durch das Blut Christi; während ich nur eine kenne, die zwar menschliche Buße als Zeugniß der wahrhaftigen Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich, ohne guten Willen (*caritas*) und ohne Glauben (*fides*) geleistet wird, als das geringste helfend ansieht. — Wenn es und wo es eine solche römisch-katholische Kirche gibt, wie er sie zerrildet, da sage ich auch: das wäre der Antichrist. Aber ich kann nicht anders zeugen, als eine solche römische Kirche ist mir noch nicht begegnet; und ich habe doch in meinem Leben viele, viele Gelegenheit gehabt, Katholiken, und zwar im unbefangenen, langen Umgange kennen zu lernen, unter Umständen, wo ich ihr Leben und Meinen ohne alle Spannung beobachten konnte. Meine eigene Familie ist nicht zu viel über hundert Jahre erst zum Protestantismus übergetreten; zu nahen Seitenverwandten hatte sie immer Katholiken. — Ich habe außerdem später längere Zeit in ganz katholischen Umgebungen, ein halbes Jahr in Rom selbst gelebt; habe auch in solchen Tagen zum Theil mit Verwandten, durch deren Verhältnisse ich in Häuser und Sitten unbefangen hineinschauen konnte, gelebt und viele, viele Katholiken, auch Geistliche, auch einige Jesuiten, näher kennen lernen. Aber als Kennzeichen der römischen Kirche, die ich kenne, habe ich jene Prädicate, die mein Gegner der römisch-katholischen Kirche gibt, nicht kennen lernen — allerdings genug einsältige, auch schlechte Leute auch unter Katholiken, aber doch verhältnißmäßig nicht mehr als unter uns Protestanten — und so wenig mein Gegner die Albernheiten und Nichtswürdigkeiten schlechter Protestanten wird anführen lassen wollen als Belege gerade für die Lehrmeinungen und Tendenzen unserer Kirche, so wenig wird er so ungerecht sein wollen, die katholische Kirche gerade nach den schlechtesten Exemplaren ihrer Anhänger zu beurtheilen. Allerdings habe ich in Lehre und Praxis der römischen Kirche, die ich kenne, vieles gefunden, dem ich mich nicht beugen kann; aber absichtlich Unchristliches ist mir nirgends an ihr begegnet. Der Katechismus der römischen Kirche, die ich kenne, sagt nur, daß der Papst zu verehren sey als das Haupt der Geistlichkeit, in welcher Stellung er Statthalter Christi sey; in der Geistlichkeit aber verehrt diese Kirche deren Weihe zu Gott. Wie kann da dem Begriff der Kirche nach der Papst Christo entgegengesetzt seyn? Ueber die Päpste, so weit sie mit ihrer Persönlichkeit jene Stellung nicht erfüllt haben, urtheilen Katholiken so frei wie wir und ihre Kirche wehrt es ihnen nicht. Daß wir dabei andere Maßstäbe der Beurtheilung anlegen, ist etwas anderes; aber etwas anderes als das Maß Christi zu gebrauchen, beabsichtigen auch sie keineswegs. Der-

selbe Katechismus sagt ausdrücklich, daß in der Verehrung der Heiligen nur die Verherrlichung Gottes gesucht werde. Derselbe Katechismus zählt die Buße ausdrücklich nur dann unter die Mittel des Heiles, wenn man die Sünde nicht bloß um ihrer selbst, nicht bloß um ihrer äußern Folgen willen bereut, sondern um Gottes willen, und führt dazu die Stelle an ad Hebr. XI. 6: „„aber ohne Glauben ist's unmöglich Gott zu gefallen““ u. s. w. Die römische Kirche, welche ich habe kennen lernen, ist also eine ganz andere als die, welche mein Gegner meint — auf die, welche er meint, zu schelten, nehme ich ihm nicht im mindesten übel, nur frage ich: wo ist diese? Alles, was er Böses von seiner katholischen Kirche sagt, kann ich auf die, welche ich kenne, durchaus nicht beziehen, ohne ein falsches Zeugniß abzulegen — obwohl ich ja doch als Protestant in gar manchen Dingen noch sehr abweichender Meinung bin von der römischen Kirche, welche ich kenne. Auch wenn sich mein Gegner vorzustellen scheint, die römische Kirche wolle vom Evangelium nichts wissen, irrt er sich ganz entsetzlich, im Gegentheil ist sie bona fide der Meinung, mit dem Evangelium im vollständigsten Einklange zu sehn, freilich nicht überall mit dem, was die evangelische Theologie im Evangelium liest. Das ist aber ein Streit über die Auslegung des Evangelii, nicht über dessen Autorität, und wenn wir meinen, die römische Kirche irre ja, ihrer Auslegung, so läßt sich darüber disputiren — aber doch hoffentlich im evangelischen Sinne und mit Milde — nicht schimpfen! — nicht falsch Zeugniß ablegen! — ja nicht! Als ich einen Vetter in Olevano im römischen Gebirge besuchte und einige Tage in der Familie, bei welcher er lebte, zubrachte — in einer guten römisch-katholischen Familie — ist jeden Abend aus der Bibel, gerade damals aus den Evangelien, mit großer Andacht gelesen worden — manche protestantische Familie hätte sich ein Beispiel daran nehmen können — und das geschah nicht etwa heimlich, hinter dem Rücken der Kirche, sondern mit Bewilligung des Beichtvaters und zuweilen in dessen Beisehn, und an dem Neben, zu dem dies Lesen Veranlassung gab, hätte sich auch mein Gegner hoffentlich erfreuen können. Es waren aber schlichte Bürgerleute, gerade wie ihre Nachbarn auch, die, in deren Mitte das vorging, durchaus nicht etwa ein besonders erweckter Kreis. Es ist auch eine von den falschen Nachreden, daß die römische Kirche die Ibrigen von der Bibel abschließe — wo sie christliche Einfachheit und Treue steht, thut sie das nie — aber naseweisend herumspüren vergrübelnder Zweiselsucht, unverbautem Gelese will sie verbauen — über den Umfang, in dem diese Sorge getrieben wird, läßt sich allerdings sehr streiten; noch mehr über die Art der Ausführung durch die einzelnen Beichtväter — aber, besonders dem raubvogelartigen, hochmüthigen Wüh-

len englischer Emissäre gegenüber, die ohne irgend eine Anlage Menschen objectiv zu nehmen, keiner Bietät schonen und ihre bornirte englische Art ohne weiteres für die allein wahrhaft menschliche ansehen, erhält ihre Sorge für die ihr Anbefohlenen eine gewisse Berechtigung, wenn auch nicht unsere Billigung. Ich denke mir, meinem Gegner ist es ergangen ähnlich wie mir, der ich in meiner Heimath und in Erfurt in jüngern Jahren Katholiken genug und nahe hatte kennen lernen, und doch nachher auf der Universität, als mir von Leuten von Autorität ein ähnliches Herrbild als katholische Kirche vorgemalt ward, wie es mein Gegner wieder malt, aller jener frühern Erfahrung vergaß oder vielmehr meinte, jene Katholiken, welche ich bis dahin hätte kennen lernen, seien durch protestantischen Umgang gebesserte Exemplare gewesen — und mit der Voraussetzung: dies Herrbild sey die rechte katholische Kirche, sogar in Italien, in Rom selbst, überall, wo mich nicht Höflichkeitserückichten bezwangen, katholischem Gottesdienste entgegentrat. Die Hälfte der Schlingeleien, die ich in diesem Sinne in Florenz und Rom ausgeübt habe, würde, wenn sie ein Katholik in Berlin gegen protestantisches Wesen ausübte, hinreichen, das ganze protestantische Norddeutschland in Zornröthe zu versetzen — ich habe hundertfach Zurechtweisung, einmal im Dom von Florenz von dem im Ornat zum Altar gehenden Priester ernste Zurechtweisung — aber nie einen Zornesausbruch, nie eine Verfolgung von einem katholischen Geistlichen erfahren. Die letzten wilden Ranken dieser Schlingelei sind noch in mein Sendschreiben an Görres hineingewachsen — und ich brauche nur die brutale Weise, mit der ich damals wegen solcher Äußerungen dieser Schrift, in denen ich vollkommen im Rechte war, von protestantischer Seite behandelt worden bin, zu vergleichen mit der Milde und Liebe, mit der katholische Freunde zwar den Angriff auf ihre Kirche abwehrten, aber mir persönlich sich fortwährend freundlich und zugethan erwiesen haben, um mein schweres Unrecht einzusehen. Nochmals also: mein Gegner kennt die römische Kirche, die ich kenne, offenbar nicht — die, die er kennt, habe ich lange gesucht, so gesucht, daß ich sie als vorhanden bereits annahm — ich habe sie aber nirgends gefunden. Es thut mir Leid, daß ich in seinen Eifer nicht mehr einstimmen kann — aber ich kann nichts dazu — einem Gespenst, was aus Collegienheften, schlechten Zeitungen und anderem Geschnitzte aufsteigt, kann ich nicht mein ganzes Leben nachjagen, und wirklich falsches Zeugniß abzulegen, das wird mir mein Gegner doch auch nicht zumuthen wollen. Ich habe zuweilen das Kirchengespenst in beiden Händen zu haben gemeint — aber wenn ich recht zusah, war's immer nicht die Kirche, sondern irgend ein dummer Kerl. Ich dachte, ich hätte es an allen Sipfeln, als ich endlich

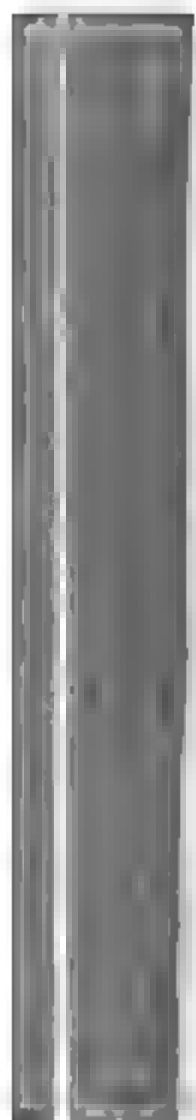
fand, daß allerdings die katholische Kirche auch Bußübungen von solchen verlangt, deren Herzen noch hart sind, aber als ich's bei Eichte besah, trat mir nicht, wie nachgeredet wird, eine Verwechslung der äußern Buße mit der wahren Herzensbuße, sondern nur ein Stück christlicher Erziehung, was auf Joh. 7, 17. ruht, entgegen. Ich dachte, ich hätte es an allen Zipseln, wenn ich Reliquienverehrung und dergleichen sah, bis ich fand, daß hier doch nur eine wahrhaft christliche Schonung und Uebung vorhandener Pietät gepflegt wird, und daß die Kirche als solche von keinem Menschen den Glauben an bestimmte Reliquien fordert — daß alle diese Dinge nicht de fide sind. Kurz! ich habe an der katholischen Kirche, die ich kenne und allein kennen zu lernen vermocht habe in dem nun halben Jahrhundert, seit ich erinnern kann, zwar Vieles gefunden, was ich nicht mitmachen kann, aber auch nichts, was ich antichristlich nennen könnte, und will es mir allmählig vorkommen, als wenn zwar wir, die wir einmal von dem Gegensatz berührt sind, ihn auch bei uns um unserer Seelen willen, zu Ende und vollständig durchdenken müßten, aber als könne ein Christ in naiveren Umgebungen ein sehr guter Christ seyn und zu vollkommen selbigem Ende kommen, ohne jemals von den Unterscheidungslehren der beiden streitenden Kirchen auch nur ein Sterbenswörtchen gehört zu haben. Das, was diese beiden Kirchen als gemeinschaftliches Gut haben, ist das Höhere und Tiefere, ist die Hauptsache. Das Uebrige kann ich nun sehr kurz abmachen. Offenbar hat mein Gegner überall, wo ich von der Kirche gesprochen habe, nur das subjective Christenthum und dessen Leuchten und Wirken vor Augen. Vor diesen Dingen beuge ich gerne mein Haupt, und kann nur meine Uebereinstimmung versichern. Aber etwas ganz anderes ist die welthistorische, die völkerumspannende Mission der Kirche, und also die Kirche selbst. Dadurch, daß Christus unser Haupt ist, allein hat unsere Kirche noch keine monarchische, also als Kirche überhaupt noch nicht die Gestalt, in welcher gesunde Ruhe und Wachsthum ist. Die römische Kirche, welche Christus auch zum Haupte hat, hat aber monarchische Grundlage, und ist daher facultativ, wenn auch für den Augenblick mit vielen Gebrechen behaftet, die uns von ihr trennen, doch die Kirche. Das fühlen ihr auch ihre Feinde (zu denen ich nicht gehöre — ich bin nur nicht ihr Mitglied) an, sonst hätten sie nicht eine kindische Furcht vor ihr.“

LVI.

L i t e r a t u r.

Münchener Jugendfreund, redigirt von J. B. Fürg, Druck und Verlag bei J. G. Weiß.

Clemens Brentano und Guido Görres waren es, die mit einigen Freunden, in einer noch immer unübertroffenen Weise, zuerst den Paradiesesgarten der Kindermwelt in Schrift und Wort aufgethan; in ihren wunderlieblichen Erzählungen, Reimen und Gedichten liegt ein unversieglicher Born herziger Einfalt und innigen Glaubens. Seitdem sind Viele, mehr oder weniger glücklich, auf dem einmal gebahnten Wege nachgegangen. Wie aber der böse Feind in jeglich Werk des Unkrauts Korn zu werfen strebt, so ward des Tages Streit und Haß auch in diese kleine, harmlose Welt getragen, und hat unter der schillerndsten Blumenpracht in manch giftigem Büschelchen Platz gefaßt. Außerdem sind in der ersten Hälfte dieses Jahres nahezu anderthalb hundert neue „Jugendschriften“ in den deutschen Buchhandel gerathen, von denen kaum der zehnte Theil der katholischen Presse anheimsällt. Unter so bewandten Umständen ist es gewiß dankenswerth, daß ein Verein von Jugendfreunden eine kleine Zeitschrift begründete, welche mit dem kommenden Jahre bereits den dritten Band eröffnet. Kleine Erzählungen und Legenden, Mittheilungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der weiten Welt mit ihrer Herrlichkeit und den Wundern der Schöpfung, auch Erläuterungen von Tauf- und Städte-Namen, der Fassungsgabe der Kleinen möglichst anbequemt, bringt sie am Ende jeder Woche, dazu Sinnsprüchelein, Verse und Lieder mit Melodien inzwischen eingewebt, und auch die Zier sauberer Holzschnitte ist nicht vergessen worden. Die Speculation liegt dem Unternehmen fern; der Ertrag gehört zu wohlthätigen Zwecken. Möge der „Jugendfreund“ um so mehr, wie er verdient, weit und breit gebahnte Wege in die Herzen der Kleinen finden, die der Herr vor Andern hat zu sich kommen lassen!





**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]



